
1811
1911





















B. G. TEUBNER 1811–1911

GESCHICHTE DER FIRMA

IN DEREN AUFTRAG HERAUSGEGEBEN VON

FRIEDRICH SCHULZE

LEIPZIG IM JAHRE 1911



WOHL DEM, DER SEINER VÄTER GERN GEDENKT – im Sinne dieses Wortes mußte und konnte es zuerst die freudig geübte Pflicht der Dankbarkeit gegen unsere Vorgänger, vor allem den Begründer der Firma B. G. Teubner, unseren Großvater und Urgroßvater, sein, die uns, die heutigen Inhaber, bestimmte, diese Geschichte zu dem Tage vorzulegen, an dem unsere Firma auf ein Jahrhundert zurückblicken kann. Ist doch für seine Nachfolger bis heute das Wirken Benedikt Gotthelf Teubners vorbildlich gewesen, dem der materielle Erfolg nie in erster Linie stand, den die Freude an der Arbeit, das Bewußtsein, Nützliches zu schaffen, der Sache zu dienen, aus kleinen Anfängen emporgeführt – ein lebendiges Beispiel des seine Ziele tatkräftig verfolgenden Idealismus seiner Zeit, der ihn in schweren Tagen den Mut finden ließ, sich auf eigene Füße zu stellen, nachdem ihn der kategorische Imperativ treuer Pflichterfüllung gegen eigene Wünsche und Pläne aus der Fremde in die Heimat zurückgerufen.

Galt es bei der Darstellung der Anfänge Lebens- und Zeitumstände ausführlich zu behandeln, die uns schon so fremd geworden sind, und durfte dafür eben als für ein allgemeine Verhältnisse veranschaulichendes Beispiel die Teilnahme auch des Fernerstehenden erhofft werden, so mußte und konnte das, je mehr die Darstellung sich der Gegenwart näherte, zurücktreten. Um so mehr aber mußte zur Hauptaufgabe werden, zu zeigen, wie die Entwicklung der Firma, namentlich des sich immer mehr ausdehnenden Verlags, bedingt war durch die allgemeine geistige und die besondere fachwissenschaftliche auf den von ihm gepflegten Gebieten, inwieweit er ihr zu dienen erstrebt und erreicht hatte. In diesem Sinne wollen die von dem Ideal einer wirklich geschichtlichen Darstellung freilich mehr oder weniger und mit größerer oder geringerer innerer Notwendigkeit entfernten Skizzen aufgefaßt sein. Zur Geschichte wird sie sich namentlich der unschwer ergänzen, der den Hintergrund der betreffenden allgemeineren oder besonderen

Entwicklung noch deutlicher sich zu vergegenwärtigen weiß – es wird auch jeder leicht das Maß Kritik hinzutun können, das eine solche erfordern würde, und das hier, dem Anlaß und dem Charakter der Festschrift entsprechend, auf das Geringste beschränkt werden durfte, so wenig Vertuschung oder Beschönigung irgendwo Anwendung gefunden haben, und so wenig es dessen bedurft hat. Endlich war die Absicht, eine Gesamtübersicht über das von der Firma Erstrebte und Geleistete zu geben, die vor allem vielleicht dem nicht unwillkommen sein wird, der in Beziehungen mit der Firma auf einem der von ihr gepflegten Gebiete stehend, gern wissen möchte, in welcher größeren Gemeinschaft er sich befindet.

Das mit der Darstellung Erreichte wird vor allem Herrn Dr. Friedrich Schulze verdankt, der die Schwierigkeiten, die namentlich die Kürze der verfügbaren Zeit und die Beschaffung des Materials für die Anfänge boten, durch größte Hingabe an die Sache überwunden hat, nächst ihm Herrn Dr. Conrad Müller, der die Bearbeitung des achten Kapitels freundlichst übernommen, des weiteren allen denen, die auf S. 520 als Mitarbeiter genannt werden, sowie der überaus großen Zahl derer, die uns durch Material und Mitteilungen unterstützt haben.

Möge das Bild, das dieser Band von dem ersten Jahrhundert unserer Firma gibt, erkennen lassen, daß in ihr stets weitergearbeitet worden ist gemäß dem anderen Worte, das, so Gott will, auch ferner uns und unseren Nachfolgern vor Augen stehen soll:

WAS DU ERERBT VON DEINEN VÄTERN HAST,
ERWIRB ES, UM ES ZU BESITZEN!

Leipzig, am 21. Februar 1911

DR. ALFRED ACKERMANN DR. ALFRED GIESECKE
KONRAD GIESECKE

VORFAHREN & ANFÄNGE



er Name Teubner stammt von teufen (tief machen) und weist mithin in das Bergmännische zurück. Soweit es urkundlich noch festzustellen ist, waren Teubners Vorfahren Pastoren. Der älteste bekannte wurde 1625 als posthumer Sohn Christian Teubners in Annaberg geboren, kam am 2. Sonntag n. Trin. 1669 als Substitut nach Königswalde, wo er sich nach der Sitte der Zeit mit der Tochter seines Amtsvorgängers Hunnenberger, mit Anna Katharina Hunnenberger, verheiratete. Er amtierte über 14 Jahre und starb am 6. März 1684, im 59. Lebensjahre, wenige Monate nach seiner Emeritierung. Von seinen zwei überlebenden Kindern wurde der Sohn Johann Thomas – so nach seinem Großvater mütterlicherseits genannt – wieder Pastor, während sich die ältere Tochter Katharina Elisabeth 1701 nach Jöhstadt mit Johann Christoph Bretschneider verheiratete. Johann Thomas aber bezog 1685 die Annaberger Lateinschule und 1693 die Universität Leipzig, in deren Matrikel er, um später vor den rohen Aufnahmebräuchen geschützt zu sein, bereits als Dreizehnjähriger eingetragen worden war, wurde ein reichliches Jahr darauf Baccalar, 1699 in dem nötigen Abstand Magister, nachdem er bereits drei Jahre unter dem Merseburger Stiftssuperintendenten praktisch tätig gewesen war. 1702 findet er dann in Hayna bei Merseburg zunächst eine Vertreterstellung, die sich wie üblich nach dem Tode seines Vorgängers zur definitiven auswächst. 1703 verheiratet er sich mit Maria Katharina Oertel, 1733 stirbt er.

Er ließ seine drei Söhne studieren; die beiden ältesten, Johann Karl und David Friedrich, gibt er am 17. April 1721 zusammen zur Deposition, dann widmen sich beide der Theologie, der ältere von 1723, der zweite, der bis dahin „die Schulstudien fünf Jahr lang auf der Leipziger Thomasschule unter Pezolden,

Ludovici, Hebenstreiten und Ernesti getrieben", von 1725 ab. Der jüngste dagegen scheint Jurist geworden zu sein. Johann Karl († 1751) folgt seinem Vater ins Haynaer Amt; David Friedrich aber, der wie üblich 1726 Baccalar, 1730 Magister geworden ist, wird kurz vor seines Vaters Tode von dem damaligen Patron, Herrn von Brösigke auf Breitenfeld, als Pfarrer nach Grosswiederitzsch berufen, das damals unter dem Merseburger Stiftskonsistorium stand. Und ein paar Monate später, am 25. August 1732, verheiratete er sich auch mit Johanna Christiane Niehr, der Tochter eines verstorbenen Merseburger Rechtsanwalts. Er feierte seine Hochzeit in Merseburg, in sein Wiederitzscher Kirchenbuch aber trug er ein: „Dominus vero conjugii qui et nostra haec pacta conjugalia pepigit omni felicitatis genere pro sua benevolentia nos cumulare velit, idque clementissime efficere; ut quoad vixerimus, cum summa animi tranquillitate vitam agamus." So ganz ruhig verlief indes sein Leben nicht. Wiederitzsch hatte während seiner Amtszeit durch den Siebenjährigen Krieg zu leiden und war schon vorher von einem großen Brande betroffen worden, der auch das alte Pfarrhaus vernichtete. Teubner berichtet darüber:

„Gott hat mich erfahren lassen viele und große Angst; ich habe allenthalben Trübsal gehabt, 2. Corinth. 4, 8, und es hat Gott gefallen, mich dem Hiob in den meisten Stücken gleich zu machen. Ich gedenke nur einiger Trübsalen. Zweymal bin ich in Kriegsnoth gekommen, da ich großes Schrecken, Schaden und Verlust gehabt; Hagel und Mißwachs und Viehseuche haben mich betroffen. Besonders aber habe ich in dem Brande am 7ten Jun. 1752, in welchem das ganze Dorf verdarb, fast alles verlohren, und lebe, bis dato, fast 6 Jahr, außer der Pfarrwohnung, die noch nicht erbauet, in elenden Umständen. Jedoch hat der Herr auch diese und andere Lasten bisher tragen helfen. Gelobet sey sein Name immer und ewiglich! In meinem Brandunglücke hat er sich meiner besonders treulich angenommen, und das liebe Leipzig, dem der Herr dafür viel Gutes thue, zur herzlichen Liebe erwecket; da ich fürnehmlich die hohe Gewogenheit und herzliches Mitleiden E. H. u. H. R. daselbst zeitlebens rühmen werde. Meine beyden Herren Ephori, Deyling und Steinmüller, haben auch in meinem Brandunglück ausnehmende Liebe er-

wiesen, und letzterer besonders auf mancherley Art. Der Herr sey dafür ihr Lohn in Zeit und Ewigkeit. Und da ich im Brande meine sämmtliche Bibliothek, bis auf etliche 20 Bücher verlohren; so haben die Frau Hofrath Weidemanninn [die Witwe Moritz Georg Weidmanns des Jüngeren] in Leipzig, auf rühmliche Art, die niemals aus meinem Herzen kommen wird, ohne alles mein Wissen für mich gütig gesorget, und den Verlust sowohl durch eigene Schenkung vieler schönen Bücher aus Dero ansehnlichen Buchhandlung, als auch durch liebreiche anderweitige Erweckung ersetzet; wobei sich Dero Factor, Herr Reiche [der bekannte Philipp Erasmus Reich], fürnehmlich auch überaus liebreich gegen mich erwiesen, und meinen erlittenen Bücherverlust wieder zu ergänzen sich ein wahres Vergnügen gemacht, ob ich ihm schon niemals bekannt gewesen war. Gott vergelte alle diese Wohlthaten."

David Friedrich Teubner hatte sieben Kinder, von denen fünf, drei Jungen und zwei Mädchen, am Leben blieben. Wiederum studierten alle Söhne, und die beiden ältesten, Johann Karl Friedrich und August Friedrich, der die Leipziger Nikolaischule besucht hatte, zogen zusammen zur Universität, nach dem benachbarten Leipzig, wo sie am 18. April 1752 immatrikuliert wurden. Johann Karl Friedrich starb 1794 als alter Kandidat im Hause seines Bruders; August Friedrich dagegen wurde 1761 Pastor substitutus in Gross-Kraussnigk in der Niederlausitz und verheiratete sich in demselben Jahre mit Christiane Sophie Hentzschel, der Tochter des dortigen alten Pfarrers Friedrich Gotthelf Hentzschel. Er rückte 1770 nach dem Tode seines Schwiegervaters voll in dessen Stelle ein, verblieb darin bis zum Jahre 1787, wo er nach Gossmar übersiedelte, das wie Gross-Kraussnigk zur Standesherrschaft Sonnewalde gehört. Während seiner Gross-Kraussnigker Zeit waren ihm zwölf Kinder (neun Söhne und drei Töchter) geboren worden; das elfte von ihnen war Benedictus Gotthelf, der am 16. Juni 1784, einem Mittwoch, zur Welt kam.

Von Teubners Jugend läßt sich nicht viel sagen. Gross-Kraussnigk liegt fast inmitten großer Forsten, und die Ausläufer des Niederlausitzer Bergrückens reichen heran. Für uns hat eine solche Landschaft sicher ihren Reiz, wenn sie auch Walter

von der Vogelweide in einer Winterklage als ganz besonders unwirtlich verrufen hat: Wenn so die harte Zeit weiter anhielte, lieber ginge er als Mönch nach Dobrilugk (ê daz ich lange in solher drû (Schlinge) beklemmet waere als ich bin nu, ich wurde ê münech ze Toberlû.) Die Zisterzienser von Dobrilugk haben einst, seit 1184, die Gegend christianisiert und wohl auch das bescheidene Gross-Kraussnigker Gotteshaus angelegt, das erst 1691 einen primitiven, zu dem übrigen Gebäude nicht recht im Verhältnis stehenden Glockenturm aus Fachwerk erhielt. Das Pfarrhaus steht heute nicht mehr, es hat in den dreißiger Jahren einem Neubau Platz gemacht.

Taufeintrag in das Gross-Kraussnigker Kirchenbuch.

Gross-Kraussnigk ist ein Ort, in dem sich alter Brauch und Gemeinsinn lange erhalten hat. Noch 1783 hat die Gemeinde eine Ordnung von 1580 voller altertümlicher Strafbestimmungen erneuern lassen, und bis zur Gegenwart haben sich die „Spinnten“ (Spinnstuben) und von den Spinnten veranstaltete Belustigungen wie das Stollreiten und Hahnschlagen der Burschen, das Wettrennen und Sacklaufen der Mädchen gerettet.

Mit drei Jahren kam Teubner von Gross-Kraussnigk fort, ohne indes die Gegend zu verlassen, da sein Vater im Herbst 1787 nach dem Tode des Gossmarer Pastors Christian Hahn, der übrigens Benedikt Gotthelfs Pate war, in dessen freigewordene Stelle von dem Reichsgrafen Franz Xaver zu Solms-Sonnewalde berufen wurde. Es war für den Vater eine Verbesserung, selbst die Kirche des Ortes ist älter und stattlicher, ein roma-

Umstehenden Lehrburschen: Christian Gotthelf Taubner spreche ich von seinen Lehrjahren hiermit frey und los; der Richtigkeit gebe hierzu seinen Segen.

Dresden, den 23. Jun. 1803.

Carl Christian Meinhold
als Lehrherr.

Christoph Gottlieb Kanne
Ältester

Carl August Mühlhauser.
Sattler.

Christian Samuel Meinhold.

Johann Gottlob Fuchs.

Daniel Benjamin Eras.

Johann Samuel Friedrich Jäger.

Carl Gottlieb Göhler

Joh. Gottlob Müller.

Michaelis 1798. bis dahin 1803.

[illegible]ehen auf 5. Jahr als Setzer in die Lehre Benedictus Christian Gotthelf Taubner, Herrn Friedrich August Taubners, Pastors in Goßmar bey Sonnewalde, ehelicher jüngster Sohn. Wozu Gott seinen Beystand und Segen geben möge.

Dresden, den 5. Octbr. 1799.

Carl Christian Meinhold, als Lehrherr.

Carl August Milhauser, als Factor.

Carl Heinrich Christhelf, 2ter Factor.

Johann Georg Friedrich Burkhardt.

Lorenz Reichel.

August Renke

J. G. Fuchs.

Wilhelm Ferdinand Lücken

Joh. Gottlob Christi

Johann Gottfried Schwarze

Carl Gottlieb Fleischer

Johann Christoph Müller

C. W. E. Nadlermayer

G. Flügel

J. G. Wächter

J. G. Müller

Christ. Gottfr. Ludw. Tullius

Joh. Christ. Dressler

Joh. Gottfr. Köhler

Carl Friedrich Zimmert.

Carl Gottlieb Köhler

Gottfried Matthäus Kirchhof.

Carl Richter

G. Stadroitz

J. G. F. Richter

Julius Andreas Lindsiel

Umstehenden Lehrburschen: Christian Gotthelf Täubner spreche ich von seinen Lehrjahren hiermit frey und loß, der Höchste gebe hierzu seinen Segen.

Dresden, den 23. Jun. 1803.

Carl Christian Meinhold
als Lehrherr.

Christoph Gottlieb Werner
Obermeister.

Carl August Mühlhausen,
Sattler.

Christian Immanuel Meinhold.

Johann Gottlob Fuchs.

Daniel Benjamin Eras.

Johann Samuel Friedrich Krüger.

Carl Gottlieb Göhler

Joh. Gottlob Müller.

Johann Georg Friedrich Landstädt.

Johann Daniel Müller

Johann Christian Gottlob Ernst

Johann Christoph Müller

Johann David Wagner

Johann Traugott Lange

Karl Friedrich Zimmerschi

Johann Friedrich Wiener Förster.

Gottfried Kühl.

Christian August Berger

Gottfried Schumann.

J. G. Schinke

Christian Heinrich Baudler

Carl Friedrich Zinkdorff.

Gottlieb Friedrich Christian Lindemann

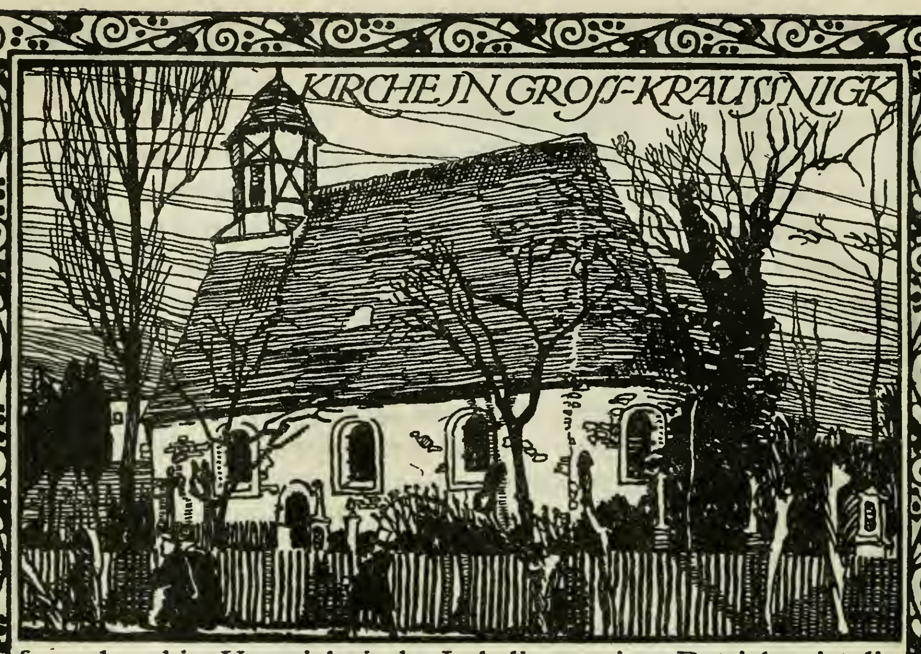
Christian Gottfr. Ludw. Tullius

Johann Georg Friedrich Burckhardt.
Johann Daniel Müller
Johann Christian Gottlob Christ
Johann Christoph Müller
Johann David Wagner
Johann Traugott Lange
Karl Friedrich Zimmer
Johann Friedrich Rimmer Förster.
Gottfried Kegel.
Christian August Berger
Gottfried Schumann.
J. G. Schinke
Christian Heinrich Bindewein
Carl Friedrich Hielsdorff.
Gottlieb Friedrich Christian Lüdemann
Christian Gottfr. Ludw. Tullius

nischer Bau aus dem 13. Jahrhundert, bei dem nur Teile des Turmes späteren Zeiten angehören.

Hier in Gossmar empfing Teubner vom Vater seinen Unterricht, wie er später selbst bezeugt, „einen genügenden Unterricht und die nöthige Ausbildung, um sich für irgend einen bürgerlichen Beruf mit Nutzen anzuschicken". Freilich, Genaueres läßt sich darüber nicht sagen; anzunehmen ist gewiß, daß sein Vater ihm die Elemente gelehrter Bildung beigebracht hat. Forderten doch die damaligen Innungsbestimmungen von Setzerlehrlingen die Anfangsgründe des Lateinischen. Als sehr geweckten Knaben müssen wir uns den kleinen Benedikt Gotthelf vorstellen. Wenn man ihn als etwa Achtjährigen fragte: – so schrieb ihm 1851 eine Jugendbekannte, die Tochter eines früheren Pfarrers der Umgegend – „Was willst Du werden?", hätte er geantwortet: „Ich lerne Superintent." Vom Wesen des Vaters gibt es keine Schilderung. Das einzige unmittelbare Zeugnis, das von ihm geblieben ist, ist wohl sein Eintrag bei der Übersiedlung nach Gossmar, der mit den Worten schließt: „Der treue und barmherzige Gott, der mich in seinen Weinberg abermahls berufen, woll auch ferner zu meiner heiligen Arbeit sein göttliches Gedeihen schenken, dass ich in meinem mir anvertrauten Amte einen Segen nach dem andern erlange, und nicht nur ich, sondern auch alle, die mich hören, selig werden. Das thue der barmherzige Gott um des grossen Erzhirten willen. Amen!"

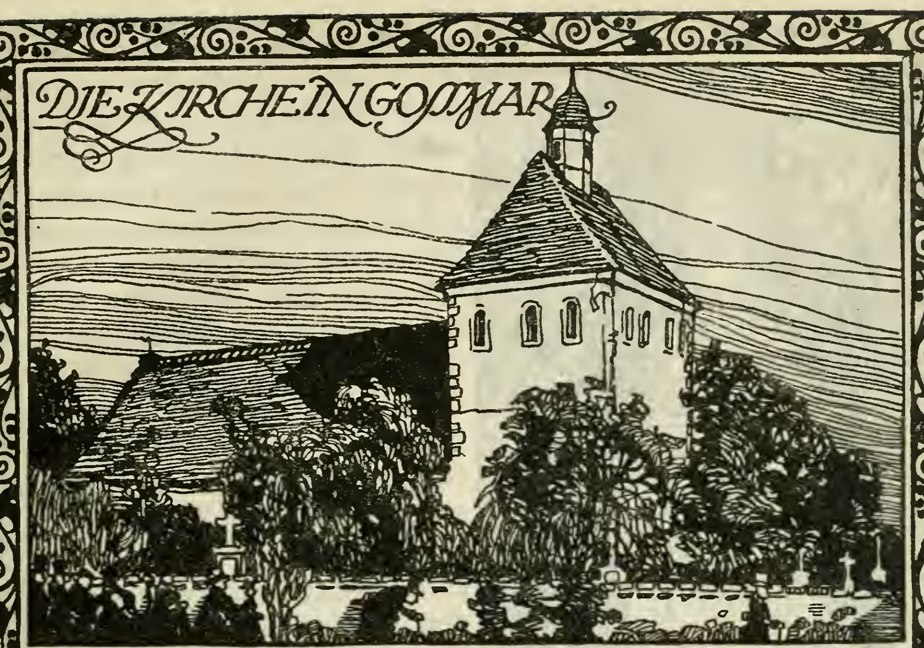
Sieben Söhne studieren zu lassen und noch zwei Töchter zu versorgen – so viele blieben von den zwölf Kindern am Leben – war bei einem Pfarrerseinkommen nicht möglich, und so mußten sich vor allem die jüngeren nach anderen Berufen umsehen. Trotz seiner kindlichen Superintendentenpläne kommt auch Benedikt Gotthelf nicht zur Universität, sondern wird Michaelis 1798, vierzehnjährig, zu dem Hofbuchdrucker Carl Christian Meinhold in Dresden in die Lehre getan. Er hat von da ab seine Heimat nur besuchsweise und erst viel später wiedergesehen. Trotzdem hing er sehr an ihr. Er blieb in Briefwechsel mit manchem Jugend-



freund und im Verzeichnis der Lehrlinge seines Betriebes ist die Niederlausitz häufig vertreten. Auch Bibeln und Gesangbücher hat er in seinen letzten Lebensjahren nach Gossmar gestiftet.

Gleichzeitig mit Benedikt Gotthelf siedelte seine jüngere Schwester Johanne Christiane Sophie in die Dresdener Gegend über, die sich mit dem kurfürstlichen Bauschreiber Weinedel verheiratete. Am 11. November 1798 traute der Vater das Paar in der Pillnitzer Schloßkirche. Und 1799 lebte Teubners ältester Bruder, Gottlob, längere Zeit bei Weinedels, ehe er eine Predigerstelle übernahm. So hatte der Lehrling nahe Verwandte, die er besuchen und befragen konnte, aber als Auswärtiger wird er, wie das damals üblich, Unterkommen im Hause seines Lehrherrn gefunden haben.

Während Teubners Dresdener Jahren starb sein Vater, er wurde in Gossmar beerdigt, und die Familie errichtete ihm ein mit liebevoller Sorgfalt ausgedachtes wie ausgeführtes Grabdenkmal; einen Säulenstumpf auf quadratischem Sockel, der die von Empireranken gehaltene Inschrift trägt: „Staub bei dem Staube derer, die er für Ewigkeiten bildete, ruhet allhier Herr August



Friedrich Teubner, ehemals Pfarrer zu Gross-Kraussnigk und hernach zu Gossmar, geboren 1734, gestorben den 1. August 1800." Der älteste Sohn, damals schon Pfarrer in Rosenthal bei Dahme, mag die Worte bestimmt haben. Benedikt Gotthelf hat die Grabstätte später zweimal mit Kindern besucht und das Denkmal erneuern lassen (1824 und 1849). Die Mutter zog nun auch nach Pillnitz und lebte dort noch fünf Jahre, bis zum 29. August 1805.

Teubners Lehrherr war ein humaner alter Herr, der schon über vierzig Jahre im Gewerbe tätig war. Auf einem erhaltenen Bild ist er ganz Mensch des 18. Jahrhunderts, klar und ruhig, dabei entschieden blickend, aber die Gesamterscheinung wirkt doch eigentlich behäbig-repräsentativ. Meinhold war Selfmademan, 1768 trat er als Faktor in eine alte Dresdener Druckerei, die er im Jahre 1777 kaufte. Bereits 1768 hatte er sich durch Begründung einer Kranken-, Benefizien- und Begräbniskasse für die Dresdener Buchdrucker um seinen Stand verdient gemacht.

Zu Beginn seiner Lehrzeit wird Teubner auf einer der beiden Innungsversammlungen (Oster- und Michaelisgeneralsitz)


AUG. FRIEDRICH TEUBNERS GRABMAL

den Buchdruckerherren vorgestellt worden sein. In der Offizin selbst wird der Lehrling einem älteren Setzer („Anführgespan“) zugewiesen. Die Unterweisung ist von der heutigen kaum verschieden. Erst zeigt man dem Setzerlehrling die Einteilung der Schriftkästen (wobei nach einem damaligen Praktikus von ihm vorauszusetzen war, daß er „wenigstens so groß“ sei, „daß, wenn man ihn an einen Schriftkasten in der Druckerey anstellt, er mit dem Ellbogen seiner Arme bis an den untern Rand desselben reichet, und daher leicht in alle Fächer des Schriftkastens zu greifen imstande ist“, – eine Forderung, die Teubner reichlich erfüllte), dann bringt man ihm den Gebrauch des Winkelhakens, den Zweck der Signatur, das Ausschließen der Zeilen und zuletzt das Ausheben auf das Schiff bei. Lehrlinge und Markthelfer werden damals geduzt. Mit Stolz dachte Teubner später an seine Lehrzeit zurück, die er sich selbst ungewöhnlich arbeitsreich gemacht hat, und entwarf davon im Alter folgende Schilderung:

„Im Monat October des Jahres 1798 trat er [Teubner erzählt von sich in der dritten Person] die Lehrjahre bei dem Hofbuchdrucker Carl Christian Meinhold in Dresden an, wurde alsbald seiner Bestimmung als Setzer zugeführt, in welchem Jahre er solche Fortschritte machte, daß sein Lehrherr für gut fand, ihn nach Verlauf von sieben Monaten der speciellen Leitung seines Anführers zu entheben und ihn seinen eigenen Fortschritten zu überlassen. In dieser den Umständen nach etwas freieren Stellung fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, durch mannigfache Accidenz-



arbeiten, die sich stets bei ihm anhäuften, seinen Geschmack zu läutern und seinen Sinn für diese Kunst die erwünschte Nahrung zu geben. Er darf sich rühmen, das wohlwollende Augenmerk seines Principals und der Factoren, sowie die Achtung aller seiner Vorgesetzten erworben zu haben. Als ihn aber im Jahre 1800 (den 1. August) die höchst unerwartete und betrübende Nachricht von dem Tode seines vom Schlagflusse plötzlich betroffenen Vaters ereilte, die ihm die Aussicht auf alle fernere Unterstützung raubte, da regten sich ernstliche Gefühle in seiner Brust und er fand sich von Neuem angespornt, sein gewähltes Fach mit desto mehr Eifer und Ausdauer fortzusetzen. Nicht ohne Kampf gelang es ihm, die nicht geringen Pflichten, denen die Lehrlinge der Buchdruckerkunst in damaliger Zeit ausgesetzt waren, mit Standhaftigkeit zu überwinden. Er benutzte daher jede sich ihm darbietende Gelegenheit, die sowohl seinem Fleiße als seinen Bestrebungen um die Fortschritte der Kunst den Vortheil [bot], sich für ein geringes Entgeld einen Nebenverdienst zu erwerben, und verwendete insbesondere nicht nur die Feierabendstunden, sondern selbst die Nächte dazu an, die leergesetzten Schriftkästen mehrerer Setzer für ein kaum der Erwähnung fähiges Entgeld wieder zu füllen. Um indeß diesem erlaubten Nebenverdienst noch größere Ausdehnung zu verschaffen, wurde von ihm und einigen seiner Lehrkameraden der Beschluß gefaßt, den Principal höflichst zu ersuchen, ihnen zu gestatten, die stets in bedeutenden Auflagen vorliegenden landesherrlichen Druckarbeiten, bestehend in Accis- und Chausseezetteln, gegen eine angemessene Remuneration des Nachts vollziehen zu dürfen. Dieses Gesuch fand freundliche Berücksichtigung, und es fehlte fortan nicht an Gelegenheit, einen Nothpfennig – wenn auch einen im Schweiße des Angesichts – zu erringen. Somit entschwand ein Jahr nach dem andern und das Ziel der Vollendung der Lehrjahre rückte näher. Als zu Johanni 1803 drei Zöglinge ihre gesetzmäßige Lehrzeit vollstreckt [hatten] und freigesprochen wur-

den, mußte es ihm sehr auffallend erscheinen, ganz unverhofft vor Principal, Factoren und Vorgesetzten treten zu müssen, zumal ihm nicht bewußt, etwas Ungleiches verübt zu haben. Diese Besorgnis löste sich aber bald in freudige Ueberraschung auf. Es hatte nämlich der Lehrherr den ungewöhnlichen Fleiß und Eifer seines Zöglings dadurch zu vergelten getrachtet, als er ihm vier Monate an der gesetzmäßig zu bestehenden Lehrzeit schenkte und diese Handlung als ein Beispiel für Andere durch Worte der Anerkennung erläuterte, die von den Factoren dieser Officin noch weiter ausgedehnt wurden. Dieser in ihrer Art seltenen Ueberraschung folgte der lebhafte Dank des Freigesprochenen an Principal und Factoren."

Damit war Teubner „Kunstgenosse" geworden, aber der offiziellen Freisprechung, die vor der Innung ihren ordnungsmäßigen Abschluß fand, folgte noch ein weiterer Akt vor der Gesellenschaft: die Deposition. Die Deposition war ein aus dem Studentenleben stammender Aufnahmebrauch, der sich nur wenig den veränderten Verhältnissen entsprechend umgewandelt hatte. Zunächst kam auch hier eine freilich kürzere Fuchsenzeit, die Kornutenstand hieß. Da war Kornutengeld zu zahlen und in jeder Weise den Älteren willfährig zu sein. Dann durfte das „Postulat" nachgesucht werden. Dem Aufzunehmenden wird ein Hut mit Hörnern aufgesetzt („Kornutenhut"), den ihm der Depositor unter erläuternder, oft sehr derber Rede abnimmt. Natürlich hat er eine Gebühr an die Gesellen zu entrichten (den Forder- oder Auflagtaler), und noch mehr ist klar, daß er zum besten geben muß. Dann ist er auch vor seinesgleichen anerkannt. Teubner hat, wie er sagt, noch die „Mysterien des sogenannten Postulates" erfahren, das einige Jahre später durch landesherrliche Verordnung beseitigt wird.

Nun wendet sich Teubner nach Leipzig. Er findet in einem der größeren Leipziger Betriebe, der auch mit Buchhandlung verbunden war, bei Friedrich Gotthold Jacobäer & Sohn in der Reichsstraße, als Setzer Stellung, die er bis in den Herbst 1804 behält. Er ist gut aufgenommen und knüpft Beziehungen mit Leipziger Familien an. Aber der Wandertrieb regt sich und die

Benedictus Gottlob Teubner, siebente und jüngste Sohn, des Predigers M. August Friedrich Teubner zu Großkraußnigk in der Grafschaft Sonnenwalde in der Niederlausitz, geboren den 16. Juni 1784, empfing von seinem Vater einen genügenden Unterricht und die nöthige Ausbildung, um sich für ~~seinen~~ irgend einen bürgerlichen Beruf anzuschicken. Im Monat October des Jahrs 1798 trat er die Lehrjahre bei dem Hofbuchdrucker Carl Christian Meinhold in Dresden an, während deshalb seiner Bestimmung als Setzer zurücktrat, in welchem Fache er solche Fortschritte machte, daß sein Lehrherr ihn gut fand, ihn nach Verlauf von sieben Monaten der Lehrzeit, bereits seines Lehrherrn zu entheben und ihm seiner eigenen Fortarbeiten zu überlassen. In dieser den Umständen nach etwas freien Stellung fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, durch mannigfache Nebenarbeiten, die sich stets bei ihm anhäuften, seinen Geschmack zu bilden und seinen Sinn für ~~[illegible]~~ diejenige die [illegible] Richtung zu geben. Er durfte sich rühmen, das volle Vertrauen, namentlich seines Principals und der Factoren, sowie die Achtung

aller seiner Berufsgenossen erworben zu haben. Als ihm aber im Jahre 1800 (den 1. August) die Pflicht [illegible] und liebende Vater [illegible] an dem [illegible] seines [illegible] Schlagflusse plötzlich entrissen [illegible] wurde, [illegible] die [illegible] auf alle [illegible] [illegible] [illegible], da ~~[illegible]~~ [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] und er fand sich [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ihm, [illegible] [illegible] [illegible] Pflichten, [illegible] die [illegible] der [illegible] [illegible] in [illegible] Zeit [illegible] war, mit [illegible] zu

[illegible] die [illegible] jeder [illegible] Gelegen-
heit, die sowohl seinem [illegible] als seinen [illegible] eine [illegible]
[illegible] ([illegible] den Vortheil, sich hier ein [illegible] Zutrauen [illegible],
[illegible] zu werden, und [illegible] nicht nur [illegible] den [illegible],
[illegible], sondern selbst den Käufer dazu an, die [illegible]
[illegible] zu [illegible]. [illegible]
[illegible] noch eine [illegible] Verbindung zu verschaffen.

[illegible] im Namen der sämmtlichen
[illegible]

Lust, mehr zu sehen und zu lernen. Er geht nach Ungarn. Dr. von Belnay in Preßburg beschäftigt ihn, dort gibt er viele Anregungen zur Verbesserung des Betriebes und bildet sich dagegen im Satz des Ungarischen und Slawonischen aus. Über ein Jahr ist er da und erlebt, wie Preßburg von den Kriegsstürmen des Jahres 1805 berührt wird. Schon will er weiter, will Italien, die Schweiz und Frankreich bereisen und überall in Druckereien tätig sein, vor allem in Paris, vielleicht bei Didot. Da ruft ihn unerwartet die Familie in die Heimat zurück. Dort hat nämlich inzwischen sein Schwager Weinedel eine Buchdruckerei gekauft; unter merkwürdigen Umständen. Die Druckerei ist in Leipzig, er selbst muß sein Amt in Pillnitz weiterführen und hat die Druckerei nur gekauft, weil er sich krank fühlt und für seine Angehörigen auch nach seinem Tode eine Einnahmequelle schaffen möchte. Er ist nur bei der Übernahme in Leipzig selber anwesend und hat für später einen Faktor mit der technischen Leitung und einen seiner Freunde mit der Oberaufsicht des Geschäftlichen beauftragt. Aber sicherer war jedenfalls, den ganzen Betrieb in die Hände eines so sachverständigen Verwandten zu legen, wie es Teubner war. Teubner kam der Antrag unbequem, denn er hinderte ihn an einer Ausbildung, wie sie ihm vorschwebte, und er lehnte ihn zunächst ab. Doch das Bitten der Familie wurde inständiger, die Verhältnisse in Leipzig erwiesen sich wohl als auf die Dauer schwer haltbar; so beschloß er zu kommen. Von jetzt ab spielt sich Teubners Leben an einem Ort und in einem Betrieb ab, dem er erst als Faktor angehört, dann seit 1811 als Chef vorsteht. Aber das Bisherige ist nur Vorbereitung, von der Hauptarbeit seines Lebens muß nun die Rede sein.

DIE DRUCKEREI BIS IN DIE FÜNFZIGER JAHRE



ie Druckerei, die Weinedel am 22. Februar 1806 erwarb, war 1791 von Johann Christian Otto gegründet worden. Dem war es nicht recht geglückt. 1802 versuchte er es mit einem Kompagnon, der aber bald wieder ausschied. Anfang 1806 kam er in Konkurs, und seine aus zwei hölzernen Pressen sowie 40 Zentnern Schrift bestehende Druckerei war für 1700 Rthlr. von dem Leipziger Stadtgericht zu verkaufen. Nun hatte Weinedel eigentlich gar nicht die Berechtigung, einen Druckereibetrieb zu führen. Er war, worauf die damaligen Zunftbestimmungen streng bestanden, weder gelernter Drucker, noch konnte er sich in Leipzig ansässig machen. Aber lag es nun an den ungünstigen Zeitverhältnissen, oder war man überhaupt froh, jemand für den Betrieb zu finden, die Übernahme wurde ihm von der Stadt ebenso wie von der Innung erlaubt; für zusammen 58 Rthlr. erlangte er Bürgerrecht und „verintroducierte" sich als Buchdruckerherr. Der erste Faktor, dem Weinedel die Leitung übertrug, hieß Hentzschel und gehörte möglicherweise zur Familie von Teubners Mutter. Doch bereits von Mitte Juni ab war Teubner neben ihm in Leipzig. Vom 13. Juni ab schickt er seinem Schwager die Wochenrechnung, aber erst nach Michaelis wird er offiziell vor Innung und Stadtbehörden eingeführt; am 28. November erlegt er 2 Rthlr. 8 Gr. „pr. Introitum als Factor" und am 4. Dezember 1 Rthlr. 8 Gr. „pr. Einweisung aufm Rathaus". Mit Anfang Dezember gibt auch Weinedels Freund Rößger, der die geschäftliche Oberaufsicht geführt hatte, seine Generalabrechnung.

Die Druckerei J. C. Weinedel lag, wie der Adreßkalender nachwies, in Reichels Garten oder, wie genauer zu bestimmen ist, im Alten Amtshof unweit der Pleiße. Eine „Firma von Blech

				[illegible]	123.	20.	—
2. Nov:	29.	—	—	vom [illegible] Regiment			
6. „	6.	—	—	pr: [illegible] für die [illegible]deputation			
9. „	12.	8.	—	vom [illegible] Regiment,			
21. „	24.	16.	—	von [illegible],			
24. „	18.	12.	—	vom [illegible] Fleischer,			
—	50.	—	—	von [illegible], durch die Post,			
—	—	—	—	pr: Porto dafür	—	3.	6.
4. Dec:	35.	—	—	von General Intendant Villemanzy			
				Zahlung aller Ausgaben an die Factors l. No: I	1269.	6.	4.
	1694.	19.	—	Sa: . . . Sa:	1667.	22.	6.

No. III

Samuel Rößgers Berechnung aller Einnahmen und Ausgaben bey Administration [illegible]

Einnahme					Ausgabe		
Dat.	rt:	gr:	d:		rt:	gr:	d:
3. Mrz	60.	12.	—	Eingenommen Vorschuß,			
14. ..	50.	—	—	in Cass: Bill: durch die Post,			
21. ..	—	—	—	16. Ellen zu Vorhängen, à 4 gr 9 d:	3.	4.	—
—	—	—	—	½. .. zu 2 Hauben, à 1 rt 8 gr: —	—	16.	—
—	—	—	—	6. .. zu [illegible], à 7 gr [illegible]	1.	21.	—
—	—	—	—	11. .. Cattun für [illegible] à 10 gr: —	4.	14.	—
25. ..	100.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
6. Apr.	—	—	—	Porto für [illegible]	—	3.	—
18. ..	—	—	—	" ein Brief nach Villnitz	—	1.	—
22. ..	120.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
—	—	—	—	Porto dafür	—	8.	6.
27. ..	200.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
—	—	—	—	porto dafür	—	12.	6.
28. ..	—	—	—	zu Cnecke nebst Intressen	101.	12.	—
—	—	—	—	" Butter [illegible]	101.	12.	—
7. May	—	—	—	Porto 1. Brief mit Anfragen nach Villnitz,	—	2.	—
9. ..	—	—	—	pr: Porto der 250 rt: [illegible] Butter f. Taugnitz [?]	—	15.	6.
10. ..	—	—	—	" " ein Brief nach Villnitz,	—	2.	—
16. ..	100.	—	—	in Species durch die Post,			
—	—	—	—	Porto dafür	—	6.	6.
—	1.	20.	—	von Jacob			
—	81.	—	—	vom Buchhändler Dyck.			
18. ..	—	—	—	pr: Porto eines Briefes nach Villnitz,	—	1.	—
22. ..	—	—	—	[illegible] von Villnitz	—	1.	6.
28. ..	—	—	—	Porto eines Briefes von und nach Villnitz	—	2.	6.
31. ..	—	—	—	" " " mit Rechnungen nach Villnitz	—	1.	—
18. Juny	—	—	—	Porto pr: Briefe und Rechnungen nach Villnitz	—	2.	—
22. ..	—	—	—	" eines Briefes von Villnitz mit Gelde	—	6.	6.
—	100.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
25. ..	—	—	—	pr. Porto eines Briefes nach Villnitz	—	1.	6.
1. July	—	—	—	" " eines Briefes mit Rechnungen n. Villnitz	—	2.	6.
3. ..	—	—	—	" " " von Villnitz mit Gelde	—	6.	6.
—	100.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
7. ..	6.	—	—	pr: Geschenk vom [illegible]			
21. ..	—	—	—	pr: Porto eines Briefes mit Gelde von Villnitz,	—	6.	6.
—	100.	—	—	in 20 Kr: durch die Post,			
26. ..	—	—	—	pr. Porto eines Briefes nach Villnitz,	—	1.	6.
	1019.	8.	—	Latus ... Latus	216.	19.	—

Einnahme | Ausgabe.

Dat.	rt:	gr:	d:		rt:	gr:	d:
	1019	8	—	Transp:			
26. July	—	8	—	[illegible] Officin pr: [illegible] — Transp	216	19	—
28. Aug	—	—	—	[illegible] Taugnitz pr: [illegible]	37	22	—
—	73	11	—	vom [illegible] in Car: zu 6 rt 4 gr —			
—	3	12	—	pr: [illegible]			
—	—	—	—	Porto 1 [illegible]	—	1	6
—	—	—	—	pr: [illegible] 10 St. Carolins	—	1	—
29	—	—	—	[illegible] 50 rt Pag:	—	2	8
8. Sept	—	—	—	Hr: Fischer Contribution in Douceur	1	8	—
—	—	—	—	[illegible]	—	12	—
9	—	—	—	Hr: [illegible]	4	—	—
18	—	—	—	Porto für 1 [illegible]	—	6	6
—	100	—	—	[illegible]			
—	—	—	—	Carl Teubner [illegible]	5	—	—
23	—	—	—	Hr: [illegible]	4	—	—
27	—	—	—	[illegible]	4	—	—
9. Oct:	21	—	—	vom [illegible] in Caraz zu 6 rt 4 gr			
13	240	16	—	[illegible]			
—	—	—	—	Porto für [illegible]	—	16	—
—	61	—	—	vom [illegible] Dyck in Cass: Bil:			
—	—	—	—	Hr: [illegible]	123	20	—
2. Nov:	29	—	—	vom [illegible]			
6	6	—	—	pr: [illegible]			
9	12	8	—	vom [illegible]			
21	24	16	—	von [illegible]			
24	18	12	—	vom [illegible]			
—	50	—	—	von [illegible]			
—	—	—	—	pr: Porto [illegible]	—	3	6
4. Dec:	35	—	—	vom General Intendant Villemanzy			
				[illegible] Factorial No. I	1269	6	4
	1694	19	—	Sa: — Sa:	1667	22	6

Einnahme					Ausgabe		
Dat:	rg:	gr:	d:		rg:	gr:	d:
	1019.	8.	—	Transp: Transp:	216.	19.	—
26. July	—	8.	—	aus der [illegible] Officin pr: [illegible] des [illegible]			
28. Aug:	—	—	—	Hr: Tauchnitz pr: Schrift	37.	22.	—
—	73.	11.	—	vom Buchhändler Schwickert in Car: zu 6. rg: 4. gr: —			
—	3.	12.	—	pr: [illegible] von Herrn Reichmann,			
—	—	—	—	Porto 1. Brief von Pillnitz	—	1.	6.
—	—	—	—	pr: Auswechselung 10. Stück Carolins . . .	—	1.	—
29 -	—	—	—	Verlust an einem 50. rg: Paq:	—	2	8.
8. Sept:	—	—	—	Hr: Fischer Contribution in Douceur . . .	1.	8.	—
—	—	—	—	demselben pr: Auslage aus dem [illegible], . .	—	12.	—
9 —	—	—	—	Hr: Geißler pr: Wochenblatt	4.	—	—
18 —	—	—	—	Porto für 1. Brief mit Geld von Pillnitz,	—	6.	6.
—	100.	—	—	durch die Post von Pillnitz,			
—	—	—	—	Carl Teubner zur [illegible]	5.	—	—
23. ..	—	—	—	Hr: Geißler für Wochenblatt, ...	4.	—	—
27. ..	—	—	—	dsgl:	4.	—	—
9. Oct:	21.	—	—	vom Buchh: Schwickert in Carol: à 6. rg: 4. gr: —			
13. ..	240.	16.	—	durch die Post von Pillnitz,			
—	—	—	—	Porto für obiges	—	16.	—
—	61.	—	—	vom Buchh: Dyck in Cass: Bill: . . .	...		

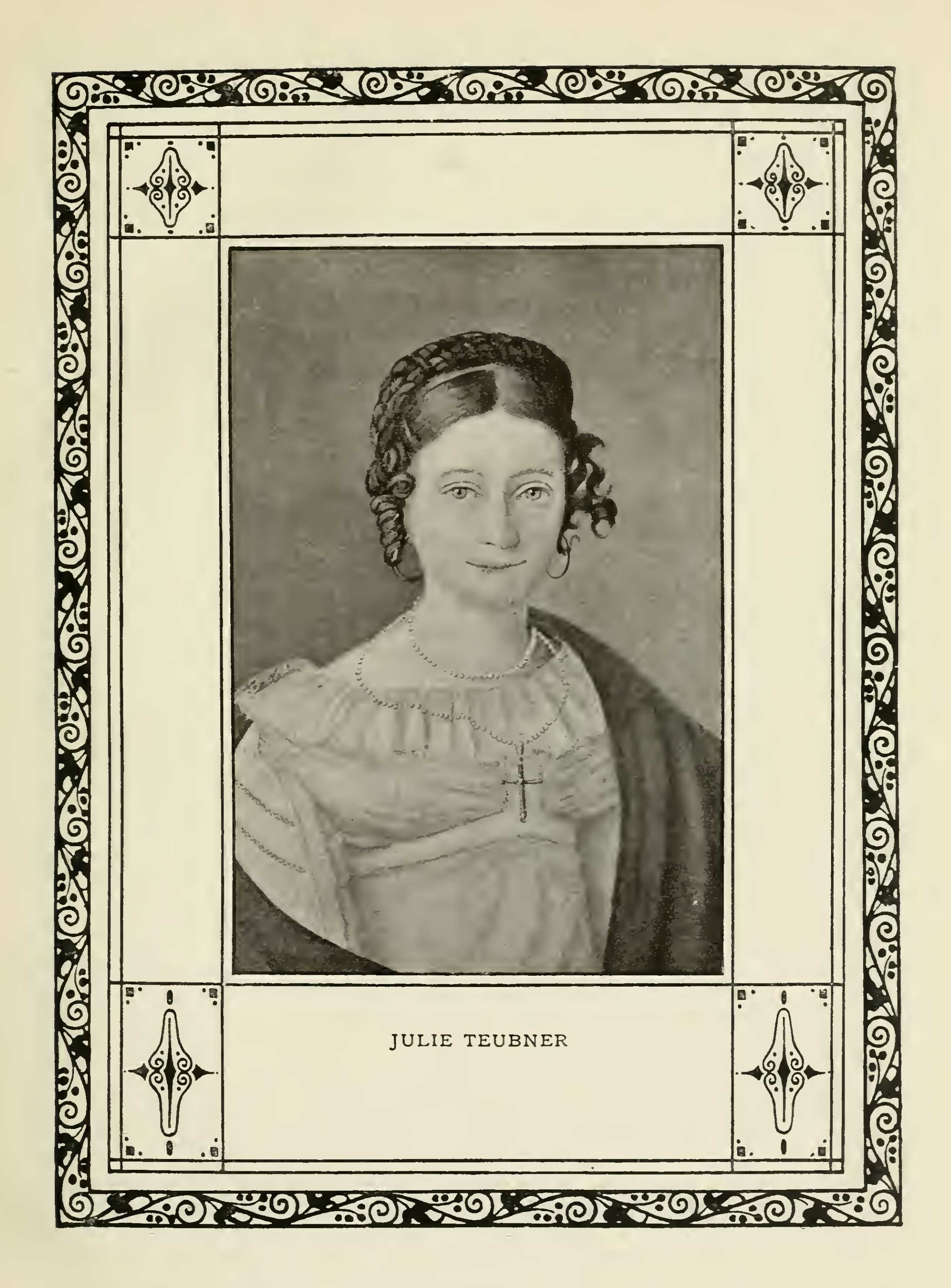
und lackirt“, die der Lackierer Holst gemalt hatte, gab die Stelle kund, die leider heute nicht mehr mit Sicherheit genau festzustellen ist. Der Amtshof, eine enge Vorstadtgasse, die sich teilweise bis heute im alten Zustand erhalten hat, schob sich in die großen Gartenkomplexe im Westen der Stadt. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann man diese zu zerlegen und für praktische Zwecke zu verwerten. Erdmann Traugott Reichel war der erste, der hier fand, daß Geldverdienen einträglicher sei denn Schönheit, und der in den Anlagenring Alt-Leipzigs die erste schmerzlich-notwendige Bresche legte.

Über die Geschäftsanfänge und die Zeitlage im Jahre 1806 ist in der zitierten Autobiographie folgender Bericht Teubners enthalten, dem nur Einzelheiten hinzuzusetzen sind:

„Im Monat Juni 1806 kehrte er [Teubner] nach Pillnitz zurück, verweilte daselbst nur kurze Zeit und trat alsbald die Reise nach Leipzig an, um die Stelle eines Führers und verantwortlichen Factors der Weinedelschen Buchdruckerei zu übernehmen. Er präsentirte sich zunächst dem Oberältesten der Buchdruckerinnung, Herrn Fr. Christ. Dürr, wurde von demselben der städtischen Behörde zur Leistung des Censureides vorgestellt und begann dann seine Wirksamkeit. Die Offizin bestand aus zwei Pressen und 87 Ctr. Schrift. Die ersten Druckaufträge empfing er aus dem Verlage der Herren Schwickert, Hinrichs und Gerhard Fleischer, denen sich bald die der Weidmannschen Buchhandlung, wenn auch vorerst in schwacher Gestalt, anreihten [Ende 1808]. Trotz der geringen Kraft, die diese beiden Pressen entwickelten, ward es ihm doch möglich, diese kleine Offizin durch einige, neue, gangbare Schriften zu amelioriren, und bald stellte sich das Bedürfniß einer dritten Presse heraus. Da er selbst praktischen Angriff an Schriftkasten, Presse, Lagerbank und den damit verwandten Branchen machte, nicht minder das Geschäft der Correcturen mit wenigen Ausnahmen selbst besorgte, so erschloß sich seiner Thätigkeit ein weites Feld. Und ebendiese Thätigkeit war es, die das Wohlwollen seiner Geschäftsfreunde durch Erweiterung der Druckaufträge über ihn ergoß, wodurch er in den Stand gesetzt ward, alsbald eine vierte Presse aufzustellen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der politische Horizont des Jahres 1806 keineswegs dazu geeignet war, die Literatur zu fördern und der Thätigkeit der Pressen Aufschwung zu verleihen. Die sich allmählich kundgebende Ebbe in den Officinen Deutschlands erstreckte sich alsbald über Leipzig, und je weniger die Adler des sieggewohnten Welt-

eroberers Anstand nahmen, sich dem Sachsenlande zu nähern, um so mehr verstummten die Pressen. Als aber im Oct. desselben Jahres der wirkliche Einmarsch einer unzähligen Heeresmacht dem Vernehmen nach freundlicher Truppen stattfand, deren Verfolg sich in unablässigen Zügen von verschiedenen Waffengattungen bekundete, da trat eine völlige Verstummung aller Geschäfte ein. Daß darunter die Branchen des Buchhandels und der Buchdruckereien einen Hauptstoß erleiden würden, war um so sicherer zu erwarten, je weniger den Deutschen unbekannt geblieben, daß der korsische Kriegsfürst eine entschiedene Antipathie für die deutsche Presse hatte und geringe Vergehen dieser Art bei seinem Eintritt in Deutschland nach Befinden mit dem Leben oder einer strengen Haft büßen ließ. Sein Ruf war ihm gleichsam voraus geeilt. Bevor das Verhältniß der Preßangelegenheit sich regelte, gab es empfindliche Pausen des Stillstandes in den Officinen Leipzigs, aber auch sie wurden, wenn auch immer mit Aufopferung, überwunden."

Die Angabe über die vorhandene Schrift differiert mit den Büchern und wird auf einem Gedächtnisfehler beruhen. Bemerkenswert ist das sofort einsetzende Bestreben Teubners, den Betrieb zu vergrößern. Eine dritte Presse wird für 256 Rthlr. aus Dresden und von Karl Tauchnitz, der in Ungers Offizin vorgebildet war und schon damals als Schriftgießer einen bedeutenden Ruf besaß, sowie von Schwickert werden für zusammen 650 Rthlr. 13 Zentner neue Schrift bezogen und sofort auch neue Schriftproben ausgegeben. Eine energische Hand hat, das merkt man, zugegriffen. Als Johann Carl Weinedel am 10. Juli 1808, erst 33½ Jahr alt, starb, war im Betrieb keine Änderung erforderlich. Nach den Zunftgesetzen hatten die Erben das Recht, die Druckerei noch drei Jahre lang fortführen zu lassen, und wie in diesem Falle die Sache lag, war ja Teubner schon vorher so gut wie verantwortlicher Leiter und hatte als solcher den Zensureid leisten müssen, wozu der Chef verpflichtet war. Weinedels Witwe siedelte nun nach Leipzig über, starb aber nur ein Jahr nach ihrem Mann, im September 1809, so daß Teubner jetzt die Druckerei „J. C. Weinedels Erben" für die unmündigen Kinder, deren Vormund er außerdem war, zu führen hatte. Wie er das als fünfundzwanzigjähriger, alleinstehender Mann



JULIE TEUBNER



fertiggebracht hat, ist nicht mehr zu ermitteln. Jedenfalls hat er es mit dem Ergebnis getan, daß ihm schließlich das Obervormundschaftsgericht nicht nur seine Anerkennung für diese Leistung aussprach, sondern auch vermutlich zu dem Zeitpunkt, als die Konzessionsfrist für die Erben ablief, den Kauf der Offizin genehmigte, den ihm wohlwollende Geschäftsfreunde erleichterten. Am 21. Februar 1811 erfolgte die Übernahme, am gleichen Tage wurde er Bürger, wobei er 20 Rthlr. zu entrichten hatte; am 4. März „verintroducierte" er sich in der Osterversammlung der Buchdruckerherren. So hatte sich Teubner eine selbständige Lebensstellung geschaffen, und zu den ohne weiteres begreiflichen Gründen, die ihn dazu bestimmen mochten, kam noch ein gleichfalls naheliegender: er hatte sich inzwischen mit Julie Koch aus Elsterberg verlobt.

Die Beziehungen Teubners zur Familie Koch reichen in das Jahr 1808 zurück. Vom 1. Juli 1808 findet sich ein Eintrag Teubners in das Schüleralbum Ernst Kochs, des ältesten Bruders seiner späteren Braut, der in überschwänglichen Worten die Freundschaft feiert:

> O Freundschaft! Tochter des Himmels; Ahndung himmlischer
> Liebe! Deine Palme grünt, wenn die Laube irdischer
> Liebe verwelkt, –, wenn der Reiz der akademischen Freuden
> dahin ist. – Bey der Trennung deines Verlustes – Eine
> Thräne geweint – Ein zitternder Händedruck – Ein
> stammelndes Lebewohl und der Abschiedskuss trauernder Freunde und Freundinnen! sind goldne Denkmähler in deinem Heiligthum. – Seelig der Erdenbewohner, der von diesem beglückenden Gefühle beseelt wird, der viele solcher Denkmähler aufzuweisen hat. –
> So oft Du, Freund! dieses Blättchen in
> Augenschein nimmst, so denke stets an Deinen
> Leipzig den 1. Jul. 1808. Freund u. Bruder
> Benedictus Gotthelf Teubner.

Und auf dem vorhergehenden Blatte hatte die „zärtlich liebende Schwester" Julie dem Bruder sorgsam ausgeführte Rosen und Vergißmeinnicht ins Stammbuch gestickt.

Teubner lernte die Kochsche Familie in Schleiz, wahrscheinlich durch Vermittlung seines Bruders Gottlieb kennen, der dort angestellt war. Kochs stammten aus Hohenleuben im Fürstentum Reuß j. L. und waren in Schleiz, wie das erwähnte Stammbuch zeigt, wohlbekannt. Unter anderem müssen sie mit der Maukeschen Familie, die auch mit Teubner entfernt verwandt war, Verkehr gehabt haben. Das sind Vermutungen, mehr Namen leider als Gestalten, aber die allgemeinsten Umrisse treten vielleicht hervor: ein Kreis heiterer und regsamer Menschen mit Sinn für gesellige Freude und mit ausgesprochenem Gemütsbedürfnis, das sich ab und zu hinter feierlicher Gemessenheit zu verbergen liebt; es ist ganz die Lebensart der Biedermeierzeit. Von den beiden Persönlichkeiten, die uns am meisten interessieren, sind glücklicherweise Bilder aus damaliger Zeit vorhanden. Das ernste Sinnende im Ausdruck überwiegt, in Teubners Gesicht lauert wohl Schalkhaftigkeit und seine von allen späteren Bekannten gerühmte Jovialität im Hintergrund, bei Julie Koch viel eher Schwermut. Am 5. Mai 1811 fand die Hochzeit Teubners in Elsterberg statt. Teubner war noch nicht siebenundzwanzig und seine Frau eben achtzehn Jahre alt.

Die Geschäftslage in Druckerei und Buchhandel war inzwischen immer schwieriger geworden. Nach 1807 trat zwar zunächst eine Besserung ein, hielt aber nicht lange an. Das Buchhandelsjahr 1811 war ebenso schlecht wie das Jahr 1807, und 1812 hieß es im Meßbericht: „Der Handel mit Büchern rückt seinem Untergange näher.“ Das wirkte natürlich auf den Gang der Druckereien wesentlich ein. Friedrich Christian Dürr, der von 1805–24 Oberältester der Buchdruckerinnung war, schreibt, daß die Zahl der in Leipzig beschäftigten Gehilfen von 1806 an, wo sie 247 betrug, fortwährend sank, bis sie Michaelis 1813 mit 118 den Tiefpunkt erreichte. Um diese Zeit konnte man weder Leute bekommen, noch brauchte man sie.

Leipzig wurde ja ganz besonders von den Kriegsereignissen mitgenommen. Vom 4. Mai bis 19. Oktober 1813 hatte es fort-

während französische Besatzung, vom 20. Juni bis 17. Juli war der Belagerungszustand über die Stadt verhängt. Dann zog sich die Schlacht um sie zusammen und unterbrach die Geschäfte völlig. Die Bewohner flüchteten in die Keller, und die Hauptsorge der Familienväter war die Beschaffung von Lebensmitteln. Aber selbst da ruht der Unternehmungsgeist nicht ganz. Wie 1806 für den französischen Intendanten Villemanzy, soll Teubner 1813 für Napoleon Erlasse und Proklamationen gedruckt haben. Das sind kleine Erlebnisse, wie sie die Kriegszeit mit sich bringt. Dauernd wichtig wird hingegen die Freundschaft mit Friedrich Arnold Brockhaus, die auch aus dem Jahr 1813 stammt. Sie wird in dem Keller des Reichelschen Gartens geschlossen, wo Teubner mit Frau und Söhnchen Unterkommen gefunden hat. Brockhaus ist zur Förderung seiner neuen Zeitung, der „Deutschen Blätter", dem Hauptquartier der Verbündeten aus Altenburg nachgefolgt (am 19. Oktober). Die Szene nimmt sich sonderbar genug aus. Teubner hat von Marodeuren eine Kuh erhandelt, treibt sie nach dem Keller und schlachtet sie, der Mediziner Puchelt zerlegt sie kunstgerecht, und Brockhaus sorgt für die Zubereitung. Die schon bestehende Geschäftsverbindung zwischen Brockhaus und Teubner schließt sich währenddem enger. Gleich am 23. Oktober druckt Teubner Nummern der „Deutschen Blätter", dann 1814 Broschüren und Bücher, und endlich wird im Sommer 1815 die wichtige Vereinbarung über die Herstellung einzelner Bände des Konversationslexikons zwischen beiden getroffen. Zunächst aber war der Geschäftsgang des Jahres 1813 schlecht genug. Der Umsatz sank von 4000 Rthlrn. im Jahre 1812 auf 2300 Rthlr., dabei fallen beinahe alle vorhandenen Aufträge in den Januar oder in den Dezember, so daß während der unruhigen Zeit überhaupt nichts zu tun war, und in diese Summe sind sogar noch Papierlieferungen mit einbegriffen. Ein Auszug aus der Druckereistrazze mag das bestätigen. Die Aufträge im Jahre 1813 sind folgende:

	1813	1812
Schwickert	—	—
Gleditsch	—	7 Rthlr. 15 Gr.
Reclam	—	668 „ 3 „
Joachim	(Nov.) 48 Rthlr. 17 Gr.	53 „ 19 „
Weidmann	336 „ 16 „	1494 „ — „
Weygand	(April) 4 „ — „	390 „ 14 „
Bauer	—	4 „ 20 „
Weigel	—	537 „ 12 „
Hahn	(Jan.) 1162 „ 4 „	457 „ 9 „
	für die 2. Auflage von Gottfried Hermanns Vigerausgabe (Dec.) 525 „ — „	
Gerhard Fleischer .	(Jan.) 66 „ 16 „	vorher nicht in den Geschäftsbüchern vertreten
Steinacker	(Dec.) 55 „ 5 „	
Benjamin Fleischer	(Dec.) 89 „ 17 „	
Brockhaus	(Oct. u. Dec.) 54 „ 6 „	
Gräff	(Juni) 3 „ 12 „	
	2345 Rthlr. 21 Gr.	3613 Rthlr. 20 Gr.

Der Teubnersche Hauptkunde in den Jahren 1810–1816, die Weidmannsche Buchhandlung, die in diesem Zeitraum der Druckerei durchschnittlich 1500 Rthlr. im Jahre zuwandte, ist also 1813 nur mit einem größeren Auftrag von 326 Rthlrn. 16 Gr. (dem Druck einer Ausgabe der Kranzrede) vertreten. Aber schon am 1. Januar 1814 schreibt Teubner an Brockhaus: „Jetzt sind meine Pressen alle besetzt, und keine steht leer!“ Und nun kommen erst zwei Jahre stetigen langsamen Steigens, dann, 1816, schnellt der Betrieb in die Höhe und steht Ostern 1817 nach den Beiträgen zur Invalidenkasse an erster Stelle, die er auch fast ein Jahrzehnt behält, bis 1826 die junge Brockhaussche Offizin alle andern überflügelt. Die Druckleistung des Jahres 1816 beträgt ohne Akzidenzen und Zuschuß 1606287 $^1/_2$ Bogen, das sind über 5000 Bogen auf den Tag. Bei den 8–10 Pressen, die 1816 vorhanden waren, kämen täglich 5–600 Bogen (1000 bis 1200 Drucke) auf die Presse, was ungefähr den zehnten Teil der

Tagesleistung einer heutigen Schnellpresse darstellt (10000 bis 12000 Drucke in 9 Stunden). Die Zahl der Pressen wird fortgesetzt vermehrt. Mitte 1815 sind es sieben, Mitte 1816 neun, und gleich danach im August wird die zehnte aufgeschlagen. Damals nennt Gerhard Fleischer Teubner bei einem Besuche „Neunpressenherr", und Teubner berichtet in dieser Zeit Brockhaus: „Endlich können Sie mir auf Ehre und Seligkeit glauben, daß in diesen Tagen das Gerede, Geplauder und Schwatzen in der Buchdruckerwelt allhier wegen der Erhöhung meiner 2 Pressen so groß ist, daß ich mich öffentlich unter 4 Wochen nirgends sehen lasse; denn überall foppt und stichelt man mich!"

Um das Ende dieses Entwicklungsabschnitts gleich vorwegzunehmen: 1819 hatte Teubner 15 Pressen und statt der 7–9 „Subjecte", der 2 „Pursche" und des einen Markthelfers der ältesten Zeit ein Gesamtpersonal von 70 Personen. Die Zeit des handwerksmäßigen Betriebes ist vorbei, er zieht die größten technischen Neuerungen in Betracht, und auch die Zeit des Behelfens in Mieträumen ist endgültig vorüber. Dieser Aufstieg wurde durch die allgemein günstige Geschäftslage erleichtert, aber es bedurfte doch sehr energischer Arbeit, zumal das zur Verfügung stehende Kapital niemals groß, dagegen oft recht knapp gewesen zu sein scheint. „Sie glauben gar nicht, wie sauer es mir als Anfänger wird," schreibt Teubner 1815, also schon in einer Zeit glücklichen Fortschreitens, und noch ein Jahr später, wohl in dem glänzendsten Geschäftsjahr seiner Frühzeit: „Daß ich leider noch nicht das leisten kann, was Vieweg unbeschadet thun kann, ist wahr; allein dafür kann ich keineswegs; mein Etablissement ging zu sehr mit Riesenschritten."

Trotz der schnellen Entwicklung bleibt die Organisation des Betriebes völlig handwerksmäßig. Alle disponierende Tätigkeit erledigt der Meister selbst, der nur im Verkehr mit dem Personal von einem Faktor (Johann Peter Burmester) unterstützt wird. Nicht nur von kaufmännischem Personal, auch von kaufmännisch geführten Büchern ist keine Rede. Bis in

die dreißiger Jahre schrieb Teubner im wesentlichen alles selber auf. Sein Hauptbuch war eine nach Kunden geordnete Druckereistrazze, aus der er dann seine Rechnungen auszog. Außerdem führte er noch ein kleines Ausgabenbuch, in dem Geschäftliches und Häusliches verrechnet und das aus Raum-, Kosten- und Zeitersparnis von vorn und hinten begonnen wird, und seit 1836 auch ein Buch für „Douceurs an Setzer- und Druckerlehrlinge". Trotzdem findet Teubner Zeit, für seinen Freund Brockhaus, der inzwischen nach Leipzig übergesiedelt war, eine Druckerei einzurichten. Brockhaus war nämlich nicht gelernter Drucker und durfte unter eigenem Namen keinen Betrieb eröffnen. Er tut es gleichwohl, nur wird seine Druckerei, die in der Place de Repos (dem heutigen Zentraltheater) untergebracht ist, öffentlich als „Zweite Teubnersche Druckerei" bezeichnet. Denn Brockhaus verkauft zum Schein seine in Entstehung befindliche Druckerei an Teubner mit Rückkaufsrecht und unter der Bedingung, daß nur Brockhaussche Verlagswerke gedruckt werden dürfen (15. März 1818). Dieser Kaufvertrag wird jedoch durch einen geheimen Revers aufgehoben und durch einen geheimen Sozietätsvertrag auf drei Jahre ersetzt, der folgenden Inhalt hat: Die Betriebsgröße ist auf höchstens zehn Pressen begrenzt, die technische und geschäftliche Leitung führt Teubner allein, nimmt zur Hälfte am Gewinn, am Verlust aber nur bis zur Höhe seines Gewinnes teil. Bereits am 4. Nov. 1819 wird jedoch auch dieser Sozietätsvertrag aufgehoben. Teubner gibt jetzt nur noch den Namen her, bis ein Jahr später Friedrich Brockhaus den Betrieb übernehmen kann.

In der ältesten Zeit, d. h. in den Jahren 1806–08, wurden historische Werke, Unterhaltungsschriften, moderne Literatur sowie einige neusprachliche Lexika von Teubner gedruckt. 1816 kommt, soweit sich sehen läßt, zum ersten Male mathematischer Satz vor: die vierte Auflage von Vegas berühmtem logarithmisch-trigonometrischem Handbuch, das heute in 78. deutscher und in beinahe ebenso hohen Übersetzungsauflagen vor-

Weihnachts-Conto 1843.

No.			
1.	Meine Frau & A. Ldor.	44	—
2.	Bianka (außer Bücher) 2 Ldor	11	—
3.	Mathilde 2 4	11	—
4.	Julie (außer Bücher) 1 "	5	12
5.	Agnes (außer Bücher) 1 "	5	12
6.	Anna (außer Bücher) 1 Ducat	3	6
7.	Eduard laut Eduard [illegible] Bücher	—	—
8.	Amalie Richter . . 1 Ldor	5	12
9.	Rosine Mine, à 2 £	4	—
10.	Stevogt . . . 10 "	55	—
11.	Wilhelmj . . 2 "	16	12
12.	Gerber . . . 1 "	5	12
13	Ackermann, Jgfr. 3 ; 2 Ldor	16	12
14	Heyne . " 2 ; 2 "	11	6
15	Döly . . . . [illegible] 1 "	3	6
16.	Heinicker . Stellm. . . 1 ;	2	12
17.	Hoffmann do. . . 1 ;	2	—
18.	Brüfsch do. . . 1 ;	1	8
19.	Schmidt do. . . 1 ;	2	—
20.	Ackermann . do. . . 1 ;	2	—
21.	Diebold . do. . . 1 ;	2	—
22.	Kuntzschmann do. . . 1 ;	2	—
23	Schlag do. . . 1 ;	1	8

No.	Name		Rt.	Gr.
24	Gröber I		1	—
25.	Gröber II	do. 2	—	12
26.	Gäbler		—	12
27.	Frevert		—	12
~~28.~~	~~Jacobi I [illegible]~~		—	~~16~~
29.	Jacobi II. [illegible]		—	12
30	Reibetopf do.	1	1	8
31.	Hentzsch do.	1	2	—
	[illegible]			
32.	Alihn	1/3 Thlr	1	
33.	Becker		1	—
34	Hoche	—	1	—
35	Hoffmann I	—	1	—
36	Hoffmann II	—	1	—
37.	Hoffmann III.	—	—	16
38.	Bach	—	~~1~~	~~16~~
39.	Troitzsch	—	—	16
a) 40.	Schmidt	—	1	—
b) 41.	Metz	—	1	—
c) 42	Strohbach	—	—	16
43	Heinichen	—	—	12
44	Löwe	—	—	12
45.	Hoschke	—	—	8
	[illegible]			
46	Hieronymus	1/3 Thlr	1	—
47	Sölz III	—	—	16
48.	Prüfer	—	—	16
49.	Omar	—	—	16
50.	Schaaf	—	—	16
	[illegible]			
51.	Moncke	2 Wein, 2 Ldr	11	—
52	Richter		—	16
53.	Hentzsch		—	16
54.	Grosse		—	12

([illegible])

	Rt.	246	20.

liegt, wird für Weidmann angefertigt. Aber mehr und mehr wird die Herstellung altphilologischer Bücher Teubners Spezialität. Wir wissen ja, wie sehr er sich in den Wanderjahren um fremdsprachlichen Satz bemühte. Vielleicht hatte ihn schon der Unterricht des Vaters ungewollt darauf hingewiesen, und jetzt reizte ihn die Schwierigkeit solcher Aufgaben ebensosehr wie der von ihrer ausgezeichneten Bewältigung erwartete Geschäftserfolg. Die Verbindung mit der Weidmannschen Buchhandlung, die 1808 beginnt, begründet diese Richtung im wesentlichen, und die 1812 einsetzenden Beziehungen zur Hahnschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig, die Heinrich Wilhelm Hahn (1760–1831) kurz vorher zu seinem hannöverschen Geschäft hinzugekauft hat, verstärken sie beträchtlich. Der dritte Hauptkunde, Brockhaus, der in den Jahren 1816 und 1817 an die erste Stelle rückt, hat freilich Aufträge ganz anderer Art: im Anfang hauptsächlich politische Broschüren und Zeitungsnummern, später (und das ist das entscheidende) neun Bände des Konversationslexikons, das damals in fünf Druckereien in Leipzig, Braunschweig und Altenburg gedruckt werden muß. Besonders an der fünften Auflage, die seit 1818 erschien und Band für Band in 10000–12000 Exemplaren gedruckt werden mußte, ist Teubner beteiligt. Freilich wächst der Vorteil des Druckers, im Gegensatz zu heute, nicht mit der Höhe der Auflage, und am Satz wird offenbar mehr als am Druck verdient. „Ich wollte Ihnen die Hände küssen," schreibt Teubner an Brockhaus am 16. Juli 1816, bald nach den ersten großen Lexikonaufträgen, „wenn Sie statt zwei Ballen (10000) Auflage nur einen halben Ballen (2500) machten. Denn nur bei kleinen Auflagen gewinnt ein Prinzipal, d. h. er muß mehrere Bogen in einer Woche drucken, als Anzahl der Auflage; nur auf diese Art kann er einem geordneten Fortgang seines Geschäfts mit Zuversicht entgegensehen; so aber nicht." Und ein paar Tage später setzt er hinzu, früher mit sieben Pressen hätte er mehr als jetzt mit seinen neun verdient. Diese Äußerungen werden den heutigen

Beurteiler zunächst befremden, zeigen aber nur, wie sehr sich die Verhältnisse verschoben haben. Während der Bogenlohn des Druckers früher den Setzerlohn oft schon bei mittlerer Auflage erreichte und sehr bald erheblich überstieg – z. B. kostete der Druck der 10000 Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons Teubner selbst etwa dreimal so viel als der an sich ziemlich teuere Satz (Satz 3 Rthlr. 12 Gr., Druck über 10 Rthlr.) –, reduziert schon die eiserne Handpresse, die den Druck auf einen Zug gestattet, den Druckerlohn auf die Hälfte (13 Gr. pro Tausend) und setzt die Schnellpresse den Druckpreis noch mehr herab. Dagegen bleiben die Satzkosten von den technischen Veränderungen unbeeinflußt. Die Handpresse konnte mithin keine Ersparnis an Herstellungskosten bei dem Druck größerer Auflagen erzielen wie später die Schnellpresse, trotzdem nahm der Bogenpreis mit der Höhe der Auflage ab und war z. B. bei 1500 Auflage 10 Rthlr., bei 5260 20,12 Rthlr., bei 10000 30 Rthlr. Der Besteller billigte also bei höherer Auflage dem Drucker nicht mehr den normalen Aufschlag auf seine Herstellungskosten zu, und der frühere Drucker verdiente deshalb in erster Linie am Satz, während heute am Druck verdient wird.

Aber eigentlich verdrängt haben auch die stattlichen Brockhausschen Bestellungen die philologischen Neigungen Teubners nicht, denen ja die Weidmannschen und Hahnschen Aufträge noch ziemlich reichliche Nahrung gaben. Auf philologische Druckleistungen legt er nach wie vor besonderen Wert. Als er im Herbst 1816 für Hahn den ersten Band von Creuzers Meletemata disciplinae antiquitatis und für Meinshausen in Riga Struves Griechische Grammatik druckt, erfreuen ihn die Anerkennungsschreiben der beiden Autoren, und er äußert darüber zu Brockhaus: „Diese Männer machten mir die besten Elogen wegen meinem ausgezeichneten, schönen philologischen Drucksystem und stellten mich als Muster der Buchdruckerwelt auf. O Freund! dies ist für mich große Belohnung, wenn die Autoren ihrem Verleger Ordre geben, sich an mich zu

attachieren. Dies spornt meinen Fleiß und Aufmerksamkeit um das Doppelte an." (4. September 1816.)

So fehlte es weder an Arbeit noch an Anerkennung. Aber eine Hauptsorge blieb, wie auch heute selbst im guteingeführten Druckereibetrieb, die Sorge um den regelmäßigen Geschäftsgang. Darüber sucht Teubner sich oft mit seinen Auftraggebern zu verständigen, schreibt an Auswärtige und besucht am Orte Wohnende. Besonders leicht einigt er sich mit Brockhaus, dem seinerseits wieder an schnellster Erledigung seiner Druckaufträge liegt. So fragt er Mitte 1815 in einer Zeit vorübergehender Stockung an, ob er nicht umgehend irgendwelche Aufträge erhalten könne, „da sonst eine Pause in meinem Geschäft entsteht, welches ich doch nicht gern erleben möchte, da die Leute sehr rar sind und ich durchaus keinen meiner Gesellen deshalb verabschieden will, weil ich späterhin Arbeiten vollauf erhalte". Ein paar Monate später schließen beide über den 5. Band des Konversationslexikons ab, den ersten, den Teubner druckt.

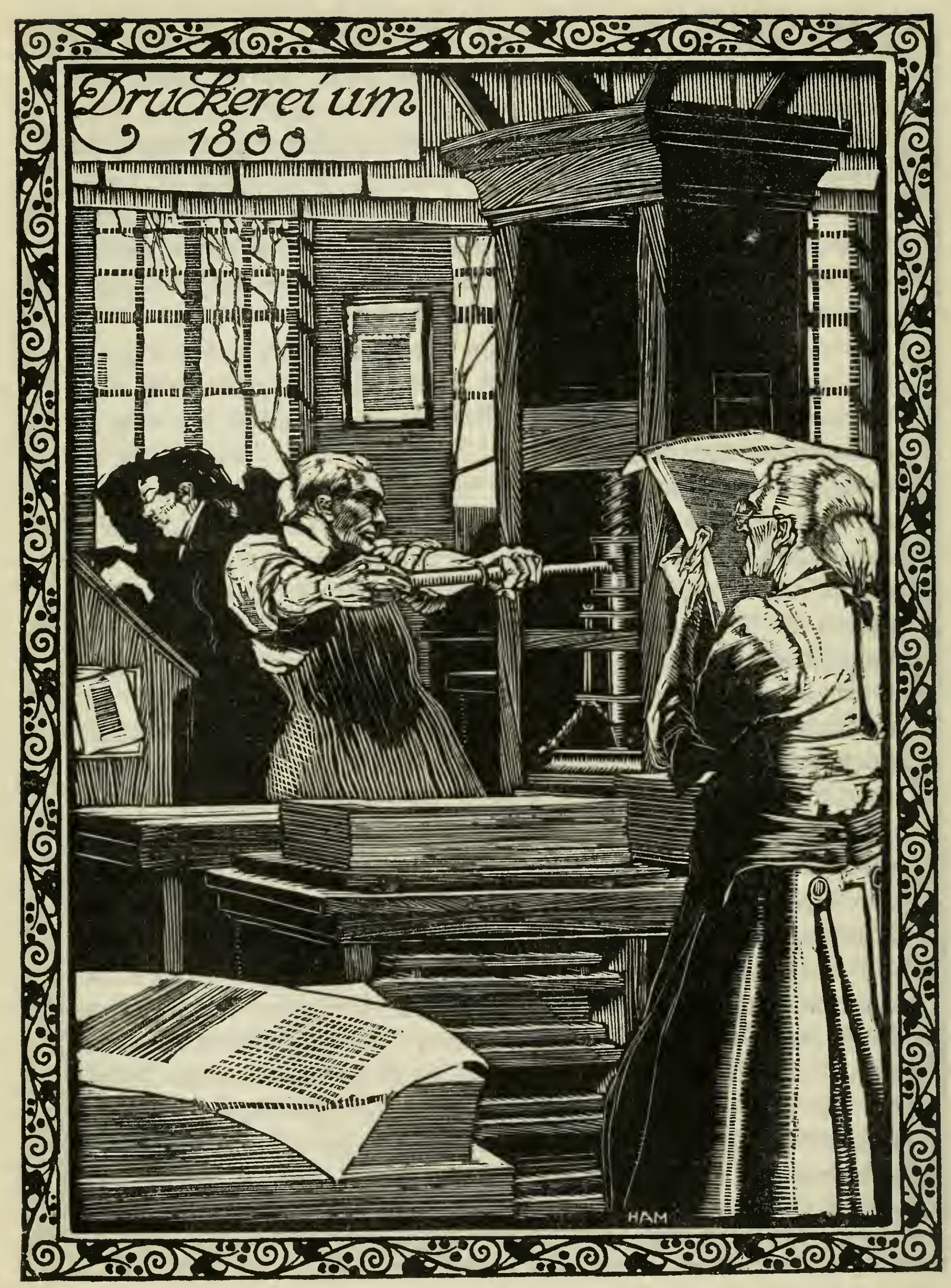
Ein Nachlassen des Geschäftsganges war für den Betrieb um so gefährlicher, als Teubner in günstiger Zeit fortwährend Neuanschaffungen machte, die Schrift vermehrte und die Pressenzahl vergrößerte. Um deswillen liegt ihm viel daran, mit den Hauptkunden zu langfristigen Abmachungen zu kommen, z. B. fragt er bei Brockhaus an, ob er auf zwei bis drei Jahre ständig drei Pressen zu beschäftigen habe, da sich nur dann für ihn eine geplante neue Erweiterung rentiere. Wenn wir solche Briefe lesen, in denen fast immer Gefühlstöne mitklingen, so gewinnt das Wort Geschäftsfreund einen minder abgeblaßten Sinn, und der Akzent, der heute wohl ausschließlich auf dem ersten Bestandteil liegt, rückt hinüber auf den zweiten.

Von wesentlicher Bedeutung für die Arbeitseinteilung und mit anderen Schwierigkeiten als heute verbunden war die Erledigung der Korrekturen. Das mangelhafte Verkehrswesen gestattete die Versendung schon in die nächste Umgebung nicht oder nur im äußersten Notfalle. Aber dann ist die Sorge groß:

Werden sie rechtzeitig eintreffen? Wird nicht der Betrieb überhaupt ins Stocken geraten? „Die Drucker leiden stets Noth, wenn die Correctur verschickt wird," meint Teubner Ende 1814. „Bei Versendung der Correcturen ist noch mein Lebtag nichts Gutes entstanden; und dies drückt mich vierfach. Ich habe ein Werk, wo sie in Wittenberg gelesen, eins dito, wo sie nach Altenburg, noch eins dito nach Pirna, und nun gar nach Breslau in Schlesien!" Eine Versendung nach Breslau (wahrscheinlich war es die Korrektur zu des Breslauer Gräzisten Johann Gottlob Schneiders Opuscula) erscheint fast als ein Unglück! Kein Wunder deshalb, wenn sich die Offizinen wissenschaftlich gebildete Korrektoren zu sichern suchten, oft Leute von nicht unbedeutenden eigenen Leistungen: Studenten, Schulmänner, Universitätsprofessoren. Der Name eines bekannten Korrektors war unter solchen Umständen auch eine Empfehlung der Druckerei. Aber freilich, nicht immer geht es so gut. 1816 will Teubner gegen einen Korrektor, den Magister Söfner, sogar prozessieren und klagt Brockhaus sein Leid darüber, der sich über ein Werk beschwert hat: „O! wie elend ist man hier daran, auch nicht einen Korrektor finden zu können, der wirklich brav lieset. Diese Klage lasse ich nicht allein, sondern mehrere Buchhändler und Buchdrucker laut werden!" Die Korrekturkosten waren bei Unterhaltungsliteratur 12 Gr. für den Bogen, bei lateinischen Texten mit Noten 20 Gr. bis 1 Rthlr., bei griechischen Texten 1 Rthlr. 6 Gr., beim Brockhausschen Lexikon 1 Rthlr. 8 Gr., liegen demnach zwischen 1/2 und ungefähr 1 1/2 Rthlr. Heute wird etwa 2–5 Mark die übliche Bezahlung ähnlicher Aufgaben sein (10% des Satzpreises). Auch von der Verschiebung der Gesamtkosten ist in einzelnen Fällen ein Begriff zu bekommen; die Herstellung von Gottfried Hermanns Viger, eines 65 1/2 Bogen starken Buchs von kompliziertem Satz und 2025 Exemplaren Auflage, wurde der Hahnschen Buchhandlung, abzüglich des Papierpreises, der einen Vergleich nicht zuläßt, jedenfalls aber heute wesentlich höher ist, 1813 mit

655 Rthlrn. (10 Rthlr. pro Bogen) berechnet. Dabei lassen sich Druck- und Satzkosten leider nicht voneinander sondern, es ist wahrscheinlich, daß sie sich hier beide ungefähr in gleicher Höhe hielten, während heute der Satz 6622,50, der Druck 931,60 M. erfordern würde. Die Herstellungskosten eines wissenschaftlichen Werks hätten sich demnach (wenn man einen gleichbleibenden Geldwert voraussetzt, was freilich kein vollständiges Bild gibt) nahezu verdreifacht.

Das Personal stieg, wie schon bemerkt, von etwa 10 Leuten im Jahre 1806 „auf mehr denn 70 Köpfe" im Jahre 1819. Die wichtigsten darunter waren die Gesellen, „Subjecte", wie sie die ältesten Geschäftsbücher, „Kunstgenossen", wie sie die Innungsaufzeichnungen paritätischer nennen. Die Gesellen waren entweder Setzer oder Drucker, seltener beides zugleich, „Schweizerdegen", was die Volksetymologie mit angeblich zweischneidigen Schweizerdegen in Verbindung brachte, was aber weiter nichts als Schweizer Gehilfen (Degen in alter Bedeutung den kampftüchtigen, leistungsfähigen Mann bezeichnend) bedeuten wird. Es gab immer mehr Setzer als Drucker, und mit der Erfindung maschineller Einrichtungen wurde der Unterschied noch größer. Zu jeder im Gange befindlichen Presse gehörten zwei Drucker: ein „Ballenmeister" für das Auftragen der Farbe und alle damit zusammenhängenden Tätigkeiten und ein „Preßmeister", der Anfeuchten des Papiers, Zurichtung und vor allem den Druck selber besorgte. Der Druck verlangte ziemlichen Kraftaufwand: zwei Züge waren erforderlich, um den Tiegel auf die Form zu drücken, dabei mußte der Bengel umgesteckt werden, weil die Preßwände eine volle Drehung verhinderten. Deshalb lösen sich im allgemeinen Preß- und Ballenmeister ab. Die Lohnberechnung erfolgt nach der geleisteten Arbeit, bei dem Setzer nach dem Bogen, bei dem Drucker nach Auflagenhöhe. Es wird aber zunächst nur eine wöchentliche Anzahlung auf den vollen Lohn, das sogenannte Kostgeld, gegeben, die dem erwarteten Leistungsminimum entsprach. Auch


Druckerei um
1800
HAM

das Kostgeld war verschieden, im allgemeinen betrug es damals für den voll ausgebildeten und auf der Höhe stehenden Gesellen 2 Rthlr. Von Zeit zu Zeit fand eine definitive Abrechnung statt. Sie gestaltete sich beispielsweise so: Ein Setzer hat 1806 in fünf Wochen 9½ Bogen einfachen Satzes gesetzt, er erhält für den Bogen (der heute beiläufig 34,95 Mark Setzerlohn erfordern würde), 1 Rthlr. 20 Gr., also insgesamt 17 Rthlr. 10 Gr., an Kostgeld hat er bereits 10 Rthlr. bekommen, folglich hat er noch 7 Rthlr. 10 Gr. zu fordern. Seine wöchentliche Arbeitsleistung wäre fast zwei Bogen, ihr entspräche das Gehalt von 3 Rthlr. 11 Gr. Freilich wäre zur richtigen Einschätzung noch die Formatangabe nötig, denn das war kein Normalpreis für den Bogen, und kaum zehn Jahre später wird unter nicht wesentlich geänderten Verhältnissen beim Brockhausschen Konversationslexikon der Bogen mit 3 Rthlr. und 12 Gr. und von Vieweg sogar mit 3 Rthlr. und 20 Gr. bezahlt. In dem gleichen Zeitraum aber druckt ein guter Drucker 16 Bogen, den Bogen, wie sich zufällig noch berechnen läßt, in einer Durchschnittsauflage von etwa 1000 Exemplaren, er bringt also reichlich 3000 Bogendrucke in der Woche fertig und verdient daran etwas weniger als der Setzer, nämlich 16 Rthlr. 16 Gr., das macht 1 Rthlr. 1 Gr. auf 1000 Bogen und 3 Rthlr. 8 Gr. auf die Woche. Auch der Drucker hat bereits 10 Rthlr. Kostgeld und darf also am Abrechnungstag nur noch 6 Rthlr. 16 Gr. erwarten. Damit lassen sich die heutigen Verhältnisse schwer vergleichen, die Maschine hat inzwischen zu vieles umgestaltet. Ein Maschinenmeister, für den jetzt im Durchschnitt ein Wochenlohn von 34 Mark angenommen werden kann, liefert, den fortwährenden Gang seiner Maschine vorausgesetzt, wöchentlich etwa 60000 Drucke. Auf je 1000 Bogen entfällt sonach bei einer einfachen Maschine etwa 0,60 Mark Lohn. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die allgemeinen Spesen und Abschreibungen heute natürlich beträchtlich höher sind als in damaliger Zeit; sie betragen etwa 1,90 Mark auf 1000 Bogen.

Das scheint die Bezahlung der tüchtigsten Leute einer allerdings noch kleinen Offizin gewesen zu sein. Bei Arbeitsmangel war der Chef zur Zahlung eines Wartegeldes von täglich 6 Gr. (1 Rthlr. 12 Gr. für die Woche) verpflichtet, das etwa dem niedrigsten Kostgeld entsprechen würde; der Geselle durfte aber seine Stellung verlassen, wenn sich die Arbeitsverhältnisse nach vier Wochen nicht gebessert hatten.

Der Gesamtlohn der ältesten Zeit belief sich im Jahr auf 700 bis 800 Rthlr., wenigstens wurde vom Oktober 1807 bis zum Mai 1808 403 Rthlr. 3 Pf. ausgegeben. Leider fehlen für die ganze nächste Zeit die Unterlagen. Die Gesellen wurden entweder von Messe zu Messe (mit dreiwöchentlicher Kündigungsfrist) oder aber, was in Betrieben mit schwankenden Aufträgen sicher bei einem großen Teil des Personals der Fall war, nur für einzelne Wochen eingestellt. Noch hält die Innung darauf, daß kein Geselle ohne Zeugnis seines früheren Brotherrn über Fleiß, Betragen und Geschicklichkeit, und wenn er aus einem fremden Ort kommt, ohne Paß und Wanderbuch angenommen wird, und die Innung hat auch die Arbeitsvermittlung in ihrer Hand. Aber schon lockert sich ihr innerer Zusammenhang, und immer deutlicher trennen sich Gesellen und Chefs, wie es für die spätere Zeit charakteristisch ist. Der zweite Beisitzer, der besonders mit der Kassenverwaltung zu tun hat, war bis 1811 Geselle, von da ab ist es ein jüngerer Chef.

Auch über das Verhalten im Betrieb macht die Innung allgemeine Disziplinarvorschriften: „Die Gesellen sind verbunden, die Einrichtung, wie sie selbige in jeder Druckerey finden, besonders die daselbst herkömmlichen Arbeitslöhne sich gefallen zu lassen, die ihnen übergebene Arbeit mit Fleiss und Sorgfalt zu verrichten, die Ruhe in der Druckerey weder durch unnöthiges Geschwätz, noch auch andern Lärm, zu stören, noch viel weniger sollen sie in der Druckerey spielen (was oft vorgekommen zu sein scheint) oder Trinkfeste anstellen.“ Die Bestimmung ist charakteristisch: nicht an Kämpfe prinzipieller Art, sondern

an kleinen Unfug wird gedacht, durch den sich Übermut oder Mißstimmung in der Hauptsache innerhalb des einzelnen Betriebes entlädt. Die Lohnverhältnisse werden dagegen nicht von der Innung geregelt. Die Innungsordnung sagt darüber nur: „Die Gesellen sind verbunden, die Einrichtung, wie sie selbige in jeder Druckerey finden, besonders die daselbst herkömmlichen Arbeitslöhne sich gefallen zu lassen."

Teubners Verhältnis zu den Leuten scheint damals in vieler Hinsicht recht gut gewesen zu sein. So berät er 1816 mit den Druckern, als es sich um schnelle Herstellung des Konversationslexikons handelt, und schreibt wenige Tage später an Brockhaus (21. Juli 1816), indem er einen Vergleich zwischen seiner und einer andern bekannten Leipziger Druckerei zieht, über die Möglichkeit mit dem Entgegenkommen seiner Leute bei geschäftlichen Abschlüssen rechnen zu können: „Ganz anders verhält es sich aber mit einem Geschäft, wo der Chef die Kunst selbst praktisch erlernt und nicht will, daß seine Leute mit Widerwillen arbeiten sollen, täglich und stündlich um sie ist und ihre Verdienste zu würdigen versteht; dann läßt sich mit voller Seele alles nur Mögliche von ihnen erwarten und das Unterzeichnen eines Contractes wird ihm leichter." Aber daß der Ärger, wie ihn die persönliche Nähe des Handwerksbetriebes nun einmal mit sich bringt, auch ihn nicht unberührt ließ, geht ebenfalls aus den Brockhausbriefen hervor, und besonders in dem recht guten Geschäftsjahr 1817 häufen sich die Klagen: „Diese meine Gesellen sind daneben so hämisch und intriguant, und ärgern und kränken mich so sehr, daß ich diesen Morgen Thränen vergossen habe, und meine Frau aus Wehmuth für mich! Den alten Factor (Burmester) wollten sie jetzt in meiner Abwesenheit zum Hause herausstoßen! Gott, wenn das so fortgeht, so muß ich Gras beißen! Der Wirrwarr ist jetzt allzu groß." (31. März 1817.)

Über das Lehrlingswesen sind wir aus Teubners Anfangszeit schon einigermaßen unterrichtet. Wie beim Handwerk überhaupt, gehörten auswärtige Lehrlinge zum Haushalt des Lehr-

herrn. Sie wurden meist in Dachstuben untergebracht, waren aber mittags mit am Tische und erhielten volle Beköstigung. Das war nicht nur eine erhebliche Belastung der Frau „Meisterin“, sondern auch bei teuren Zeiten eine Sorge mehr, wie ebenfalls aus den Briefen an Brockhaus zu ersehen ist. „Das Brod ist hier so rar und theuer,“ schreibt Teubner am 5. Oktober 1816, „daß ich allwöchentlich incl. meiner Lehrbursche à 14 Rthlr. bis 16 Rthlr. gebrauche. So etwas habe ich noch nicht hier erlebt!“ Und diese Teuerung hielt noch viele Monate an, so daß sich schließlich Teubner mit folgender Eingabe an den Rat der Stadt wandte:

Magnifici,
Wohl- und Hochedelgeborne, Gott und
Hochgelahrte, auch Hochweise,
Hochzuverehrende Herrn,

Die jetzt allgemein herrschende Theuerung des Brotes muß nothwendig Jeden, welcher ein nur etwas bedeutendes Hauswesen zu versorgen hat, bestimmen auf Mittel zu sinnen, wie er sich dieses erste und ganz unentbehrliche Nahrungsmittel auf die möglichst wohlfeile oder doch auf eine wohlfeilere Art, als die gewöhnliche ist, verschaffen könne.

Da ich nun täglich, die in meiner Buchdruckerey arbeitenden Lehrbursche und übrige Familie zusammengenommen, auf Zwanzig Personen zu beköstigen habe, der Ankauf des Brotes aber bey den die hiesigen Wochenmärkte besuchenden Brotbäckern mir zu hoch zu stehen kam und die Hausbäckerey hieselbst mit zu vielen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden ist; so kam ich mit einem meiner Gesellen, Nahmens Espe, welcher in Lindenau wohnhaft, überein, daß er das von mir zu erkaufende Mehl daselbst backen lassen und das gebackene Brot zu meinem täglichen Bedarf hereinsenden solle. Ob nun gleich dadurch wohl Niemanden der mindeste Eintrag geschieht; so ist mir doch von den im Randstädter Schlage angestellten Officianten die Einbringung dieses Brotes außer den gewöhnlichen Marktagen untersagt worden und ich finde mich daher bewogen Ew: Magnifz. Wohl und Hochedelgb: auch Hochwl. andurch ganz gehorsamst zu ersuchen:

Hochdieselben wollen wegen ungehinderter täglicher Einbringung des für mein Hauswesen in Lindenau gebacken werdenden Brotes, sobald wie nur immer möglich, die erforderlichen Verfügungen treffen und das dießfalls Nöthige anordnen zu lassen hochgeneigt geruhen.

Ich zweifle um so weniger an geneigtester Erfüllung dieses gehorsamsten Gesuchs, als die jetzigen drückenden Zeiten gewiß jede Erleichterung, die den Bürger ohne Benachtheiligung eines Dritten wie hier der Fall, zugestanden werden kann, gut heißen, werde mich übrigens nie entbrechen von dem für mich hereingebrachten Brote die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten und beharre mit der größten Verehrung

Ew: Magnifz. Wohl- und Hochedelgb: auch Hochws.
ganz gehorsamster
Benedikt Gotthilf Teubner.

Leipzig
am 14. May
1817.

Selbstverständlich erhielten damals alle Leute Weihnachtsgeschenke: Abgestufte Geldbeträge und Stollen, die Faktoren auch „Bouteillen" Wein, später werden die Drucker und Setzer ausgenommen und nur Faktoren und Arbeiter bedacht.

Die Eingabe vom 14. Mai 1817 kennt noch ganz die altertümlichen Voraussetzungen. Aber es ist kein Zweifel, der schnell vorwärtsschreitende Betrieb wird die handwerklichen Formen abstreifen. Er wird sich modernster technischer Möglichkeiten bedienen und eines Tages kaufmännisch organisierter Fabrikbetrieb, nicht mehr Handwerksbetrieb sein. Der allmähliche Übergang dazu macht den Inhalt der zwanziger Jahre aus, aber der erste bedeutungsvolle Schritt dazu ist nicht eine technische, sondern eine räumliche Veränderung: der Umzug vom Jahre 1821 aus dem immer enger werdenden Haus im Alten Amtshof nach dem heutigen Augustusplatz.

Über die Raumverhältnisse der älteren Zeit läßt sich folgendes sagen: Schon 1816 reicht Teubner mit dem Platz nicht aus und kann gerade sieben Pressen stellen. Er mietet einen gegenüberliegenden Raum hinzu, kommt aber mit seinem Hauswirt Reichel in Differenzen, als er zwei neue Pressen darin aufschlagen will, da nach dessen Meinung das Logis wegen seiner Baufälligkeit nur als Niederlage zu benutzen ist. Und das Amt gibt Reichel recht. So blieb es ein notdürftiges Sichbehelfen, zum Teil mit ungeeigneten Lokalen, und als daher Reichel seine Mieter Teubner und Brockhaus um das Doppelte steigern wollte,

fällt ihnen der Auszug um so leichter, als beide schon längst die Absicht haben, ein eigenes Haus zu erwerben, weil das eigene Haus die Geschäftsunkosten verringert.

Dabei wählte sich Brockhaus den Platz mit der größeren Ausdehnungsmöglichkeit (auf der „Quergasse", der jetzigen Querstraße) – noch heute ist die Firma an derselben Stelle wie 1821 – Teubner aber die ausgezeichnetere Lage: die Ecke des Grimmaischen Steinwegs. Man befand sich zwar hier vor der inneren Stadt, durch einen breiten Anlagengürtel und das Grimmaische Tor von ihr getrennt. Aber wenn auch noch kaum Geschäftslage – für den Druckereibetrieb kommt das ja überhaupt weniger in Frage – war es eine gute Verkehrslage, wie schon die Tatsache beweist, daß auf dem einen der beiden von Teubner gekauften Grundstücke, dem nach dem Grimmaischen Tor zu gelegenen, ein von Eilpassagieren bevorzugter Gasthof, der sogenannte Poststall, stand. An diese Stelle baute Teubner ein großes dreistöckiges Haus von 17 Fenster Front, das erste neue Haus am späteren Augustusplatz, das, vielleicht von dem etwas spielerischen Aufsatz allegorischer Figuren abgesehen, durchaus ruhig und vornehm wirkte und in seiner Entstehungszeit viel Aufsehen erregte. Noch 1851 sagt Teubner in einer Eingabe an den Rat, er habe bei seinem Hausbau vor 30 Jahren den Ausdruck allgemeiner Anerkennung dafür erfahren, „daß ich damit der Stadt zumal an diesem freien Platze eine wahre Zierde geschaffen und dadurch für Herstellung schöner Gebäude eine neue Bahn gebrochen habe".

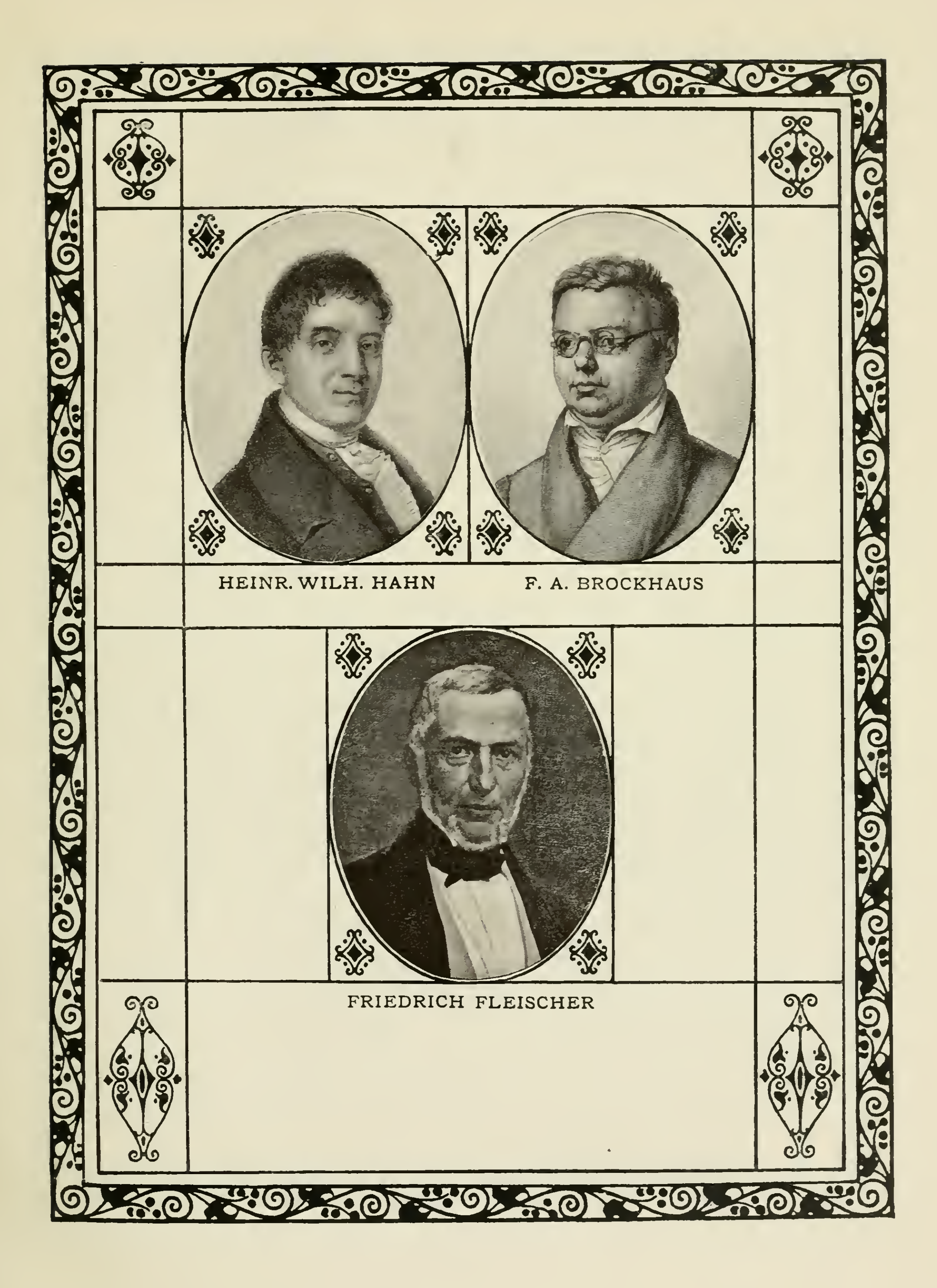
In das Parterre dieses Gebäudes, wo man den Blick auf das alte Tor, das Paulinerkloster und den Graben hatte, verlegte er seinen Betrieb, die übrigen Stockwerke wurden vermietet; er selbst zog mit seiner Familie in das einstöckige ältere Haus am Grimmaischen Steinweg, das erst kurz vor seinem Tode eine bedeutende Veränderung erfuhr. Es hatte nicht den freien Blick wie das andere Haus, aber das letzte Fenster nach Alt-Leipzig zu, an dem Teubners Lieblingsplatz war, bot Aussicht auf das Tor


Das Teubnersche Haus
am Augustusplatz
HAM

und das Schwarze Brett und vor allem auf die „englischen" Anlagen am Körnerhügel und Schwanenteich, die zum großen Teil erst in den sechziger Jahren dem Neuen Theater gewichen sind.

Ehe wir der geschäftlichen Entwicklung weiter nachgehen, halten wir uns einen Augenblick in Teubners Heim auf. Die Familie zählte zur Zeit des Umzugs sechs Köpfe, außer den Eltern zwei Söhne und zwei Töchter. Noch vier Mädchen, von denen eins im ersten Kindesalter starb, kamen in dem neuen Hause dazu. So erfüllte bis weit in die dreißiger Jahre hinein ein ziemlich lebhaftes Kindertreiben den Hof und die Wohnräume, da sich in dem gastfreien Hause immer noch Gespielen und Gespielinnen zu den Hauskindern gesellten. Von 1824 bis 1832 ist als Lehrer der Kinder Wilhelm August Wappler im Teubnerschen Haus, auf den alle Familienmitglieder und Verwandte große Stücke hielten, und der auch in seiner späteren Zeit als Diakonus in Tanna mit allen in Verbindung geblieben ist. Selbst ein Pflegesohn, ein entfernter Verwandter, wird als Spielgefährte des jüngsten Sohnes, Richard, mit aufgenommen. Aber in das heitere Leben faßt das Schicksal hart hinein: die beiden Söhne sterben früh: 1829, siebzehnjährig, noch ehe sich viel Erwartungen mit ihm verknüpfen konnten, Hermann; 1841, vierundzwanzigjährig, Richard, auf den die Eltern alle Hoffnungen setzten.

Da Teubner bis in seine letzten Tage angestrengt gearbeitet hat, ist anzunehmen, daß er sich in jener Zeit fortgesetzter Erweiterungspläne ganz besonders wenig Ruhe gönnte. Trotzdem war es ein ruhiger, kein hastiger Lebensstil. Frisch und lebenslustig, wie Teubner immer blieb, war er kein bloßer Arbeitsfanatiker. Die Pflege freundschaftlicher und geselliger Beziehungen nahm einen großen, wenn auch zeitlich genau abgegrenzten Raum bei ihm ein. Wir wissen, wie hoch er die Freundschaft stellte, und noch manches Wort von ihm ließe sich den schon genannten zufügen. Um so schwerer vermißte er in seiner ersten Leipziger Zeit, in der es ihm an Bekanntschaft nicht fehlte, wirklich nahen Verkehr. Zwischen ihm und



HEINR. WILH. HAHN

F. A. BROCKHAUS

FRIEDRICH FLEISCHER



seinen Berufsgenossen stand doch sein schnelles Emporsteigen, und seine besten Freunde aus dem Buchhändlerstande, Hahn und Brockhaus, waren außerhalb Leipzigs, in Hannover und Altenburg. So begrüßt er mit Enthusiasmus Brockhaus' Plan, nach Leipzig überzusiedeln: „Für wen ich einmal lebe, da webe ich auch aus voller Seele." „Freilich lebt man hier auf keinem herzlichen Fuß, und ich schwöre es Ihnen zu Gott: daß ich auch nicht Einen Freund habe, der diesen Nahmen mit der That verdient." Bald wurde das anders. Zwar Friedrich Arnold Brockhaus starb schon sechs Jahre nach seiner Übersiedlung, am 20. August 1823. Aber neue Freunde werden erworben: C. H. F. Hartmann, Friedrich Fleischer, Hahns Leipziger Vertreter Christian Peßler unter den Buchhändlern. Und als der Teubnersche Verlag entsteht, gehen die Beziehungen zu vielen Autoren über das Geschäftliche hinaus: zu Dindorf, zu Passow, zu Böttiger, zu Jahn, Klotz, Baumgarten-Crusius, Weichert, Dübner, Freund, Franke, Mehlhorn, Schneider, Sillig und selbst zu dem damaligen Leiter des preußischen höheren Schulwesens, zu Johannes Schulze. Und mag in manchen Fällen auch nur die Korrespondenz einen freundschaftlichen Ton haben, Besuche herüber und hinüber sind vielfach gemacht worden, und Johannes Schulze hat sich beispielsweise fast bei jeder Durchreise den Teubnerschen Betrieb zeigen lassen. Ganz besonders bewies Friedrich Fleischer Teubner später unter schwierigen Verhältnissen eine freundschaftliche Gesinnung. Dieser Mann von großer Energie und ausgeprägtem Selbstgefühl, der das Motto: Je n'espère qu'en moi in seinem Petschaft führte, ist dem Leipziger wie dem deutschen Buchhandel überhaupt als Begründer der Bestellanstalt und Mitbegründer der Buchhändlerbörse unvergeßlich. Auch die geselligen Beziehungen nehmen zu, am meisten erst in den dreißiger Jahren, und äußere Ehren stellen sich ein. Bereits 1814 bis 1817 ist Teubner zweiter Beisitzer der Buchdruckerinnung, 1832 und 1833 Stadtrat. Ordensauszeichnungen erhält er schon damals mehrfach.

Nachdem Teubner sich günstigere Raumverhältnisse geschafft hatte, konnte er auch an technische Verbesserungen denken. Es war ja eine Zeit grundlegender Veränderungen, und bereits 1814 war die erste mit Schnellpresse gedruckte Zeitung in England erschienen, wobei noch dazu Dampfkraft zum Antrieb verwendet worden war. Die Schnellpresse war von König im Jahre 1812 erfunden. Bei ihrer Konstruktion war dieser von einem vollkommen neuen Prinzip ausgegangen, indem nicht mehr wie bei der Handpresse von zwei Flächen in einem Zeitpunkte der Abdruck bewirkt, sondern der Papierbogen auf einem Zylinder über der Druckform abgerollt wurde. Durch diese Verteilung des für das Zustandekommen des Abdruckes erforderlichen Kraftaufwandes wird der Druck größerer Bogenformate in fortlaufendem Prozeß ermöglicht und damit die Produktion gegenüber der Handpresse ganz erheblich gesteigert. Teubner bekümmerte sich um die neue Erfindung ziemlich früh. Bereits im Februar 1819 setzte er sich gleich auf deren ältesten deutschen Prospekt vom November 1818 hin mit König & Bauer, der unterdes von dem Erfinder mitbegründeten Firma, in Verbindung, kam jedoch aus mehr äußeren Gründen noch zu keinem Resultat, was er später in folgender Weise motiviert:

„Erstlich konnte ich mich nicht entschließen, daß das Schwungrad vermöge eines Dampfapparats, oder durch die Kraft des Wassers in Bewegung gesetzt werden sollte, weil mir ersteres einestheils zu bedenklich für die Dauer und infolge meiner damaligen Localität gefahrdrohend schien; anderntheils der unbedeutende Pleißenfluß, der zwar dicht vor meiner Druckerei vorbei floß, in trockner Jahreszeit dergestalt schwindet, daß das Wasser einen kaum 2 Fuß hohen Stand hat. So wie denn endlich alljährig ein Uferbau Statt findet, welcher 6—8 Wochen dauert, wo der ohnehin schon niedrige Wasserstand vollends gänzlich abgeschlagen wird, vereitelten den Besitz einer Maschine, für welche ich seit jener Zeit und bis jetzt noch enthusiasmirt bin.“

Trotzdem ist der erste Brief an die „Herren König & Bauer, berühmte Machinisten, Würzburg“, wie die Adresse lautet, ein interessantes Zeitdokument:

Leipzig, den 5ten Februar 1819.

Herren König & Bauer
in Würzburg

P. P.

Die allgemeine Sensation, mit welcher Ihre künstlerische und ideenreiche Erfindung im Maschinenbaue weiter und höher strebt und einen großen Ruf durch ganz Deutschland verbreitet hat, veranlaßt auch mich zu einer Correspondence mit Ihnen; und ob ich wohl der Ueberzeugung lebe, daß Ihnen gewiß schon manche Anfrage gemacht wurde, die zu erwiedern es Ihnen wohl an Zeit gebrach, so wünsche und hoffe dennoch nichts destoweniger, als daß Sie mich unter der Zahl derjenigen aufnehmen werden, die man mit dem Namen der Neugierigen belegt. Wohl aber glaube ich einer der ernstlich Wißbegierigen zu seyn, dem es ganz darum zu thun ist, zu einer genauen und bündigen Instruktion einer solchen Buchdrucker-Maschine zu gelangen, um mich zu prüfen, „ob es nicht rathsam sei, eine dergleichen Maschine anzuwenden?“ Meine Buchdruckerey zählt jetzt 15 gewöhnliche Buchdruckerpressen und, wie es den Anschein hat; so nöthigt mich die vortheilhafte Aussicht zu vollauf Arbeit und die Vorliebe zu meinem Geschäft, noch 5 à 6 Pressen anlegen zu müssen. Wohl dünkt es mir ein kühner Schritt, zwar nicht der einzige in Deutschland, doch aber der erste in Leipzig, als die Mutter und Pflegerin des deutschen Buchhandels und der Buchdruckerkunst, zu seyn, um den Wunsch laut werden zu lassen, mich in Besitz einer solchen Maschine zu wähnen. Dies mein Ideal zerfällt aber in mannichfaltige Fragen und ich fürchte, Sie im Antworten zu ermüden, obwohl diese Détails zum Wesentlichen des Geschäfts gehören und an und für sich wichtig sind. Mir bleibt es daher fast Hauptwunsch: mein Geschäft in personeller Hinsicht vermindern und vereinfachen zu wollen. Ihre treffliche Dampfmaschine[1]) scheint mir ganz dazu geeignet, die Lebensdauer eines Chefs von mehr denn 70 Köpfen an Arbeitern zu befestigen; denn jemehr Gehülfen, destomehr mühevolle und verdrießliche Tage (besonders bei den vielen Druckern)! Erlauben Sie daher, meine hochgeschätzte Herren, mich Ihnen näher zu stellen. Ihre Maschine zerfällt der Beschreibung nach, die ich darüber vernommen, in drei verschiedene Gattungen. No. 1. die einfache Maschine; diese druckt die Bogen nur auf einer Seite, so

1) Unter der Dampfmaschine ist hier natürlich die durch Dampf angetriebene Schnellpresse zu verstehen. König baute Pressen für Handbetrieb erst seit 1824 und eigentlich nur, um dem langsamen Denken und auch wohl der zu geringen Kapitalkraft der meisten Buchdrucker entgegenzukommen.

geschwind sie angelegt werden, in einer Stunde 900 à. 1000 Bogen. Nr. 2. die doppelte Maschine; diese druckt die Bogen gleichfalls nur auf einer Seite, aber 1500 à. 1600 in einer Stunde. No. 3. die vollständige Maschine; diese druckt die Bogen auf beiden Seiten 900 à. 1000 auch wohl 2000 in einer Stunde.[1]) Allerdings wäre mir die vollständige Maschine die wichtigste und wünschenwertheste, da sie den Bogen gleich vollständig gedruckt erscheinen läßt. Kann diese Maschine wohl durch Wasser oder durch die Kraft eines Rosses in activer Bewegung gesetzt werden? denn fast scheint mir diese Anwendung günstiger als die durch Dampf pp. Mein Geschäft liegt dicht am Pleißenflusse, in einer Distance von höchstens zehn Ellen; doch würde ich demungeachtet der Kraft eines Pferdes den Vorzug geben, weil im Winter dieser Strom zufriert. Ferner ist mir zu wissen nöthig: ob diese Maschine zu allen Formen von Drucksystem und auch zu kleineren Auflagen mit Nutzen anwendbar ist, und ob das Zurichten oder Gradstellen der gesetzten Formen zeitraubend, so wie ob dieselbe einen vorzüglich scharfen und reinen Druck liefert? Desgleichen ob die Angabe des Fertigens an gedruckten Bogen der obigen Beschreibung an Quantität getreu beschrieben ist? So wie ich überhaupt ergebenst ersuche, meine zur Zeit noch einseitige Ansicht in ein helleres und klareres Licht zu stellen. Und wie hoch ist endlich der Preis solcher Maschine No. 1. 2. & 3. und in welchem Zeitraum könnten Sie eine oder die andere anfertigen. pp.

Ueber alle diese Punkte erbitte mir Ihre gefällige baldige Nachricht, die ich mit dem größten Verlangen entgegen sehe; denn der Inhalt dieses Briefes dürfte Ihnen ein reichhaltiges Motiv seyn, wie sehr gern ich mir den Besitz einer solchen Maschine wünsche.

Mit wahrer Hochschätzung nenne ich mich

Ihren ganz ergebenen
B. G. Teubner
Besitzer einer Buchdruckerey.

Inzwischen kamen andere Leipziger Buchdrucker Teubner zuvor, und Friedrich Brockhaus war der erste, der in Leipzig eine Schnellpresse anschaffte (1826), nachdem bereits Spener in Berlin, Cotta in Augsburg (für die Augsburger Allgemeine Zeitung), Grund in Hamburg (für den Correspondenten) und Metz-

1) Diese Zahlen entnahm Teubner dem ersten Prospekt von König & Bauer, der zunächst am 5. April 1817 in England, dann im November 1818 in Deutschland ausgegeben wurde, nachdem Königs ältester Teilhaber, der englische Buchdrucker Bensley, sich ursprünglich der Veröffentlichung widersetzt hatte.

ler in Stuttgart in den Jahren 1822–26 vorangegangen waren. Freilich waren die Nicht-Leipziger nahezu alle Zeitungsverleger, wie denn Leipzig im Zeitungswesen damals durchaus keine bedeutende Rolle spielt. Die Leistungen der Brockhausschen Presse veranlaßten Teubner, sieben Jahre nach seiner ersten Anfrage die Anschaffung einer Schnellpresse wieder in Erwägung zu ziehen.

Die der Brockhausischen Druckerey von Ihnen gelieferte Schnellpresse, — schreibt er an König & Bauer (11. Juli 1826) —, bei welcher ich gestern eine halbe Stunde verweilte, entspricht meinen Wünschen vollkommen; und obwohl die daran neu angestellte Mannschaft noch keineswegs dergestalt routinirt ist, um die Kraft derselben nach Würden zu messen: – so ist mir keineswegs entgangen, daß der Verfolg – d. h. dafern die Bedienung mit der Zeit flotter wird – sowohl die Qualität, als insbesondere die Quantität der Leistungen bedeutend gesteigert werden möchte.

Aber diesmal kommt es ebensowenig dazu, höchstwahrscheinlich wegen der finanziellen Anspannung, die der neue Verlag verursachte, und wie alle Leipziger Buchdrucker außer Brockhaus begnügte sich Teubner mit kleineren Verbesserungen. Inzwischen war nämlich auch die Handpresse vervollkommnet worden. Das Holzgestell wurde durch ein eisernes ersetzt, bei dem wesentlich mehr Druck angewandt werden konnte. Der Tiegel war schon bei der alten Presse vielfach von Messing, jetzt konnte er noch schwerer gemacht werden, und statt wie bisher höchstens 87 Pfund wog er jetzt bis zu zwei Zentner. Die Hauptsache aber war, daß für den Bengel, der bislang nicht nur zwei Züge, sondern auch bei jedem Zuge sehr viel Kraftaufwand erfordert hatte, zumal bei großen Formen, jetzt beschwerte und durch Scharniere verbundene Hebel von verschiedener Länge eingeführt wurden, die ein Drucken mit einem Zug und mit viel geringerem Kraftaufwand auch bei den größten Formen ermöglichten. Die Pressenarten, die nach diesem Typ gebaut wurden, sind ungemein zahlreich; die früheste stammt von Lord Stanhope und wurde bereits 1800 ausgeführt. Aber erst in den zwanziger und dreißiger Jahren

wurden sie allgemein gebraucht, und in den meisten Betrieben war damals nicht etwa die Entscheidung zwischen Hand- und Schnellpresse, sondern nur zwischen Holz- und Eisenpresse zu treffen. Auch Teubner ist in dieser Zeit erst bemüht, seine hölzernen Pressen teilweise durch eiserne zu ersetzen, und bezieht seinen Bedarf von dem Leipziger Mechaniker Hoffmann, der eine eigene Presse erfunden hatte („Hoffmanns Presse“), und von Christian Dingler in Zweibrücken, der ihm ausländische Modelle, Stanhope- und Hagarpressen, liefert. Der Preisunterschied zwischen der Holz- und Eisenpresse ist noch nicht sehr beträchtlich. Hoffmann nimmt für das Stück 370 Rthlr., also nicht viel über 100 Rthlr. mehr, als Weinedel 1806 bezahlte, und Dingler verlangt 450–500 Rthlr., d. h. etwa das Doppelte, während eine Schnellpresse, wie sie der Betrieb erforderte, jedenfalls nicht unter 3–5000 Rthlr. gekommen wäre. Dabei hätte sie freilich wenigstens vier Handpressen ersetzt und 1000 Rthlr. Unkostenersparnis gebracht.

Erst in den dreißiger Jahren steckt Teubner seine Hauptarbeit wieder in die Druckerei. Bis dahin hatte ihn, wie wir noch sehen werden, die 1824 begründete Buchhandlung stark absorbiert, die aber schon um 1830 einen bedrohlichen Rückgang erfuhr. Teubner hielt sie jetzt – das wird noch zu zeigen sein – mit Mühe und nur mit fremder Hilfe aufrecht. Aber das beirrt ihn weder in seinem Weiterstreben, noch erdrückt es ihn gar. Es veranlaßt ihn eben nur, die Richtung seiner Haupttätigkeit nochmals zu ändern. Etwas Neues ist vor allem der Zeitungsdruck. Mit dem 1. Januar 1831 übernimmt Teubner die Herstellung der bereits 1660 gegründeten Leipziger Zeitung, die von da ab in fiskalischer Selbstverwaltung erscheint, während sie bisher an Privatunternehmer verpachtet war. Die Leipziger Zeitung hatte damals einen schweren Stand, bis 1830 war sie die einzige politische Zeitung Sachsens gewesen, aber in den unruhigen Septembertagen dieses Jahres hatte sich eine von Dr. Seeburg verfaßte Petition der Leipziger Buchhändler und

Generals von Minkwitz, begangen, welche Se. Königl. Hoheit der Prinz Mitregent und die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses mit Ihrer Gegenwart zu beehren geruhten, und der das diplomatische Corps, die Minister und die ausgezeichnetsten Personen des Hofs und der Stadt beiwohnten. Se. Maj., Höchstwelche Sich im erfreulichsten Wohlsein befinden, hatten die feierliche Glückwünschung abgelehnt.

Ebendaher, den 29. Dec. An die Stelle des auf sein allerunterthänigstes Ansuchen emeritirten zeitherigen Rentbeamten zu Lauterstein, des Amtsinspectors Gottlieb August Kersten, ist der bisherige Rentamts-Controleur in Hohenstein, Friedrich Wilhelm Fahner, zum Rentbeamten in Lauterstein ernannt worden.

Ausland.

Frankreich.

Paris, den 23. Dec. Während des 22. Dec. zeigte sich der König mehrmals unter den Nationalgarden, und erschien am Abende desselben Tages mehrmals auf dem Balkone. Ueberall, wo Se. Majestät erblickt wurden, ertönte der lauteste Jubelruf. Ein Gleiches fand heute statt, als der König die verschiedenen Quartiere von Paris besuchte, um der Nationalgarde und den Truppen der Garnison seine meile, wie den Linientruppen für ihre edle Festigkeit, für die Aufopferung und den Patriotismus, welche sie während der letzten Begebenheiten gezeigt haben, um die öffentliche Ruhe und die Gesetze aufrecht zu erhalten. — Sie verordnet. diesen Dank in ihr Protokoll aufzunehmen. Ein Mitglied der Linken trug darauf an, die Eleven der drei bekannten Schulen mit in diesen Dank einzuschließen. Dagegen bemerkte eine Stimme zur Rechten, daß sie bei ihren Bemühungen Bedingungen gemacht hätten. Der Präsident des Conseils, der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr von Conelles, von St. Aignan, Herr Barthe und andere, widerlegten dieses Anführen durch Thatsachen. Zuletzt ging folgender Vorschlag des Präsidenten der Deputirtenkammer einstimmig durch: die Kammer votirt den Eleven der medicinischen, der Rechts-, der polytechnischen und der andern Schulen ihren Dank für die Aufopferung und die edle Aufführung, welche sie während des gestrigen Tages zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe bewiesen haben. (Moniteur.)

Ebendaher, den 24. Dec. — Durch außerordentliche Gelegenheit. Gestern wurden die Renten mit 61 Fr. eröffnet. Sie fielen am Ende der Börse schnell auf 5 Fr. 45 c. und nach der Börse auf 59 Fr. zurück, indem m mit Bestimmtheit versicherte, daß eine theilweise Mini







№ 1. Sonnabends, den 1. Januar 1831.

Das Jahr 1831.

Ernst und bang begrüßt Europa das jüngste Kind der Zeit. Es sei uns der Zukunft Friedensbote! Das entschwundene Jahr barg in seinem Schooße geheimen Groll, Erschütterung, blutige Zwietracht, Vernichtung! Das Heiligthum der Gesetze ward entweiht, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums verletzt, der Segen eines funfzehnjährigen Friedens zerstört, und — von den Grenzen des Morgenlandes wehte herüber der Gifthauch des Todes! — Doch ein heiliger, ein ewiger Wille senkte tief in den Acker der Zerstörung den Fruchtkeim eines besseren Lebens. Das Land der Hellenen trat wieder ein in den gesetzmäßigen Kreis der bürgerlichen Freiheit und in die Gemeinschaft des europäischen Völkerrechts. Serbien erhielt die Wohlthat einer eigenen erblichen Regierung. Die Regierung Braunschweigs ward der Gerechtigkeit, der Mäßigung und dem Wohlwollen zurückgegeben. In Frankreich, in der Schweiz, in England, in Deutschlands Bundesstaaten, überall, wo ein gesundes Volksleben sich menschlich und sittlichfriedsam bewegt: da schreitet die Gesetzgebung fort, und befestigt die Grundlagen der Bildung und der Wohlfahrt.

Aber dennoch trauert Europa. Es fühlt den Schmerz einer großen Familie über die Schuld und das Unglück einzelner Glieder. Was an der schönen Küste des atlantischen Meeres, was in den kornreichen Fluren der Weichsel- und der Wolga-Ebene die Völker ängstigt, was dies- und jenseit der reichen Andenkette die innere Ordnung und den Weltverkehr blutig stört: das durchzuckt schmerzhaft das Mark des allgemeinen europäischen Gesammtlebens; das empfindet tief auch Deutschland. Unser hochgebildetes, unser rechtlich und treu gesinntes, unser vor so vielen andern Ländern vielbeglücktes Volk hat zwei schmerzvolle Monate des hier bedrohten, dort gebrochenen „ewigen Landfriedens" durchlebt. Es ward berührt von der krankhaften, stürmischen Ungeduld einer durch Parteihaß aufgeregten Volksmasse, die, um ihr eigener Arzt zu sein, Europas Frieden und den Besitz jedes völkerrechtlichen Gemeingutes gefährdet.

Was begründete und was schirmt diesen Frieden? Die Heiligkeit der öffentlichen Verträge, die Treue des gegebenen Wortes; die Achtung des anerkannten Völkerrechts. Für diese Bürgschaften hat seit Jahrhunderten der Deutsche gekämpft. Von diesem Rechte hat Deutschland allen Völkern das Beispiel und die Regel gegeben. Diesen Frieden hat sich Europa auf Leipzigs Ebene und auf der brabantischen Hügelflur erstritten. So ward der deutsche Bund ein Friedensbund für Alle. Noch ist er ein Gemeingut des europäischen Völkerlebens; noch steht er unter dem Schutze der deutschen Volkskraft und Treue, der Nationalehre und der Weisheit von Europas Königen.

In und mit Europa, in und mit Deutschland empfindet und leidet, denkt und handelt auch Sachsen. In unsrem, vom Fleiße bewohnten, von dem Gesetze geordneten und von dem Geiste der Wissenschaft erleuchteten Lande entfaltete sich seit sieben Jahrhunderten ein reiches Saatkorn des Völkerverkehrs und der höheren Bildung, welches alle Güter des Lebens ebenso aus dem eignen Keime hervorrief, als es sie von jeder Seite her an sich zog, um sie nach allen Richtungen hin wohlthätig zu verbreiten. Dieses Land war treu dem Reiche; es brachte Opfer dem deutschen, dem europäischen Friedenswerke: darum sieht es seinen Schutz in dem Recht, in der Treue und in der Kraft des Ganzen: in dem Bestehen des deutschen Bundes! Doch die erste Bürgschaft seines innern Glücks war und ist die Weisheit seiner Regierung; eine zweite sei der staatsbürgerliche Gemeinsinn seines Volkes! Ihm kam in einer bewegten Zeit vom Throne herab das edelste Vertrauen entgegen: aus landesväterlicher Huld stellte unser ehrwürdiger König den geliebten Fürsten Friedrich August an die Seite seines Thrones, und großmüthig legte ein königlichgesinnter Vater das Erbrecht einer Krone auf den Altar des Vaterlandes. Solch' ein Königshaus verbürgt einem fromm- und treugesinnten Volke das Glück seiner Zukunft.

Gott ist mit unsrem Könige. Der Engel des himmlischen Schutzes, welcher über dem aufblühenden Geschlechte Seines erhabenen Hauses schwebt, sei auch der Engel unsres Landes! So begrüßen wir voll des freudigsten Vertrauens das Neue Jahr, und mit dem innigsten Dankgefühle ruft ein zufriedenes Volk: Gott erhalte den König! Gott erhalte den Mitregenten! Gott erhalte das Haus des Königs und sein ganzes Land!

Bekanntmachung.

Se. Königl. Majestät und des Prinzen-Mitregenten Königl. Hoheit haben auf Verwendung der Herzogl. Sächs. Landesregierung zu Gotha, unter Vorbehalt des Reciproci, sowohl den Vertrieb der Loose zu der daselbst zu veranstaltenden ein und funfzigsten Klassenlotterie in hiesigen Landen zu gestatten, als auch, daß zum Kolligiren für besagte ein und funfzigste Lotterie die in dem Mandate vom 30. August 1793 §. 8 vorgeschriebene Erlangung besonderer Erlaubnißscheine nicht erfordert werde, zu genehmigen, allergnädigst geruht, welches hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Dresden, am 22. December 1830.

Königlich Sächsische Landesregierung.

Amtliche Nachrichten.

Dresden, am 19. Dec. 1830. Se. Königliche Majestät und des Prinzen Mitregenten Königl. Hoheit geruhten heute dem Königlich Französischen Staats-Rath, Grafen Reinhard, Partikular-Audienzen zu ertheilen, wobei Se. Majestät dessen Beglaubigungsschreiben in der Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs der Franzosen am hiesigen Hofe in Empfang nahmen.

Ebendaher, den 28. Dec. Das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs wurde gestern allhier in mehrern geselligen Vereinen, vornehmlich in einer zahlreichen Abend-Versammlung bei dem Cabinets-Minister der auswärtigen Verhältnisse, General von Minckwitz, begangen, welche Se. Königl. Hoheit der Prinz Mitregent und die Prinzen and Prinzessinnen des Königlichen Hauses mit Ihrer Gegenwart zu beehren geruhten, und der das diplomatische Corps, die Minister und die ausgezeichnetsten Personen des Hofs und der Stadt beiwohnten. Se. Maj., Höchstwelche Sich im erfreulichsten Wohlsein befinden, hatten die feierliche Glückwünschung abgelehnt.

Ebendaher, den 29. Dec. An die Stelle des auf sein allerunterthänigstes Ansuchen emeritirten zeitherigen Rentbeamten zu Lauterstein, des Amtsinspectors Gottlieb August Kersten, ist der bisherige Rentamts-Controleur in Hohenstein, Friedrich Wilhelm Fahner, zum Rentbeamten in Lauterstein ernannt worden.

Ausland.

Frankreich.

Paris, den 23. Dec. Während des 22. Dec. zeigte sich der König mehrmals unter den Nationalgarden, und erschien am Abende desselben Tages mehrmals auf dem Balkone. Ueberall, wo Se. Majestät erblickt wurden, ertönte der lauteste Jubelruf. Ein Gleiches fand heute statt, als der König die verschiedenen Quartiere von Paris besuchte, um der Nationalgarde und den Truppen der Garnison seine Gefühle für ihr würdiges Benehmen an den Tag zu legen. Der Greffier des Pairshofes Herr Cauchy begab sich gestern um 7 Uhr Morgens, von Herrn Pajou, dem Huissier des Hofes begleitet, nach Vincennes, wo er vom General Daumesnil eingeführt, den (Ex-)Ministern ihr Urtheil vorlas. — Das Wahlcollegium von Soissons hat den Herrn Baron Meschin aufs Neue zum Deputirten erwählt, weil er seit der letzten Wahl zum Präfecten des Nordbepartements ernannt worden war. Er hatte 218 Stimmen unter 291 Wählern. — In der heutigen Sitzung der Deputirtenkammer trug Herr Dupin der Aeltere auf feierlichen Dank für die edle Haltung der Nationalgarde an. Dieser Vorschlag wurde genehmigt, aber folgendergestalt modificirt: „Die Kammer votirt den Dank an die Pariser Nationalgarde und an die der Bannmeile, wie den Linientruppen für ihre edle Festigkeit, für die Aufopferung und den Patriotismus, welche sie während der letzten Begebenheiten gezeigt haben, um die öffentliche Ruhe und die Gesetze aufrecht zu erhalten. — Sie verordnet, diesen Dank in ihr Protokoll aufzunehmen. Ein Mitglied der Linken trug darauf an, die Eleven der drei bekannten Schulen mit in diesen Dank einzuschließen. Dagegen bemerkte eine Stimme zur Rechten, daß sie bei ihren Bemühungen Bedingungen gemacht hätten. Der Präsident des Conseils, der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr von Conelles, von St. Aignan, Herr Barthe und andere, widerlegten dieses Anführen durch Thatsachen. Zuletzt ging folgender Vorschlag des Präsidenten der Deputirtenkammer einstimmig durch: die Kammer votirt den Eleven der medicinischen, der Rechts-, der polytechnischen und der andern Schulen ihren Dank für die Aufopferung und die edle Aufführung, welche sie während des gestrigen Tages zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe bewiesen haben. (Moniteur.)

Ebendaher, den 24. Dec. — Durch außerordentliche Gelegenheit. Gestern wurden die Renten mit 61 Fr. eröffnet. Sie fielen am Ende der Börse schnell auf 59 Fr. 45 c. und nach der Börse auf 59 Fr. zurück, indem man mit Bestimmtheit versicherte, daß eine theilweie Ministerial-

Gott ist mit unsrem Könige. Der Engel des himmlischen Schutzes, welcher über dem aufblühenden Geschlechte Seines erhabenen Hauses schwebt, sei auch der Engel unsres Landes! So begrüßen wir voll des freudigsten Vertrauens das Neue-Jahr, und mit dem innigsten Dankgefühle ruft ein zufriedenes Volk: Gott erhalte den König! Gott erhalte den Mitregenten! Gott erhalte das Haus des Königs und sein ganzes Land!

Bekanntmachung.

Se. Königl. Majestät und des Prinzen-Mitregenten Königl. Hoheit haben auf Verwendung der Herzogl. Sächs Landesregierung zu Gotha, unter Vorbehalt des Reciproci, sowohl den Vertrieb der Loose zu der daselbst zu veranstaltenden ein und funfzigsten Klassenlotterie in hiesigen Landen zu gestatten, als auch, daß zum Kolligiren für besagte ein und funfzigste Lotterie die in dem Mandate vom 30. August 1793 §. 3 vorgeschriebene Erlangung besonderer Erlaubnißscheine nicht erfordert werde, zu genehmigen, allergnädigst geruht, welches hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Dresden, am 22. December 1830.

Königlich Sächsische Landesregierung.

Amtliche Nachrichten.

Dresden, am 19. Dec. 1830. Se. Königliche Majestät und des Prinzen Mitregenten Königl. Hoheit geruhten heute dem Königlich Französischen Staats-Rath, Grafen Reinhard, Partikular-Audienzen zu ertheilen, wobei Se. Majestät dessen Beglaubigungsschreiben in der Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs der Franzosen am hiesigen Hofe in Empfang nahmen.

Ebendaher, den 28. Dec. Das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs wurde gestern allhier in mehrern geselligen Vereinen, vornehmlich in einer zahlreichen Abend-Versammlung bei dem Cabinets-Minister der auswärtigen Verhältnisse,

Gefühle für ihr würdiges Benehmen an den Tag zu legen. Der Greffier des Pairshofes Herr Cauchy begab sich gestern um 7 Uhr Morgens, von Herrn Pajou, dem Huissier des Hofes begleitet, nach Vincennes, wo er vom General Daumenil eingeführt, den (Ex-)Ministern ihr Urtheil vorlas. — Das Wahlcollegium von Soissons hat den Herrn Baron Mechin aufs Neue zum Deputirten erwählt, weil er seit der letzten Wahl zum Präfecten des Norddepartements ernannt worden war. Er hatte 218 Stimmen unter 291 Wählern. — In der heutigen Sitzung der Deputirtenkammer trug Herr Dupin der Aeltere auf feierlichen Dank für die edle Haltung der Nationalgarde an. Dieser Vorschlag wurde genehmigt, aber folgendergestalt modificirt: „Die Kammer votirt den Dank an die Pariser Nationalgarde und an die der Bann-

Buchdrucker u. a. auch gegen ihre privilegierte Stellung gewandt, mit um so mehr Grund, als die Zeitung durch ihren letzten Pächter, den Buchhändler Grieshammer, ziemlich heruntergekommen war. Deshalb wurde sie bei dem Wechsel des Regimes auch innerlich reformiert, vor allem sollte sie auswärtige Korrespondenten halten und in jeder Nummer Berichte über Wissenschaft und Kunst bringen. Redakteur wurde bei 900 Rthlr. Jahresgehalt der mit Teubner befreundete Historiker Professor Hasse, der bis 1846 die Leitung behielt. Teubner suchte dem Ruf seiner Offizin entsprechend nach Kräften das Typographische des Blattes zu bessern, vergrößerte das Format und wandte schönere Lettern an. Die Ausgabe wurde durch eine dem Leipziger Oberpostamt unterstellte Expedition versorgt, die später im Parterre des großen Teubnerschen Hauses ihre Räume hatte. Die Zeitung wurde damals des Nachts gedruckt. Sie erschien in einer Auflagenhöhe von etwa 4000 Exemplaren, freilich war in der Zeit der Teubnerschen Übergabe der Absatz im Sinken, und erst in den vierziger Jahren ging es allmählich wieder aufwärts. Mit der Leipziger Zeitung war damals noch ein Wochenblatt Leipziger Fama verbunden, die das gewerb- und berufstätige Volk über den Zusammenhang der Ereignisse unterrichten wollte, „ohne dem Urteil unserer verständigen Leute vorzugreifen“. Es wurde nur in 750–1000 Exemplaren ausgegeben.

Nachdem Teubner einmal im Gebiet des Zeitungswesens Fuß gefaßt hatte, suchte er sich darauf sofort weiter auszudehnen. 1831 schlug Stadtrat Seeburg, der bereits bei der Septemberadresse der Buchhändler und Buchdrucker genannt ist, die Gründung eines privilegierten Stadtblattes vor. Rat und Stadtverordnete – die gesamte Leipziger Verwaltung war in diesem Jahre auf moderne Grundlagen gestellt – sprachen sich dafür aus, und Teubner, der dem neugewählten Stadtrat angehörte, wurde zu einem Gutachten über den Seeburgschen Vorschlag aufgefordert. Am 12. September legt er seine Ansichten dar. Er

ist für sachlich-offene Berichterstattung über kommunale Angelegenheiten in allgemein faßlicher, referierender Form, die insbesondere den juristischen Ton meidet; er verlangt Pflege der Stadtgeschichte sowie dem Interesse des Leipziger Publikums entsprechende Buchkritik, die Theaterkritik möchte er überhaupt ausgeschlossen wissen, was jedenfalls ganz vom Geschmack des damaligen Publikums abweicht. Das ist wohl etwa das Programm, wie es später das von Teubner gegründete Dresdner Tageblatt in seinen zwei ersten Jahren (1846–48) verwirklicht hat. Die Angelegenheit, in der auch Teubner als Reflektant flüchtig eine Rolle spielt wie später noch einmal 1842, endet schließlich in einer Umwandlung des Leipziger Tageblattes, das von Neujahr 1833 als Amtsblatt des Rates erschien und von nun an alle städtischen Bekanntmachungen unentgeltlich, nicht wie bisher als Inserate veröffentlichte. Eine wesentliche Beschränkung anderer Zeitungen war aber damit nicht verbunden, im Gegenteil brachte die Firma F. A. Brockhaus vier Jahre später, am 1. Oktober 1837, die Leipziger Allgemeine Zeitung heraus, die bis 1879 bestand – seit 1843 unter dem Titel „Deutsche Allgemeine Zeitung“ – und in der deutschen Einheitsbewegung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

1835 erhielt Teubner einen neuen großen Druckauftrag vom Verein der Buchhändler in Leipzig: den Druck des Börsenblattes, das von da ab ununterbrochen 53 Jahre in der Teubnerschen Offizin blieb. Das Börsenblatt war 1834 von den Deputierten des Vereins der Leipziger Buchhändler, deren Vorsitzender damals Teubners Freund Friedrich Fleischer war, gegründet worden und wurde von ihnen 1835 dem Börsenverein zur Verfügung gestellt. Diesen ersten, sozusagen offiziellen Jahrgang druckte Teubner, während den Jahrgang 1834 Breitkopf & Härtel hergestellt hatten. Bereits Anfang 1834 hatte aber Fleischer Teubner seinerseits zur Veranschlagung der Druckkosten aufgefordert, worauf dann Teubner am 14. Februar folgendes geantwortet hatte:

Auf Ihre an mich gerichtete geehrte Anfrage, wie hoch ich den Satz und Druck des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel in der gegenwärtigen Form, zu 750 Auflage anschlagen würde, beehre ich mich, Ihnen hierauf dankbarlichst zu erwidern, daß nach Maaßgabe der bestehenden Druckeinrichtung, die eine Hälfte des Bogens aus Bourgois Schrift, die andere aber aus Petit Fractur, Antiqua und verschiedenen andern untermischten Lettern, Beides in gespaltenen Columnen, besteht. Da nun die beregte zweite Hälfte, wie Sie selbst ermessen werden, einen fast doppelt mühsamern in sich faßt, als die erste Hälfte, nicht minder ein dergl. gespaltener 4to Bogen recht gemächlich $1^1/_2$ Bogen 8vo in sich faßt: so glaube ich, abgesehen davon, daß übrigens ein solcher Bogen mit der festgesetzten Stunde vollendet und ausgegeben werden muß, und somit einer Zeitung gleicht, die Grenzen der Billigkeit nicht zu überschreiten, wenn ich einen solchen Bogen mit 9 Rthlrn. veranschlage. Seien Sie fest überzeugt, daß abgesehen auf den guten Zweck, den dieses zeitgemäße Blatt auch gewiß erfüllen wird, ich meine Forderung schon darnach gestellt habe, um demselben (wenn auch nur ein schwaches) Zeichen meiner Aufmerksamkeit zu zollen.

Da nun die pünctlichste Ablieferung der Auflage ein Haupterforderniß ist, und solche jeden Freitag früh 9 Uhr bewerkstelligt werden muß: so drängt sich unwillkührlich der Wunsch auf, daß die letzte Revision nebst dem Imprimatur spätestens jeden Donnerstag Nachmittags 2 Uhr in meinen Händen sein muß. Nur in außerordentlichen Fällen würde eine Prolongation von zwei bis drei Stunden statt finden können, so daß der Druck präcis 5 Uhr Nachmittags beginnen müßte.

Dieß meine unumwundene Ansicht in dieser Sache. –

Diese Offerte erschien freilich noch zu hoch, denn als dann im Herbst eine Veränderung in Aussicht stand, schlägt Fleischer seinem Freunde vor, ein neues billigeres Angebot zu machen, was offenbar geschah, da Teubner schließlich im November 1834 den Auftrag erhielt. Ein Vertrag ist in den Akten des Börsenvereins erst von 1845 vorhanden (B.V. Acta Nr. 80), und danach bekommt Teubner bei einer Auflage von 1200 Exemplaren für den ersten Bogen der Nummer nur $8^2/_3$ Rthlr., für den zweiten $9^1/_3$ Rthlr. Redakteur war 1835 Dr. A. v. Binzer, den Vertrieb hatte Adolf Frohberger bis 1848. Der Jahrgang kostete 2 Rthlr. 12 Gr.

Das waren fortdauernde Druckaufträge von einem Umfang, der nun doch zur Anschaffung einer Schnellpresse drängte. Die Schnellpresse rentierte sich ja erst bei großen Auflagen, während große Auflagen für einen mit Handpressen arbeitenden Betrieb, wie wir sahen, keineswegs lukrativ waren. Deshalb ist es ja fast überall die Zeitung, die die „Maschine" einbürgert. So schreibt Teubner jetzt erneut an König & Bauer:

„Eingedenk der mit Ihnen schon vor langen Jahren schriftlich und unter der Auctorität Ihres verehrten Herrn Bauer — Friedrich König, der Erfinder der Schnellpresse, war unterdes 1833 gestorben — bei Gelegenheit seiner Durchreise allhier mündlich gepflogenen Unterredungen wegen des Besitzes einer Druckmaschine, da solche, wie ich vernommen, sich allenthalben mehr verbreiten und auch schon hiesigen Orts in einigen Exemplaren Wurzel geschlagen haben, konnte ich nur bedauern, bisher noch ohne individuelle Veranlassung geblieben zu sein, mich mit einer dießfallsigen festen Bestellung an Sie wenden zu können. Da es indeß jetzt den ernsten Anschein gewinnt, welches ich mir vor der Hand Ihnen nur confidentiell mitzutheilen erlaube, als sollte mir eine anhaltende, mit starker Auflage versehene Druckarbeit verliehen werden, deren amtlicher Abschluß aber erst nach Michaeli a. c. erfolgt, für welchen Gegenstand die Druckmaschine sich wohl qualificiren würde: so erwächst mir die Hoffnung, mich vielleicht schon früher mit einem definitiven Auftrage an Sie wenden zu müssen . . . ." (8. Juni 1834.)

Dann wünscht er zu wissen, was eine Maschine vom Kaliber der Breitkopf & Härtelschen (22 : 17½ Zoll) kostet, und erhält von König & Bauer in einem ähnlich persönlich umständlich gehaltenen Geschäftsbrief die Antwort, daß sie 4500 fl. kosten würde und sich dafür auch im Notfall auf 25 : 18½ Zoll einrichten ließe. Am 21. Juni wird dann die Maschine bestellt. Am 2. September wird sie von Kloster Oberzell bei Würzburg, wo die Fabrik ist, durch Fuhrmann abgeschickt, sie ist 9–10 Tage unterwegs, die Fracht beträgt 122 Thlr. preuß. Cour. Der Frachtbrief verzeichnet genau die einzelnen Teile, es sind 35. Heute würde die Maschine nur drei Tage unterwegs sein und, als Waggonladung versandt, 87 M. Fracht und 17 M. Anfuhrkosten verursachen. Die zweite Schnellpresse wird 1838 bestellt, und nun



MASCHINEN-FABRIK
von
KÖNIG et BAUER,
in
Kloster-Oberzell.

KLOSTER-OBERZELL bei Würzburg, den 2ten September 1834.

Frachtbrief für Fuhrmann Joh. Böttner von Weidenhausen

welcher heute die unten specifizirten Colli geladen hat, und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, solche auf einer Axe, und in 9 bis 10 Tagen an umstehende Adresse in Leipzig abzuliefern. Der Frachtführer erkennt durch Annahme dieses offenen Frachtbriefes den guten Zustand sämmtlicher Colli bei der Uebernahme an, und hat, falls er ein oder mehrere Stücke beschädigt überliefert, für den Schaden zu haften. Nach richtiger und zu rechter Zeit geschehener Ablieferung belieben Sie, dem Fuhrmann Sechs Thaler pr. 300 ℔ oder ganze Fracht mit ~~Hundert Zwanzig und Zwey Thaler preuß. Courant~~ zu zahlen.

KÖNIG & BAUER.

Eine Buchdruck-Maschine in 35 Colli mit Num. u. Gewicht wie folgt

No.	Gewicht	Benennung	No.	Gewicht	Benennung
1	574 ℔	Ein Fußgestell	19	97 ℔	Mortelrad
2	243	Do. Do:	20	68½	Riegel für Rahmen
3	350	ein Farbengestell	21	257½	Druckcylinder.
4	348	Do. Do:	22	83½	große Gußplatte
5	125½	Rädervorlegegestell	23	26½	Auslegetisch
6	114	Do:	24	19	Zwey Latten zusammengeschraubt
7	354	Schwungrad	25	4½	Ein Brett Holz
8	30½	Kurbel	26	30½	Aufstell mit 2 Schubladen
9	99½	Fußgestell von Holz	27	665	Kisten
10	78½	Gestell für Schwungrad	28	145½	Do:
11	78¼	Do: Do:	29	377	Do:
12	67½	Gewinngestell	30	319	Do:
13	68	Do:	31	75	Do:
14	71½	Do:	32	292	Do:
15	74½	Do:	33	338	Do:
16	125½	Do: mit Schlitz	34	48½	Do:
17	71½	Zwey Gestelle, zusammengeschraubt	35	110¼	Riegel am Schwungrad
18	263	Lager		2957¼ ℔	
	3137¾		Transport v. links	3137¾	
			Gewicht Summa	6095	℔ bayer.

Nun gegen das Verladen der Maschinen geschehen ist zu sagen, haben wir den Wagen, auf welchen sie geladen worden sind, [illegible] nachsehen. Der Fuhrmann ist [illegible] solches bey Verlust seines Frachtlohns anzuzeigen.



Schnellpresse aus dem Jahre 1834

sind $1^{1}/_{2}$ Schnellpressen für den Druck der Leipziger Zeitung in Gebrauch, der nachts vor sich geht, da die Zeitung damals am Morgen erscheint. Der Antrieb geschieht freilich weder durch Dampf noch durch Pferdegöpel, sondern bis in die sechziger Jahre werden Dreher dazu verwandt, die sich schichtenweise ablösen.

Die Schnellpresse veränderte das Druckereipersonal. Aus dem Drucker wird der Maschinenmeister, oder vielmehr für mehrere Drucker tritt ein Maschinenmeister ein und kann unter Umständen sogar zwei Pressen versehen. Im übrigen war nur Personal für mechanische Arbeit nötig, zum Drehen, zum Anlegen (Punktieren) und Abnehmen der Bogen, wofür seit 1845 Mädchen eingestellt werden. Über die ersten Erfahrungen, die mit der Schnellpresse im Teubnerschen Betrieb gemacht wurden, und die kleinen Aufregungen, die die Neuerung mit sich brachte – größere Aufregungen brachte sie damals schon nicht mehr, da sich das Publikum allmählich daran gewöhnt hatte und weder die Innung noch die Arbeiterschaft

mehr dagegen revoltierte – gibt folgender Brief Teubners Auskunft:

Herrn König & Bauer in Kloster Oberzell
bei Würzburg.

Leipzig, 18. Januar 1835.

... Nachdem die Maschine nun volle $3^1/_2$ Monat im Gange ist und in der ersten Zeit manchen Schreck und Besorgniß erregt hat, den die Natur der Sache mit sich bringt, indem durch die Unbekanntschaft des Preßmeisters mit dem Character derselben selbst, es sehr einleuchtend erscheint, wenn im Drange der Dinge er sich nicht sogleich zu helfen wußte, auf ihm die Schuld daher allein nur lag, wenn Verrenkungen der Eingeweide, die nichts andres als Lähmung des Gangs und eine unvollkommene Leistung zur Folge hatten. Hier nun mußte allerdings ein gewandter Mechanikus die Hand an das Werk legen, dem es auch gelang, dieselbe völlig wieder herzustellen. Uebrigens steht die Erfahrung jetzt so fest, daß nämlich auf die Qualität und Behandlung des Papiers Alles ankömmt, welcher wichtige Umstand sich auch vorzüglich auf die Consistenz der Farbe erstreckt, wobei ich nicht unerwähnt lassen darf, wie dringend nothwendig sich die Haltbarkeit der verschiedenen Cylinder darstellt. Gestützt nun auf die Gründlichkeit dieser gesammelten Erfahrung, kann es von nun an kaum fehlen, allen den unerwarteten Marotten Trotz bieten zu können, die sich früher oder später in der Wirksamkeit zeigen dürften. Da nun diese Schwierigkeiten bis jetzt glücklich besiegt und der Maschinenmeister so ziemlich mit dem Wesen der Maschine vertraut, so daß er sich selbst hiebei genug ist: so gereicht es mir zur wahren Freude, Ihnen meinen besonderen Wohlgefallen über die gelungene Vollendung dieser Maschine darbringen zu können. Indem ich hoffe, daß Ihnen diese Mittheilung nur erwünscht sein kann, füge ich noch hinzu, daß dieselbe das beste Rénommée von den übrigen hier aufgestellten sechs Exemplaren errungen hat. Das Einzige, was ich in Bezug auf die Schonung der Lettern dabei zu bemerken hätte, besteht darin, daß die schweren Druck-Cylinder statt mit einem – mit einem Doppelfilz versehen sein möchte, da in der That auf diese Weise der Druck zu hart ist. – Vielleicht späht Ihre Erfahrung auf diesen wichtigen Umstand noch aus.

Eine Sorge blieben ferner sachkundige Maschinenmeister, da von ihnen der Grad der Verwendbarkeit der Pressen abhing, und gelegentlich werden lieber Mechaniker als Drucker für die Maschine gebraucht. Noch 1839 ist Teubner mit seinen Ma-

schinenmeistern nicht zufrieden. Er klagt damals König & Bauer seine Not:

„Die Trägheit und Tranquilität meiner Schnellpressenführer hat dermalen den höchsten Gipfel erreicht, so daß ich im Begriff stehe, Beide davon zu jagen! Es stellt sich daher die Nothwendigkeit heraus, einen Mann — aber einen recht routinirten — aus Ihrem Geschäft zu erlangen, welcher zwei neue Subjecte, die ich vorläufig dazu bestimmt habe, anlernen soll."

Das war aber nur der Anfang einer sehr schnellen Betriebsentwicklung in den dreißiger Jahren. 1835 richtet Teubner eigene Schriftgießerei ein, während er bis dahin seine Schrift meist von Walbaum in Weimar (1836 von Brockhaus angekauft) und Franke in Jena bezogen hat. 1836 schließt sich die Stereotypie an, die sich in dem nächsten Zeitraum (1880) noch mit Galvanoplastik verbindet. Und auch eine „Bücherstube", in der kleinere Hilfsarbeiten wie Falzen usw. erledigt werden konnten, kommt erst von diesem Jahre an in den Geschäftsbüchern vor, da sich die Buchbinderinnung gegen weitergehende Versuche energisch sträubte, wie aus folgendem Eintrag ihres Obermeisters in das Protokollbuch hervorgeht: „Der Buchbindergeselle Rahn, sowie der vormalige Geselle und anjetzo Markthelfer der Teubnerischen Buchdruckerei Hofmann, welche bei Teubnern die in dessen Verlage herauskommenden griechischen Autoren broschierten, wurden am 30. Januar [1826] aufgehoben; Teubnern aber von Obrigkeitswegen für die Zukunft diese Ungebühr untersagt." Selbst die Anlage einer Papierfabrik hatte Teubner zu Anfang der dreißiger Jahre ins Auge gefaßt, hauptsächlich wohl wegen der Papierlieferungen für die Leipziger Zeitung, für die er damals allein 4–6 Handfabriken beschäftigen konnte, und bereits mit einem Stahmelner Papiermüller Verhandlungen geführt. „Was gemacht werden kann, wird gemacht", war nicht umsonst eine seiner Lieblingswendungen.

Auf eigentlichem Druckereigebiet bekümmerte sich Teubner ganz besonders um zwei Arten von Reliefdruck, die damals

für feinere Drucksachen wie für Visitenkarten und Buchumschläge eine Rolle spielten, anderseits aber in die Vorgeschichte des jetzigen Wertpapierdrucks gehören: um Kongreveverfahren und Guillochierkunst. Besonders der Guillochierkunst wandte er sein Interesse zu. Er kaufte eine für Maximilian Joseph von Bayern hergestellte Guillochiermaschine, mit der er viele haarscharfe moiréähnliche Muster, einzelne mit Atlasglanz oder auch bunt, hergestellt hat. Die Pflege solcher Verfahren mochte ihn bestimmen, sich 1840 auch um den Druck der „neuen königl. sächs. Cassenbillets“ zu bewerben, der durch die preußisch-sächsische Münzkonvention vom 30. Juli 1838 nötig geworden war. Den Auftrag erhielt dann die Hirschfeldsche Offizin. Ein starker Band Schrift- und Polytypenproben, der 1846 erscheint und auch orientalische Schriften, Initialen, Plakatschrift, Zierschrift, Ornamente und nahezu 600 Polytypen enthält, zeigt die damalige Druckerei auf der Höhe ihrer Entwicklung. Diese Leistungen sind es hauptsächlich, die die Anerkennung der technischen Fachmänner finden. Auf der „Ausstellung sächsischer Gewerbeerzeugnisse“ in Dresden von 1840 erhält Teubner die große goldene Medaille, und der Bericht führt aus:

„Der verdiente Einsender ist – soviel bekannt – der Erste, welcher in Sachsen den Congrevedruck, so wie den Druck durch guillochirte Messingplatten, einheimisch gemacht hat; auch zeugten die mit ausgestellten, aus der Teubnerschen Offizin hervorgegangenen, sehr schön guillochirten Messingplatten von den glücklichen Fortschritten in diesem neuen Zweige der Gewerbsthätigkeit.“

Auf der nächsten Ausstellung 1845 brachte Teubner dann als Neuestes den Koloritdruck, und besonders ein „nach französischem Verfahren durch correspondirende Cartons ausgeführtes“ Blatt, das Poniatowski darstellte, erschien „als etwas bei uns früher noch nicht Ausgeführtes“, wie der Bericht sagt. Und damit befaßt sich Teubner in einer Zeit, in der die Schnellpresse minder sorgfältige Betriebe zu flüchtiger Arbeit verleidet, und in der er sich oft über Schleuderkonkurrenz zu beklagen hat.

Relativ wenig wird im ganzen das Illustrationswesen in der Offizin berücksichtigt. Die Stahldruckerei, an die Teubner 1838 denkt, wird nicht eingerichtet, und mit der Holzschneidekunst, die damals in Blüte steht, befaßt er sich nicht.


RICHARD TEUBNER

Auch die kaufmännische Organisation wird jetzt umgestaltet, oder vielmehr eine kaufmännische Organisation wird in dieser Zeit zuerst geschaffen. 1832 tritt nämlich Teubners Schwager, Eduard Koch, ein gelernter Kaufmann in das Geschäft mit ein, um Teubner nach dieser Seite hin zu unterstützen. Er führt eine geschäftsmäßige Buchführung ein – die doppelte Buchführung wird freilich erst über 20 Jahre später angewendet – richtet spezielle Konten, Kassabuch und Hauptbuch ein.

Auch im Druckereiwesen konnte Teubner nun bald Hilfe erwarten: Ostern 1831 kommt sein Pflegesohn Karl, Ostern 1833 sein Sohn Richard, der nach dem Tode seines älteren Bruders auf eine wissenschaftliche Laufbahn verzichtet hatte – beide als Setzer – bei ihm in die Lehre. Freilich kam es mit Karl sehr bald zum dauernden Bruch, er lernte in einer fremden Offizin aus und bleibt von da ab verschollen. Und in erster Linie, offenbar um für Richard einen selbständigen Wirkungskreis zu schaffen, gründet Teubner in Dresden eine Filiale seines Geschäfts, die 1833 eröffnet wird. In Dresden hatte Teubner gelernt, und als dann 1800 Mutter und Brüder nach Pillnitz übersiedelten, war ihm die Gegend eine neue Heimat geworden. Schon begann eine Entfernung wie Leipzig-Dresden nicht mehr für unüber-

windlich zu gelten. Seit 1823 war Schnellpostverkehr zwischen beiden Städten eingerichtet, und jetzt lagen bereits Eisenbahnpläne in der Luft, und es bedurfte nur eines vorwärts schauenden Wirtschaftspolitikers wie Friedrich Lists, um zu ihrer Verwirklichung ein Komitee zustande zu bringen, an dessen Spitze Gustav Harkort trat. 1836 begann der Bau, der 1839 vollendet wird. Bereits vorher ist durch den Postdirektor v. Hüttner, der mit Teubner gut befreundet war und wie Harkort lange Zeit in dem Hause am Augustusplatz wohnte, das Postwesen wesentlich moderner eingerichtet, was ja für den Geschäftsverkehr seine große Bedeutung hat. Überhaupt sind die dreißiger Jahre für Leipzig eine Zeit sich regender neuer Wirtschaftsinteressen; am 30. März 1833 war der Beitritt Sachsens zum Zollverein für Anfang nächsten Jahres beschlossen worden.

Das alles veranlaßt Teubner zur Gründung des Dresdener Nebenbetriebes. Er mochte vielleicht auch an große amtliche Aufträge denken, nachdem er durch die Leipziger Zeitung mit den Behörden Fühlung bekommen hatte. Er sah ferner, wie sehr es an buchgewerblichen Betrieben in Dresden mangelte, und mochte auch denken, den zeitweisen Mißerfolg der Buchhandlung durch um so größere Erfolge des Druckereibetriebs zu überwinden. An die Spitze der Dresdener Offizin stellte Teubner einstweilen den Druckereifaktor Johann Daniel Müller, der mit ihm zusammen bei C. C. Meinhold gewesen war. Jünger und entwicklungsfähiger als Müller war der Setzerfaktor Basche. Müller oder Basche, gelegentlich auch beide, haben in der ältesten Zeit fast täglich an Teubner Berichte gesandt, in denen die kleinsten Kleinigkeiten erörtert werden. Auch Teubners Schwager, der Dresdener Kaufmann August Hiehle, der mit der Oberaufsicht betraut war, schreibt öfter. Selbstverständlich ist Teubner ab und zu in Dresden, mehrfach auch Koch, im Anfang sogar Teubners Pflegesohn Karl, obwohl er noch gar nicht ausgelernt hat. Und sobald Richard freigesprochen ist, 1837, übernimmt er die Leitung des Betriebes, was für den Vater eine

wesentliche Erleichterung ist, da er mit der bisherigen Geschäftsführung wenig zufrieden war. Alles in allem bedeutete die Gründung der Filiale für Teubner eine große Last, zumal er es nicht über sich bringen konnte, einen der Dresdener Berichte unbeantwortet zu lassen, und seinerseits zu allen Angelegenheiten Stellung nahm. Jeden Abend gegen Geschäftsschluß schrieb er noch seinen Brief nach Dresden, und der Markthelfer mußte gewöhnlich in höchster Eile den Brief zum letzten Postzug tragen, damit er rechtzeitig am nächsten Morgen ankam. Von der Art und Weise dieser Korrespondenz mag ein Schreiben des Faktors Müller einen Begriff geben:

Dresden den 14. Sept. 1833.

Theuerster Freund!

Kaum ist Ihr Sohn Carl zur Stadt hinaus, so muß ich auch schon die Feder ergreifen, und zwar aus guten Gründen. Ich kann Ihnen melden, daß diesen Nachmittag noch ein Packt Romanpapier von zwei Ballen aus Sebnitz hier angelangt ist, und zu Ende dieser Woche soll der ganze Rest folgen. Wie gut ist dieses! Die Fabrik ist doch sehr thätig und nimmt Rücksichten und schafft bald Hülfe.

Wie ich vernommen, so sind Sie von Ihrer Reise glücklich wieder zurück gekehrt. Ich wünsche daß Sie sich erholt und gestärkt haben mögen.

Ein andermal ein Mehreres.

Es empfiehlt sich mit Liebe

Ihr ergebener Freund
J. D. Müller.

Der Dresdener Betrieb hat erst vier, 1835 bereits sechs Handpressen und erhält Ende 1839 die erste Schnellpresse. An Personal hat der Betrieb zu Anfang „zwei Factors und neun Gehilfen", die wöchentlich 20 Rthlr. und 16 Gr. Kostgeld erhalten, außerdem einige Burschen und einen Markthelfer. Für die damaligen Dresdener Verhältnisse war das schon recht stattlich. Denn das Teilnehmerverzeichnis an der Dresdener Gutenbergfeier im Jahre 1840 weist im ganzen nur 7 Druckereibesitzer, 6 Faktoren und 92 Gehilfen auf, also kaum so viel Personen, wie von Teubners Leipziger Betrieb allein an der Leipziger Feier teil-

nahmen. An Aufträgen fehlt es zwar nicht, aber das Tempo der Entwicklung entsprach keineswegs den Erwartungen des Gründers. Am 21. Dezember 1838 schreibt er an König & Bauer: „Dresden ist der Ort nicht, wo der Buchhandel blüht; wohl giebt es aber momentan landesherrliche Arbeiten, die mit starken Auflagen versehen sind, wie z. B. die Landtags-Mittheilungen, wo in dem Zeitraum von einem Jahre an 4000 Ries Papier (zwei Millionen Bogen) verdruckt werden.“ Der Landtag trat gerade in der Zeit der Eröffnung der Dresdener Filiale, am 27. Januar 1833, zum erstenmal auf Grund der neuen sächsischen Verfassung zusammen und gab bei Meinhold seine Akten, bei B. G. Teubner aber „die Nachrichten vom Landtage“ (seit 1836 „Mitteilungen“ genannt) heraus. Die Landtagsnachrichten, die ursprünglich zugleich „außerordentliche Beilage zur Leipziger Zeitung“ waren und in einer Auflage von 2–5000 Exemplaren hergestellt wurden, sind der erste größere Druckauftrag der Dresdener Offizin. Dazu kommen zunächst mehr Akzidenzen, dann aber auch größere Aufträge einzelner Dresdener Firmen: Pietzsch & Co., Arnoldsche Buchhandlung, Ch. F. Grimmersche Buchhandlung, außerdem von Behörden, insbesondere dem Hauptzollamt und dem Finanzministerium und endlich aus Leipzig überwiesene Gegenstände. Dagegen wurde das Dresdener Gesangbuch, dessen Druck Teubner in dieser Zeit an Stelle Meinholds übergeben sein muß, 1833 offenbar in Leipzig gedruckt und erst die fertigen Ballen der Korpus- und Petitausgaben nach Dresden verschickt. Von den Akzidenzen war das berühmteste Richard Wagners Tannhäusertext, der im Frühjahr 1845 in 2000 Auflage für 12 Rthlr. 19 Gr. 5 Pf. auf Rechnung Wagners gedruckt und stereotypiert wurde. Von den Verhandlungen ist nur noch wenig erhalten, und leider nicht die Briefe Wagners, bloß ein Voranschlag der Offizin, der die Kosten von 5000 Exemplaren berechnet.

Um die Geschichte des Dresdener Betriebes gleich ein Stück weiterzuführen: Anfang der vierziger Jahre gehen Teubners

Dresden zu haben.

Ausnahmsweise und bis auf Weiteres können auch Diejenigen, welche über Nacht bleiben wollen, auf dasselbe Extrabillet am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge früh um 6 Uhr zurückkehren. Auf Extrabillets kann jedoch durchaus kein Gepäck mitgenommen werden.

Dagegen werden mit diesen Extrazügen auch Reisende mit Gepäck befördert, wozu das gewöhnliche Billet, wie zu den Postzügen zu lösen ist.

Leipzig, den 16. April 1846.

Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie.
Gustav Harkort, Vorsitzender.
F. Busse, Bevollmächtigter.

Einnahme der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie
vom * * * bis * * * 1846.

Für 11,239 Personen . . .	10,766 Thlr.	2 Ngr.	5 Pf.
Für Güter, ausschließlich Post- und Salzfracht und Magdeburger Antheil	6,331 "	29 "	5 "
	17,098 Thlr.	2 Ngr.	— Pf.

Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie.
Gustav Harkort, Vorsitzender.
F. Busse, Bevollmächtigter.

Schifffahrt.



Königl. Sächs. priv. Dampfschifffahrt
zwischen **Dresden, Teplitz** und **Prag**,
durch die beiden flotten mit Niederdruck-Maschinen versehenen Dampfschiffe:
Friedrich August und **Prinz Albert**.

Teplitz), Leitmeritz, Melnick, Obristwy und Prag: am 4. 6. 9. 11. 14. 16. 19. 21. 24. 26. 29. 31 Mai.

Nähere Auskunft und Fahrbillets bei **Ludwig Schmidt und Comp.**, Schloßgasse, Dresden.

Reisegelegenheit.

Nach Teplitz, Carlsbad und Marienbad: **innere Pirna'sche Gasse**, Nr. 21.

Alle Tage Gelegenheit in einem Personenwagen nach Tharand, Mittags 12 Uhr und Nachmittags 5 Uhr. Einsteigeplatz: **Scheffelgasse** Nr. 9.

Sonntags, Mittwochs und Freitags geht ein Personenwagen von Dresden um 3 Uhr Nachmittags und um 8 Uhr Abends nach der Weintraube, und von der Weintraube um 1½ Uhr Nachmittags und um 7 Uhr Abends nach Dresden. Einsteigeort: Palaisplatz in den 3 **goldnen Palmenzweigen**.

Getreidepreise
vom 18. bis 22. Mai 1846.

An der Elbe:

guter	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.
Roggen	3	28	bis	—	—	geringer	3	25	bis	—	—
Waizen	5	15	"	—	—	"	4	25	"	5	5
Gerste	3	2	"	—	—	"	3	—	"	—	—

Auf dem Markte:

guter	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.
Roggen	3	25	bis	—	—	geringer	3	20	bis	—	—
Waizen	5	5	"	—	—	"	4	25	"	—	—
Gerste	3	5	"	—	—	"	3	—	"	—	—
Hafer	2	10	"	2	15	"	2	5	"	—	—

Heu der Centner 19 Ngr. bis 20 Ngr.
Stroh das Schock 6 Thlr.

Donnerstag (Probeblatt.) *** Juni 1846.

Das Tageblatt erscheint täglich Abends 6 Uhr und ist durch alle Postanstalten des In- und Auslandes, in Dresden von der Expedition des Tageblattes, (Marienstraße Nr. 8) zu beziehen.

Vierteljähriger Pränumerationspreis 1¼ Thlr. Insertions-Gebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 13 Pf. Inserate werden angenommen in der Expedition des Tageblattes.

Dresdner Tageblatt

zur Vertretung örtlicher und vaterländischer Interessen.

Unser Streben

wird nach dem zweifachen Behufe, zu dem unser Blatt gegründet wurde, ein doppeltes sein; theils gilt es dem gesammten Vaterlande, theils der Hauptstadt allein.

In erster Hinsicht betrachten wir den Staat zunächst als ein Ganzes und wollen dahin wirken, die Kenntniß der Verfassung und der gesetzlichen Einrichtungen zu verbreiten, ein treues Bild ihrer geschichtlichen Entwicklung zu geben, das Neugeschaffene in der öffentlichen Meinung einzuführen, das künftig zu Schaffende anzuregen oder mit den Rathschlägen Sachverständiger vorzubereiten.

Für die einzelnen Gemeinden des Vaterlandes soll unser Blatt ein Organ werden zu gegenseitiger Förderung ihres öffentlichen Lebens und Strebens. Berichte über die Wirksamkeit städtischer Verwaltungsbehörden und Körperschaften, über den Hergang und Erfolg neuer Wahlen, über Fortbildung des Verfassungswesens durch die Lokalstatute nebst vergleichenden Nachrichten über den Gemeindehaushalt werden in dieser Hinsicht den Gegenstand unserer besondern Aufmerksamkeit bilden. Namentlich werden wir bestrebt sein, durch Zusammenstellung der Angaben über die Verhältnisse verwandter Städte Stoff der Beurtheilung zu liefern und einen gegenseitigen Wetteifer hervorzurufen; wir wollen einen Spiegel geben, in welchem der Leser das Gemeindewesen des Vaterlandes als ein Ganzes überschauen kann und welcher den einzelnen Gemeinden Warnung, Belehrung und Aufmunterung gibt.

Endlich wenden wir unsere Blicke der Gesellschaft zu und hier sind Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, wie überhaupt der gesellige Verkehr Gegenstand unsrer Theilnahme; wir werden unsern Lesern von den Schätzen der Kunst und der Natur, an denen das kleine Sachsen so reich ist, von den vielen, für die mannigfachsten Zwecke bestimmten Anstalten und Unternehmungen, von dem Treiben und Leben in den höhern Kreisen der Gesellschaft wie von der Lage der arbeitenden Klasse Kenntniß zu geben bemüht sein. Hier ist es aber nicht mehr der Bürger, mit dem wir zu thun haben, sondern der Mensch überhaupt und unser Ziel ist die Ausprägung des rein Menschlichen im Menschen.

Für die Hauptstadt soll unser Blatt ein Band werden, durch welches sie auf's Innigste mit den Provinzen verknüpft wird und welches die gemeinschaftlichen Interessen beider in eine Spitze zusammenführt; hauptsächlich soll das Tageblatt ein Mittel werden zum gegenseitigen Meinungstausche über alles Das, was die Stadt und ihre Bürger im Ganzen wie im Einzelnen berührt. Es wird auf die Vorzüge und die Mängel der Stadt und des städtischen Wesens aufmerksam machen; den Bürger über die Vergangenheit und Gegenwart seines Wohnortes belehren, ihm Gelegenheit verschaffen, große Männer, die in seiner Nähe leben, oder wenig bekannte Denkmäler der Geschichte und der Kunst in Dresdens Mauern kennen zu lernen; es wird mancherlei Einrichtungen zur Verschönerung und Erleichterung des Privatlebens anregen, von vergangenen Festen berichten und auf bevorstehende aufmerksam machen, endlich wie ein trauter Freund mit den Bewohnern der Hauptstadt Freud und Leiden theilen; dem Fremden aber wird es wie ein Rathgeber zur Seite stehen, der ihn schnell in unsrer Mitte heimisch macht.

Wir könnten hier die Rechenschaft über unser Streben schließen, wüßten wir nicht, daß auf vielen Lippen noch die Frage schwebt: welcher Partei gehörst Du an? Und auf diese Frage sind wir dem Leser einige Worte schuldig. Nicht aus dem einseitigen Standpunkte einer Partei werden wir für unsere Zwecke wirken; es kommt uns überhaupt weniger auf Urtheile als auf Thatsachen, weniger auf Ansichten als auf Kenntnisse an; die ungenügende Sach- und Rechtskenntniß unsrer Zeitgenossen ist ja ein Hauptgebrechen des heutigen öffentlichen Lebens. Wir werden daher, wenn die uns zugesendeten Beiträge Urtheile enthalten, keine Meinung ausschließen, sondern durch die möglichst vielseitige Besprechung des Für und Wider nur die Wahrheit zu ermitteln streben, ohne dem Urtheile unserer Leser irgendwie vorzugreifen; wir wollen zwischen den Parteien mitten innen stehen und, selbst parteilos, uns begnügen, das Material zu liefern; die Parteien mögen es

Einzahlungen.

Chemnitz-Risaer Eisenbahn.

Vierte Einzahlung, vom 15. Mai bis zum 2. Juni 1846, Abends 7 Uhr, im Büreau der Gesellschaft in Chemnitz zu leisten mit 9 Thlr. 18 Ngr. baar und — Thlr. 12 Ngr. — Pf. durch Zurechnung der Zinsen für die bereits eingezahlten 30 Thlr. Conventionalstrafe: 10% der Einzahlungssumme (1 Thlr.). Zur kostenfreien Besorgung der Einzahlung haben sich erboten: **Frege und Comp.** in Leipzig, **H. W. Bassenge Comp.** in Dresden.

Sächsisch-Schlesische Eisenbahn.

Bei der siebenten Einzahlung, den 2. Mai, sind auf folgende bei der sechsten Zahlung ausgegebene Interimsartien
Nr. 899. 900. 5403. 5404. 7595 bis mit 7599. 10261 bis mit 10300. 15724 bis mit 15863. 17479 bis mit 17484. 26177. 26195 bis mit 26197. 30031. 30032. 32991 bis mit 33000. 34840.
die Einzahlungen nicht geleistet worden. Die Nachzahlung ist nach §. 17 der Statuten mit 10 Thlrn. 6 Ngr. längstens bis zum
30. Mai l. J.
bei Verlust aller dem Actieninhaber als solchem zustehenden Rechte zu leisten.

Eisenbahnen.

Extrafahrten zwischen **Leipzig u Dresden.** Vom 3. Mai an bis auf Weiteres wird jeden Sonn- und Feiertag Morgens um 5 Uhr ein Extrazug gleichzeitig von Leipzig und Dresden abgehen und denselben Tag Abends um 7 Uhr zurückkehren.

Die Extrabillets zu diesen Zügen werden auf und nach allen Stationen ausgegeben und kosten die bekannte Taxe der Postzüge, sind aber für die Hin- und Herreise gültig. Ein Billet ist gültig für 2 Kinder unter 12 Jahren.

Die Billets werden einzeln und in jeder Anzahl Tags zuvor und am Morgen der Abfahrt von 4 Uhr an bis 5 Minuten vor der Abfahrt an Jedermann ausgegeben. Auch sind Tags zuvor Billets für geschlossene Coupé's Ir und IIr Classe zu 6 Personen und für Wagen IIIr Classe zu 36 Personen, jedoch nur in Leipzig und Dresden zu haben.

Ausnahmsweise und bis auf Weiteres können auch Diejenigen, welche über Nacht bleiben wollen, auf dasselbe Extrabillet am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge früh um 6 Uhr zurückkehren. Auf Extrabillets kann jedoch durchaus kein Gepäck mitgenommen werden.

Dagegen werden mit diesen Extrazügen auch Reisende mit Gepäck befördert, wozu das gewöhnliche Billet, wie zu den Postzügen zu lösen ist.

Leipzig, den 16. April 1846.

Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie.
Gustav Harkort, Vorsitzender.
F. Busse, Bevollmächtigter.

Einnahme der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie
vom *** bis *** 1846.

Für 11,239 Personen . . . 10,766 Thlr. 2 Ngr. 5 Pf.
Für Güter, ausschließlich Post- und Salzfracht und Magdeburger Antheil . . . . . 6,331 „ 29 „ 5 „
17,098 Thlr. 2 Ngr. — Pf.

Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie.
Gustav Harkort, Vorsitzender.
F. Busse, Bevollmächtigter.

Schifffahrt.

Königl. Sächs. priv. Dampfschifffahrt zwischen **Dresden, Teplitz und Prag**, durch die beiden flotten mit Niederdruck-Maschinen versehenen Dampfschiffe:
Friedrich August und **Prinz Albert.**

Vom 15. Mai an fährt regelmäßig jeden Morgen früh 6 Uhr ein Dampfschiff nach allen Stationen der sächsischen Schweiz, Tetschen, Aussig und Lobositz bis Leitmeritz, während das andere von Leitmeritz jeden Morgen früh 10 Uhr abfährt und um 5 Uhr in Dresden ankommt.

Von Lobositz und Leitmeritz werden die Reisenden mit Post und Stellwagen nach Prag, so wie von Aussig nach Teplitz befördert.

Das Dampfschiff Königin Maria fährt täglich Nachmittag 2 Uhr nach Pillnitz und Pirna bis Rathen. Rückfahrt von Rathen: 6½ Uhr; von Pillnitz: 8 Uhr Abends.

Dampfschifffahrt zwischen **Magdeburg** und **Hamburg**,
Dienst für Monat Mai.
Passagierdienst
von Magdeburg: Sonntag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag: 3 Uhr.
von Hamburg: Sonntag, Dienstag, Donnerstag, Freitag, Sonnabend: 6 Uhr.
Schleppdienst
von Magdeburg: Sonntag und Donnerstag.
von Hamburg: Sonntag und Mittwoch.

Nähere Auskunft und Fahrbillets in Dresden bei Hrn. **C. Nitzschner**, Elbschifffahrtscomptoir vis à vis dem Theater.

Beurtschifffahrt zwischen **Kampen** und **Hamburg.**
Jeden 5. und 20. eines jeden Monats segelt ein Schiff von Kampen nach Hamburg, und
jeden 1. und 15. eines jeden Monats ein Schiff von Hamburg nach Kampen.

Nähere Auskunft über Frachten und die sehr billig gestellten Uebernahmspreise von Amsterdam, Rotterdam und allen Plätzen Hollands, von Mannheim, Mainz, Coblenz, Cöln, Düsseldorf rc., sowie nach Amsterdam, Rotterdam, nach dem übrigen Holland und der ganzen Rheingegend, bei
Gros und **Hartenstein** in Hamburg.

K. K. privilegirte Dampfschifffahrt zwischen **Dresden** und **Prag.**

Das Dampfschiff **Bohemia** fährt von Dresden nach Herniskretschen, Tetschen, Aussig (Gelegenheit mit Stellwagen nach Teplitz), Leitmeritz, Melnick, Obristwy und Prag: am 4. 6. 9. 11. 14. 16. 19. 21. 24. 26. 29. 31 Mai.

Nähere Auskunft und Fahrbillets bei **Ludwig Schmidt und Comp.**, Schloßgasse, Dresden.

Reisegelegenheit.

Nach Teplitz, Carlsbad und Marienbad: **äußere Pirna'sche Gasse**, Nr. 21.

Alle Tage Gelegenheit in einem Personenwagen nach Tharand, Mittags 12 Uhr und Nachmittags 5 Uhr. Einsteigeplatz: **Scheffelgasse** Nr. 9.

Sonntags, Mittwochs und Freitags geht ein Personenwagen von Dresden um 3 Uhr Nachmittags und um 8 Uhr Abends nach der Weintraube, und von der Weintraube um 1½ Uhr Nachmittags und um 7 Uhr Abends nach Dresden. Einsteigeort: Palaisplatz in den **3 goldnen Palmenzweigen.**

Getreidepreise

vom 18. bis 22. Mai 1846.

An der Elbe:

guter	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.	geringer	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.
Roggen	3	28	bis	—	—	geringer	3	25	bis	—	—
Waizen	5	15	„	—	—	„	4	25	„	5	5
Gerste	3	2	„	—	—	„	3	—	„	—	—

Auf dem Markte:

guter	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.	geringer	Thlr.	Ngr.		Thlr.	Ngr.
Roggen	3	25	bis	—	—	geringer	3	20	bis	—	—
Waizen	5	5	„	—	—	„	4	25	„	—	—
Gerste	3	5	„	—	—	„	3	—	„	—	—
Hafer	2	10	„	2	15	„	2	0	„	—	—

Heu der Centner 19 Ngr. bis 20 Ngr.
Stroh das Schock 6 Thlr.

Einzahlungen.

Chemnitz-Risaer Eisenbahn.

Vierte Einzahlung, vom 15. Mai bis zum 2. Juni 1846, Abends 7 Uhr, im Büreau der Gesellschaft in Chemnitz zu leisten mit 9 Thlr. 18 Ngr. baar und — Thlr. 12 Ngr. — Pf. durch Zurechnung der Zinsen für die bereits eingezahlten 30 Thlr. Conventionalstrafe: 10% der Einzahlungssumme (1 Thlr.). Zur kostenfreien Besorgung der Einzahlung haben sich erboten: **Frege und Comp.** in Leipzig, **H. W. Bassenge Comp.** in Dresden.

Sächsisch-Schlesische Eisenbahn.

Bei der siebenten Einzahlung, den 2. Mai, sind auf folgende bei der sechsten Zahlung ausgegebene Interimsactien

Nr. 899. 900. 5403. 5404. 7595 bis mit 7599. 10261 bis mit 10300. 15724 bis mit 15863. 17479 bis mit 17481. 26177. 26195 bis mit 26197. 30031. 30032. 32991 bis mit 33000. 34840.

die Einzahlungen nicht geleistet worden. Die Nachzahlung ist nach §. 17 der Statuten mit 10 Thlrn. 6 Ngr. längstens bis zum

30. Mai l. J.

bei Verlust aller dem Actieninhaber als solchem zustehenden Rechte zu leisten.

Eisenbahnen.

Extrafahrten zwischen **Leipzig** u. **Dresden.**

Vom 3. Mai an bis auf Weiteres wird jeden Sonn- und Feiertag Morgens um 5 Uhr ein Extrazug gleichzeitig von Leipzig und Dresden abgehen und denselben Tag Abends um 7 Uhr zurückkehren.

Die Extrabillets zu diesen Zügen werden auf und nach allen Stationen ausgegeben und kosten die bekannte Taxe der Postzüge, sind aber für die Hin- und Herreise gültig. Ein Billet ist gültig für 2 Kinder unter 12 Jahren.

Die Billets werden einzeln und in jeder Anzahl Tags zuvor und am Morgen der Abfahrt von 4 Uhr an bis 5 Minuten vor der Abfahrt an Jedermann ausgegeben. Auch sind Tags zuvor Billets für geschlossene Coupés Ir und IIr Classe zu 6 Personen und für Wagen IIIr Classe zu 36 Personen, jedoch nur in Leipzig und

Vom 15. Mai an fährt regelmäßig jeden Morgen früh 6 Uhr ein Dampfschiff nach allen Stationen der sächsischen Schweiz, Tetschen, Aussig und Lobositz bis Leitmeritz, während das andere von Leitmeritz jeden Morgen früh 10 Uhr abfährt und um 5 Uhr in Dresden ankommt.

Von Lobositz und Leitmeritz werden die Reisenden mit Post und Stellwagen nach Prag, so wie von Aussig nach Teplitz befördert.

Das Dampfschiff **Königin Maria** fährt täglich Nachmittag 2 Uhr nach Pillnitz und Pirna bis Rathen. Rückfahrt von Rathen: 6⅓ Uhr; von Pillnitz: 8 Uhr Abends.

Dampfschifffahrt zwischen Magdeburg und Hamburg,

Dienst für Monat Mai.

Passagierdienst

von Magdeburg	von Hamburg:
Sonntag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag: 3 Uhr.	Sonntag, Dienstag, Donnerstag, Freitag, Sonnabend: 6 Uhr.

Schleppdienst

von Magdeburg:	von Hamburg:
Sonntag und Donnerstag.	Sonntag und Mittwoch.

Nähere Auskunft und Fahrbillets in Dresden bei Hrn. **C. Nitzschner**, Elbschifffahrtscomptoir vis à vis dem Theater.

Beurtschifffahrt zwischen Kampen und Hamburg.

Jeden 5. und 20. eines jeden Monats segelt ein Schiff von Kampen nach Hamburg, und

jeden 1. und 15. eines jeden Monats ein Schiff von Hamburg nach Kampen.

Nähere Auskunft über Frachten und die sehr billig gestellten Uebernahmspreise von Amsterdam, Rotterdam und allen Plätzen Hollands, von Mannheim, Mainz, Coblenz, Cöln, Düsseldorf &c., sowie nach Amsterdam, Rotterdam, nach dem übrigen Holland und der ganzen Rheingegend, bei

Gros und **Hartenstein** in Hamburg.

K. K. privilegirte Dampfschifffahrt zwischen Dresden und Prag.

Das Dampfschiff **Bohemia** fährt von Dresden nach Hirniskretschen, Tetschen, Aussig (Gelegenheit mit Stellwagen nach

Pläne vor allem auf eine Zeitungsgründung, nachdem er sich bereits lebhaft um den Druck der „Abendzeitung“ bei dem Verleger Arnold und dem Herausgeber Hofrat Winkler (Theodor Hell) bemüht hatte, und er setzt sich deshalb 1842 mit dem Dresdener Bibliothekar Gustav Klemm in Verbindung, dessen große Kulturgeschichte später zu würdigen sein wird. Klemm, der in seiner vielseitigen Tätigkeit auch schon kurze Zeit Journalist gewesen war, steckte zwar zu sehr in eigenen Arbeiten, um die Redaktion einer größeren Zeitung übernehmen zu können, hält jedoch Teubners Vorschlag, den er gern mehr auf das Ästhetische eingeengt hätte, im übrigen für gut: „Ich glaube das Dresdener Leben ziemlich genau zu kennen; seine politische Seite ist die am wenigsten reiche, allein jammervoll ist es, daß seine wissenschaftliche, namentlich aber seine künstlerische fast ganz unbeachtet bleibt, und bloß deshalb, weil sie ohne Organ dasteht.“ Damals kommt es zu nichts Positivem, obwohl Teubner zu einer mündlichen Besprechung nach Dresden reist. Erst 1846 verwirklicht sich der Plan. Im Juni erscheint eine Propagandanummer, Anfang Juli beginnt das „Dresdner Tageblatt“ zur Vertretung örtlicher und vaterländischer Interessen, das spätere „Dresdner Journal“, zu erscheinen. Teubner ist Herausgeber und Drucker; ein junger Jurist, Hugo Häpe, der 1849 lebhaft gegen den Radikalismus Stellung nimmt, indem er ein „Oppositionsblatt gegen Lüge und Unverstand“, „Die Fackel“ genannt, herausgibt, wird Redakteur. Es soll eine parteilose Zeitung sein. „Es kommt uns überhaupt weniger auf Urtheile als auf Thatsachen, weniger auf Ansichten als auf Kenntnisse an; die ungenügende Sach- und Rechtskenntnis unsrer Zeitgenossen ist ja ein Hauptgebrechen des heutigen öffentlichen Lebens.“ Und vor allem soll das Tageblatt einen dauernden Zusammenhang zwischen Land und Hauptstadt herstellen helfen, indem es die Angelegenheiten und Tradition Dresdens eingehend behandelt. Das Unternehmen läßt sich gut an, schon nach Ausgabe der Probenummer schreibt

Teubners Schwiegersohn, Adolf Roßbach, der damals eben Leiter der Dresdener Filiale geworden ist, nach Leipzig: „So viel steht fest, daß das Blatt mit Verlangen erwartet wird, und ich knüpfe daran die Hoffnung, daß es für uns in einiger Zeit ein günstiges Resultat bringen werde.“ Und Häpe berichtet am Ende des zweiten Monats (28. August 1846): „Das Urteil des Publikums in Dresden, anfangs voll von Mißtrauen, hat sich doch allmählich in ein günstiges umgestaltet, obwohl wir natürlich darauf verzichten müssen, es Allen recht zu machen. Unsre Kunstberichte sind jetzt die Besten, welche vielleicht in allen sächsischen Blättern bisher erschienen sind; darüber ist nur Eine Stimme, auch die offnen Briefe haben vielen Beifall gefunden und manches andre mehr.“ Am schwächsten sei bisher leider die Tagesgeschichte, bei der es an Mitarbeitern fehle, aber Originalaufsätze habe er trotz knapper Mittel reichlich gebracht. Nur seien größere Kapitalaufwendungen unbedingt nötig, um den Kampf mit einem Aktienunternehmen, dem „Vaterlandsfreund“, siegreich zu bestehen. Das Jahr 1848 brachte freilich das Blatt in arge Verwirrung, es wurde schließlich an Friedrich Brandstetter und von diesem wieder an das Ministerium verkauft, das bis heute Besitzer ist. Der Druck ging jetzt zur Firma B. G. Teubner zurück und ist ihr bis zur Gegenwart geblieben.

Damit sind wir schon der Zeit um einiges vorausgeeilt. Das Jahr 1836 brachte das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Leipziger Druckerei und ein paar Monate später Teubners silberne Hochzeit. Zum Geschäftsjubiläum wurde in Leipzig und in Dresden eine kleine Festlichkeit veranstaltet, wie üblich, mit überreichten Versen; darunter waren Hexameter von Richard, die bei aller Kunstlosigkeit durch den Ausdruck schlichter Kindesliebe und ehrlich rühmender Bewunderung zusagen. War auch Teubner, wie wir sahen, bei seinem lebensfrohen Naturell keineswegs den Festlichkeiten abgeneigt,so entsprach es doch seiner Art noch mehr, den Erfolg seiner fünfundzwan-

zigjährigen Tätigkeit durch neue Anstrengungen zu feiern. Und gewissermaßen als Symbol der Vergangenheit und Programm für die Zukunft beginnt er bald nach dem Jubiläum das Geschäftshaus zu erbauen, das den nun stetig wachsenden Betrieb während seiner übrigen Lebenszeit beherbergt hat. Ein Neubau war um so notwendiger, als die alte Raumverteilung noch ohne Rücksicht auf Maschinen getroffen war und Teubner über kurz oder lang an die Beschaffung einer zweiten Schnellpresse denken mußte. Deshalb kauft er 1837 nach Osten Areal dazu. Nach Süden (nach der Johannisgasse zu) hätte er außerdem immer gern den Beckerschen Garten gekauft, aber der blieb unveräußerlich. Auf diesem neuerworbenen Areal wird ein dreistöckiger Neubau von 13 Fenstern Front errichtet, der im Hofe links lag, wenn man vom Teubnerschen Wohnhaus herkam, und der heute, allerdings zum größten Teil durch neuentstandene Gebäude verdeckt, noch ziemlich unverändert steht. Der Raum war zunächst reichlich bemessen (2300 qm gegen 14193 im Jahre 1911), in den ersten Jahren, freilich nur in ihnen, wurde sogar ein Teil des dritten Stockes an die „englische Kunstanstalt“ (Stahldruckerei) A. H. Payne abvermietet, die mehrfach Illustrationen zu Teubnerschen Werken hergestellt hat. Im Souterrain lag die „Maschinenstube“, Parterre waren links die Kontore, rechts waren ursprünglich Druckereiräume vorgesehen, später legte die Buchhandlung auf die größeren Räume Beschlag, und nur die Guillochieranstalt blieb noch unten. Außerdem reichte der Platz noch für zwei kleine Hilfsbetriebe: eine Schlosserei und eine Tischlerei. Im ersten Stock war der Drucker-, im zweiten der Setzersaal, oder wie man damals sagte: Drucker- und Setzer„salon“, und auch der dritte Stock wurde bald für die Gießerei gebraucht, die man anfänglich im Souterrain untergebracht hatte. Unter dem Dache befanden sich noch Lagerräume für die Buchhandlung sowie die Schlafstube für die auswärtigen Lehrlinge, die hier „unter den Hahnebändern“ neben den Trockenlagern hausten. Alles war modern

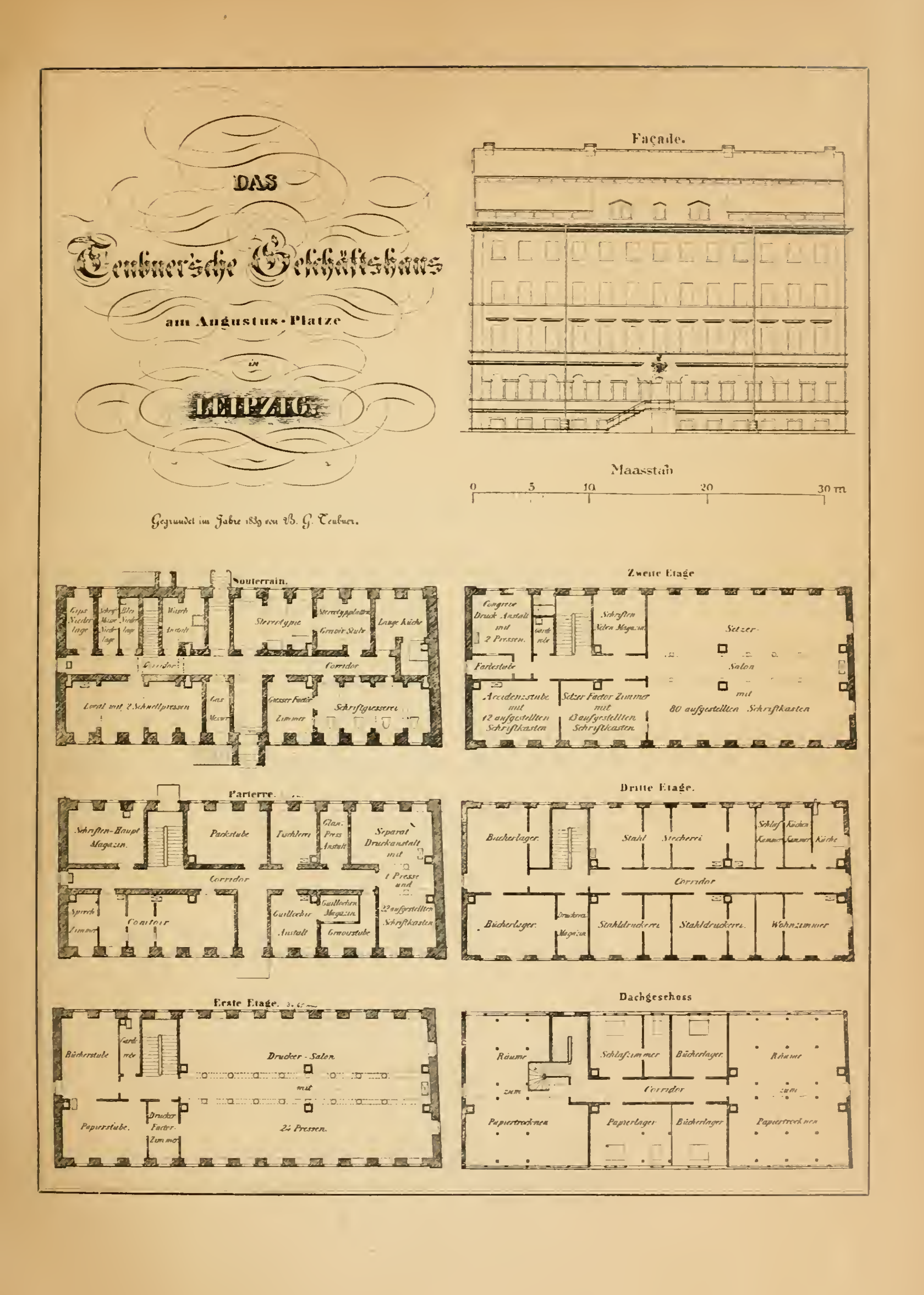
und zweckmäßig, auch an Garderoberäume hatte man gedacht, nur die Beleuchtung blieb altertümlich: Öllampen, die indes wenigstens gegen das Talglicht einen Fortschritt bedeuteten. War die Gasbeleuchtung doch erst seit 1838 in Leipzig eingeführt. „Schwerlich", schreibt Teubner an König & Bauer, „möchte es in Deutschland ein zweites Gebäude für diesen Zweck geben." Am 6. August 1838 fand der Richtschmaus statt, den man, wie sich's gebührte, mit Musik beging. Im Herbst ist alles so gut wie einzugsfertig, und am 22. Oktober bestellt Teubner eiligst die zweite Schnellpresse, die bereits am 8. November von Kloster Oberzell abgeschickt wird.

Am 22. November 1839 erläßt Teubner für das neue Haus ein „Druckerei-Reglement, die Aufrechterhaltung und Disciplin der Officin betreffend", das jeder Angestellte zu unterschreiben hatte. Es ordnet außer sofortiger Erledigung der Korrekturen besonders Sauberhaltung der Räume und sorgfältige Behandlung der Instrumente an. Für alle aufgeführten Übertretungen ist 4 Gr. Strafe (8 Gr. im Wiederholungsfalle) für die „Druckereivorteilskasse" festgesetzt. Alles ist von einer uns ungewohnten Ausführlichkeit, die der nachfolgende erste Abschnitt beweisen mag:

„Bevor die steinerne Treppe nach dem Parterre hinauf betreten wird, dient der vor der ersten Stufe befindliche eiserne Abstreicher zur Reinigung des Schuhwerkes sowohl bei feuchter, vorzüglich aber bei regnerischer Witterung. Im Parterre selbst befindet sich ein zweiter Abstreicher, welcher dazu dient, bei schmutzigem Wege noch eine zweite Reinigung der Fußbekleidung vorzunehmen. Dieselbe ist bei jedesmaligem Betreten der Treppe ohne Ausnahme anzuwenden."

Und so geht es fort, sieben Positionen durch, die man beachtet haben muß, ehe man zu seiner Arbeitsstätte gelangt ist.

So war denn die Teubnersche Druckerei für das Gutenbergjubiläum gerüstet, das 1840 bevorstand und sich schon Jahre vorher ankündigte. Bereits 1836 wurden in allen Kulturländern die Vorbereitungen begonnen, und am 14. August 1837 ging ihr



DAS
Teubner'sche Geschäftshaus
am Augustus-Platze
in
LEIPZIG.
Gegründet im Jahre 1811 von B. G. Teubner.
Façade.
Maasstab
0
5
10
20
30 m
Souterrain.
Stereotypie
Lauge küche
Corridor
Local mit 2 Schnellpressen
Schriftgiesserei
Zimmer
Parterre.
Schriften-Haupt Magazin.
Packstube
Tischlerei
Separat Druckanstalt mit 1 Presse und 22 aufgestellten Schriftkasten
Corridor
Comtoir
Guillochir Anstalt
Gravirstube
Erste Etage.
Bücherstube
Drucker - Salon mit 24 Pressen.
Papierstube.
Drucker Factor Zimmer
Zweite Etage
Congreve Druck Anstalt mit 2 Pressen.
Farbestube
Schriften Neben Magazin
Setzer-Salon mit 80 aufgestellten Schriftkasten
Accidenzstube mit 12 aufgestellten Schriftkasten
Setzer Factor Zimmer mit 13 aufgestellten Schriftkasten
Dritte Etage.
Bücherlager.
Stahl Stecherei
Küche
Corridor
Bücherlager.
Stahldruckerei.
Stahldruckerei.
Wohnzimmer
Dachgeschoss
Räume zum Papiertrocknen
Schlafzimmer
Bücherlager.
Corridor
Papierlager
Bücherlager
Räume zum Papiertrocknen



als Vorspiel in Gutenbergs Vaterstadt Mainz die Enthüllung des Gutenbergmonuments vorauf. In Leipzig bildete sich 1836 ein Komitee, an dessen Spitze der junge Raymund Härtel trat. Es beschloß zunächst die Erhebung einer wöchentlichen Steuer von sechs Pfennigen von allen Kunstgenossen. Sämtliche Chefs verpflichteten sich durch Namensunterschrift für ihren ganzen Betrieb. Teubner hatte dadurch mancherlei Ärger, und schon seine Erklärung läßt erkennen, daß die neue Steuer bei einzelnen seiner Leute Widerstand fand: „Die Mitglieder der Officin des Unterzeichneten – so lautet die Erklärung – 79 an der Zahl, treten bis auf zwei, die dazu nicht zu bewegen sind, der wöchentlichen Steuer alle bei.“ An den offiziellen Vorbereitungen war Teubner nicht beteiligt, nur in den Ausstellungsausschuß wurde er später gewählt, auch rednerisch ist er in den Festtagen nicht hervorgetreten. Dagegen rief Teubner ganz aus eigener Kraft ein literarisches Unternehmen ins Leben, das unter den damaligen Festschriften wohl an erster Stelle steht, wenn es auch heute vor allem durch den Fortschritt der Reproduktionsverfahren überholt ist: Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst. Über den Verfasser, einen Dresdener Oberbibliothekar, wird in anderem Zusammenhange zu reden sein. Er hat den Text, der die Erfindung, die Verbreitung und den Mechanismus der Buchdruckerkunst behandelte, zwar trocken, aber doch brauchbar und vor allem in ganz kurzer Zeit – denn die Herausgabe wurde erst im Juli 1839 beschlossen – fertiggestellt. Aber schon am Text arbeitete Teubner selbst mit, mit besonderer Vorliebe an den technischen Partien, und die Beschaffung der Faksimiles, die vielleicht das prinzipiell Neue an dem Buche sind, blieb im wesentlichen seine Sorge. Er ging in diesem Werke auf wie kaum in einem anderen, und eine Herstellung, die einen Überblick über die Möglichkeiten der modernen Technik und auch die Leistungsfähigkeit seiner Offizin gab, wurde für ihn zur Ehrensache. Dabei standen dafür gerade vier Monate (Februar bis Mai 1840) zur Verfügung, wenn das

Erscheinen nicht über die Festtage (24.–26. Juni) hinaus verzögert werden sollte. Aber es gelang, und in der Vorrede, die Falkenstein am 10. Juni unterzeichnete, konnte er mit Recht auf die ungewöhnliche Schnelligkeit hinweisen und die Namen aller Beteiligten dankend festhalten: Teubners, Richards, Eduard Kochs, der Faktoren Ackermann (Setzerei), Heyne (Druckerei), Mönch (Gießerei), der 21 Graveure, der 6 Setzer, der 8 Typen- und 4 Kunstdrucker, die an dem Werke mitgearbeitet und die Ausführung nach Möglichkeit beschleunigt hatten.

Buchhändlerisch setzte sich das Werk unter den zahlreichen Gelegenheitsschriften, unter denen auch ein Gedicht von Ortlepp und ein Festspiel der Birch-Pfeiffer waren, vollkommen durch, und der Ertrag würde nicht unbeträchtlich gewesen sein, wenn sich der tatsächliche Umfang nicht bereits nach Festsetzung des Subskriptionspreises fast doppelt so groß als der verabredete herausgestellt hätte. Die Reproduktionen fanden bei der Ausstellung in der Buchhändlerbörse, in der Teubner außerdem noch mit einem zehn Ellen langen Gelegenheitsgedicht „auf Papier ohne Ende" und einer „vollständigen Buchdruckerei" mit Hagarpresse vertreten war, noch ihre besondere Beachtung. Auch äußere Ehrungen trug das Werk ein: König Friedrich August von Sachsen hatte die Widmung angenommen, Friedrich Wilhelm IV. verlieh Teubner „als ein Anerkenntnis des typographischen Werts dieser Schrift" die goldene Huldigungsmedaille und das englische Königspaar, dem ein Exemplar überreicht worden war, die goldene Krönungsmedaille.

So zeigt sich im Erinnerungsjahr 1840 (während die Buchhandlung, wie wir sehen werden, sich damals neue Aufgaben stellen muß und in eine Zeit des Experimentierens hineingerät), die Druckerei als vollentwickelter moderner Betrieb. Der Größe nach steht sie jetzt unter den Leipziger Druckereien an zweiter Stelle. Das zeigen, zwar nicht völlig exakt, aber im allgemeinen doch zutreffend, die Zahlen der Beteiligungen am Gutenbergjubiläum. Gleich nach Brockhaus, der mit 120 Gehilfen an der

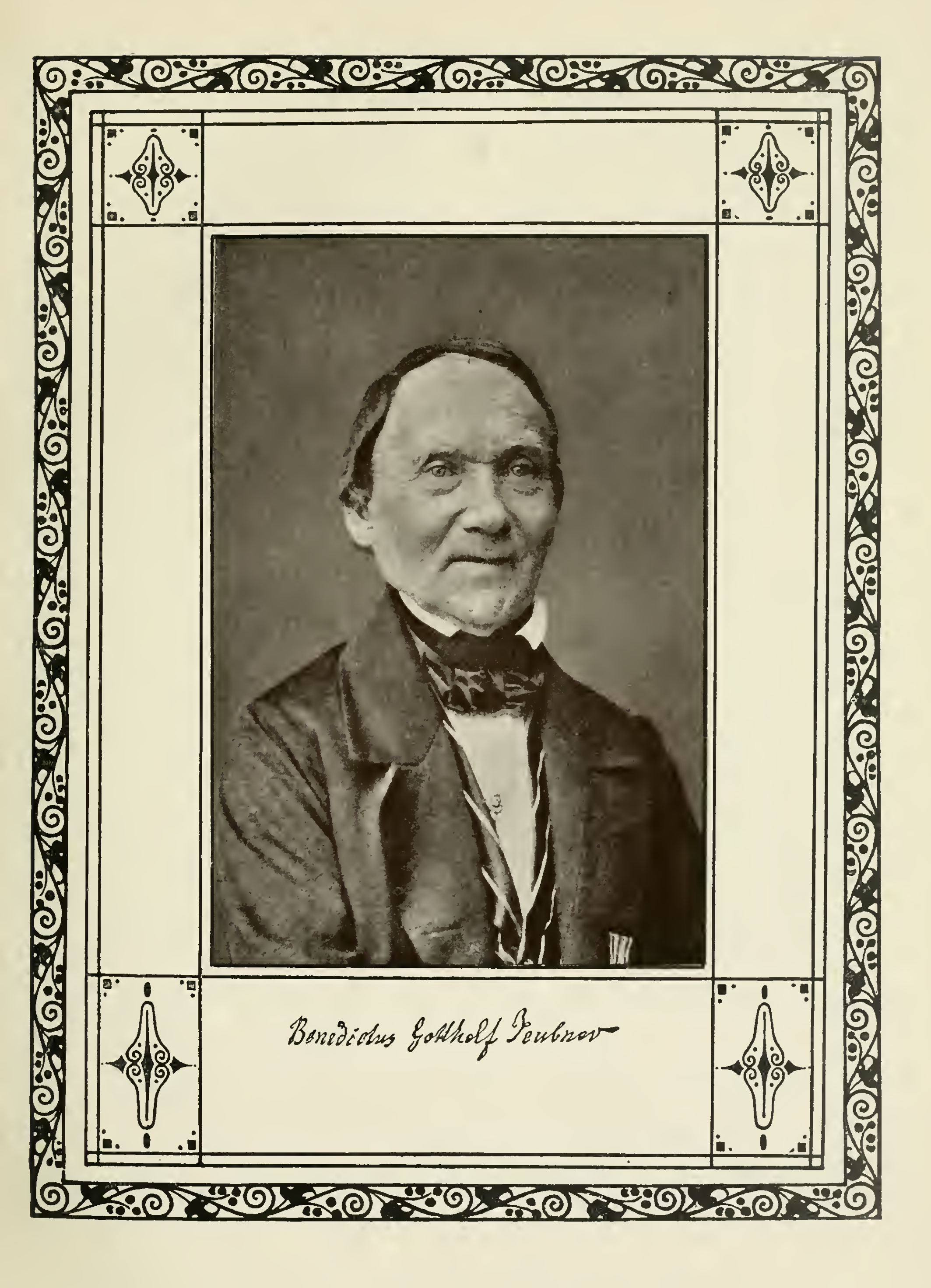
Spitze steht, kommt Teubner mit 91 (gegen 79 im Jahre 1836), dann folgen Breitkopf & Härtel mit 61, Bernhard Tauchnitz mit 49, Melzer, Hirschfeld, Karl Tauchnitz, Nies, Polz, Reclam mit 46, 44, 40, 34, 28, 27. Die Zahl der Leipziger „Kunstgenossen“ betrug nach Hasse 1840 611, die der Lehrlinge 187. Sie hat sich, wie es scheint, während des Jubiläumsjahres noch etwas gesteigert; immerhin wird das Teubnersche Personal 1/7 bis 1/8 der Gesamtzahl ausgemacht haben. Außerdem aber rangiert die Teubnersche Schriftgießerei mit zehn Leuten an dritter Stelle. Schelter & Giesecke gehen mit 19 und Breitkopf & Härtel mit 16 voran. Und auch nach der Pressenzahl läßt sich der Teubnerschen Druckerei ungefähr ein Platz zuweisen. Zur Zeit der Sächsischen Gewerbeausstellung in Dresden vom Juli bis September 1845 gibt es in Sachsen etwa 300 Pressen, davon reichlich zwei Drittel, 210, in Leipzig. Ungefähr ein Siebentel davon sind „Maschinenpressen“, in Leipzig 28. Nun hat der Teubnersche Betrieb damals 8 Handpressen in Dresden, 30 in Leipzig und insgesamt 7 Schnellpressen (5 in Leipzig, 2 in Dresden). Er würde also fast den sechsten Teil aller (Leipziger wie sächsischen) Pressen besitzen, ein Resultat, das zu der ausgerechneten Arbeiterzahl zu stimmen scheint.

Teubners Lebensstil bleibt auch über die Jahre beträchtlicher Betriebsvergrößerung hinweg der alte; gleich bleibt die Arbeit, die nur durch einen jährlichen vierwöchentlichen Aufenthalt in Karlsbad oder Teplitz, später auch Meran, unterbrochen wird, und gleich die pünktlich abgemessene tägliche Erholung. Dagegen kümmert Teubner sich um die öffentlichen Angelegenheiten kaum. Nach der Julirevolution hatte er sich ja vorübergehend im kommunalen Leben betätigt, aber schon damals berührten ihn eigentlich politische Fragen fremdartig: Am 9. Dezember 1831 schreibt er an Johannes Schulze, daß er seine ganze politische Hoffnung auf Preußen setze, für Sachsen nicht minder wie für Deutschland überhaupt. Jedoch würde man vergeblich weiter nach programmatischen Äußerungen suchen.

Die stärksten Ereignisse vermögen nicht, ihn in die Politik hineinzuziehen. Er ist seiner Überzeugung nach Mann der guten alten Zeit, konservativ, fast reaktionär, so fortschrittlich er auch im Berufsleben ist. Für die „Maikäfer“ hat er nur spöttische Ablehnung, und sie wird sich kaum dadurch in Zuneigung verwandelt haben, daß er 1849 ansehen muß, wie vor seinem Haus, am Eingang des Grimmaischen Steinwegs, eine Barrikade gebaut wird, hinter der die Freiheitskämpfer zusammengeschleppte Meßbuden anbrennen, und wie die Post durch die Buchhändlerkompanie gerettet werden muß (6./7. Mai). Geschäft und Häuslichkeit beanspruchen ihn, aber von Hast und Nervosität ist dabei keine Rede. Alles nimmt seinen sicheren Gang. Am besten geben wir hier wohl einem Augenzeugen das Wort, einem alten, heute noch tätigen Buchhandlungsgehilfen, der noch unter Teubner gearbeitet hat und die Verhältnisse schildert, wie sie 1854 bis 1856 waren:

Die Pünktlichkeit des Herrn Stadtraths suchte ihres Gleichen. Tag für Tag kam derselbe gegen 9 Uhr an meinem Pulte vorbei, um aus dem hinter mir im Fenster angebrachten Zettelkasten die durch die Buchhändlerbestell-Anstalt eingeworfenen „Bücherbestell-Zettel“ selbst herauszulangen.... Fanden sich nun in dem Zettelkasten viele Bestellzettel vor, so zeigte dies sich schon in seinen freundlichen Gesichtszügen, dann konnte er nicht unterlassen, an unsern Pulten im Vorbeigehen mancherlei Bemerkungen zu machen, so unter anderen: „wieviel mögen sie wohl wiegen“, oder „heute giebts wieder tüchtig zu arbeiten“. Waren die Bestellzettel weniger zahlreich, so ging er sehr gleichgiltig an unseren Pulten vorbei und wir wußten schon, woran das lag. Nun ging er in sein Kontor, las jeden Bestellzettel durch und fand er auf einem eine auffällige Bemerkung des Bestellers, dann kam er zu dem Personale zurück, um Herrn Schmitts, des ersten Gehilfen, Meinung darüber zu hören. Nachdem er die Bestellzettel seinem neben ihm im eigenen Kontor sitzenden Schwiegersohn, Herrn Eduard Koch, zur weiteren Beförderung gegeben, gelangten dieselben alsdann an Herrn Schmitt. Dieselbe Procedur ereignete sich nun Nachmittags 4 Uhr nochmals.

Nunmehr setzte Herr Teubner seine Kontormütze auf und trat täglich Vormittags seinen Rundgang durch die übrigen Geschäftsräume an. Zuerst besuchte er den eine Treppe hoch gelegenen „Maschinensaal“ und


Benedictus Gotthelf Teubner



eintretend zum Factor Herrn Heyne, ließ er sich von diesem über Alles Bericht erstatten, ging dann in den Maschinensaal selbst, um die dort im Drucke befindlichen Drucksachen anzusehen und wohl auch einige Worte mit den Maschinenmeistern zu wechseln. Hierauf ging er nach dem noch eine Treppe höher gelegenen „Setzersaal“, zunächst beim Factor Köhler eintretend, um sich von diesem über alles am vorhergehenden Tage Ereignete berichten zu lassen, ging dann auch in den Setzersaal, um die im Satze sich befindenden Werke anzusehen und mit den ältesten Gehilfen einige Worte zu sprechen. Nun stieg der alte Herr noch eine Treppe höher, nach der Gießerei, zuerst ging er zum Factor, Herrn Mönch. Derselbe ging gewöhnlich mit ihm in die Gießerei, um ihm über Alles dort selbst zu berichten. Obgleich nun in der Gießerei die wenigsten Arbeiter waren, hielt er sich dort doch am längsten auf. Der Factor war ein redseliger Herr und erklärte Alles haarklein, aber auch ein treuer, ergrauter Beamter, der auf den „guten alten Papa“ nichts kommen ließ und ihn hoch schätzte. Ich sprach manchmal einige Worte mit ihm und erinnere mich noch, wie des Factors Augen glänzten, wenn ich von unserm Herrn sprach. Von hier ging Herr Teubner die drei Treppen wieder herab und besuchte die im Souterrain gelegene „Stereotypie“. Zunächst machte er hier dem Vorstande derselben, Herrn Lienicke, dem ältesten Herrn im Geschäfte, seinen Besuch, welcher schon vor 20 Jahren sein 60jähriges Arbeitsjubiläum feierte (1887). Dann besuchte Herr Teubner auch noch die Arbeiter im Papierlager und die im Geschäfte sich befindende „Schlosserei“ und die „Tischlerei“, in denen vorkommende Defecte im Geschäfte möglichst schnell wieder beseitigt werden sollten. Nun kam Herr Teubner endlich wieder nach dem Kontor, um die eingegangenen Briefe durchzusehen und die darauf erteilten Antworten zu unterschreiben. An die Beantwortung mancher, die er sich selbst vorbehalten, kam er nun Vormittags nicht mehr, da die Uhr in der Regel schon über die elfte Stunde zeigte. Nachmittags blieb er nur im Kontor, denn die Besprechungen mit den Herren Factoren, die seine und seines Schwiegersohnes Herrn Kochs Ansicht und Rath über so Manches hören und haben wollten, nahm immer eine geraume Zeit in Anspruch, abgesehen von den Besuchen und Besprechungen mit den Autoren und den in Verbindung mit der Firma stehenden Geschäftsfreunden, an denen er selbst theil nahm.

War dann abends Schluß (wobei Teubner oft unter den letzten war), und hatte der Kassierer, der „Vetter“ Slevogt, die Schlüssel an das Schlüsselbrett im Teubnerschen Wohnzimmer gehängt, so fand nun die Geselligkeit ihr Recht. Für kurze Zeit



kam Teubner in das kleine (nach dem Augustusplatz zu gelegene) Unterhaltungszimmer, wo sich gewöhnlich außer der Familie auch zahlreiche Gäste, meist Freunde und Freundinnen der Kinder, einfanden. Dann nach dem Abendessen, das im Nebenraum eingenommen wurde, suchte Teubner für ein bis zwei Stunden noch Malinverno auf, einen Weinstubenbesitzer, mit dem er befreundet war. Regelmäßig um 10 war er wieder zurück.

So ging es Tag für Tag, und nur das Leben der Kinder brachte Abwechslung in das Haus. Am 16. Juli 1838 wurde zuerst die zweite der Teubnerschen Töchter, Mathilde, mit ihrem Onkel Eduard Koch in der Kirche zu Schönefeld getraut. Dann verheiratet sich ein Jahr später die älteste, Bianka, mit dem Gymnasiallehrer Rudolf Dietsch in Hildburghausen, dem späteren Rektor der Grimmaer Fürstenschule (23. Mai 1839). Richard war, wie wir wissen, bereits seit 1837 Leiter des Dresdener Betriebs. Er hatte vielfache Anlagen, eine ausgezeichnete Vorbildung, war ein guter Schüler gewesen und 1833 von der Leipziger Nikolaischule nur abgegangen, weil der Vater wünschte, daß sein nunmehr einziger Sohn die Firma übernähme. Aber unermüdlich hatte er sich weitergebildet und in seiner Lehrzeit erst die neue Leipziger Handelsschule, dann auch zwei Jahre die Universität besucht. Und als er den Druckereibetrieb gründlich genug kannte, dachte er noch daran, als Volontär in einer großen Buchhandlung (Perthes, Mauke & Besser in Hamburg, mit deren einem Chef Teubner verwandt war) in

den Buchhandel genauen Einblick zu nehmen. Aber schon früh ist sein körperlicher Zustand schwankend und, was verhängnisvoller ist, auch seelische Gleichgewichtsstörungen kommen hier und da vor, und so geht er in einem Augenblick tiefer Schwermut, am 7. Oktober 1841, aus dem Leben, worüber sich der Vater schwer und die Mutter nie getröstet hat.

RUDOLF DIETSCH

Es gibt einen Nachruf Teubners, der seinen schon gemilderten Schmerz verrät (in den „Nachklängen aus dem Leben seines Sohnes Richard für Freunde des Hauses gesammelt von B. G. Teubner", Leipzig, 1842).

Was mir mit Gottes Hilfe zu schaffen gelungen – so schreibt er –, es konnte mir nur Freude gewähren, weil ich hoffte, daß es durch ihn – den einzigen Sohn – bewahrt, fortgesetzt und vermehrt werden würde; ihm und durch ihn den geliebten Meinigen eine glückliche Zukunft zu bereiten, dies war das Ziel, auf welches alle meine Bestrebungen gerichtet waren, und indem ich dies vor Augen hatte, war mir keine Last von Sorgen zu schwer, keine Menge von Berufsgeschäften zu groß. Und welche Freude durchglühete mein Vaterherz, wenn ich seine glücklichen Talente, die Innigkeit, mit welcher er meine Absichten, meine Liebe zu ihm erkannte und würdigte, die erfreulichsten Resultate seines Wirkens betrachtete! O, wie bitter ist der Kelch, welchen zu leeren mir Gott auferlegte! – Daß mich dieser unersetzliche Verlust nicht zu Boden schmetterte, daß ich nebst den Meinen den fürchterlichen Schmerz, der unser Innerstes zerriß, zu ertragen vermochte, dazu hat nächst Gottes heiligem Worte die Theilnahme theurer Freunde meines verklärten Sohnes in mündlichen und schriftlichen Ergüssen beigetragen. Nichts ist dem verwundeten Herzen besserer Balsam, als fühlende Menschen zu finden,

welche nicht die Thränen gerechten Schmerzes gewaltsam zurückzudrängen versuchen, sondern die ihrigen zu den unsrigen mischen; welche klagend mit uns ausrufen: auch uns ist der Geliebte in's Grab gesunken, welche das Andenken an den Geschiedenen treu und heilig bewahren.

Ein Kind nach dem anderen verläßt nun das Haus: 1846 verheiratet sich Julie mit Adolf Roßbach, der ursprünglich Kaufmann ist, dann Buchhändler und Buchdrucker wird und von 1846 bis 1853 den Dresdener Druckereibetrieb leitet; dann im nächsten Jahr verheiratet sich Agnes mit dem Ratsaktuar Karl Gustav Ackermann, dem späteren sächsischen Kammerpräsidenten. Und dessen Bruder Albin Ackermann, der erst Ingenieur ist, dann Buchdrucker wird und nach Roßbach die Führung der Dresdener Offizin übernimmt, wird der Mann von Teubners jüngster Tochter Anna (1852).

1852 verschwindet auch das kleine einstöckige Wohnhaus, in dem die Teubnersche Familie über 30 Jahre zugebracht hat. Es wird zu derselben Höhe geführt wie das nach dem Augustusplatz liegende Gebäude, mit dem es zu einem Block vereinigt wird. Auch die Inneneinrichtung ändert sich, der altertümliche Hausrat wird entfernt und alles auf den Wunsch der Kinder der neuen Zeit entsprechend umgestaltet. Ringsum hatte sich ja alles gewandelt, und die Gegend, die noch Vorstadtcharakter trug, als sich Teubner dort ankaufte, hat inzwischen eine fast zentrale Lage erhalten. Der Augustusplatz, das Symbol des kommenden großstädtischen Leipzig, entsteht: 1835 das Café français, 1836 das Augusteum und die renovierte Paulinerkirche, 1838 das Postgebäude. Im Norden und Süden wird er erst später (1858 bzw. 1868) durch Museum und Neues Theater geschlossen. Ohne Schwierigkeit findet Teubner sich in den neuen Verhältnissen zurecht. In allem Praktischen ist er ja durchaus fortschrittlich und kennt keine elegischen Anwandlungen. Er bleibt frisch, körperlich rüstig und heiter. Mit „jovial" wird sein Wesen von den verschiedensten Seiten bezeichnet, und daß ihm die Lebensfreude auch in alten Tagen

Einen guten Freund mit Welten zu kaufen würde ein großer Gewinn seyn! —

Leipzig, am 27 July 1815.

Freundschaftliches Andenken
an
B. G. Teubner
in Leipzig
† 26. Januar 1856.

Freundschaft ist köstlicher denn Alles.
Die Liebe ist der Schatten am Morgen, mit jedem Augenblick wird er kleiner, Freundschaft aber der Schatten am Abend, er wächst, bis die Sonne des Lebens sinkt.

Leipzig am 27 July 1815.

Zur steten Erinnerung
an
Julie Teubner.
† 11 Juny 1861



nicht fremd war, mag ein Brief an seine Nichte Anna Koch beweisen, der Teubner auch einmal in seiner häuslichen Umgebung zeigt:

Leipzig, 17. Febr. 1854.

Meine liebe Nichte Anna!

Sehr wohl fühle ich, daß ich mich als Dein großer Schuldner anklagen muß; dieß in Beziehung auf mein Stillschweigen auf Dein an mich vor längerer Zeit gerichtetes Schreiben. Wenn ich nicht wüßte, daß ich bei Gelegenheit Deines längeren Aufenthaltes bei Deinem Onkel Eduard [Eduard Koch] hier nach allen Richtungen hin von Dir erkannt worden wäre, so würde ich in eine Verlegenheit gerathen, die nicht anders als drückend auf mich zurückwirken müßte. Da Du aber ein Zeuge der permanenten Geschäftsthätigkeit warst, die mich von meiner frühesten Jugend an und noch bis heute in meinem 70. Lebensjahre — freilich aber nicht ohne Anstrengung — beseelt und die mir fort und fort Veranlassung zu nützlichem Wirken und Schaffen bietet, so hoffe ich der Welt und mir es selbst schuldig zu sein, die mir vom Allgütigen vielleicht noch beschiedenen Lebensjahre, dafern sie mit Kraft ausgerüstet, mit Nutzen anzuwenden und sie sowohl als eine segensreiche Zugabe für die Meinen, als eine Ergötzlichkeit für mich selbst dankbar zu betrachten.

Solltest Du liebe Anna, aus meinem so langen Schweigen den Schluß ziehen, daß Gleichgiltigkeit oder Vergessenheit der Grund derselben sei, so würde ich mich sehr gekränkt fühlen. Schon längst ist der Wunsch in mir rege geworden, daß Du uns auf einige Zeit mit Deinem Besuche erfreuen möchtest, wozu es an Deiner guten Mutter Genehmigung gewiß nicht fehlen dürfte, zumal da ich dabei voraussetze, daß Leipzig und das Haus Teubner Deinem Andenken gewiß noch nicht erloschen ist. Die Aufnahme und der Aufenthalt, der Dir bei uns in Aussicht gestellt ist, bedarf keiner empfehlenden Versicherung. Ich bitte Dich, mit Deiner lieben Mutter vorläufige Rücksprache zu nehmen, damit wenn die Zeit den Plan läßt, wir uns darüber vorher brieflich austauschen.

Ich wünschte nichts mehr, als Du könntest für morgen die Unsrige sein, indem die Ballgesellschaft Concordia ihr Stiftungsfest feiert, dem wir Alle beiwohnen werden — versteht sich mit einer Anzahl von Gästen. Trotz meines Alters gewährt mir das Hupfen und Springen des tanzlustigen Völkchens besondere Kurzweil auf Bällen. Dieß Alles erinnert an eine alte, aber schöne Vergangenheit! —

Dein Onkel Eduard befindet sich dermalen körperlich recht wohl und die Kinder gedeihen ganz erwünscht, Thildchen aber ganz vorzüglich.

Sowohl die genannten Beiden, als die Roßbach'schen muntern 3 Wesen schaffen uns viel Vergnügen, da sie uns fast täglich besuchen. Es will mir erscheinen, als wollte sich das grosälterliche Haus um 30 Jahre zurück datieren. — Und nun für heute genug, gute Anna. Unter herzlichen Grüßen an Deine theuren Lieben, von mir und den Meinen, verbleibe ich stets

Dein treugesinnter Onkel
B. G. Teubner.

Der Buchdruckereibetrieb erfährt bis in die fünfziger Jahre wenig Änderungen. Die Maschine bürgert sich ein. Die Zahl der Schnellpressen erhöht sich auf fünf, darunter einige mehrfache. Allmählich, aber nicht ohne Bedenken wird die Schnellpresse allgemein und auch für Qualitätsarbeiten verwandt. Noch am 1. April 1839 schreibt Teubner an König & Bauer, daß für eleganten Druck die Schnellpresse nicht in Betracht käme, nur für die Zeitung und für zweitklassige Sachen. Eine täglich zunehmende Sorge blieb aber, daß die Maschinen von manchem skrupellosen Betrieb für Schleuderdrucke ausgenutzt wurden. Seit Beginn der vierziger Jahre bezieht übrigens Teubner die meisten Schnellpressen von Gustav Sigl in Berlin, einem jungen Anfänger, mit dem er günstige Vereinbarungen trifft. Mit Sigl verhandelt Teubner auch bereits über eine Dampfkesselanlage, Borsig wird dafür in Betracht gezogen (1842), aber als Teubner später der Frage nähertreten will, wird in solcher Stadtnähe die Genehmigung verweigert (1855): man sieht darin eine Gefährdung des Museumsneubaues und der Messe – Tauchnitz und Brockhaus, denen man bei größerer Entfernung den Dampfbetrieb gestattet hat, müssen ihn während der Messe einstellen, wenn „sich Belästigungen durch Rauch und Staub auf dem Augustusplatze herausstellen sollten“ –, und außerdem sei die Gegend des Grimmaischen Steinwegs besonders gefährdet, weil Teubners Nachbar, Wappler, ein Ölbassin hat. So bleibt es in dieser Beziehung zu Teubners Lebzeiten noch beim alten – wieviel sich auch im übrigen ändern mag. Trotz aller Umwandlungen behielt der Betrieb noch immer einen

gemütlichen Charakter. Enkel und Enkelin des alten Herrn erzählen, wie sie in der Bücherstube oder in der Gießerei geklebt und Buchstaben abgebrochen haben, und wie auf Anweisung des Großvaters der Kassierer dafür Lohn ausgezahlt hat.

Sonst sind die wichtigsten Veränderungen die: 1853 siedelt Roßbach von Dresden nach Leipzig über, um seinen Schwiegervater in der Leitung des Hauptbetriebes zu unterstützen. Er nimmt sich ganz besonders des Kaufmännischen an und richtet 1854 doppelte Buchführung ein. Um dieselbe Zeit beginnen sich die Arbeiterverhältnisse wesentlich zu verschieben. Auch die Buchdrucker waren von den Ereignissen des Jahres 1848 ergriffen worden, hatten aber weniger politische als wirtschaftliche Forderungen erhoben. Die neue französische Lohnberechnungsweise nach 1000 n bürgert sich ein, und ein neues Leipziger Innungsstatut vom 15. Mai 1854 macht den Druckereien die Anerkennung eines Tarifs: 22 Pfennige für 1000 n zur Pflicht, der 1858 auf 23 Pfennige erhöht wird. Die Unruhen des Jahres 1848 brachten Teubner auch geschäftliche Sorgen. Aber er fand dafür Rat. Eine von Dr. Hopf durchgesehene und vom sächsischen Konsistorium empfohlene Bibelausgabe hat auch im Ausland, besonders in Amerika, großen Absatz und wird eine Zeitlang von den Bibelgesellschaften stark vertrieben. Dann aber tauchen neue philologische Pläne auf und, als sie schon in greifbarer Nähe liegen, schreibt Teubner an Dindorf:

> In Betracht, daß es schon längst an Druckaufträgen von solventen Handlungen total mangelt und mit jüngeren Firmen sich nicht einzulassen ist; in Erwägung daß meine Gehilfen, darunter der größte Theil Familienväter, brodlos werden würden, wenn ich hiebei nicht intervenirte, hat viel dazu beigetragen, mein moralisches Gefühl zu wecken, um durch die Umgestaltung meiner Classiker den Bedrängten Nahrung und Brod zu bieten. Es wird mir aus diesem Grunde doppelte Pflicht, auch für meinen Zweck das dazu Erforderliche zu bewirken, um jenes menschenfreundliche Ziel erstreben zu können.

Größere Druckaufträge erhielt Teubner von den Eisenbahngesellschaften. Mit dem Komitee der Leipzig-Dresdener Bahn

hatte er durch Gustav Harkort seit den dreißiger Jahren Verbindung, später kommen Bestellungen der Sächsisch-schlesischen Kompagnie und der Magdeburg-Leipziger Eisenbahngesellschaft hinzu, und diese Fühlung übertrug sich dann auch auf die sächsische Staatseisenbahn, mit der die Firma bis heute in geschäftlichen Beziehungen steht.

So ist aus dem handwerklichen Betrieb nahezu vollständig ein modern-kapitalistischer geworden; mit modernen Produktionsmitteln, mit kaufmännischer Leitung, mit dauernder Scheidung von Chef und Arbeiter. Die neue Zeit ist gekommen, wie wir sahen, schrittweise und allmählich, wohl niemand konnte die prinzipielle Bedeutung der Erfindungen im Augenblick des Entstehens voll erkennen. Wenn auch Friedrich König bereits am 19. Juli 1819 an Brockhaus schrieb: „Drucken mit einer Maschine ist ein neues Gewerbe, eine freie Kunst, die keinem Innungszwange unterworfen ist", der stolze Erfinder wußte selbst nicht, wie weit er damit Recht hatte, wußte auch nicht, daß die Maschine nicht nur neue Freiheit, sondern auch neuen Zwang über die Menschen bringen würde, daß sie überhaupt das Verhältnis von Freiheit und Zwang nur zu verschieben und niemals aufzuheben vermag. – Damit nehmen wir Abschied von der typographischen Tätigkeit Teubners, der die Hauptarbeit seines Lebens galt.

DER VERLAG BIS 1840



ei Teubners Vorliebe und seinem Geschick für philologischen Druck, deren wir schon Erwähnung taten, und bei seinem zunehmenden Bekanntwerden mit den philologischen Werken selber und einer Anzahl philologischer Autoren bedurfte es nur eines äußeren Anstoßes, ihm den Plan eigener Verlagsgründung nahezulegen. Dieser Anstoß kam durch den jungen Wilhelm Dindorf.

Dindorf wurde mit Teubner beim Druck seiner ersten Arbeit, des siebenten Bandes vom Invernizschen Aristophanes bekannt, den er 1820 im Auftrage seines Lehrers Beck für die Weidmannsche Buchhandlung herausgab. Er habe dann – so berichtet Dindorf 1861 zum 50jährigen Geschäftsjubiläum den damaligen Besitzern der Firma – Teubner den Gedanken einer kritisch fundierten Sammlung antiker Klassiker für Schulen nahegelegt, und Teubner „mit seinem klaren Verstand" habe die Notwendigkeit eines solchen auf die Zukunft gerichteten Unternehmens eingesehen. Wie es in vielen Fällen ist, mag es auch wohl damals gewesen sein: Dindorf kam von der Philologie, Teubner von der Druckerei auf den philologischen Verlag, und beide begegneten sich auf halbem Wege. Nur bei solcher Vorbereitung entsteht ja gewöhnlich in verschiedenen Köpfen die Lust, eine große Sache gemeinsam in Angriff zu nehmen und mit dem Feuer der ersten Begeisterung durchzuführen.

Die Frage ist zunächst, heute wie damals, für Teubner: Was ist auf philologischem Gebiet bereits vorhanden? Vorhanden ist zunächst eine Ausgabensammlung des 18. Jahrhunderts, die der sogenannten Bipontinae, aber sie genügt den modernen Ansprüchen in keiner Weise. Dann hatte Göschen nach langwierigen Vorbereitungen 1805 eine Sammlung „für den Mann von Geschmack" angefangen, die sogar mit Kupfern ausgestattet

wurde, war aber durch die Kriegszeit an der Fortsetzung gehindert worden. Indes war nun der Boden für einen so bedeutenden Erfolg geebnet, wie ihn Karl Tauchnitz 1809 mit seinen Neuausgaben fand, dem sich in nächster Zeit nur Weigel mit seiner „Bibliotheca classica poetarum et scriptorum graecorum" an die Seite stellte. Aber Tauchnitz ließ es noch an wirklicher Editionsarbeit fehlen, er begnügte sich mit Abdruck früherer Ausgaben und setzte seinen Ehrgeiz zu ausschließlich in die Verbilligung. Schließlich wurden auch die Korrekturen mangelhaft gelesen, was um so schlimmer war, als Tauchnitz seit 1816 als erster für antike Klassiker Stereotypdruck zu verwenden begann. So blieb bei der immer stärker werdenden gelehrten Opposition gegen die Tauchnitzsche Sammlung, und da auch Weigel es in seinen Ausgaben nicht zu einer Einheitlichkeit kritischer Grundsätze brachte, für ein neues Unternehmen wie das Teubnersche Raum. Denn auch die Zeitlage an sich war diesem Zweige der Buchproduktion günstig. Mit dem Klassizismus vereint hatte der Neuhumanismus die Wertschätzung der Antike weit über die frühere, rein formaler Schulung dienende Verwendung des Lateinischen hinausgehoben. Das Griechentum war entdeckt, und soviel als möglich sollte die höhere Schule sprachliche und reale Voraussetzungen für ein tieferes Erfassen mit ins Leben geben. Dieser Geist dringt um die Jahrhundertwende in die verschiedenen deutschen Schulgesetze ein; am frühesten in Sachsen, wo bereits 1773 eine dann für siebzig Jahre maßgebende Neuordnung vorgenommen wird; erheblich später, aber darum auch in vielem fortgeschrittener in Preußen und Bayern. Denn erst in und nach den napoleonischen Kriegen kommt in Preußen der Neuhumanismus Wolfs durch Humboldt und Süvern zur Geltung, durch Johannes Schulze zum vollen Siege, werden zahlreiche Gymnasien neu gegründet und bestehende reorganisiert. Erst 1812 wird das Griechische in Preußen obligatorisch, ganz nach Süverns Plänen, deren hohe Anforderungen merkwürdigerweise den schroffen Widerspruch

ihres intellektuellen Urhebers, F. A. Wolfs, erfahren, während in Sachsen der Kreis griechischer Schulschriftsteller bereits vierzig Jahre früher erheblich über das Neue Testament hinaus erweitert worden ist. Und etwa gleichzeitig setzt in Bayern ein einseitigerer Altsprachler als Johannes Schulze, setzt Friedrich Thiersch das humanistische Programm in erbittertem Kampfe mit dem Klerikalismus durch.

So sind die neuen Autorensammlungen Ausdruck der neuhumanistischen Bewegung. Hilfsmittel sind nötig, vor allem für die Schule, und wir können eigene Worte Teubners dafür anführen, daß er ein Gefühl für diese Zusammenhänge besaß. Am 25. April 1827 feierte er zu dessen 50jährigen Berufsjubiläum Karl Tauchnitz und feierte ihn nicht nur als Drucker, sondern fügte hinzu: „Aber auch das möchte ich nicht unberührt lassen, was Er eben dadurch [durch die Buchdruckerkunst] für Wissenschaft und Geistesbildung wirkte. Deutschlands gelehrte Jugend wird ihm noch spät danken, daß Er zuerst es war, der ihnen von ihren Classikern zuerst vollständige Ausgaben lieferte, in denen Wohlfeilheit und Brauchbarkeit mit typographischer Eleganz sich vortheilhaft paarte. – Gelehrte Schulmänner meinen, dieß sey um so mehr zu rühmen, je größer früher der Mangel an brauchbaren Schulausgaben gewesen, so daß oft die ganze Classe deren nur wenige besaß, aus denen die Schüler ihr tägliches Pensum erst abschreiben mußten.“

So ergibt sich das Programm der neuen „Auswahl griechischer und der gelesensten römischen Autoren“ aus neuhumanistischen Grundsätzen und Bedürfnissen: Schulausgaben, vor allem griechischer Autoren; die Texte sind neu zu prüfen; ein begründender kurzer Apparat ist beizugeben; wünschenswert sind erklärende Anmerkungen. Zugute kommen muß dem Unternehmen, das ist bei Teubner selbstverständlich, die typographische Leistungsfähigkeit der Offizin, die allen berechtigten Ansprüchen auf Klarheit und Eleganz zu genügen hat. Der Entschluß zur Herausgabe von Klassikertexten und damit zur Ver-

lagsgründung fällt in das Jahr 1823. Ein günstiger Zufall erhielt das entscheidende Dokument, einen Brief Teubners an Dindorf:

Werthester Freund!

Es soll heute zu guter letzt eine Spazierfahrt zwischen Ihnen, Hn. Prof. Schäfer und auch vielleicht Hn. Mangelsdorf [C. Siegm. Mangelsdorf, Firma Kühn'sche Buchhandlung, jetzt Chr. Herm. Tauchnitz, Leipzig], den ich darum begrüßen lies, statt finden. Daß auch ich daran Theil nehme, ist Sache per se. Wollten Sie daher die Güte haben, Sich präcis 6 Uhr bei mir einzufinden? Eben habe ich Hn. Prof. Schäfer besucht und ihm meinen Plan rücksichtlich der Autores mitgetheilt. Er erstaunte über das Vorhaben und rufte gegen Hn. Weigel ein: mon Dieu! Uebrigens billigt er unser Unternehmen und verspricht sich, gleich uns, die folgereichsten Resultate! Der liebe Himmel gebe seinen Seegen! — Mündlich mehr hievon.

Es grüßt Sie freundschaftl.
d. 7/VIII. 1823. Ihr ergebener
B. G. Teubner.

Danach ist der Plan weit über die ersten Stadien hinaus. Der philologische Leiter steht fest: Dindorf, der buchhändlerische Sachverständige: Mangelsdorf; und endlich – damit kommen wir nach allem, was über das alte Druckereiwesen gesagt ist, zu einer wichtigen Persönlichkeit – der wissenschaftliche Korrektor ist gewonnen: Schaefer. Der Kreis war zu erweitern. Daß ein befreundeter Buchhändler hinzukam, Christian Heinrich Ferdinand Hartmann (heutige Firma Im. Tr. Wöller), der in den ersten zwei Jahren die Auslieferung übernahm, wird noch in besonderem Zusammenhang zu erwähnen sein. Durch Familienzugehörigkeit kamen ferner Wilhelm Dindorfs jüngerer Bruder Ludwig, durch freundschaftliche Beziehungen und systematische Organisationsarbeit Jahn, Passow und die notwendigen Herausgeber hinzu. Vielleicht von Passow abgesehen waren es nicht Männer ersten Ranges. Gottfried Hermann, der sich mit einer für damalige Verhältnisse beträchtlichen Zurückhaltung auf die kritische Durcharbeitung der Tragikertexte beschränkte (1825 Sophokles, 1831–41 Euripides, 1852 Äschylus),

Werthester Freund!

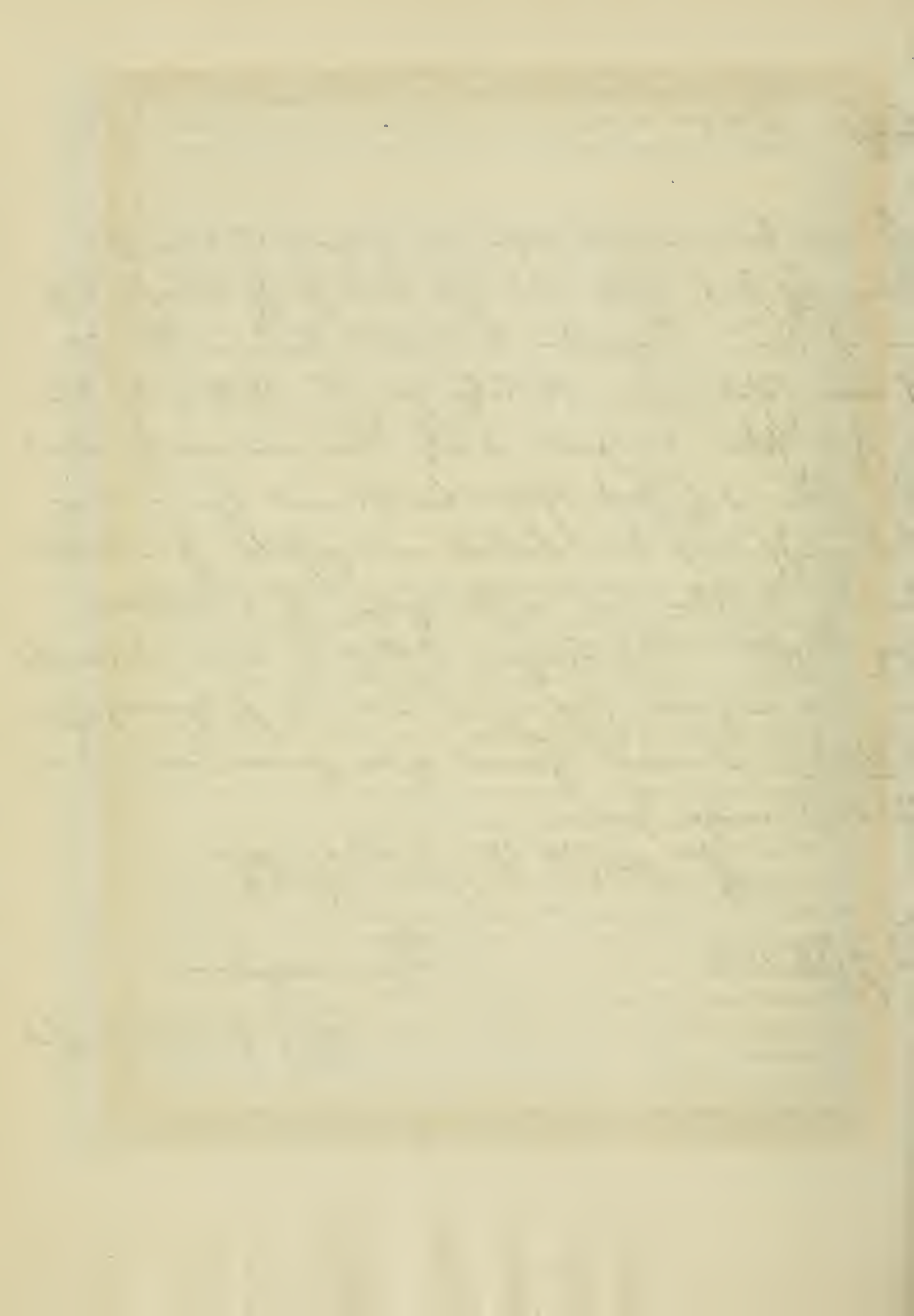
Es soll heute zu guter letzt eine Spazierfahrt zwischen Ihnen, Hrn Prof. Schütz und auch vielleicht Hrn Mangelsdorf, den ich darum begrüßt habe, statt finden. Daß auch ich daran Theil nehme, ist Sache per se. Wollten Sie daher die Güte haben, sich präcis 6 Uhr bei mir einzufinden? Eben habe ich Hrn Prof. Schütz besucht und ihm meinen Plan rücksichtlich der Autoren mitgetheilt. Er erstaunte über das Vorhaben und äußerte gegen Hrn Weigel ein: non Item! Uebrigens billigt er unser Unternehmen und verspricht sich, gleich uns, die fruchtbarsten Resultate! Der liebe Himmel gebe seinen Segen! — Mündlich mehr hierüber.

Ich grüßt Sie freundschaftlich.

D. 7/VIII. 1823.

Ihr ergebener

B. G. Teubner.



war mit Weidmann und Immanuel Bekker, der schon Ausgaben wie die des Plato, des Thucydides und der Oratores Attici geschaffen hatte, mit dem Reimerschen Verlag verbunden; aber es waren zumeist ausgezeichnet vorgebildete Männer mit wissenschaftlicher Zukunft.

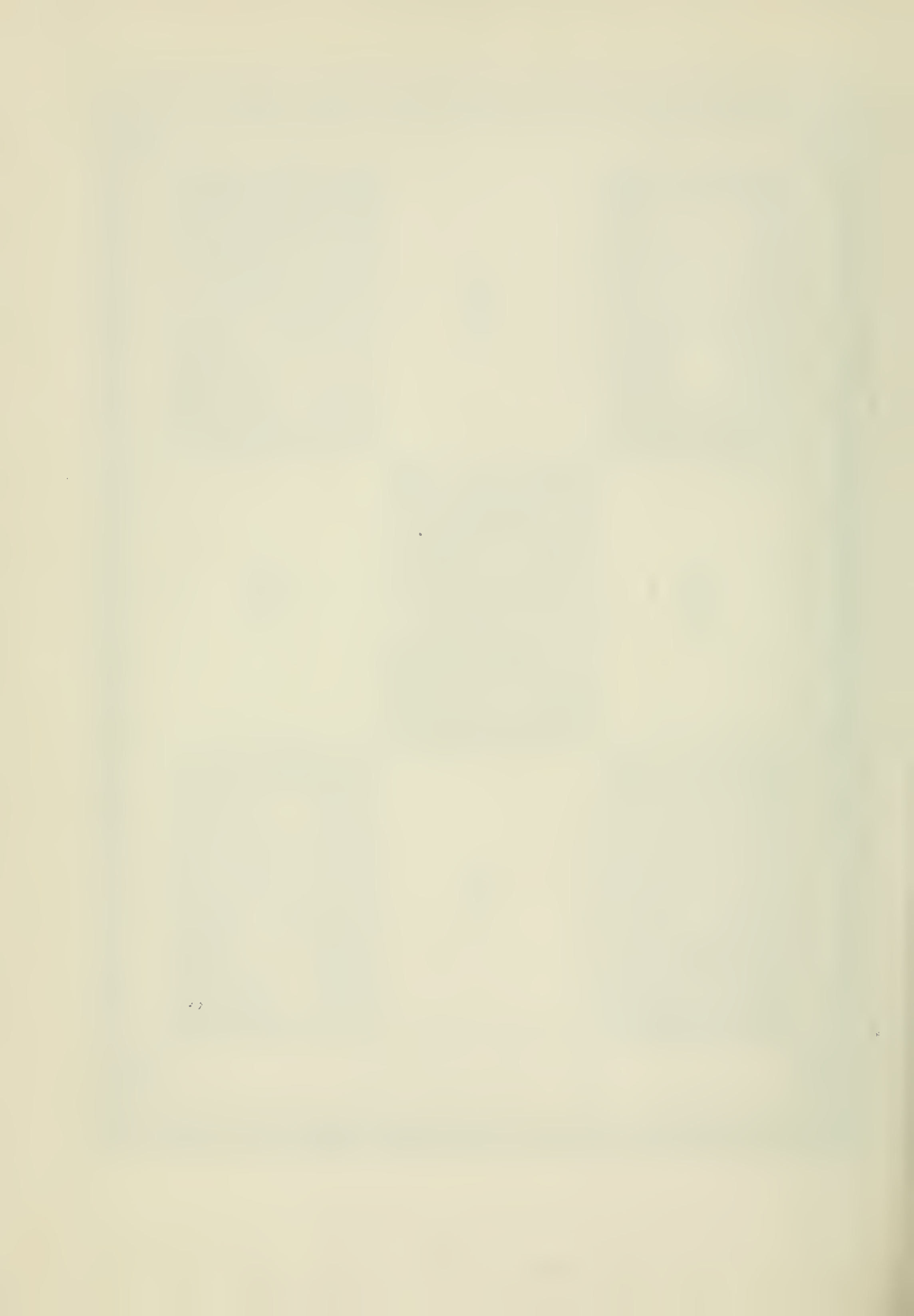
Am wichtigsten für das Unternehmen wurden die Brüder Dindorf. Wilhelm, der ältere der beiden Brüder, der nach Teubners Worten den Grundplan des Ganzen entwarf, war erst 22 Jahre alt. Er hatte früh für seinen Lebensunterhalt sorgen müssen und las schon als Schüler fremdsprachliche Korrekturen. Die Routine des 17jährigen Studenten hatte sich dann sein Lehrer, der viel wissende und viel geschäftige Professor Beck, zunutze gemacht und ihm die Fortführung der Invernizschen Aristophanesausgabe übertragen, von der schon die Rede war. Aber zu gleicher Zeit mit staunenswerter Unermüdlichkeit arbeitete Dindorf für die verschiedensten Verläge zugleich: für Weidmann, C. H. F. Hartmann, Cnobloch und, ohne etwas aufzugeben, fand er auch noch zur tatkräftigen Unterstützung der neuen Teubnerschen Pläne Zeit. 1825 gibt er sieben Autoren, zusammen 13 Bände, heraus, vier davon für Teubner. Und seine Berufung nach Berlin (Ende 1827) zeigt, daß er keineswegs für einen Editionshandwerker galt. Zu Wilhelm gesellte sich sein noch drei Jahre jüngerer Bruder Ludwig, der als ausgezeichneter Kenner griechischer Historiker sich einen weit dauerhafteren Ruhm als Wilhelm erwarb, nach außen aber immer zurücktrat. Er lebte so eingezogen, daß vielfach angenommen wurde, Wilhelm Dindorf habe diesen Bruder nur erfunden, um seine allzu reiche Produktion etwas verteilen zu können, und mag diese Annahme gewiß nicht nach jeder Richtung schmeichelhaft sein, so ist sie doch auch ein Zeichen, daß sich die beiden in der Wahl ihrer Stoffe vorzüglich ergänzten und zusammen eine umfassende Kenntnis der griechischen Literatur repräsentierten.

Professor Schaefer war reiferen Alters, hart an die Sechzig her-

an. Er hatte viel schlimme Erfahrungen hinter sich und lebte damals sogar in Streit mit seinem Förderer Gottfried Hermann, dem er eine nicht besonders freundschaftliche Bemerkung nachträglich übel genommen hatte. Er war als Korrektor geschätzter denn als Herausgeber, korrigierte zunächst für Tauchnitz, mit dem er sich später überwarf, sah dann sämtliche Weigelsche Ausgaben durch und arbeitete jetzt auch für den Teubnerschen Verlag. Sein Gedächtnis galt für enorm, es hieß von ihm, daß er seine Ausgaben aus dem Kopfe arbeitete, weil er nicht die Zeit habe, seine Notizen zu vergleichen. Für Teubner hat er außer Durchsicht einzelner Werke nur eine fünfbändige Ausgabe von Plutarchs Vitae parallelae (1826–30) geliefert. Den Demosthenes, der ursprünglich unter seinem Namen angekündigt war, hat er offenbar an Wilhelm Dindorf abgetreten.

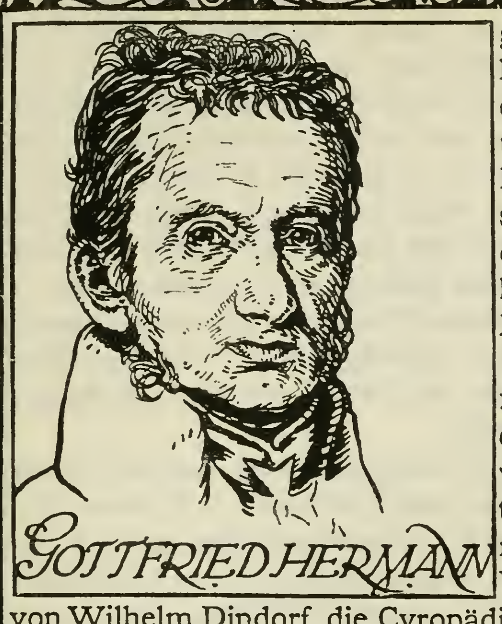
Einen eigentlichen Redakteur für sein Unternehmen gewann Teubner erst Ende 1825 in Johann Christian Jahn. Jahn gab damals seine Lehrtätigkeit in Grimma auf und kam nach Leipzig, um sich zu habilitieren. Er hatte schon vorher für den Verlag Horaz und Vergil bearbeitet (1824 und 25) und wurde jetzt von Teubner, der auch eine Zeitschrift vorbereitete, gegen festes Gehalt angestellt. Teubners bedeutendster Mitarbeiter aber, und, wie wir sehen werden, sein wissenschaftlicher Protektor, war der Breslauer Philologe Franz Passow, der sich als Lehrer, Lexikograph und als Literarhistoriker des Altertums eines guten Namens erfreute und auch durch sein offenes Auftreten in nationalen Angelegenheiten Sympathien erworben hatte. Er gab in der Sammlung zwei Werke heraus: das Corpus scriptorum eroticorum Graecorum (1824 und 1833, 2 Bde.; der 3. Bd., Longos erschien nicht), für dessen ersten Band Immanuel Bekker die Copie einer Venetianer Handschrift von Jamblichusfragmenten und Diogenesauszügen des Photios zur Verfügung stellte, und unter Benutzung von fünf noch unverglichenen Handschriften Dionysii orbis terrarum descriptio (1825). Aber wichtiger noch als seine Mitarbeit war seine lebhafte ideelle


WILHELM DINDORF
FRANZ PASSOW
REINHOLD KLOTZ
F. LINDEMANN
JOH. CHR. JAHN



Unterstützung von Teubners Plänen. So redet er Döderlein freilich ohne Erfolg zur Beteiligung zu. „Wenn mit dem Sophocles (den schon Wilhelm Dindorf mit Beschlag belegt hatte) nichts wäre," schreibt er ihm, „wie wäre es mit dem Pindar, der noch vacant ist? Ich möchte Dich gern mit in unsere Conspiration ziehen, und wüßte es nicht besser als durch einen so honorigen Autoren. Leicht ist die Sache nicht; aber sage Du nur erst ja und packe sie dann gehörig an, so wirds gehen.... Uebernimm Du den Pindar in alle Wege und schreib mirs bald; ich will Dir dann noch einige unmaßgebliche Gedanken über den Plan und besonders über den Druck der Verse vorlegen; heute habe ich keine Zeit mehr."

Außer dem jungen Leipziger Dozenten Beier, der den Cicero bearbeitete (1825 und 1830), und dem Hallischen Ordinarius Reisig, dem bedeutenden Gottfried Hermannschüler und Lehrer Ritschls, der in Rankes Beisein wenig später auf einer Italienfahrt in noch jungen Jahren, erfüllt von großen Plänen, starb, ohne seine Zusage einer Tibulledition verwirklichen zu können, waren die übrigen Beteiligten Lehrer an sächsischen und thüringischen Gymnasien. Es sind der Grimmaer Rektor Weichert, Jahns besonderer Gönner (Poetae latini 1830; Lucan und die in anderen Zusammenhang gehörigen Opuscula werden nur versprochen), Baumgarten-Crusius, damals Konrektor der Kreuzschule (Eutrop 1824, Ovid 1824, einzelnes erneut herausgegeben 1834, 1835, Livius 1825/26), Direktor Gernhard (Quintilian 1830) und Professor Ernst Wilhelm Weber (Persius 1826; für Juvenal blieb es bei der Zusage), beide in Weimar, Direktor Matthiä in Altenburg (Herodot 1825/26 mit Apetz, über Strabo 1831 gab es nur Verhandlungen), Dr. Daehne in Zeitz (Nepos 1827, Bellum Gallicum 1827), August Meineke, damals als Direktor des Danziger Gymnasiums Nachfolger seines älteren Freundes Passow (Theokrit 1825) und später noch manche andere. In den ältesten Prospekten werden noch Direktor Spitzner in Wittenberg und Professor Kreyssig in Meißen (mit Sallust und Curtius Rufus) an-



geführt, die jedoch nichts geliefert haben. Fast alle, jedenfalls alle namhafteren unter ihnen, waren Gottfried Hermannschüler und viele sogar durch ihn entscheidend beeinflußt wie Gernhard, Baumgarten-Crusius, Passow, Reisig und Meineke.

Um die Mitte des Jahres 1824 erschien das erste Bändchen: „Xenophons Anabasis von Ludwig Dindorf" und trug gleich das von Friedrich Fleischer gezeichnete Verlagssignet FT. Die Ilias von Wilhelm Dindorf, die Cyropädie, Thucydides und die Hellenika gleichfalls von Ludwig Dindorf schlossen sich an. Erst der sechste Band der Reihe war ein lateinischer Autor: der Eutrop von Baumgarten-Crusius (Juli 1824), wie denn die Ausdehnung auf die lateinische Literatur ein geringeres Bedürfnis war und deshalb auch erst nachträglich erfolgte.

Es waren Kleinoktavbändchen, braun, blau oder grau broschiert mit einfachen Titelumrahmungen und Rückentitelverzierungen. Der Druck ist nach jetzigen Begriffen klein, aber von vorzüglicher Schärfe; für die griechischen Ausgaben Walbaumsche Griechisch, Petit, mit Viertelpetit-Durchschuß. Außer den Abzügen auf gewöhnlichem Druckpapier (reinem Hadernpapier) wurden noch welche auf englischem Schreibpapier zu erhöhtem Preise gemacht, vor allem für den Auslandsbedarf.

Der nächste Zweck, für den die Ausgaben bestimmt waren, war der Schulgebrauch, indes ging man in der Auswahl von vornherein weit über die Schulautoren hinaus und wollte wissenschaftliche und Studienzwecke auf keinen Fall ausschließen.

Später folgten dann selbständige kritische wissenschaftliche Ausgaben. Auf Schulen war auch insofern Rücksicht genommen, als verschiedene Werke eines Autors einzeln abgegeben wurden. Teubner macht in Inseraten nachdrücklich darauf aufmerksam in einer Betonung, der zu entnehmen ist, daß diese Einrichtung damals nicht üblich war. Von den griechischen Dramatikern wie von Tacitus, Cicero und Plautus zeigt er Einzelausgaben an.

Für die anfänglichen Absichten zwar nicht maßgebend, aber instruktiv ist die prinzipielle Vorrede über die Auswahl von Schulautoren, mit der Baumgarten-Crusius die lateinische Serie eröffnet (vom 30. Juni 1824). „Man dürfe den Schülern nicht die Freude an der Lektüre nehmen und müsse demgemäß von Autoren ausgehen, die, wiewohl zweiten Grades, doch in Form und Inhalt den Anfängern eine leichtere Art bieten; dazu sind Ausgaben zu beschaffen, die, genau durchgesehen, weder durch Fehler die Lektüre hindern noch aber die jungen Köpfe mit einer Last von Interpretation erdrücken und ohne Not ermüden.“ Deshalb kurze Anmerkungen und reduzierter Apparat! Ein festes Prinzip sowohl in bezug auf Gestaltung des Apparates als des Kommentars durchzuführen, wollte nicht gelingen. Als ein Rezensent der Darmstädter Allgemeinen Schulzeitung (1825 Literaturblatt Nr. 6 und 7) ausführlichere Zusätze wünschte, schreibt Teubner an Wilhelm Dindorf, daß das nur ihren früheren Verabredungen gemäß sei (21. November 1825). Am meisten dürfte dem Programm etwa eine Ausgabe wie die des Vergil von Jahn entsprochen haben. Sie läßt den noch ziemlich naiven kritischen Standpunkt deutlich erkennen. An eine systematische Untersuchung des Handschriftenverhältnisses ist nicht zu denken, ebensowenig etwa an systematische Neukollationen. Eine Zwickauer Handschrift wird, obwohl Jahn sie selbst als „sehr spät“ bezeichnet, verglichen, und sorgfältig werden ihre Lesarten im Kommentar gebucht, zugleich freilich meist als unwichtig oder falsch nachgewiesen, und bei den

kleineren Vergilschen Gedichten ist von vornherein auf eine gründliche Durcharbeit verzichtet, „da Freund Sillig sie bald nach Pariser, Warschauer und anderen Handschriften herausgeben wird". Weil seine Vorgänger Heinsius und Heyne dem Medicaeus gefolgt sind, so wagt er, da ihre Rezension die verbreitetste ist, nur wenig zu ändern, obwohl er eine römische Handschrift für besser hält. Dabei nimmt er in der Textkritik einen verständigen konservativen Standpunkt ein. Das Prinzip, die Überlieferung zu erklären und damit die oft geistreichen Vermutungen als erledigt zu betrachten, führt er denn auch im Kommentare durch. Dementsprechend bietet dieser zunächst Angaben über die Lesarten, führt Konjekturen an, die teils gebilligt, zumeist widerlegt werden, weist Athetesen, zum Teil mit ausführlicher Begründung, zurück, wobei die philologische Literatur sorgfältig zitiert wird. Die Interpretation steht im engen Zusammenhang mit der Kritik. Eingehendere Berücksichtigung findet der Sprachgebrauch, dann wird das Verständnis durch Erläuterungen erleichtert, Beziehungen werden erklärt und Antiquarisches beigebracht. Macht für uns diese Art den Eindruck eines wenn auch mit beschränkteren Absichten wissenschaftliche Haltung anstrebenden Kommentars, so ist er doch für den damaligen Schulgebrauch berechnet, wie aus Bemerkungen in der Einleitung hervorgeht. Und tatsächlich müssen wir uns wohl den Schulbetrieb der Klassikerlektüre damals ähnlich denken. Er hat sich namentlich in den Fürstenschulen in dieser Weise noch lange gehalten; eine Weiterbildung dieser Art der Kommentierung stellen dann die späteren Ausgaben mit deutschen Anmerkungen dar.

Von der Art des Jahnschen Kommentars führt die Lucrezausgabe Forbigers weiter nach der wissenschaftlichen Seite. Auch er ist auf die Handschriftenangaben der früheren Ausgaben angewiesen und benutzt letztere darum sorgfältig, unter anderem die Veroneser Ausgabe in einem Dresdener Exemplar mit Lesarten aus anderen Handschriften. Man sieht

hier, wie der Wissenschaftsbetrieb abhängig ist von den allgemeinen Kulturverhältnissen. Kollationsreisen waren unmöglich und an „Schwarzweißphotographien" noch nicht zu denken. Man mußte sich mit dem begnügen, was die Nachbarschaft bot, wie denn das auch die Auswahl der Mitarbeiter bestimmt haben wird, und wie ja auch der Korrekturbetrieb unter mangelnder Verkehrsgelegenheit litt. Auch der Kommentar hat mehr wissenschaftlichen Anstrich, und Forbiger selber bemerkt: „der Lucrez wird nicht leicht auf Schulen gelesen werden." Er gibt vollständige kritische Angaben, führt Konjekturen und Testimonia an, berücksichtigt eingehend Sprachgebrauch und Metrik, namentlich die archaischen Formen, bietet aber eigentlich Exegetisches nur sehr wenig und ist im übrigen dem Jahnschen zum Vergil ganz ähnlich. Auf 170 von 500 Seiten schwillt die Kommentierung an, so daß der Verleger („ut est honestissimo consilio et promtissima voluntate") noch einen besonderen Index bewilligen muß. An Ausgaben wie den Lucrez schließen sich dann später rein wissenschaftliche wie der Quintilian von Gernhard an (1830), die aber doch auch mehr aus praktischem als aus wissenschaftlichem Bedürfnis entspringen. Sie beruht durchweg auf vorhandenem Material und besonders auf der Ausgabe Spaldings, die zu verbessern und zu ergänzen der Herausgeber als seine hauptsächlichste Aufgabe ansieht. Geboten wird ein im wesentlichen kritischer Apparat in der umständlichen Form der damaligen Zeit, die noch nicht mit Raum und Zeit zu geizen gelernt hat, hier ebensowenig wie auf anderen Kulturgebieten. Erfreulich ist auch bei dieser Edition das Unterdrücken aller voreiligen Hypothesen. Es verrät die methodische Schulung Gottfried Hermanns – Gernhard war einer der ältesten Schüler Hermanns – die nicht nur bei diesem Herausgeber zu spüren ist.

Rein wissenschaftlichen Zwecken dient natürlich auch die Ausgabe des Dionysius Periegetes von Passow, die Johann Heinrich Voß zum fünfundsiebzigsten Geburtstag gewidmet

ist. Sie gibt in der Vorrede die Geschichte der Dichtung, der Kommentare und der Ausgaben, bietet, wie schon aus dem Titel hervorgeht („recensuit et annotatione critica instruxit“), einen vollständigen Apparat, der auch die Testimonia verwendet und die Korrekturen erwähnt, und enthält ein Verzeichnis sowie die Beschreibung der Handschriften. Freilich nimmt der Apparat hier sogar den doppelten Raum des Textes in derselben Schriftgröße ein.

Am leichtesten machen sich die Sache die Brüder Dindorf: den provisorischen Charakter des Anabasistextes betont Ludwig selbst stark in der Vorrede. Er kürzt die Inhaltsangaben und bietet subjektiv zusammengestellte Anmerkungen. Wilhelm aber druckt beim Sophokles nur die Kollationen von drei Florentiner Handschriften und beim Äschylus nur zwölf Seiten Lectiones Porsonianae ab, gibt im Homer lediglich den Wolfschen Text wieder, erspart sich die Kommentierung in allen diesen Fällen und hat den von Teubner wiederholt reklamierten dritten Band seiner Homerausgabe, der vor allem die Hymnen und nach Teubners Wunsch auch den fehlenden Apparat enthalten sollte, nie selbst besorgt, sondern Friedrich Franke überlassen (1828). So glaubt Teubner, seine und die Interessen der Sammlung energischer ihm gegenüber wahren zu müssen, und schreibt ihm:

Hochgeehrtester Freund,

als ich neulich bei Ihnen war, um mich mit Ihnen über die Ausgabe des Aeschylus [kam 1827 heraus] zu besprechen, hatten Sie die Güte mir Ihre Bereitwilligkeit zur Besorgung zuzusichern. Uebersehen hatte ich damals, wegen der Zeit des Erscheinens mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, was ich deshalb jetzt nachzuholen suche. Es liegt mir natürlich daran zu wissen, bis wann sie von Ihrer Seite vollendet seyn kann, weil ich oft in den Fall komme, auswärtigen Buchhandlungen einen Zeitpunkt des Erscheinens angeben zu müssen. Gewiß aber können Sie mir leicht angeben, bis wann Sie selbst mit dem Mspt. fertig seyn können, wobei ich Sie aber keineswegs bestürmen werde.

Rücksichtlich des Homer, wovon die Ilias bereits in einer neuen Aufl.

erschienen [1826], aber in Deutschland noch nicht ausgegeben werden darf, weil sich noch Vorrath durch Remittenden ergeben, bitte ich Sie zu beachten, daß es unumgänglich nothwendig geworden ist, die Hymnen hinzuzufügen, und sowohl diesen als der Ilias und Odyssee Noten beizugeben. Sie wissen, daß Tauchnitz einen Homer gegeben, der in typographischer Hinsicht so ausgestattet ist, daß er in der That mit dem meinigen wetteifern darf. Dabei hat er vor dem meinigen voraus, daß er vollständig ist und als unverlangte Beilage noch zwei Vorreden von Hermann giebt[1]). Der Käufer bekommt mehr, als er von einer Tauchnitzer Ausgabe verlangt. Umgekehrt ist dies bei meinem Homer: ihm fehlt noch ein Theil des Textes und die Noten, welche letzteren, da sie bei allen andern Autoren meiner Sammlung sich finden, von den Käufern für einen nothwendigen Theil der Ausgabe angesehen werden und daher nicht gut länger fehlen dürfen. Auch ist es sehr natürlich, daß wenn man einmal auf dem Titel einen Herausgeber findet, man auch eine Rechenschaft von dem verlangt, was er im Texte geändert hat, sobald eine solche einmal bei andern Autoren gegeben worden ist. Auch kann ich Ihnen versichern, daß schon zahllose Anfragen an mich ergangen sind, wenn denn die Annotatio critica zum Homer erscheinen werde? — Will ich daher mir nicht selbst den Absatz des Homer zu Grunde richten, so darf ich die neue Aufl. nicht wieder unvollständig erscheinen lassen. Ich wünsche daher, daß Sie nicht blos den Hymnen Noten beigeben, sondern daß auch die Ilias und Odyss. dergl. erhalte, die ich dann jedem einzelnen Bande anhängen lassen will. Da Sie einmal den Text durchgearbeitet haben, so kann es Ihnen nicht schwer fallen von den gemachten Aenderungen Rechenschaft zu geben und so dem Buche die Vollständigkeit zu bereiten, die es als einen Theil meiner Autorensammlung einmal haben muß.

Daß übrigens auch der Aeschylus mit Anmerkk. gleich bei seinem ersten Erscheinen ausgestattet werden müsse, brauche ich Ihnen nicht erst zu bemerken, da Sie selbst am besten wissen, daß meine Sammlung bei der vorhandenen vielfachen Concurrenz nur dann einen glücklichen Fortgang haben kann, wenn sie in ihrem Grundplane consequent durchgeführt wird. Da Sie selbst denselben zuerst feststellten und die Gründe, warum auch eine brevis annotatio zur Empfehlung des Werkes wesentlich beitrage, besser kennen als ich, so bedarf es keiner weitern Worte.

---

1) Köchly in seinem Gottfried Hermann S. 38 sagt über diese Leistung seines ehemaligen Lehrers: „So konnte er denn in jenen beiden classischen Vorreden zum Tauchnitzischen Homer (1825) einerseits zur richtigen Lektüre und zum Genusse, andererseits zum eingehenden Studium derselben eine Anweisung geben, welche noch heutzutage ihre völlige Gültigkeit hat, leider aber keineswegs allgemein befolgt wird."

Eine zweite Forderung, welche ich noch zu machen mich genöthigt sehe und welche ich Ihnen schon neulich andeutete ist, daß Sie natürlich nicht eine ähnliche oder gleiche Ausgabe desselben Schriftstellers, den Sie jetzt bei mir herausgeben, bei einem andern Verleger erscheinen lassen, bevor ich meine Aufl. abgesetzt habe. Es ist dies ein Punkt, der so wesentlich für den Verleger, daß er allemal stillschweigend vorausgesetzt wird und den ich auch als natürlich unerwähnt gelassen hätte, wenn nicht die Erfahrung mich lehrte, daß er doch mannichmal unbeachtet bleibt. Ich selbst habe sie ja gemacht. Als Ihr Herr Bruder die Anab. bei mir herausgab, konnte ich mir zwar nicht gern, aber doch duldend gefallen lassen, daß er in deren Vorrede erklärte: „er habe in dieser Ausgabe keine vollständige Textesrecension liefern wollen, sondern werde dieselbe erst in einer zweiten grössern Ausgabe bei Reimer liefern" [1]). Da jene zweite Ausgabe eine kritische werden sollte, so brauchte ich nicht grade so sehr ihren nachtheiligen Einfluß auf den Absatz der meinigen zu fürchten, obgleich sie denselben schmälern mußte. Allein als von dieser zweiten noch ein besonderer Abdruck in usum scholarum gemacht ward, da muß doch gewiß der Absatz meiner Ausgabe, welche ja die offenbar schlechtere war, einen bedeutenden Stoß erhalten, und ich wundere mich in der That, daß sie noch sich so gut gehalten hat, obschon sich eine Menge Remittenden, auf die ich nicht rechnete, nach der Hand gezeigt haben. Welch günstiger Zufall aber dennoch dabei obgewaltet, weis ich nicht; so viel aber ist mir klar, daß ich einen zweiten ähnlichen Fall nicht riskiren darf, ohne zu erwarten, daß der Absatz meines Buchs durch eine erscheinende neue, nach gleichem Plan gemachte Ausgabe desselben Herausgebers, den Todesstoß erhalten muß. Deshalb werden Sie mir nicht verdenken, wenn ich durch Erfahrung klug gemacht, jetzt von den Herausgebern ausdrücklich die Verpflichtung verlange, daß sie von einem bei mir erschienenen Werke anderweit eine neue Ausgabe von gleicher Tendenz nicht veranstalten wollen.

Da mir viel daran liegt, über den Homer in's Reine zu kommen, so darf ich wohl hoffen, daß Sie mir Ihre Entscheidung bald wissen lassen.

Mit freundschaftl. Hochachtung

Ihr ergebner Freund

V. H. 6./VI. 26. B. G. Teubner.

---

1) Quum librarius petivisset ab me ut Anabasis exemplaria scholastica sibi curarem, ego qui scirem quantum in eo libro Schneiderus aliis fecisset reliquum (1815/17 in seiner sechsbändigen Xenophonausgabe bei Hahn in Hannover), id egi ut textum aliquanto quam ille darem emendatiorem, quanquam non talem qualem post paucos menses exhibebo alia editione, quam unam sum legitimam agniturus ...

Mit dem zuletzt berührten Punkte stellte Teubner einen für die damalige Zeit neuen Grundsatz auf; es war damals durchaus üblich, gleichzeitig für verschiedene Verläge denselben Autor zu bearbeiten, wie die Kataloge in einer Fülle von Belegen beweisen. Wir sehen aus diesem Briefe, daß Teubner, war er auch von geschäftlichen und buchdruckerischen Interessen ausgegangen, doch der Aufgabe selbst innerlich nicht fremd gegenüberstand. Der langjährige Druck klassischer Autoren für Hahn, Schwickert, Cnobloch, Weidmann hatte ihn für diese Tätigkeit gut vorbereitet. Besonders freilich kam es ihm auf typographische Korrektheit an.

Von Schaefers Bedeutung, der in diesem Zusammenhang nochmals zu nennen ist, hörten wir; Hasses Geschichte der Leipziger Buchdruckerkunst fügt Korb und Lorenz als namhafte Korrektoren hinzu. Auch junge und begabte Studenten beteiligten sich an dieser Arbeit, und unter ihnen ist in den dreißiger Jahren Moritz Haupt, der das große Werk seines ehemaligen Lehrers Lindemann: das Corpus grammaticorum latinorum mit durchsehen hilft. Wie bedeutsam die Arbeit des Korrektors war, wie er gewissermaßen für einen zweiten Herausgeber galt, zeigt ein Kollisionsfall. Für Baumgarten-Crusius, der in Dresden lebte und deshalb die Korrektur des dritten Bandes seiner Ovidausgabe nicht selber las, war auf besondere Empfehlung ein Korrektor Böhmert eingetreten, hatte aber seine Pflicht so schlecht erfüllt, daß sich Baumgarten-Crusius noch in der Neuausgabe von 1834 nicht darüber beruhigen konnte und sofort unter Darlegung des Tatbestandes ein Emendandenblatt dem Bande beifügte, das Teubner mit folgender Erklärung versah:

„Dieser Karl Friedrich Böhmert war mir von gelehrten und wackeren Leuten sozusagen als typographischer Sachverständiger empfohlen, und ich hatte deshalb kein Bedenken, ihm die Correctur des vorliegenden dritten Bandes vom Ovid zu übertragen, welche Aufgabe er, wie nun jedermann sieht, so vortrefflich gelöst hat. Denn abgesehen von diesem Verzeichnis störendster Fehler mußte ich noch zwölf Blatt neu drucken lassen.

Ich verspreche aber hoch und heilig: nie soll meine Sammlung alter Autoren durch solch einen Schandfleck entstellt werden, und ich will alle Mühe darauf verwenden, daß dem großen Beifall, mit dem sie allenthalben aufgenommen, kein Abbruch zu geschehen braucht."

Von einem so scharfen Kritiker wie Passow, der unnachsichtlich jede Liederlichkeit des Textes zu rügen pflegte und z. B. der Tauchnitzschen Stereotypausgabe von Euripides auf zehn Seiten 29 Druckfehler nachwies, der gegen Reimer das Recht scharfer gelehrter Kontrolle in einem geharnischten Schriftchen: „Verlegeranmaßung" (Leipzig, 1826, bei Friedrich Rückmann) verteidigt hat, werden dann auch die Bemühungen Teubners voll anerkannt, „der – wie Schreiber dieses aus gemachter Erfahrung bezeugen kann – keine Aufopferung scheut, um den höchst möglichen Grad von Richtigkeit und Fehlerlosigkeit des Druckes zu erreichen". Überhaupt war die Aufnahme, die die neue Sammlung bei der Kritik fand, glänzend. Passow diktierte, wie er an Döderlein schreibt, von lebensgefährlicher Krankheit kaum genesen, noch auf dem Krankenlager seine große und für den Stand der damaligen Ausgaben im allgemeinen höchst instruktive Rezension, die noch 1824 in Seebodes „Neuer Kritischer Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen" erschien. Sie bespricht die ersten vier, die Fortsetzung im Juliheft des nächsten Jahrganges zwölf weitere Ausgaben. Passow mißt die Teubnersche Sammlung an der von Tauchnitz und Weigel und meint, daß sie, soweit sich nach den Anfängen urteilen läßt, „einen entschiedenen Vorzug" verdiene. Als kritische Leistungen seien die Ausgaben ungleich, ihre Korrektheit aber müsse gerühmt werden. „Das überaus geschmackvolle, reinliche, zierliche und dabei auch allen Anforderungen an Oekonomie des Druckes Genüge leistende Aeußere" sowie der verhältnismäßig geringe Preis finden ebenfalls seinen vollen Beifall. Dieser erste Eindruck verstärkt sich ihm fast in der zweiten Besprechung:

„Indem wir die nähere Prüfung des von den einzelnen Hgbrn. Geleisteten andern Beurtheilern überlassen, sprechen wir noch über dasjenige, was hauptsächlich vom Verleger abhing. Korrektheit, Druck, Papier u.

wohlfeiler Preis empfahlen diese Ausgaben bei ihrem ersten Anfange, u. wir freuen uns, versichern zu können, daß sie sich in diesen wesentlichen Tugenden auch während des Fortgangs der Unternehmung völlig gleich geblieben sind, ja daß das Druckpapier der gewöhnlichen Ausgaben an Weiße u. Reinlichkeit gewonnen hat."

Und in der schon genannten Schrift „Verlegeranmaßung" rechnet Passow Teubner neben Vogel und Gerhard Fleischer in Leipzig, Maurer in Berlin und Max in Breslau zu den Buchhandlungen, „die sich durch eine vorzüglich anständige und geschmackvolle Ausstattung ihrer Verlagswerke vortheilhaft auszeichnen". Ähnlich günstig urteilt die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung (Oktober 1824), die nur das Druckpapier zu gelblich fand und deshalb die Abzüge auf englischem Papier empfahl. Bloß die Göschenschen Luxusausgaben seien den Teubnerschen vorzuziehen. Von den ersten sechs Bänden, die dem Referenten (L. M.) vorliegen, rühmt er besonders den Eutrop und Thucydides, am wenigsten sei für den Homer geschehen, die Anabasisausgabe aber hätte nicht vor, sondern am besten auf Grund der kritischen Ausgabe gemacht werden sollen. „Dem wackeren Verleger möge die Unterstützung des Publikums lohnen." Von der Leipziger Literatur-Zeitung endlich wird Ludwig Dindorfs Ausgabe der Anabasis mit einer bei Vandenhoeck und Ruprecht und einer im Verlag des Hallischen Waisenhauses veröffentlichten verglichen und, unter anerkennenden Worten für die Sammlung im allgemeinen, hoch über beide gestellt.

War der innere Wert der Sammlung somit außer Zweifel, so fragt sich nun, ob die geschäftlichen Bedingungen richtig beurteilt waren. Leider läßt sich darüber nach dem Zustand des Materials sehr viel weniger sagen. Die Preise scheinen glücklich angesetzt zu sein, wie die folgende Zusammenstellung Passows zeigt, die Teubnersche Preise mit Tauchnitzschen und Weigelschen vergleicht.

	Tauchnitz	Weigel	Teubner (Ausg. a. Druckpap.)	Teubner (Ausg. a. Schreibpap.)
Ilias	1 Rthlr.	20 Gr.	18 Gr.	1 Rthl. 8 Gr.
Cyropädie	12 Gr.	12 Gr. (ohne Varianten)	12 Gr.	18 Gr.
Anabasis	10 Gr.	12 Gr.	10 Gr.	16 Gr.
Thucydides	1 Rthlr. 8 Gr.	1 Rthlr. 12 Gr.	1 Rthlr.	1 Rthl. 20 Gr.

Teubner ist also mindestens gleich billig, in zwei Fällen aber wesentlich billiger als konkurrierende Verläge. Natürlich setzten sich diese zur Wehr, und besonders Tauchnitz suchte 1826 der Teubnerschen Konkurrenz mit einer starken Preisherabsetzung zu begegnen, aber nur mit dem Erfolg, daß Teubner gleichfalls noch herabging.

So ließ denn der Absatz in der ersten Zeit sich günstig an. Zwar erscheinen einige Meßabrechnungen aus den zwanziger Jahren mit ihren 4–6000 Rthlrn. nicht allzuhoch. Dabei ist indes zu berücksichtigen, daß außer dem Barbezug vor allem die Auslandsbestellungen fehlen, die besonders nach Holland, England und Amerika erheblich waren. In Leiden (H. W. Hazenberg), Brüssel (J. Frank), London (Black, Young & Young) und Florenz (Guilelmo Piatti) hatte Teubner Vertretungen, von deutschen Orten in Hamburg (Herold), Hannover (Hahn) und Wien (Friedrich Volk). Vor allem kam England als Konsument deutscher Ausgaben in Betracht. Nach den Freiheitskriegen fing es wieder an, die Leipziger Buchhändlermessen rege zu beschicken. „Londoner Buchhändler erschienen persönlich, kauften vor allem Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker und fanden ihrerseits starken Absatz mit englischem Verlag“ (Goldfriedrich). Leider wurde nun gerade der englische Absatz der Autorensammlung forciert und $66^2/_3\%$ Rabatt gewährt. Anders scheinen die Lieferungsbedingungen nach Frankreich gewesen zu sein. Darüber schreibt Teubner 1833 an Dübner,

der sich in Paris unter Kollegen für die Ausgaben verwenden wollte:

„Was nun den Rabat meiner Klassiker betrifft, die Sie in Paris zu meinen Gunsten zu verbreiten beabsichtigen; wofür ich Ihnen überaus dankbar bin: so rechne ich den Thaler Sächsisch zu 3 francs 75 cent. Ich liefere Ihnen dieselben franco Paris und bewillige Ihnen 25% Rabat. Haben Sie die Güte, mir eine Bestellung aufzugeben und sich der promptesten Bedienung versichert zu halten. Bei der Bestellung bitte ich genau anzugeben, ob es feines oder ordinäres Papier sein soll. Ich werde mich freuen, bald angenehme Nachrichten hierüber von Ihnen zu vernehmen."

Über die Auflagenhöhe läßt sich leider auch nichts sagen, mit heutigen Massenauflagen wird sie den ganzen Bedingungen nach nicht verglichen werden dürfen, aber man soll sie sich immerhin nicht zu niedrig vorstellen, wurden doch kritische Ausgaben in den ungünstigen dreißiger Jahren in 2000 Auflage gedruckt. Die wenigsten Ausgaben sind freilich in mehreren Auflagen erschienen. Das Honorar endlich, um das Geschäftliche zu beschließen, war, wie wir von Passow erfahren, im Höchstfalle 5 Rthlr. für den Druckbogen. Passow hält es für gering, aber glaubt auch, daß bei einem solchen Unternehmen ein höheres Honorar nicht möglich sei.

Der Vertrieb war in den Jahren 1824 und 1825 an C. H. F. Hartmann übertragen, erst mit Anfang 1826 übernahm ihn Teubner selbst. Vorher wurden von ihm nur bar bestellte Partien von mindestens 25 Exemplaren gegen „angemessene Vorteile" ausgeliefert. Auch Schulmännern wurde bei direktem Bezug ihres Bedarfs eine „angemessene Provision" in Aussicht gestellt. Nach einem Zirkular von Ende 1825 debitiert Teubner durchweg mit 33¹/₃% und liefert Partien im Werte von mindestens 100 Rthlr. Ladenpreis mit 50%. Im übrigen wurde auf feste Bestellungen gedrungen und die Möglichkeit zu remittieren, nur ausnahmsweise gewährt. Noch 1850, im Erscheinungsjahr einer ganz neuen Sammlung, schreibt ein Teubner recht befreundeter Schulmann, Friedrich Mehlhorn in Ratibor,

der Herausgeber der „Anthologia lyrica poetarum Graecorum" (1827):

„Eine große Erleichterung wäre es, wenn Sie bei einzelnen Stücken, die nun ein für allemal gelesen werden, dem hiesigen Buchhändler erlaubten, die nicht verkauften zurückzusenden. Denn so muß er entweder Schaden haben, oder er bestellt weniger als wir brauchen, u. dann kommen die Schüler schlecht weg. Gesetzt, es sind etwa 24 Primaner, und ich will den Orestes des Eurip. lesen. Einige schaffen ihn sich immer anderswo her, u. bei der hiesigen Armuth kann ich keinen gut zwingen, zu kaufen, wenn sein Vater oder Vetter ihm einen giebt. Bestellt nun der Buchhändler 24, so wird er nicht alle verkaufen. Dazu kommt, daß die Bestellungen gewöhnl. schon müßten gemacht werden, wenn die Versetzung noch nicht bestimmt ist, so daß ich ihm nicht einmal die Zahl der Schüler genau angeben kann."

Für die Einführung in Schulen müssen sich eine Anzahl Direktoren sehr verwandt haben, und vor allem besaß Teubner das Interesse eines Mannes, der als vortragender Rat im Kultusministerium vierzig Jahre lang im preußischen Gymnasialwesen entscheidend mitzureden hatte (1818/58): Johannes Schulzes. Johannes Schulze, den Teubner von allen seinen Unternehmungen auf dem laufenden erhielt, gibt z. B. am 8. Januar 1842 seinem „teuren Freunde" Teubner folgende Ratschläge:

„Um einen größeren Absatz der in Ihrem Verlage befindlichen griechischen und römischen Schriftsteller herbeizuführen, scheint es mir räthlich, daß Sie Sich unmittelbar mit den Direktoren sämmtlicher deutschen Gymnasien in Verbindung setzen und mittelst eines Circulars ihnen die vortheilhaften Bedingungen bekanntmachen, unter welchen sie von Ihnen für die Gymnasial Schulen correkte Ausgaben aller griechischen und römischen Schriftsteller, welche in den Gymnasien gebraucht werden, beziehen können."

Dann verweist er für die Adressen auf Theobalds Handbuch der deutschen Gymnasien und erbietet sich selbst, die preußischen Adressen zu liefern bzw. zu ergänzen.

So hatte Teubner den Schritt zum Verlag mit Glück unternommen und konnte im Oktober 1825 auf die günstigen Besprechungen hinweisen und eine gediegene Fortführung in Aussicht stellen:

„Dem gelehrten Publicum ist aus frühern Ankündigungen bereits zur Gnüge bekannt, daß ich in Verbindung mit mehrern namhaften Gelehrten eine neue Ausgabe der vorzüglichsten griechischen und römischen Schriftsteller zu veranstalten angefangen habe. Dieses Unternehmen hat auch schon den Beifall sachverständiger Männer, die ihr Urtheil darüber in öffentlichen Blättern ausgesprochen haben, in einem seltenen Grade gefunden. Alle stimmen darin überein, daß die aus meiner Presse bis jetzt hervorgegangenen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker durch möglichst berichtigten Text, schätzbare kritische Noten, strenge Correctheit, so wie durch reinen, geschmackvollen Druck und sehr billige Preise sich auszeichnen. Indem ich sowohl diese günstigen Urtheile, als die mir zum Theil gewordene Unterstützung von Seiten des Publicums mit dem lebhaftesten Danke anerkenne, versichere ich zugleich, daß ich mich fortwährend bestreben werde, das Unternehmen in immer größerer Vollkommenheit auszuführen."

Und wenn diese erste Sammlung von Klassikerausgaben auch verhältnismäßig rasch der nun bald einsetzenden streng wissenschaftlichen Fundierung der textkritischen Arbeit hat zum Opfer fallen müssen, so hat sie dann doch in der „Bibliotheca Teubneriana" ihre Auferstehung gefeiert und die ganze spätere Entwicklung des Verlages entscheidend bestimmt, nicht nur insofern die klassische Altertumswissenschaft und die Ausgaben der klassischen Autoren immer eines seiner Hauptgebiete geblieben ist, sondern auch in dem umfassenderen Sinne, daß Wissenschaft und Schule vereint zu dienen seine vornehmste Aufgabe auch in allen späteren Zeiten wurde, und daß der sachliche Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl, mit dem ihr Begründer – trotz dafür nur mangelhafter Vorbildung – der Erfüllung dieser Aufgabe sich gewidmet hat, seinen Mitarbeitern und Nachfolgern als Vorbild dienen konnte. Wie ihm denn auch Passow in der Vorrede zur Ausgabe des Dionysius nachrühmt, er habe nicht nur erkannt, daß mit der Herausgabe korrekter Klassikerausgaben Ehre und Empfehlung zu gewinnen sei, sondern er führe auch, was er erkannt, mit Energie durch:

Neque minorem posui curam in verbis Graecis accuratissime excudendis, qua certe in re ut editio mea priores omnes praecelleret multum mihi

profuit incredibilis Teubneri sollertia et diligentia, qui ab hac parte auctorum classicorum elegantissimis a se typis exscribi coeptorum primam commendationem et laudem quaerendam esse non scit tantum, sed quod scit strenue quoque exsequitur.

In demselben Zirkular vom 16. Dezember 1825, mit dem Teubner die Auslieferung selbst übernimmt, kündigt er eine neue Zeitschrift an: die „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", die von Jahn redigiert, aber von Passow mit einer 24 Seiten langen Einleitung eröffnet wurden. Passow hatte schon früher in der Zeit vaterländischer Not sein Interesse an Erziehungsfragen dadurch betätigt, daß er ein „Archiv Deutscher Nationalbildung" begründete (1812), für das er vergeblich Goethe als Mitarbeiter zu gewinnen suchte. Es war dann unter Fichtes Ägide und mit Fichtes Bildnis erschienen und kräftig für jede Art vaterländischer Bildung eingetreten, hatte u. a. die Lektüre des Nibelungenliedes in der Schule verlangt, ohne indes die Pflege antiker Kultur zu vernachlässigen. Jetzt nach der Befreiung und unter ganz anderen Zeitverhältnissen lag es näher, nationalpolitische Zielpunkte außer acht zu lassen und sich auf streng Wissenschaftliches zu beschränken.

Damals gab es eigentliche Gymnasialzeitungen kaum, wie denn auch der moderne Gymnasiallehrerstand noch in der Bildung begriffen war. Ein besonderes Examen für die Lehramtskandidaten wurde 1810 in Preußen eingeführt. Der früheste Versuch einer Schulzeitschrift: die Acta scholastica (1741–58, einschließlich der Fortsetzungen) bleibt Episode, und nach wie vor schöpft man wissenschaftliche Orientierung aus allgemein kritischen Organen: in der Klassikerzeit aus den Literaturzeitungen in Jena, Halle, Leipzig; in der Romantikerzeit besonders aus den Heidelberger und Wiener Jahrbüchern, aus Becks Allgemeinem Repertorium und aus dem Brockhausschen Hermes, die, soweit sie am Leben blieben, 1827 sämtlich durch die von der Hegelschen Schule begründeten Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in den Schatten gestellt wurden. Direkte Berührung

Leipzig, 16 December 1825.

P. P.

Nach freundschaftlicher Uebereinkunft mit Herrn C. H. F. Hartmann allhier, welcher zeither den Vertrieb meiner

AUSGABEN
griechischer und römischer Classiker

commissionsweise debitirte, beehre ich mich, Ihnen hiermit ergebenst anzuzeigen, dass ich den Debit derselben mit Eintritt des nächsten Jahres fortan für eigne Rechnung selbst zu bewirken entschlossen bin, und die von Herrn *Hartmann* bisher besorgte Auslieferung mit dem 31 d. M. erliseht.

Ich debitire übrigens meinen bisher erschienenen Verlag (spätere Ausnahmen vorbehaltend) durchgängig mit $33\frac{1}{3}$ pro C^t. in ord. Rechnung und gestatte Ihnen bei baaren Ankäufen von grössern Partieen, wenn diese nicht unter 100 Thaler des Ladenpreises betragen, 50 pro C^t. Rabatt, wobei jedoch die Zahlungs-Summe von 50 Thalern in Conventionsgelde zu leisten ist.

Zugleich habe ich das Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, dass vom nächsten Jahre an eine kritische Zeitschrift: „Jahrbücher der Philologie und Pädagogik" in gr. 8vo unter Redaction des Herrn *M.* Jahn in meinem Verlage erscheint. Die Theilnahme der geachtetsten und namhaftesten Gelehrten Deutschlands als Mitarbeiter macht den glücklichen Fortgang dieser Zeitschrift gewiss. Wofern Ihnen nun daran liegt, Ihre in diese Fächer einschlagenden Verlagswerke bald angezeigt und beurtheilt zu sehen, so ersuche ich Sie, dieselben *à Condition* einzusenden. Ein beigefügter literarischer Anzeiger steht dem Buchhandel zu allerlei Ankündigungen gegen Einen Groschen Insertionsgebühren für die enggedruckte Zeile offen. Da den Jahrbüchern am Ende des Jahrganges ein bibliographisches Verzeichniss von allen in das Gebiet der höhern Schulbildung einschlagenden, alljährlich erscheinenden Werke beigefügt wird, so erwarte ich, dass Sie dazu jedesmal die Titel Ihrer hierher gehörigen Verlagsartikel, nebst Angabe des Formats, der Seitenzahl und des Preises, an mich einsenden werden.

Schliesslich ersuche ich Sie, Ihre Theilnahme meinen Verlagsartikeln zu widmen, die sowohl im In- als Auslande bereits die vortheilhafteste Anerkennung gefunden haben, und worüber die öffentliche Stimme der Kritik sattsam entschieden hat.

Ich begleite dies Circulair mit einem Catalog des bereits Erschienenen und zeichne

hochachtungsvoll

B. G. Teubner.

Von meiner Autoren-Sammlung sind erschienen:

I. Griechische Autoren.

Aeschinis Orationes. Cum brevi annotatione critica edidit *Guil. Dindorfius.*
Charta impr. 10 gr. Charta angl. 16 gr.

Aristophanis Comoediae, ad optimorum librorum fidem cum brevi annotatione critica edidit *Guil. Dindorfius.* II Voll.
Charta impr. 2 Rthlr. Charta angl. 3 Rthlr.

Corpus scriptorum eroticorum Graecorum. Edidit *Franc. Passow.* Vol. I. Parthenii erotica. Accesserunt Antonii Diogenis et Iamblichi excerpta.
Charta impr. 8 gr. Charta angl. 14 gr.

Corpus scriptorum eroticorum Graecorum. Vol. II. Xenophontis Ephesii de Anthiae et Habrocome Ephesiacorum libri V. Recensuit et annotatione critica instruxit *Franc. Passow.*
(wird im Monat Februar fertig.)

Demosthenis Orationes. Edidit *Guil. Dindorfius.* III Voll.
Charta impr. 2 Rthlr. 20 gr. Charta angl. 4 Rthlr. 6 gr.

Dionysii orbis terrarum descriptio. Recensuit et annotatione critica instruxit *Franc. Passow.* Accessit tabula geographica lapidi inscripta.
Charta impr. 10 gr. Charta angl. 18 gr.

Euripidis Fabulae. Cum annotationibus *Ludov. Dindorfii.* II Voll.
Charta impr. 2 Rthlr. 4 gr. Charta angl. 3 Rthlr. 8 gr.

Herodoti Musae. Cum brevi annotatione critica edidit *Aug. Matthiae.* II Tomi.
Tom. I. Charta impr. 1 Rthlr. Charta angl. 1 Rthlr. 10 gr.
(Tom. II. wird im Monat März fertig.)

Hesiodus. Cum brevi annotatione critica edidit *Ludov. Dindorfius.* Charta impr. 6 gr. Charta angl. 10 gr.

Homeri Carmina ad optimorum librorum fidem expressa curante *Guil. Dindorfio.* II Voll. Ilias et Odyssea.
Charta impr. 1 Rthlr. 12 gr. Charta angl. 2 Rthlr. 16 gr.

Isocratis Orationes. Cum Praefatione *Guil. Dindorfii.*
Charta impr. 1 Rthlr. 16 gr. Charta angl. 2 Rthlr. 6 gr.

Isocratis Panegyricus. Cum brevi annotatione critica edidit *Gustav. Pinzgerus.*
Charta impr. 5 gr. Charta angl. 8 gr.

Plutarchi Vitae. Curavit *Godofr. Henr. Schaefer.* IV Voll.
Vol. I. Charta impr. 1 Rthlr. 6 gr. Ch. angl. 1 Rthlr. 22 gr.

Sophoclis Tragoediae. Cum brevi annotatione critica edidit *Guil. Dindorfius.* Accesserunt trium MSS. lectiones.
Charta impr. 1 Rthlr. Charta angl. 1 Rthlr. 18 gr.

Theocriti, Bionis et Moschi Carmina. Edidit *Aug. Meineke.* Accedit brevis annotatio critica.
Charta impr. 10 gr. Charta angl. 16 gr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Cum brevi annotatione critica edidit *Ludovicus Dindorfius.*
Charta impr. 1 Rthlr. Charta angl. 1 Rthlr. 20 gr.

Xenophontis Opera. Cum brevi annotatione critica ediderunt *Ludovicus* et *Guilielmus Dindorfius.* V Voll.

Vol.			Ch. impr.	Ch. angl.
Vol.	I.	*Anabasis.*	10 gr.	16 gr.
—	II.	*Cyropaedia.*	12 -	18 -
—	III.	*Historia graeca.*	12 -	18 -
—	IV.	*Memorabilia.*	8 -	14 -
—	V.	*Scripta minora.*	12 -	18 -

II. Römische Autoren.

C. Iulii Caesaris Commentarii de bello gallico et civili accedunt libri de bello Alexandrino Africano et Hispaniensi, e Recensione Francisci Oudendorpii. Textum passim refinxit annotationem criticam adiecit *I. C. Daehne.*
Charta impr. 18 gr. Charta angl. 1 Rthlr. 6 gr.

Eutropii Breviarium historiae Romanae. Editionem curavit *Detl. C. G. Baumgarten-Crusius.*
Charta impr. 3 gr. Charta angl. 6 gr.

Q. Horatii Flacci Opera omnia. Ad optimorum librorum fidem recensuit et annotationibus instruxit *I. C. Iahn.*
Charta impr. 10 gr. Charta angl. 16 gr.

T. Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes, et deperditorum fragmenta. Editionem curavit, brevem annotationem criticam adiecit *Detl. C. G. Baumgarten-Crusius.* Tom. I. Lib. I — X. continens.
Charta impr. 16 gr. Charta angl. 1 Rthlr.
(Tom. II. wird im Februar fertig.)

P. Ovidii Nasonis Opera omnia. Editionem curavit, brevem annotationem criticam adiecit *Detl. C. G. Baumgarten-Crusius.* III Tomi.

		Charta impr.	Charta angl.
— —	Tom. I.	10 gr.	16 gr.
— —	Tom. II.	10 -	16 -
— —	Tom. III.	12 -	18 -

A. Persii Flacci Satirae VI. Recensuit et annotationem criticam et exegeticam addidit *Ern. Guil. Weber.*
Charta impr. 6 gr. Charta angl. 10 gr.

P. Virgilii Maronis Opera omnia. Ad optimorum librorum fidem recensuit et in usum scholarum edidit *I. C. Iahn*
Charta impr. 18 gr. Charta angl. 1 Rthlr. 6 gr.

Ausserdem:

M. Tulli Ciceronis orationum pro Tullio, in Clodium, pro Scauro, pro Flacco fragmenta inedita, membranis palimpsestis bibliothecae R. Taurinensis Athenaei eruta, et cum Ambrosianis earumdem orationum fragmentis coniuncta ab *Amedeo Peyrone*, in R. Taurinensi Athenaeo ling. orient. Professore, colleg. theolog. XXX viro et R. scientiarum Academiae Socio, cum huius integris, cum superiorum editorum selectis et cum suis annotationibus, tum emendatiora, tum auctiora separatim edidit Carolus Beier. Cum speciminibus codicum et Ambrosianorum et Taurinensis lithographis. 8 maj. Charta impr. 2 Rthlr. Charta angl. 3 Rthlr.

hatten Jahns Jahrbücher nur mit zwei von Seebode herausgegebenen Zeitschriften: der „Neuen Kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen“ (seit 1819) und dem „Archiv für Philologie und Pädagogik“ (seit 1824). Beide waren in vielem zweifellos das Vorbild der Jahrbücher, besonders die „Kritische Bibliothek“, vor der sich die Jahrbücher durch klarere Anordnung und stärkere Beschränkung auf die humanistischen Disziplinen wesentlich unterschieden, und die sie durch bessere Ausstattung übertrafen. Dagegen wird der Mitarbeiterkreis nicht sehr verschieden gewesen sein, soweit sich das bei der Anonymität der Seebodeschen Zeitschriften sehen läßt.

Der Versuch eines schulpolitischen Blattes war nur mit der 1824 von dem Hessen-Darmstädtischen Hofprediger Dr. Ernst Zimmermann begründeten „Allgemeinen Schulzeitung“ (bei Leske in Darmstadt) gemacht worden. Sie war als „Archiv für die Wissenschaft des gesamten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höheren und niederen Lehranstalten“ gedacht und bis 1828 mit einem „pädagogisch-philologischen Literaturblatt“ verbunden. 1826 wurde sie in zwei Abteilungen: für Volksschulwesen und für Gelehrtenschulwesen geteilt. Die eigentliche Hochflut pädagogischer Zeitungen kommt, wie es der steigenden Bewertung der Pädagogik in gelehrten Kreisen entspricht, erst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts: 1840 wird dem siebenten Jahrgang der gleichfalls Zimmermannschen, von einem Bruder Ernst Zimmermanns begründeten „Zeitschrift für die Altertumswissenschaft“ allwöchentlich eine stärker schulpolitische Gymnasialzeitung beigegeben, die ein dritter Bruder: Karl Zimmermann redigiert. 1847 erscheint zuerst bei Enslin in Berlin (heute bei Weidmann) die Mützell-Heydemannsche „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“, eine Gründung des jungen Berliner Gymnasiallehrervereins, die durch stärkere Beschränkung des kritischen Teiles (etwa das halbe Heft enthält „Literarische Berichte“) Raum für Abhandlungen und für ein ausgezeich-

net übersichtlich geordnetes Nachrichtenwesen gewinnt. Sie hat in der Anlage entschieden von den Jahrbüchern gelernt, überholt sie aber gerade darin und wird ihnen auch geschäftlich stark zugesetzt haben.

Ganz, wie er ist, prägt sich Passow in dem Programm der Jahrbücher aus: ein Enthusiast der Gelehrsamkeit, Philolog mit Kopf und Herz, eifriger Verfechter des Humanismus, mehr noch gegen Orthodoxie wie gegen den Realismus, voll strenger Anforderungen an den höheren Lehrerstand. „Habe Geist und suche Geist zu wecken!" hat Friedrich August Wolf den Lehrern zugerufen. „Der Lehrer in den alten Sprachen muß in seinem Gebiete als selbständiger Gelehrter dastehen, und in je umfassenderem Sinne er dieses ist, desto fruchtbarer und segensvoller wird auch seine Lehrtätigkeit sein", meint Passow und hält dies selbst für den Elementarunterricht aufrecht. So wird die Philologie fast zum alleinigen Inhalt der „Jahrbücher", und die im Titel schon an zweiter Stelle stehende Pädagogik kommt nur in der Weise zur Geltung, daß in Auswahl und Abfassung der Kritiken auf die Bedürfnisse der Schule, allerdings einer wissenschaftlich beträchtlich hochstehenden Schule, Rücksicht genommen werden soll. Demgemäß werden die Grenzen der zu besprechenden Werke weder so eng wie in speziell fachwissenschaftlichen Zeitschriften (Brockhausscher Hermes) noch so weit wie in eigentlichen Rezensionsorganen gesteckt. Die Kritik bleibt die Hauptsache! Nur eine ganz kleine Abteilung Abhandlungen ist vorhanden. Immer wieder betont man, daß nur das Allerwichtigste Aufnahme finden soll. Um übersichtlich zu sein, greift man zu Kollektivrezensionen. Die eigentliche Benutzung und Ausnutzung des Materials, die Synthese, wird mithin dem Lehrer selbst überlassen, und lediglich die Vorarbeit, das methodische Fundament gewissermaßen, will man ihm liefern.

Die Jahrbücher erschienen 1826 als vier braune Hefte von je 12–16 Bogen Stärke, die beiden schwächeren des zweiten Bandes werden durch eine beigegebene drei Bogen starke Biblio-

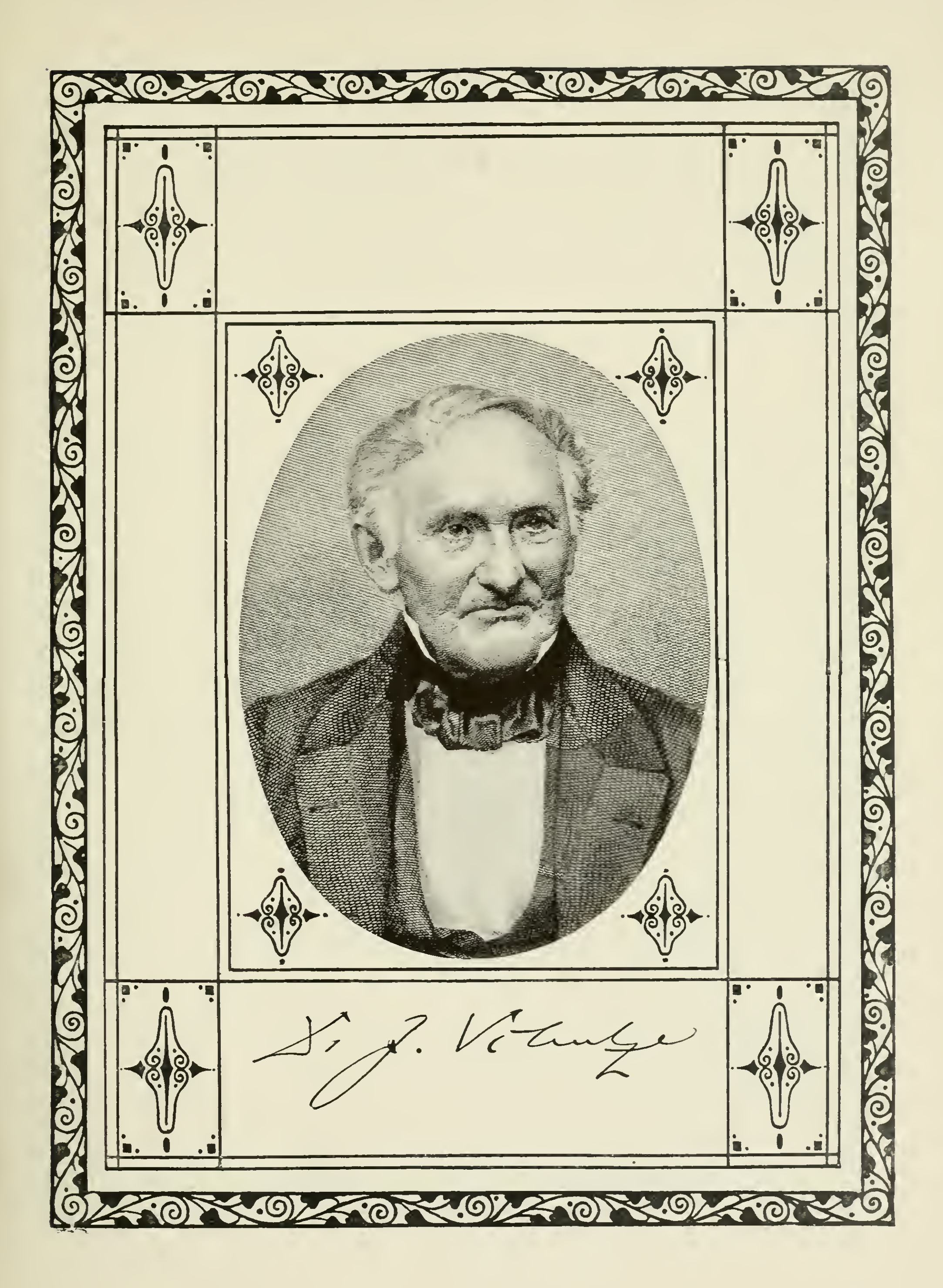
graphie komplettiert. Die Jahrbücher kommen also, da das erste Heft im Frühjahr ausgegeben wird, zunächst aller zwei Monate heraus, gehen aber schon Anfang 1827 zum monatlichen Erscheinen über, mit der Motivierung, auf diese Weise den Lesezirkeln ein schnelleres Kursieren zu ermöglichen. Der Jahrgang umfaßt jetzt drei Bände zu je vier, sieben bis acht Bogen starken Heften. Von der Form, in zwangloser Folge jährlich acht bis zwölf Hefte vorzulegen, an die ursprünglich gedacht war, wird kein Gebrauch gemacht. Jeder Nummer ist eine Insertionsbeilage: „Literarischer Anzeiger“ beigegeben, der nur zwei bis vier Seiten umfaßt und mit den Inseratenplantagen mancher Konkurrenzorgane nicht wetteifern kann. Die Insertionsgebühr betrug einen Groschen für die enggedruckte Zeile. Der braune Umschlag dagegen enthielt nur auf den Innenseiten ein Programm der Zeitschrift und ein Inhaltsverzeichnis des Heftes. Der Inhalt gliedert sich in drei Abteilungen: Rezensionen, besonders über griechische und römische Literatur und kurze Anzeigen, Abhandlungen und Nachrichten (Todesfälle, Schul- und Universitätsnachrichten usw.). Außerdem wird am Schlusse des Jahrgangs eine in 17 Rubriken gegliederte Bibliographie philologischer und pädagogischer Neuerscheinungen beigegeben.

1831 kaufte Teubner von der Hahnschen Buchhandlung in Hannover die schon erwähnten beiden Seebodeschen Konkurrenzunternehmungen auf. Von diesen beiden Zeitschriften war die „Kritische Bibliothek“ schon durch ihren Titel als Rezensionsorgan gekennzeichnet. Das Archiv dagegen enthielt in der Hauptsache Abhandlungen, daneben lexikalische Nachträge usw. Die Verschmelzung zog keine großen Veränderungen nach sich. Nur die Bibliographien werden bis einschließlich 1841 durch kurze bibliographische Berichte ersetzt. Abhandlungen erschienen nach wie vor sehr wenig, und schon im September 1831 stellt sich das Bedürfnis heraus, Supplemente zu den „Jahrbüchern“ zu veröffentlichen, die größere Beiträge aufnehmen können. Beide Unternehmungen werden nun von Jahn und

Gottfried Seebode (1792–1868), damals Direktor in Hildesheim, dem bisherigen Redakteur und Gründer der „Neuen Bibliothek" und des „Archives", gemeinsam redigiert. Und zwar verteilt Seebode die Rezensionen, und Jahn nimmt die Manuskripte an. Anfang 1832 tritt noch der Leipziger Universitätsprofessor Reinhold Klotz (1807–71) in die Redaktion ein. Der Titel ist von 1831 ab: „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik oder kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen" und bleibt so bis 1852.

Das Weglassen der Bibliographie erwies sich nicht als Fortschritt. Die Berichte waren doch zu zusammenhanglos und willkürlich. Deshalb wendet sich Jahn 1834 „an die Mitarbeiter und Leser der Jahrbücher" und bittet, Bibliographien über Spezialgebiete einzusenden. Freilich appellierte er an die Privatarbeit und kann kein Extrahonorar in Aussicht stellen. So ist der Erfolg gering. Eine „Übersicht der ägyptischen Literatur seit Entdeckung der Inschrift von Rosette (1799–1834)" erscheint von dem Leipziger Ägyptologen Seyffarth in zwei Bogen Umfang (10, 182–214), von Schaumann (22, 321–38) eine französische Literaturübersicht, eine Revue über Arbeiten aus der lateinischen Grammatik von Wilhelm Weissenborn in Eisenach (34, 403–65) u. a. m., aber im ganzen wird die Absicht nicht erreicht, und auch nur von Vollständigkeit des Wesentlichen ist man weit entfernt. So kehrt man 1842 vom 36. Band ab doch wieder zur Bibliographie zurück.

Der Preis der „Jahrbücher" betrug 9 Rthlr. für den Jahrgang. Sie waren teurer als die beiden eingegangenen Konkurrenzunternehmungen; die „Kritische Bibliothek" hatte 6 Rthlr., das „Archiv" 3 Rthlr. gekostet. Die normale Auflagenhöhe war 500 Exemplare, nur das erste Heft von 1831 wurde in der Auflage von 750 gedruckt. Der Absatz des gleichen Jahres beläuft sich auf 237 Exemplare, für die bei einem Ordinärpreis von 2133 Rthlr. 1599,60 Rthlr. netto eingingen. Den Redakteuren wurden im ganzen 1200 Rthlr. zur Verfügung gestellt, von denen sie auch





die Mitarbeiter zu besolden hatten. Der Druck des einzelnen Heftes verlangte in der normalen Auflagenhöhe nicht ganz 50 Rthlr., so daß die Zeitschrift sich damals also höchstens gerade getragen haben kann. Das Honorar, über das halbjährlich abgerechnet wird, ist, wie ein gedruckter Vermerk auf den Redaktionsbogen von 1855 angibt, 8 Rthlr. Kurant oder 14 Gulden rheinisch für den Bogen. Ob in älterer Zeit ein anderer Satz üblich war, läßt sich nicht feststellen.

Unter den Mitarbeitern der früheren Zeit, die auf Passows Vorschlag fast sämtlich namentlich zeichneten, ist der stets hilfsbereite Passow der bedeutendste und Johannes Schulze, der regelmäßig Nachrichten über das preußische Bildungswesen lieferte, der höchst gestellte. Die anderen sind beinahe alle Schulmänner wie bei der Seebodeschen Zeitschrift und die meisten von ihnen heute nur noch engeren Kreisen bekannt. In einer Mitarbeiterliste des zweiten Jahrgangs befinden sich Baumgarten-Crusius, Döderlein in Erlangen, Gotthold, Lehrs und Struve in Königsberg, Lindemann in Zittau, Nobbe in Leipzig, Rost in Gotha, Spitzner in Wittenberg, Stallbaum in Leipzig, Weichert in Grimma und Bonnell in Berlin, der eigentliche Begründer des Berliner Gymnasiallehrervereins und der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, aber selbst von diesen sind einige selten und einige gar nicht in der Zeitschrift vertreten. 1831 taucht Gottfried Hermann, der sonst nur zum Teubnerschen Verlage als Zensor direkte Beziehungen hatte, mit einer Besprechung von Dissens Pindarausgabe aus Jacobs' und Rosts Bibliotheca Graeca auf (1, 44–91). Auch zum ersten Bande des „Archivs" (1, S. 131–144; 1831) steuert er eine Epistola ad Franc. Spitznerum über den Gebrauch von *ἀνὰ* und *κατὰ* bei und später noch manches andere.

Passows Programm war – das bewies sicher die Anknüpfung an Wolfsche Ideen – ausgesprochen neuhumanistisch. Mit dem Realismus, der im öffentlichen Leben noch keine führende

Rolle spielte, rechnete es nicht, und eine spezifische Pädagogik war ihm fremd. Neuhumanistisch aufgefaßt blieb das Verhältnis von Schule und Wissenschaft. Im Grunde gab es, so dachten die Neuhumanisten zuletzt, dazwischen gar keine Grenze. Wer gelehrt war, war unter allen Umständen auch fähig zu lehren. Die Wissenschaft ist dieser enthusiastischen Richtung Herzenssache, und sie vertraut dem Spruch: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Die Vertreter des Neuhumanismus kannten engste persönliche Beziehungen zwischen Schule und Universität auf Grund gemeinsamer wissenschaftlicher Intentionen – Gottfried Hermann ist ein Beispiel dafür –, sie kannten aber nicht oder doch zu wenig die Pädagogik als Kunst oder gar als besondere Wissenschaft. Als sie sich doch immer mehr zu eigener Bedeutung im gelehrten Schulwesen erhob, sprach Gottfried Hermann das Wort: „Wer nichts von der Sache versteht, schreibt über Methode." ein Wort, das die Verschiedenheit der neuhumanistischen und der wissenschaftlich pädagogischen Auffassung hell beleuchtet. In diese Übergangszeit war Jahn als Redakteur gestellt. Er war eine stillere, fleißig sammelnde Natur. Passows Begeisterung und Genialität geht ihm ab, aber Klarheit und Wissen macht ihn für den gegebenen Zweck vorzüglich geeignet. Johannes Schulze, der Jahns Zeitschrift mit Beiträgen unterstützte, schrieb bei der Kunde seines Todes an Teubner (14. Oktober 1847): „Ich habe ihn wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seines unermüdlichen Fleißes und seines wohlwollenden bescheidenen Sinnes recht lieb gehabt und beklage mit aufrichtiger Wehmut seinen frühen Heimgang." Jahn bringt zu Passows neuhumanistischem Programm seinen eigenen mehr auf die Schule gerichteten Willen, dem sich die objektive Veranlagung seiner Natur als ungemein förderlich erwies.

So gewinnt er ein engeres Verhältnis zu pädagogischen Bestrebungen, als es in Passows Ausführungen vorgebildet war, so gewinnt er sogar zu dem Realismus eine sachliche Stellung

und behält einen klaren Kopf in erregten Diskussionen. Nur einen Programmpunkt Passows läßt er unerfüllt. Passow hatte davon gesprochen, daß es Aufgabe der Jahrbücher sei, „dem hochachtbaren und zahlreichen mit zeitlichen Gütern jedoch keinesfalls nach Gebühr gesegneten Stand der gelehrten Schulmänner“ eine Vertretung zu schaffen, und dabei seinem Freimut gemäß an eine Vertretung im gesamten Kulturleben gedacht. Jahn aber meidet die Schulpolitik so gut wie ganz und ignoriert Köchly nahezu, der Reformpläne eng mit schulpolitischen verbindet.

Die Stellung zur Überbürdungsdebatte von 1836 führt in den Mittelpunkt von Jahns Anschauungen. Bekanntlich hatte Lorinser in einem Artikel der „Medizinischen Zeitung“: „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen“ (1836 Nr. 1; separat bei Enslin) die übermäßigen Anforderungen der Gymnasien getadelt und die Einwirkungen der neuhumanistischen Lehranstalten als mehrfach unheilvoll geschildert und mit seinen Ausführungen bis in die Kreise der preußischen Regierung tiefen Eindruck gemacht. Dazu nimmt Jahn in vornehmer unparteiischer Weise Stellung. Er gibt nicht nur zwei Anhängern Lorinserscher Ideen das Wort: *** und Dr. N. Bach (N. Jb. 16, 344–347 u. 448–456), sondern griff auch selbst in den Streit in einer Weise ein, daß Lorinser ihn sogar als Bundesgenossen zitierte (16, 347–48 u. 456–483; 17, 352). Jahn tadelt zwar an Lorinsers Artikel die speziell den Gymnasien feindliche Tendenz, manches wie der behauptete körperliche Rückgang der jetzigen Generation sei darin an sich richtig, liege aber an der Zeit überhaupt, zum mindesten an der Schule ganz im allgemeinen. Aber überspannt seien die Anforderungen allerdings gerade in den Gymnasien, und in der Inangriffnahme dieses Problems, das freilich viel gründlicher zu behandeln sei, bestehe ein wesentliches Verdienst Lorinsers. „Allein in der Hauptsache hat Hr. L. gewiß recht, daß die gegenwärtige Vielheit der Unterrichtsgegenstände, der Unterrichtsstunden und der häuslichen Aufgaben und die zu große Ausdehnung aller Schul-

wissenschaften, wenn auch nicht so durchaus, wie er meint, doch wenigstens sehr leicht und bei manchem Schüler Verwirrung und Abstumpfung des Geistes und Hemmung der naturgemäßen Ausbildung des Körpers herbeiführt." Den Gefahren, die Lorinsers Schrift den jetzigen Gymnasien bringe, begegne man von seiten der Schulmänner am besten durch gründliche Diskussion, zu der Jahn auffordert, wie er denn auch die an diesen ärztlichen Notschrei anknüpfende Broschürenliteratur eingehend bespricht und vor allem die wertvollen positiven Vorschläge des Mediziners Froriep und des Pädagogen Niemeyer eindringlicher Beachtung empfiehlt und durch eigene ergänzt. Wieder ist er dabei ohne Fanatismus; dem Gymnasium eigentümlich sei die formale Bildung, die noch stärker als bisher herausgearbeitet werden soll, aber gerade um deswillen müßten Realanstalten sein. Spielraum, um selbst einheitlich und einseitig sein zu dürfen, ist Jahns schulpolitische Forderung, und demgemäß hat er sich den Realschulmännern gegenüber verhalten, hat einen der bedeutendsten von ihnen, C. G. Scheibert in Stettin, zum dauernden Mitarbeiter gehabt, hat die erste Anregung zu den deutschen Realschulmännertagungen in den Jahrbüchern abgedruckt (Bd. 43 S. 479/80: Vogels Aufforderung an die Direktoren und Vorstände sämtlicher deutscher Real- oder höheren Bürgerschulen von 1845) und über die Gothaische Versammlung von 1847 einen ausgezeichnet sachlichen Bericht gebracht (Bd. 51 S. 181/84). Aber sein streng humanistisches Prinzip macht ihn gegen die Mängel der Praxis nicht blind. Er ist für pädagogische Reformen, verlangt Verringerung der Stundenzahl, rechtzeitig, d. h. vor allem nicht zu früh einsetzenden und auf jeder Stufe altersgemäßen Unterricht, Vereinheitlichung der Lehrstoffe und verständige Handhabung des an und für sich ziemlich belanglosen Prüfungswesens – alles recht beherzigenswerte, maßvolle Forderungen, die geeignet waren, im Streite der Parteien versöhnend zu wirken, die jedenfalls Jahn auf allen Seiten Achtung schaffen und den objektiv und ruhig denkenden

Mann zum Redakteur einer pädagogischen Zeitschrift als wohl geeignet erwiesen.

Auch die sächsische Schulpolitik hätte viel Stoff für eingehendere Erörterungen geboten. Seit den dreißiger Jahren spätestens war die Überzeugung von der Reformbedürftigkeit des sächsischen höheren Schulwesens in vielen Kreisen vorhanden; die Regierung selbst, die 1831 Thiersch als Leiter des Studienwesens nach Dresden berufen wollte, galt für reformfreundlich, aber die Erste Kammer lehnte 1834 den Entwurf des Kultusministers Müller ab, so daß Direktor Lindemann in Zittau sehr deutlich wurde und in einer Schrift an die Stände schrieb: „Nun so gehe man in die erste preußische Provinzialstadt und vergleiche damit unsere berühmten Stadtschulen, und man wird sich von dem schmachwürdigen Zurückstehen unserer Gymnasien überzeugen." Erst 1846 kommt unter dem Kultusminister von Wietersheim die Neuordnung zustande. Aber die Jahrbücher nehmen zu all diesen Kämpfen keine Stellung und weisen zur Beurteilung des Regulativs von 1846 hauptsächlich auf die ungünstige Auffassung der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen hin. Freilich liegt in ihrem Antwortartikel, der von Dietsch herrührte, eine gute und zukunftsreiche Anregung, in der sich Dietsch mit dem ihm sonst wenig sympathischen Köchly berührte; die Anregung nämlich, die sächsischen Gymnasiallehrer zur Beratung pädagogischer Fragen zusammenzuberufen. „Einen Wunsch kann er (Ref.) nicht unterdrücken," schreibt Dietsch, „daß die Lehrer an den sächsischen höheren Schulen, wie in andern Kreisen geschieht, jährlich wenigstens einmal zur Mittheilung ihrer Erfahrungen und zur Berathung über die wichtigsten Angelegenheiten der Schule zusammenkommen möchten. Vielleicht ist die Realisirung dieses Wunsches nicht so unmöglich und nicht so fern als es Manchem scheint, vielleicht bedarf es nur einer Aufforderung und einer vorläufigen Verständigung über Ort, Zeit und Art der Verhandlungen. Reicher Gewinn für das Ganze, wie für die Einzelnen würde

gewiß nicht ausbleiben." Ein Jahr später, am 12.–19. Juli 1848, ging dann dieser Wunsch in Erfüllung.

Ziemlich genau werden die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner verfolgt. Jahrgang 1838 (Bd. 32 S. 479/80) bringt die Aufforderung und den Thierschschen Vereinsentwurf. Dann wird über die Einzeltagungen eingehend berichtet und für stärkere Berücksichtigung der Gymnasialpädagogik eingetreten. Jahn selbst schreibt 1844 über die Dresdener Versammlung (42, 181/182):

„Am meisten wurde bedauert, daß mit Ausnahme der Vorträge über die höhere militärische Erziehung und über den Geschichtsunterricht pädagogische und methodische Verhandlungen ganz fehlten, obschon dieselben den anwesenden nichtphilologischen Theilnehmern die Richtung der jetzigen Philologie zu echt praktischer Verwendung am besten würden klar gemacht haben, und obschon die große Anzahl der herbeigekommenen Schulmänner [darunter 49, d. h. über die Hälfte der damaligen sächsischen Gymnasiallehrer] darin eine gerechte Rücksicht auf ihren Stand um so mehr gefunden haben würde, da viele gradezu mit der Erwartung gekommen zu sein versicherten, daß sie über gewisse Hauptrichtungen und Eigenthümlichkeiten des sächsischen und preußischen Schulwesens oder über gewisse Streitfragen des gegenwärtigen höhern Unterrichtswesens angemessene Mittheilungen und Erörterungen hören würden, oder wohl gar eine Zurückdrängung des Schulstandes daraus argwöhnten, daß in den von der Versammlung an Jacobs und Creuzer erlassenen Zuschriften nur von dem Vereine der deutschen Philologen die Rede war."

Weshalb man von wissenschaftlicher Seite die Berechtigung einer besonderen Pädagogik nicht zugeben wollte, ist ja oben ausgeführt. Erst im folgenden Jahre auf der Darmstädter Versammlung tritt nach einem heftigen Zusammenstoßen der beiden Richtungen der Umschwung ein: die pädagogische Sektion wird geschaffen. Aber nur schweren Herzens haben es die Vertreter der älteren Richtung beschließen sehen, und als die Entscheidung gefallen ist, tritt Karl Friedrich Hermann auf den Hauptwortführer der siegreichen Schulmänner, auf Köchly, zu, schüttelt ihm derb die Hand und sagt: „Herr Doctor, ich ehre

Ihre Überzeugung und die Art, wie sie dieselbe verteidigt; aber die Philologenversammlung haben Sie gesprengt.“ Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß der von Jahn und R(üdiger?) verfaßte Bericht über die Darmstädter Versammlung in der widerwillig abgerungenen Einwilligung der Versammlung zur Begründung einer pädagogischen Sektion nur ein halbes Nein sehen wollte. Und auch im Jenaer Bericht von 1846 (48, 93f. Anm.) führt Jahn aus: Größere Tagungen seien nicht geeignet, die Spezialwissenschaft zu fördern, sondern sollten sich mit methodischer Auseinandersetzung beschäftigen. Darin gäbe es durchaus Berührungen von Universitäts- und Gymnasiallehrern, und die Universitätslehrer täten unrecht, wenn sie, wie ein Jenaer Fall bewies, die Gymnasialpädagogik verächtlich behandelten und die Kluft vergrößerten, die bereits vorhanden wäre. Beide müßten Forderungen der Zeit respektieren, schon um ihrer selbst willen. „In der Gegenwart ist die Philologie der Gymnasien am meisten genöthigt, sich neue Bahnen und eine neue Behandlungsweise der Sprachstudien zu suchen, weil sie mit der alten Form nicht mehr fortkommt und weil die frühere Weise, die Bildungsfrucht des Sprachunterrichts mehr nach einer gewissen dunklen Ahnung und mit einem hergebrachten Takte als mit klarem Bewußtsein der Mittel und Zwecke zu erstreben, nicht mehr ausreicht und gegen die Anfechtungen der Zeit keine Schutzwehr mehr bildet.“ In der methodischen Problemstellung könnten die Gymnasiallehrer durchaus von den Realschulmännern lernen, die seit 1845 für sich organisiert waren, wenngleich Jahn auf die von Köchly angeregte, aber von der Jenaer Versammlung abgelehnte gemeinsame Aussprache bei der auf beiden Seiten herrschenden Unklarheit keine Erwartungen setzt.

So trat Jahn für einen vorsichtig modernisierten Humanismus ein und ebensosehr der Tradition der Jahrbücher wie seiner eigenen Vergangenheit entsprechend (er hatte eine Zeitlang selbst der Universität angehört und war dann infolge un-

günstiger Verhältnisse wieder zur Schule zurückgekehrt) für Fühlung zwischen Universität und Schule und bildet damit Passows Programm, das er in manchem unerfüllt ließ, selbständig weiter. Dieser Aufgabe haben sich dann die Jahrbücher nach ihrer mit dem Jahre 1898 vorgenommenen abermaligen Umgestaltung in einer den Zeitverhältnissen neu angepaßten Form wieder bewußt zugewandt, nachdem sie, wie im fünften Kapitel darzustellen sein wird, der zunächst einsetzenden spezialwissenschaftlichen Strömung folgend, dieser zu dienen sich entschlossen hatten. So spiegelt sich auch in ihrer Geschichte der Ablauf der Bewegung in dem Verhältnisse zwischen Wissenschaft und Schule während des 19. Jahrhunderts wieder – sie machen die strenge Zucht spezialwissenschaftlicher Durchbildung in dessen Mitte durch, um heute wieder der neu gewonnenen Freude an den Ergebnissen zu dienen.

Der erfolgreichen Arbeit der zwanziger Jahre gegenüber bedeuten die dreißiger Jahre einen Rückgang. Praktisch sogar noch mehr als prinzipiell. Denn Pläne hatte Teubner auch auf buchhändlerischem Gebiet, so stark er sich damals wieder, wie bereits ausgeführt wurde, der Druckerei zuwandte. Aber die Ausführung der Pläne litt unter finanziellen Schwierigkeiten, auf die noch näher einzugehen sein wird, abgesehen davon, daß der Mangel an gelehrter Vorbildung Teubners um so mehr fühlbar werden mußte, je weiter seine Verlagsideen reichten. Vor allem beschäftigte ihn die Ergänzung seiner Autorensammlung durch Ausgaben, die sich auch äußerlich als kritische gaben. Der Kreis der Schulschriftsteller, der freilich noch nicht so fest umgrenzt war wie heute, war im wesentlichen geschlossen und, was noch gebracht wurde, mußte sowohl innerlich für andere Bedürfnisse angelegt wie geschäftlich anders kalkuliert sein.

Die Plautusausgaben von Lindemann – Beiers Fragmenta orationum Ciceronis pro Tullio, in Clodium, pro Scauro, pro Flacco von 1825 waren von vornherein wissenschaftliches Un-

ternehmen und nur Vorarbeit für eine kritische Ausgabe – bezeichnen den Übergang. Der miles gloriosus erschien 1827 wenigstens noch im alten Gewande, wie er ja schließlich an Passows Editionen angeschlossen werden konnte, die Ausgabe der Captivi (1830) brach damit, wählte größeres Oktav und setzte die Anmerkungen unter den Text. Und in dieser Weise erscheint künftig nahezu alles, wenn auch den Autoren mehrfach die Wahl zwischen Schulausgabe und kritischer Ausgabe gelassen wird: 1830 der Quintilian von Gernhard, Trinummus von Lindemann, 1830–33 der Plato von Schneider, 1831 der Justin von Dübner, 1831–35 der Plinius von Sillig, 1832 die Germania von Kießling, 1834 die Metamorphosen von Baumgarten-Crusius und der Amphitruo von Lindemann. Gewiß ist der Unterschied zu manchem früheren Autor in der Hauptsache äußerlich, aber für die Intentionen des Verlags ist die neue Form nichtsdestoweniger bezeichnend.

Und nach genau derselben Seite ging ein sehr viel größeres Unternehmen: das Corpus Grammaticorum Latinorum veterum von Friedrich Lindemann. Es kam durch einen Zufall an den Verlag; dadurch nämlich, daß dem älteren Verleger, Hartmann, sein Vertrag gleich im Anfang leid wurde und er mit Einwilligung des Herausgebers das Objekt Teubner überließ, der freilich wenig Freude daran erlebt hat. Trotzdem empfiehlt es sich, diesen verfehlten Versuch, den wissenschaftlichen Verlag auszubauen, genauer darzustellen, nicht nur weil er ein Stück Verlagsentwicklung ist, sondern weil er auch Teubners Verhalten zu gelehrten Unternehmungen deutlicher zeigt, als das bisher geschehen konnte. Lindemann, der uns schon als energischer Schulpolitiker und als Plautusherausgeber entgegengetreten ist, war Schüler Gottfried Hermanns und wurde von seinem Lehrer sehr geachtet und in wissenschaftlichen Absichten unterstützt. Hermann schloß 1817 eine Epistola ad Lindemannum über die Leidener Ausgabe des Priscian mit der freundschaftlichen Zusicherung: „Vale, praestantissime Linde-

manne, et me tui puta amantissimum esse." Auch Niebuhr und Dübner haben zu Lindemann gute Beziehungen gehabt, wie er denn überhaupt sehr angesehen war, ehe Ritschl, zuerst 1834, durch eine Besprechung der erwähnten Plautusausgaben in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung (Nr. 143/44) nachwies, daß Lindemann die Edition falsch fundiert habe. Daran hat sich ein längerer und für die Entwicklung der wissenschaftlichen Kritik durchaus nicht unbezeichnender Kampf zwischen Lindemann und Ritschl angeschlossen, in dem freilich Lindemann von vornherein der Unterlegene war.

Auch mit den Grammatikern hatte sich Lindemann zuviel zugemutet. Schon äußerlich konnte er den Termin nicht einhalten, obwohl ihm der Verlag eine Hilfskraft zur Verfügung stellte. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, aber auch der innere Wert entsprach den berechtigten Erwartungen nicht: nicht nur die Besprechungen waren wenig günstig, Teubner erhielt auch Privatbriefe, die den Wert der Ausgabe, vor allem die richtige Verwendung der Handschriften, bestritten und außerdem die Raumverschwendung tadelten, die zu einem ganz unmöglichen Umfang und Preise führen müßte. Dieser letzte Punkt ist sicher nur insofern Lindemanns Schuld, als er eine falsche Berechnung zugrunde gelegt hatte und er 7–800 Seiten brauchte, wo er mit 400 hatte auskommen wollen. Ursprünglich war geplant, im Jahre zwei Bände erscheinen zu lassen, aber selbst in den ersten drei Jahren ist nicht mehr als je ein Band erschienen, dann stockte das Ganze, und von den in Aussicht genommenen 15 Bänden kamen, abgesehen von einer Charisiusausgabe (1840), nicht mehr als diese drei heraus. Überhaupt scheint eine vollkommene Planlosigkeit geherrscht zu haben, denn über die Anordnung des Ganzen war die Firma nicht orientiert und fragt erst am 10. März 1832 bei Lindemann an, was nun eigentlich in die folgenden Bände kommen sollte, man werde oft um Auskunft darüber gebeten. Und über Unleserlichkeit und Ungenauigkeiten des Manuskriptes, die auch

der Korrektor (Jacobitz) nicht auszugleichen vermochte, wird geklagt. Gedrängt wurde Lindemann sowieso immer. Trotz alledem wünschte Teubner die Fortführung des Unternehmens, allerdings nach gründlicher Abstellung der von der Kritik bezeichneten Mängel, und hat sehr energisch und doch anderseits mit der Zurückhaltung, die ihm seine Vorbildung im wissenschaftlichen Urteil auferlegte, Lindemann seine Ansicht geschrieben, am eingehendsten 1835.

Leipzig, 21. Febr. 1835.

Herrn Director und Professor Lindemann in Zittau.

Nach einer ungewöhnlich langen Pause des Stillschweigens, fühle ich das Bedürfniß, Ihnen ein practisches Zeichen meines Lebens zu geben. Daß mit diesem Leben die literarischen Bestrebungen wieder auftauchen möchten, die wir mit einander bereits begonnen und noch zu beginnen im Begriff stehen, ist ein Wunsch, den, so schüchtern ich ihn auch wegen der unbelohnenden Resultate gegen Sie ausspreche, ich Ihnen doch nicht bergen kann. Denn wer das weis, auf welchen schwachen Füßen der Absatz von classischen Werken ruht, der wird mit mir eines Sinnes sein; und dennoch vermag ich es nicht über mich zu gewinnen, ein angefangenes Werk unvollendet ruhen zu lassen. Sie selbst werden das Sinnbild errathen, welches der Gegenstand meiner Unterredung mit Ihnen ist: es ist die Fortsetzung der Grammatiker — und namentlich der Nonius Marcellinus. Sie halten es mir gewiß nicht für ungut, wenn gestützt auf meine Erfahrungen über den Gang und sonstigen Verhältnisse der 3 bereits erschienenen Bände ich Ihnen meine dabei gewonnenen Bemerkungen anknüpfe, die zu Nutz und Frommen der Wissenschaft sowohl als des Wiedererwerbs meiner schweren Auslagen von Ihnen nicht unbeherzigt bleiben und den Zweck nicht verfehlen werden.

Bevor ich mich indeß über die Fortsetzung der Grammatiker mit Ihnen vereinigen kann, muß ich mich erst mit Ihnen noch über einen Punkt verständigen, der mir sehr am Herzen liegt und von welchem das ganze Gedeihen des Unternehmens abzuhängen scheint. Es haben mir über das Unternehmen eine Menge angesehener und hochgeachteter Gelehrten geschrieben und bedeutende Ausstellungen gemacht. Sie klagen über die Weitschweifigkeit des Unternehmens und über die bei einer Grammatikersammlung ganz unnöthige Extension des Druckes und Vermehrung des äußeren Umfangs. Sie rechnen mir vor, daß das Ganze bei der gegen-

wärtigen Anlage ein Werk werde, das weit über 100 Rthlr. kosten müsse, und das könne und werde kein Privatmann an die lateinischen Grammatiker wenden, sondern man könne nur darauf ausgehen, bald eine wohlfeilere Sammlung zu veranstalten. Sie fordern dazu kleinern und compressern Druck, weil Wenige oder Niemand die Grammatiker zum anhaltenden Studium, sondern gewöhnlich nur zum Nachschlagen gebrauche. Sie fordern, daß keine weitschichtigen Commentare, wie zum Festus wieder gedruckt, am wenigsten alte Commentare so abgedruckt werden sollen, daß alles Veraltete und Unnütze in ihnen stehen bleibe. Sie versichern mir, daß in den kritischen Noten und Varianten-Angaben eine unnöthige Weitschweifigkeit des Ausdrucks und der Handschriftbezeichnung herrsche, durch welche nichts genützt, wohl aber der Raum verschwendet werde. Dieser letzte Umstand war, soviel ich mich besinne, selbst in einer Recension in der Halle'schen Lit. Zeit. scharf gerügt und schlagend nachgewiesen. Ueberdieß aber beschweren sie sich sehr über die kritische Unzuverlässigkeit und über ungenaue oder geradezu falsche Angabe der Varianten. Es sind mir namentlich zum Festus aus der Leipziger und aus einer Wolfenbüttler Handschrift Mittheilungen gemacht worden, welche beweisen, daß nicht nur viele sehr wichtige Lesarten ausgelassen, sondern auch oft ganz andere aus ihnen angegeben sind, als wirklich darin stehen. Es wird mir gedroht, man wolle dieß veröffentlichen, wenn es nicht anders werde, und eine solche Veröffentlichung werde den Absatz der ganzen Sammlung vernichten. Ich vermag dieß als Laie allerdings nicht zu beurtheilen, sehe aber doch mit meinen gesunden Augen, daß in der Ausgabe andere Dinge stehen, als in den mir gemachten Mittheilungen, und muß übrigens durch den Umstand, daß derselbe Tadel von mehreren ganz verschiedenen Gelehrten gegen mich ausgesprochen worden ist, von dessen Richtigkeit mich überzeugen. Sie können leicht einsehen, daß mir diese Dinge große Sorge machen. Es ist leicht einzusehen, daß mich die Fortsetzung eines so großartigen Unternehmens bankerott macht, sobald der ohnehin geringe Absatz durch Aufdeckung jener Mängel zerstört und die Ausgabe für kritisch unbrauchbar erklärt wird. — Was nun den Druck anlangt, so weiß ich darin allerdings für meine Person zu helfen, und muß Ihnen im voraus erklären, daß derselbe in dem nächsten und den folgenden Bänden ganz anders ausfallen wird. Der Text soll Corpus, die Noten aus Petit gesetzt u. überdieß alle mögliche Raumersparniß angewendet werden. Zugleich erbitte ich mir auch Ihre Beihülfe dazu. Das Absetzen der Verse in dem Texte und die vielen Querstriche in den Noten scheinen unnütz zu sein, und können wohl wegfallen. Die Verse zeichnet ja ohnehin der verschiedene Druck aus, und statt der Querstriche kann ja ein Spa-

tium angewendet werden, das um etwas größer ist, als sonst zwischen zwei Wörtern statt findet, aber doch nicht so viel Raum einnimmt als diese Striche. Allein die übrige Raumersparnis durch Siglen der Handschriften und durch größere Präcision der Bemerkungen, so wie die größere kritische Genauigkeit in den Variantenangaben, diese kann ich nur von Ihnen erwarten, und muß Sie dringend darum bitten. Bedenken Sie, daß meine bürgerliche und Ihre literarische Ehre auf dem Spiele steht, wenn das Unternehmen durch unsere Schuld untergeht, und daß ich Tausende verliere, wenn es keinen Absatz findet. Sie sind ein zu verständiger und einsichtsvoller Mann, als daß ich Ihnen noch mehr darüber zu sagen brauchte; das erlauben Sie mir aber Ihnen bestimmt zu erklären, daß ich mich zur Fortsetzung des Unternehmens nur dann verstehen kann, wenn von dem neuen Bande an die eben angegebenen Forderungen erfüllt werden, und Sie mir versprechen, daß Sie die gerügten literarischen Mängel nach Möglichkeit beseitigen wollen. Sollte ich nach Beendigung des vierten Bandes wieder dergleichen Ausstellungen über Ungenauigkeit vernehmen und als wahr anerkennen müssen: so bin ich es mir und meiner Subsistenz schuldig, das Unternehmen sofort aufzugeben und werde für meine Anstrengungen und Opfer nur die Frucht haben, daß ich die Auflage in's Makulatur werfen muß und mehrere Tausend Thaler verloren habe. Uebrigens bleibt es doch dabei, daß der nächste Band den Nonius enthält und daß dabei die Mittheilungen des Hrn. Dr. Dübner aus Paris benutzt werden? Indeß auch bei den nächstfolgenden Bänden bitte ich Sie, zunächst die Grammatiker erscheinen zu lassen, die von den Gelehrten am meisten gebraucht werden und ihnen am schwersten zugänglich sind. Varro, zum Beispiel, kann noch warten, da die Ausgabe von Spengel und Müller [1826] seinen Absatz ganz unsicher machen. Ich bitte Sie, es mir nicht übel zu deuten, daß ich mich über den Gegenstand so ernst und nachdrücklich verbreite; allein ich kann nicht anders handeln, wenn ich nicht meinen eigenen Ruin herbeiführen will. Ich muß Ihnen bemerken, daß der Absatz des Plautus seit dem Erscheinen von Ritschl's Recension in der Halle'schen Lit. Zeit. wie abgeschnitten ist: was soll nun aus mir werden, wenn es mir mit den Grammatikern eben so gienge?

In der sichern Hoffnung, daß Sie meine auf Thatsachen gestützte Mittheilung bestens beherzigen und der Bearbeitung des Nonius Ihr vorzügliches gelehrtes Augenmerk zuwenden werden, bin ich in den Stand gesetzt, den Druck des Nonius innerhalb 6 Wochen anfangen zu können. Es frägt sich nur, ob auch von Ihrer Seite die Bearbeitung desselben, wie ich sie oben als Laie angedeutet habe, so weit gediehen, um sodann Hand an das Werk legen zu können ....

Genehmigen Sie die Versicherung, daß ich in ungeschwächter Hochachtung beharre

Ihr ergebenster
B. G. Teubner.

Was die heutige Beurteilung anlangt, so war an sich die Angriffnahme dieser Aufgabe ein Verdienst. Seit 1605 Helias van Putschen (Putschius) seine „Grammaticae latinae auctores antiqui" herausgegeben hatte, deren kritischer Band noch dazu infolge seines frühen Todes unveröffentlicht geblieben war, war keine neue Sammlung wieder versucht worden. Statt aber mit seiner Kraft zu Rate zu halten, steckte sich Lindemann sein Ziel zu weit und nahm nicht nur die eigentlichen Grammatiker, sondern auch Lexikographen wie Festus und Isidorus Hispalensis mit seinen 20 Büchern Etymologien auf, die allein $1^1/_3$ Band (II, 1 u. III) und etwa 1000 Quartseiten füllten. Den Inhalt des ersten Teiles (1831) bildeten dann: Donat, Probus, Eutychius, Messius, Victorinus, Asper, Phocas, von Band II außer Festus: Paulus Diaconus (1832) und Band IV Charisius (1840). Mehrfach angekündigt wurde außerdem Nonius Marcellus, über den viel verhandelt worden war, aber er erschien nicht, trotzdem Dübner sein Material zur Verfügung gestellt hatte.

Trotzdem geht es zu weit, das Werk in Bausch und Bogen zu verurteilen, wie es vielfach geschehen ist, und Heinrich Keil, der eigentliche Vollender von Lindemanns Absichten, erkennt gewisse Verdienste Lindemanns um den Charisiustext an, die er freilich mit der Bemerkung einschränkt, Lindemann hätte die Vorarbeiten, die ihm Niebuhr zur Verfügung gestellt habe, nicht richtig zu benutzen verstanden, und glaubt sich auch auf die Lindemannsche Lesung eines Wiener Kodex des Probus im wesentlichen verlassen zu können, weil dessen Versehen in diesem Falle kaum wesentlich sein könnten.

Die Verlagswerke des Jahres 1831 und 1832 erschienen übrigens nicht unter der Firma B. G. Teubner, sondern unter der

Firma B. G. Teubner & F. Claudius. Teubner war durch rasche Produktion und durch stockenden Absatz in finanzielle Schwierigkeiten gekommen und hatte Ferdinand Claudius, über dessen Personalien sich nichts mehr feststellen läßt, als Teilhaber angenommen. Claudius zahlte die Hälfte des Nettowertes aller Verlagsartikel, 18500 Rthl., ein; aber da die Geschäftslage nicht besser wurde und das Hauptunternehmen der beiden Jahre, die ersten Bände Lindemannscher Grammatiker, keineswegs große Erwartungen erwecken konnte, zog Claudius sein Geld ziemlich brüsk am Ende des Jahres 1832 zurück, und am 1. Januar 1833 wurde das Sozietätsverhältnis durch folgende Erklärung gelöst:

Leipzig den 1. Januar 1833.

Durch Gegenwärtiges beehren wir uns Ihnen die ergebenste Anzeige zu machen, daß die seit dem 1. Januar 1831 bestandene Association der unter der Firma: B. G. Teubner & F. Claudius von uns gemeinschaftlich geführten Verlags-Buchhandlung aufhört, Herr Claudius nach freundschaftlicher Übereinkunft wegen beabsichtigten Eintritts in ein andres Geschäft aus derselben scheidet und Herr Teubner laut umstehender Erklärung vom heutigen Tage diese von ihm begründete Verlags-Buchhandlung mit allen Activen und Passiven wiederum übernimmt und unter der frühern Firma

B. G. Teubner

für seine alleinige Rechnung fortführen, folglich die Firma: B. G. Teubner & F. Claudius hierdurch wiederrufen u. von keinem Theile mehr gezeichnet wird.

Indem wir Ihnen unsern verbindlichsten Dank für das bisher uns geschenkte Vertrauen abstatten, bitten wir dasselbe dieser Handlung auch ferner zu erhalten und die Versicherung unserer Hochachtung zu genehmigen.

B. G. Teubner & F. Claudius.

Die Beschaffung des Kapitals, das zurückzuzahlen war, machte Teubner ziemliche Schwierigkeiten. Er erhielt es schließlich auf sechs Jahre von Friedrich Fleischer und verpfändete dafür in einem regelrechten Kaufvertrag seinen gesamten Verlag, dessen Auslieferung Fleischer für die festgesetzte Zeit

übernahm. Die Schuld sollte in Jahresraten von 3000 Rthlr. getilgt werden, auf die der Buchhandlungsgewinn unter allen Umständen zu erhöhen war, in jedem Falle aber der „Rückkauf" bis Ende 1838 erfolgen, wo der Verlag sonst ganz an Fleischer übergegangen wäre. Das war ein schwerer Schritt, und Teubner tat ihn nicht, ohne zu bekunden, daß der Rückkauf während der sechs Jahre seine ernstliche Absicht sei, und daß im Falle seines Todes auch seine Erben mit aller Kraft darauf hinwirken sollten, „daß die gedachte Verlagsbuchhandlung für sie wiedererlangt und ihnen erhalten werde". So drückt Teubner auch rein praktisch seine Vorliebe für den Buchhandel aus, den er wenige Jahre vorher in der Rede an Tauchnitz charakterisiert hatte als „ein Geschäft recht geistiger Natur, in dem wir uns weit über den gewöhnlichen Standpunkt erheben, die Wissenschaft und geistige Bildung kräftig fördern, und nicht bloß uns selbst und dem Staate, sondern der Welt – und zwar der geistigen – nützen können". Dies aber sei das Höchste, weil es vom geistigen Ich ausgehe, welches über Grab und Zeit Dauer habe. – Tatsächlich gestaltete sich der Absatz der Buchhandlung ganz leidlich, und der Gewinn betrug stets über 3000 Rthlr.: 1834: 4300, 1835: 3700, 1836: 3400, 1838: 3600. 1837 wurde offenbar von einer Zahlung wegen des großen Neubaus, den Teubner ausführte, Abstand genommen, und da Fleischer für den Rest durch die überschriebene Lebensversicherung Teubners auf alle Fälle gedeckt war, konnte er auch einverstanden sein. Dabei wurden von dem Gewinn bereits 600 Rthlr. jährliche Verwaltungskosten und die Zinsen abgezogen. So waren noch vor Ablauf der sechsjährigen Frist alle Verbindlichkeiten gelöst, und am 31. August 1838 fertigte Teubner folgende „Quittung und Verzichtleistung" aus:

Nachdem Herr Stadtrath Friedrich Fleischer, Bürger und Buchhändler allhier, welcher laut Wiederkaufs-Contracts vom 31sten December 1832 und eines noch besonders abgeschlossenen Vertrags von diesem Tage den Debit meiner unter der Firma: B. G. Teubner allhier bestehenden Verlags-

...als ein Musterbild vollkommener. Was ihm die Buchdrucker-
kunst in Hinsicht auf ihre Vervollkommnung auf deutschem Bo-
den verdankt, wissen wir alle, wissen es um so sicherer, je
mehr wir alle selbst in gleicher Kunst arbeiten, und würden
es mit mir vollkommen anerkennen, selbst wenn nicht die-
ses guten und hochgesinnten Königs und Landesvaters
Huld und Gnade durch ein besonderes Gnadenzeichen es an-
erkannt und den Stempel der Gediegenheit aufgedrückt hätte.

Aber auch das möchte ich nicht unberührt lassen, was er
dann dadurch für Wissenschaft und Geistesbildung wirkte.
Deutschlands gelehrte Jugend wird ihm noch spät
danken, daß er zuerst es war, der ihnen von ihren Clas-
sikern zuerst vollständige Ausgaben lieferte, in denen
Wohlfeilheit und Brauchbarkeit mit typographischer Eleganz
sich vortheilhaft paarte. — Gelehrte Schulmänner meinen,
dieß sey um so mehr zu schätzen, je größer früher der Man-
gel an brauchbaren Schulausgaben gewesen, so daß oft
die ganze Classe deren nur wenige besaß, aus denen die
Schüler ihre täglichen Pensum erst abschreiben mußten.
Nicht minder auch alle Anhänger der Christusreligion er-
hielten von ihm die geschmackvollste Ausgabe der heil. Schrift.
Dieß, meine verehrten Herren Collegen und Freunde, ist es,
was ich an unserm Tauchnitz am meisten ehre, weil es
den klarsten Beweis giebt, daß dieses Geschäft keines-
wegs, wie ein gewöhnliches Gewerbe, wenn auch nicht
bloß Handarbeit, aber doch eine bloß mechanische Beschäf-
tigung ist, die auf sich selbst des lieben Brotes willen sich
beschränkt; sondern daß es, auch abgesehen von der Kunst-
vollkommenheit, zu der es sich erheben läßt, zu der wir es hier
erhoben sehen, daß es, sage ich, ein Geschäft ist echt gei-
stiger Natur, in dem wir uns weit über den gewöhnlichen

Standpunct erheben, die Wissenschaft und geistige Bildung kräftig fördern, und nicht bloß uns selbst und dem Staate, sondern der Welt – und zwar der geistigen – nützen können. Dieß aber ist das Höchste, weil es von unserm geistigen Ich ausgeht, welches nicht vergeht, sondern über Grab und Zeit dauert.

Dieser Gedanke, mein hochgeehrtester Herr Tauchnitz, muß Ihnen heute gewiß der freudigste sein, weil in Ihnen die Ueberzeugung zieht, daß Sie nicht bloß für Ihre Lebenszeit wirkten, sondern daß auch weit über das Grab hinaus Ihr Ruhm dauern wird. Sie haben uns gezeigt, daß auch jetzt, bei der großen Ausdehnung und Erweiterung der Buchdruckerkunst als Kunst selbst, es doch noch möglich ist, auch wissenschaftlich in diesem Geschäfte auf die literarische Höhe sich zu stellen, von der aus die großen und unsterblichen Meister der Kunst, <u>Stephanus</u> und <u>Aldus</u>, in die Gelehrtenwelt eintraten und als würdige Lichter noch jetzt glänzen! Daß Sie dieses erreichten, erkennen wir alle an, und <u>ich</u> spreche es Ihnen mit desto größerer Freudigkeit aus, ja weil es auch <u>mein Höchstes</u> ist, der Welt und ~~Welt~~ Wissenschaft nach meinen besten Kräften zu nützen.

Glück auch zum schönen Ziele, zu dem Sie gelangten! Glück auch zu dem schönen Bewußtsein, daß Sie den besten Ihrer Zeitgenossen genützt und genug gethan und also für alle Zeiten gelebt haben! – Den Lohn dafür tragen Sie in sich selbst; uns bleibt nichts übrig, als Ihnen dazu von Herzen Glück zu wünschen. Daß wir das mit voller Ueberzeugung thun, dieß sollten Ihnen meine schlichten Worte nur andeuten.

Sie aber meine Herren, ersuche ich nun Ihre Gläser zu füllen und mit mir dem würdigen Collegen und hochachtbaren Jubelgreise ein donnerndes Lebehoch zu bringen. Hand an unser Glas! Hoch lebe unser lieber Tauchnitz!!! –

B. G. Teubner.

Buchhandlung auf gewisse Jahre zu übernehmen die Gewogenheit gehabt, nach Erfüllung aller dießfalls von mir übernommenen Verbindlichkeiten der deshalb getroffenen Uebereinkunft zu Folge mir solche nebst allen dahin gehörigen Schriften, Büchern und Rechnungen bereits am 1ten Januar 1838 vollständig zurückgegeben, sich auch mit mir gehörig berechnet und mir den Debit der gedachten meiner Verlags-Buchhandlung in ihrem ganzen Umfang zu meiner unbeschränkten Disposition wiederum überlassen hat; Als quittire ich Herrn Stadtrath Fleischer über die an mich erfolgte Wiederausantwortung und Ueberlassung dieser Verlags-Buchhandlung nebst allen dazu gehörigen Schriften, Büchern und Rechnungen unter dankbarer Anerkennung der dabei gehabten vielfachen Mühwaltungen, leiste auf die Ausflucht des Nichtempfangs oder der nicht gehörig erfolgten Gewährung und Ausantwortung ausdrücklich Verzicht, erkenne dabei die von dem Herrn Stadtrath Fleischer abgelegten und von mir durchgegangenen Rechnungen allenthalben für richtig an, leiste ihm dabei völlige Decharge, entsage zu dem Ende allen und jeden an demselben aus diesem Geschäfte her zu machenden Ansprüchen jeder Art und habe zu dessen Urkund diese

Quittung und Verzichtleistung

eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

Leipzig, den 31. August 1838. Benedictus Gotthelf Teubner.

Nun war der Verlag wieder Teubners schuldenfreies Eigentum, aber natürlich hatte in der Zwischenzeit die Bücherproduktion fast ganz ausgesetzt, und mancher Plan, der auftauchte, hatte unerledigt bleiben müssen, so der Plan einer stereotypierten Klassikersammlung, der im Herbst 1834 mit Freund in Breslau besprochen wurde. Teubner stand im Begriff, eine Stereotypieranstalt einzurichten, und zuerst soll sie den Klassikerausgaben zugute kommen. Wir kennen über die ganze Angelegenheit nur Freunds Vorschläge, der im Dezember 1834 schreibt:

Breslau d. 23. December 1834.

Hochgeehrter Herr Stadtrath,
Verehrter Freund!

. . . .

Ueber die Verbreitung Ihrer künftigen stereotypirten Schulausgaben – für die jetzigen käme eine erneuerte Empfehlung von Seiten eines Gelehrten doch wohl zu spät und würde nicht viel mehr nützen, als Jahns

neuliche Empfehlung der Bothe'schen Poetae Scenici — habe ich einen Plan entworfen, der von Anfang an treu und sorgfältig durchgeführt, zuverlässig einen günstigen Erfolg des Unternehmens herbeiführen würde. Ich will versuchen, Ihnen denselben, so weit sich dies brieflich thun läßt, mitzutheilen. Zunächst steht fest, daß nichts so sehr die Verbreitung eines Buches befördert, als das persönliche Interesse der Gelehrten und Schulmänner an dem Verfasser oder Verleger. Passows griechisches Wörterbuch gibt den klarsten Beweis dafür. Am nothwendigsten aber ist ein solches Berücksichtigen des persönlichen Interesses bei Schulausgaben, da es deren eine so große Zahl gibt, die sich an Wohlfeilheit überbieten. Sie müssen also an die Spitze der ganzen Unternehmung jemand stellen, der nicht bloß als Gelehrter bekannt und geachtet, sondern auch mit vielen Schulmännern und namentlich mit den Schulrectoren, von denen doch in der Regel der Impuls ausgeht, befreundet ist. Jahn z. B. wäre ein solcher Mann. Sollte dieser die Leitung dieses Unternehmens auf die bald näher zu bezeichnende Weise nicht übernehmen wollen, so würde ich selbst, der ich einen ziemlich ausgedehnten und lebhaften Verkehr mit den einflußreichsten Schulmännern unterhalte, jene Mühe übernehmen. Diese bestände außer der Herausgabe der Klassiker selbst noch darin, daß sogleich nach Vollendung des ersten Klassikers an sämmtliche Gymnasialrectoren die Anzeige davon durch den Herausgeber (nicht durch den Verleger) brieflich mitgetheilt und deren freundliche Verwendung für diese Unternehmung in Anspruch genommen würde. Durch dieses Manöver wäre diese letztere gewissermaßen unter Schutz der Freunde des Herausgebers gestellt, und würde sicher den Rivalen den Rang ablaufen, was sie natürlich durch ihren innern Werth auch verdienen müßte. Deutschland hat über 450 Gymnasien; die 124 preußischen Gymnasien allein zählen nach einer neulichen Angabe 24838 Schüler: welch ein ungeheueres Publikum haben wir also hier für uns, wenn wir es nur an uns zu ziehen verstehen! Ich wollte mich mit Hab und Gut verbürgen, daß ein auf diese Weise eingeleitetes Unternehmen den glänzendsten und dauerndsten Erfolg haben muß! Der Gesamtertrag der Schulklassiker muß bei Ihrer unermüdlichen Regsamkeit und Jahn's oder meiner fortdauernden Nachhülfe nach einer Reihe von Jahren den Gewinn eines Brockhausschen Conversationslexikon erreichen. Daß dies nicht etwa luftige Hoffnung ist, kann ich Ihnen durch einen ganz soliden Calcul bis zur Evidenz veranschaulichen.

Als spätere Erfüllung dieser Pläne kann man die Bibliotheca Teubneriana betrachten, fürs erste aber wurde Teubners Tätig-

keit durch Zeitströmungen und auch den Einfluß seines Schwagers Koch nach ganz anderer Richtung abgelenkt.

Rein räumlich angesehen war die Buchhandlung im Verhältnis zur Druckerei stiefmütterlich bedacht. In den ersten beiden Jahren 1824 und 25 war überhaupt kein Personal nötig, da die Auslieferung in fremden Händen blieb. Wo dann seit 1826 die Buchhandlungsräume lagen, läßt sich nicht feststellen. Auch das große Hofgebäude von 1839 sieht zunächst noch wenige besondere Zimmer für die Buchhandlung vor, und erst später scheint sie sich darin ein Lokal für die Auslieferung gesichert zu haben. In den vierziger Jahren nahm die Buchhandlung zwei Zimmer im Parterre und zwei weitere Räume im Dachgeschoß ein. Im Parterre lagen nebeneinander Auslieferung und Packstube, deren Fenster nicht nach dem Hofe, sondern nach einer kleinen Seitengasse hin gingen. Die Auslieferung hatte so wenig Platz, daß in der ganzen Zeit, in der sich das Geschäft am Augustusplatz befand, kein Ofen anzubringen war. Veränderungen ließ Teubner darin nicht vornehmen, weil ja in der Auslieferung nur kurze Zeit zu tun sei. Die Packstube wurde durch einen in der Höhe schwebenden Windofen, von dem dort befindlichen Gehilfen die „Kaffeetrommel" genannt, notdürftig geheizt. Das Kontor war ebenfalls im Parterre, aber nach der Hofseite, gleich links vom Eingang. In dem letzten einfenstrigen Zimmer (von links gerechnet), das seit dem Wohnhausneubau von 1852 mit Teubners Wohnzimmer durch eine Treppe verbunden war, saß Teubner, in einem weiteren kleinen Raume Koch und in dem übrigbleibenden größeren allgemeinen Raume der Kassierer Slevogt, der nicht weit von seinem Platze eine große eiserne Geldtruhe stehen hatte. Unter dem Dach befand sich das Handlager der Bücher, die seltener verlangt wurden, vor allem der Jahrbücher. Das Ballenlager war in einem nach Süden gelegenen kleinen Seitengebäude untergebracht, in dem nur noch der Hausmann

Hanitzsch wohnte, das mit einem Aufzug versehen war und durch die die Normalzeit anzeigende Geschäftsuhr eine besondere Wichtigkeit erhielt. – Die Buchhandlung hatte in der ältesten Zeit ein bis zwei, höchstens drei Gehilfen: außer Koch, der als Verwandter eine besondere Stellung einnahm, Grimm und Glocke, dann Keßler und Glocke. 1840 bleibt nur Koch, und als Kassierer wird noch ein Verwandter Teubners, William Slevogt, engagiert, der über 20 Jahre lang dem Geschäft angehörte, die letzte Zeit als Prokurist. Koch wird 1842 Teilhaber. Erst im folgenden Jahre kommt ein eigentlicher Gehilfe, Wilhelmj, wieder hinzu, dann 1845 noch Bernhard Siegfried, der spätere Direktor der graphischen Zweige bei Brockhaus, an dessen Stelle, als er sich 1847 zu verbessern sucht, August Schmitt eintritt. Schmitt ist dann bis 1852, also bis zur Zeit der neuen Blüte und darüber hinaus, der einzige Buchhandlungsgehilfe, da Wilhelmj auch wenige Monate nach Siegfried abgeht und Ernst am Ende – später Bibliothekar am Dresdener statistischen Bureau – bei vorwiegend belletristischen Interessen es nicht lange bei Teubner aushält. Schmitt dagegen weiß sich in dem doch etwas zu ruhig gewordenen Betrieb selber Tätigkeit zu schaffen und wird vermöge seiner Bildung und seines Interesses für den Verlag so gut wie unentbehrlich, als die philologischen Unternehmungen einen neuen Aufschwung nehmen. Erst 1853 rückt C. F. Frevert unter die Gehilfen ein, und 1854 wird Lips vor allem für die Bibel- und Gesangbuchauslieferung engagiert, die noch beide dem Geschäfte angehören. Die Arbeitsverteilung war nun so: Frevert schrieb die Bestellungen aus, die Teubner und Koch regelmäßig vorher durchsahen, Schmitt übertrug sie ins Auslieferungsbuch und war außerdem mit Korrespondenz beschäftigt. Lips hatte neben seiner Spezialaufgabe noch die Portokasse, die er durch 44 Jahre geführt hat. Die Gehälter („Salairs“) waren auch nach den damaligen Begriffen niedrig. Schmitt, der ursprünglich die zweite Gehilfenstelle hatte, schreibt, daß er eine

Stellung im Sortiment in jeder Weise vorgezogen hätte. Das Anfangsgehalt des ersten Gehilfen war in der Regel 400 Rthlr. im Jahr (33 Rthlr. 10 Gr. im Monat) und stieg auf 450 (37 Rthlr. 15 Gr.), der zweite kam im allgemeinen von 200 (16 Rthlrn. 20 Gr.) auf 250 (20 Rthlr. 25 Gr.) und 300 Rthlr. (25 Rthlr.), nur wenn er wie Schmitt mit besonderer Vorbildung anfing, wurde eine Ausnahme gemacht. Slevogt als Kassierer und Prokurist hatte 700 Rthlr. (58 Rthlr. 70 Gr.), Eduard Koch dagegen als Teilhaber und Schwiegersohn 1500 Rthlr. und das Wohnungsgeld. Und so blieb es auf lange hinaus, bis in die fünfziger Jahre. Die Bewerbung um eine Gehilfenstelle bzw. ihre Besetzung wurde von beiden Seiten als sehr ernsthafte Angelegenheit und dem allgemeinen Verkehrston entsprechend recht förmlich behandelt, was die beiden folgenden Schreiben zeigen mögen, die die nun bekannten Gehilfen Wilhelmj und Schmitt betreffen. Das Bewerbungsschreiben Wilhelmjs lautet:

Leipzig d. 3. März 1843.

Herrn B. G. Teubner hier.

In Erfahrung gebracht, daß in Ihrem sehr achtbaren Geschäfte eine Gehülfenstelle vacant werde, wollte ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen hiermit meine Dienste ergebenst anzutragen.

Dürfte mir die besondere Ehre zutheil werden, Ihnen meine persönliche Aufwartung zumachen, so würde ich Sie höflichst ersuchen die Gewogenheit zuhaben, mir durch Herrn Bergmann geneigtest eine Stunde hierzu bestimmen zu wollen.

Mit der gehorsamsten Bitte, meine Freiheit gütigst entschuldigen zu wollen, habe ich die Ehre mit ausgezeichnetster Hochachtung zu verharren

ganz ergebenst
E. Wilhelmj
pr. Adr. Fr. L. Herbig.

Und Teubner antwortet in folgender Weise auf eine Bewerbung von August Schmitt:

Herrn H. A. Schmitt in Wiesbaden

Leipzig, 20. Februar 1847.

Im Besitz Ihrer werthen Zuschrift vom 15. ds., womit Sie sich um die in meinem Hause offene Gehülfenstelle bewerben, bin ich zwar nicht ab-

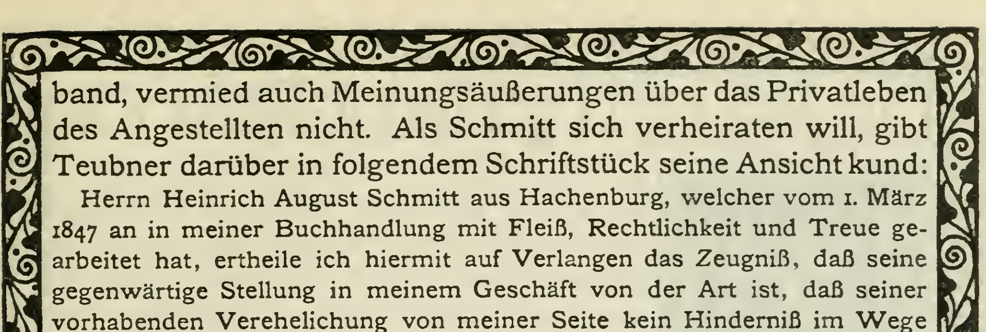
geneigt, nach den Ihnen vorausgegangenen vortheilhaften Empfehlungen und nach den ehrenhaften Zeugnissen Ihrer früheren Principale, Ihnen dieselbe zu übertragen, muß Ihnen aber im Voraus bemerken, daß es die dritte Stelle meines Comptoirs ist, um welche Sie nachsuchen, und daß es zunächst in meinen Wünschen liegt, diesen Posten nicht nur vorübergehend sondern auf längere Zeit von einem tüchtigen u. gewissenhaften Arbeiter besetzt zu sehen; auch beschränken sich die vorkommenden Arbeiten nicht nur auf den Kreis meiner Verlagsbuchhandlung, sondern erstrecken sich auf alle übrigen Branchen meines viel verzweigten Geschäfts, so wie ich es überhaupt beanspruche, daß es allen meinen Mitarbeitern gleich gelten muß, in welcher Weise sie sich für das Gesammtinteresse meines Geschäfts zu betheiligen haben. Das jährliche Honorar, welches ich Ihnen für den Anfang gewähren würde, ist 300.— Rthlr., welches sich indeß bald erhöhen kann, wenn Ihre Einrichtung schnell erfolgt und meinen Wünschen entspricht. Ihr Antritt müßte schon Anfangs März erfolgen können, da H. Siegfried, welcher bis jetzt diese Stelle zu meiner vollen Zufriedenheit bekleidet u. der im Viewegischen Hause in Braunschweig seine Sortimentskenntnisse noch zu erweitern gedenkt, Ende dieses Monats ausscheidet. Sind nun die vorstehenden Bedingungen Ihren Erwartungen und Wünschen entsprechend, so ersuche ich Sie, mich gefälligst umgehend davon zu unterrichten und mir anzuzeigen, an welchem Tage Sie hier eintreffen können. Es ist das Erstemal, wo ich ohne vorausgegangener persönlicher Bekanntschaft, auf ein Engagement eingehe und ich hoffe, daß Sie in dieser Ausnahme von der Regel einen Beweis meines besonderen Vertrauens zu Ihnen finden und diesen, im Falle Ihres Eintritts in mein Haus, gewiß vollständig zu rechtfertigen suchen werden.

In Entgegensehung Ihrer umgehenden Antwort empfiehlt sich Ihnen Hochachtungsvoll u.

ergebenst

B. G. Teubner.

Bei aller Förmlichkeit aber waren andererseits mehr persönliche Beziehungen zwischen Chef und Gehilfen vorhanden, als das heute in dem großen Betriebe möglich ist. So lud Teubner mehrmals im Jahre seine Gehilfen ebenso wie die Faktoren ein; zwei von ihnen, den verwandten Slevogt und August Schmitt, bedenkt er in seinem Testament. Und der geschäftliche Patriarchalismus, der sich mit dem kirchlichen ver-



band, vermied auch Meinungsäußerungen über das Privatleben des Angestellten nicht. Als Schmitt sich verheiraten will, gibt Teubner darüber in folgendem Schriftstück seine Ansicht kund:

Herrn Heinrich August Schmitt aus Hachenburg, welcher vom 1. März 1847 an in meiner Buchhandlung mit Fleiß, Rechtlichkeit und Treue gearbeitet hat, ertheile ich hiermit auf Verlangen das Zeugniß, daß seine gegenwärtige Stellung in meinem Geschäft von der Art ist, daß seiner vorhabenden Verehelichung von meiner Seite kein Hinderniß im Wege steht, indem ich ihm zugleich zu diesem Schritte von Herzen Glück und Segen wünsche.

Leipzig, den 5. Juni 1848.

B. G. Teubner.

DIE BELLETRISTISCHE EPISODE



Daß ein Verlag von ausgesprochener Eigenart seinen Charakter nahezu vollständig ändert und wie der Teubnersche aus einem philologischen über Nacht zum belletristischen wird, bleibt unter allen Umständen ein merkwürdiges Problem. Man kann zur Erklärung sagen, daß der damalige Verlag ganz im allgemeinen viel weniger nach Einheit strebte als der heutige, daß er rezeptiver war und mitzunehmen versuchte, was mitzunehmen ging, und das auch in einer Zeit eher tun konnte, wo es weder in der eigentlich verlegerischen Tätigkeit noch hinsichtlich des Vertriebes so intensiver Arbeit wie heute bedurfte. Aber damit ist doch nur die Voraussetzung gegeben, und es fragt sich: welche Zeitströmungen haben die Wandlung herbeigeführt?

Schon längst war der Humanismus nicht mehr im Vordringen; Realismus und Klerikalismus setzten ihm von verschiedenen Seiten zu. Über den Realismus ist schon öfter gesprochen; der Klerikalismus beseitigte in Österreich schon zu Beginn der zwanziger Jahre den griechischen Unterricht völlig und ließ wie später auch in Bayern von antiken Autoren überhaupt nur die sogenannten kastigierten Ausgaben zu, und selbst in protestantischen Ländern hatte man sich seiner zu erwehren, wie mancher damalige Vorgang zeigt. Kein Wunder, daß der wissenschaftliche Buchhandel dadurch schwer betroffen wurde, zumal sich ihm auch das Interesse des großen Publikums mehr und mehr versagte. Das hängt mit tiefgehenden Veränderungen des geistigen Lebens zusammen. Man wird modern.

Klassizismus und Romantik hatten sich mit der Philologie gut vertragen, an Goethes Verhalten zu F. A. Wolf wäre zu denken, an die Beziehungen von Klassizismus und Neuhumanismus überhaupt, sodann an die philologischen Verdienste

mancher Romantiker, der Brüder Schlegel in erster Linie. Jetzt tritt eine Abkehr der führenden Generation von der Philologie ein. Was haben die Jungdeutschen noch innerlich mit ihr zu tun? Politische, soziale, historische Probleme liegen ihnen näher, und statt des gelehrten Abstandes wünschen sie stärkere Wirkungen auf alle Volkskreise. Wenn nicht allgemein faßlich, will man wenigstens geistreich unterhaltend sein. Und das Publikum macht die Schwenkung mit. Es verlangt populäre historische Werke, Charakterbilder, politische Literatur und vor allem, was alle genannten Gebiete umspannen konnte: Romane und immer wieder Romane. Es ist die Zeit der ersten Volksbildungsvereine, des aufkommenden Feuilletons, des literarisch-intellektuellen Dilettantismus, der illustrierten Zeitschriftenunternehmungen (mit 1. Juli 1843 beginnt die Illustrierte Zeitung), der großen internationalen Erfolge von Boz (Dickens), Bulwer und Sue, von George Sand, Dumas und Victor Hugo. 1836–39 erschienen Dickens' Pickwickier, Oliver Twist, Nicolas Nickleby, 1843 Sues Geheimnisse von Paris, 1845 sein ewiger Jude, 1844 Dumas' Drei Musketiere, alles Werke von bis dahin unbekannter Wirkung. Und wenn auch die Politik, wie Laube an Max in Breslau schreibt (27. Oktober 1842), damals schier „alle Belletristik erwürgte", so wurde doch im deutschen Publikum noch genügend Unterhaltungsstoff verbraucht. Auch ehe noch Luischen Mühlbach ihre unpolitisch gesinnten weiblichen und männlichen Leserinnen in Menge fand – was wurde nicht alles verschlungen! Bei den Gebildeten je nach persönlicher Geschmacksrichtung entweder die genannten französischen Autoren, oder wenn man deren sensationelle Reize und ihre moralkritische Problemstellung verwarf, die Engländer, die bei ihrer beträchtlichen Gestaltungskunst noch in dem Ruf größerer Reinheit standen, dazu die Schwedinnen Flygare-Carlén und Friederike Bremer, die „schwedische George Sand" – um die hauptsächlichsten ausländischen Schriftsteller zu nennen. Schon der Name „Boz" war in manchen Kreisen ein

Symbol, ihn zu kennen verbürgte literarisches Urteil und Gemüt obenein. War es zur Zeit der Romantiker Schriftstellerdoktrin, daß der Roman Universalform sei, so schien das jetzt in die breiten Schichten der Lesewelt durchgedrungen zu sein. So kommt nach vielstimmigem Urteil der wissenschaftliche Buchhandel in eine beklagenswerte Lage. 1842 schreibt Perthes:

„In den letzten vier Jahren habe ich mit Verlagsunternehmungen recht traurige Erfahrungen gemacht, die Werke, an denen ich bedeutenden Schaden gehabt, sind als wissenschaftlich tüchtig und verdienstlich anerkannt; mit gutem Willen habe ich gestrebt zu fördern, aber die Opfer sind zu groß, ich muß einhalten. Ich jubilire lieber, als ich klage, aber ich bin doch der festen Überzeugung, daß der wissenschaftliche Betrieb nicht mehr lange so wie bisher fortdauern kann. Schon seit einer Reihe von Jahren verschwinden die Büchersammler und Bibliothekbesitzer immer mehr; das hängt zum Theil mit der steigenden Beweglichkeit des Vermögens, zum Theil mit der wachsenden Arbeitslast der Menschen zusammen. Größere allgemeine wissenschaftliche Werke haben nur geringen Absatz; der Buchhandel erhält sich durch belletristische Schriften, die von Leihbibliotheken und Lesegesellschaften gekauft werden, durch Schulbücher und Compendien, durch Hülfsbücher für Pastoren und Schullehrer und durch Handbücher für Ärzte und Juristen. Der allgemein wissenschaftliche Verlag hat im Großen und Ganzen seit Jahren schon nur auf Kosten des Buchhandels bestanden und diesem werden die Kräfte ausgehen. Schon jetzt möchten eben so viele ausgearbeitete Manuscripte im Pulte liegen bleiben, als gedruckt werden. Seit vier Jahren habe ich etwa 500 Verlagsanerbietungen zurückgewiesen und von den zurückgewiesenen sind nicht dreißig in andern Handlungen erschienen. In den nächsten zwanzig Jahren wird es, wenn ich nicht sehr irre, den Gelehrten immer schwerer werden, für streng wissenschaftliche Werke einen Verleger zu finden."

Nicht anders stand es in Frankreich: „Die Leiden des gelehrten Buchhandels sind so groß," berichtet Dübner 1849 an Köchly, „daß Herr Didot schon mehrmals die bibliothèque grecque, sein Schoßkind, hat geradezu abbrechen wollen". Auch in Teubners Briefen finden sich häufige Klagen, daß der Absatz philologischer Werke „auf schwachen Füßen ruhe". Und nun entwickelt sich um diese Zeit Leipzig immer mehr zum Zentrum

journalistisch-literarischer Bestrebungen, und der buchhändlerische Unternehmungsgeist wurde – was für das Gedeihen der Literatur von unbestreitbarer Bedeutung ist – bis 1846 weniger als anderwärts von der Zensur niedergedrückt. Die Leipziger Zensur lag in den Händen von Universitätsprofessoren, die sich als wirklich beurteilende Instanz, nicht als bloße Staatsorgane fühlten. Vor allem die Österreicher merkten den beträchtlichen Unterschied von den Verhältnissen ihrer Heimat und strömten zahlreich herüber: Herlossohn, der Schriftleiter des Kometen (1830–48), Kuranda, der Begründer der Grenzboten (seit 1842), Moritz Hartmann, Alfred Meißner und wie sie alle heißen. Hier konstituierte sich 1841 der erste deutsche Schriftstellerverein, in dem nach Corvins Bericht die fortschrittlichen Elemente durchaus den Ton angaben, und 1845 fand hier auch der erste Schriftstellertag statt, der freilich bis 1865 der einzige blieb. Hier erschienen eine Reihe berühmter oder bewährter Unterhaltungsblätter: Die Allgemeine Modenzeitung (seit 1799), die Zeitung für die elegante Welt (seit 1801), die doch in ziemlichem Grade die Wandlungen des Geschmacks mitmachten, dann seit 1830 Herloßsohns Komet und Diezmanns Blätter aus der Gegenwart, ferner in der Mitte der vierziger Jahre als „Zeitschrift für Politik und Literatur" die Grenzboten, die Zeitereignisse vorwiegend begleitend die Illustrierte Zeitung und endlich ein satirisches Blatt, ehe noch deren eigentliche Blütezeit angebrochen war, Öttingers Charivari.

Am frühesten von den Leipziger Verlegern trat Brockhaus in die Zeitbewegung ein. Er berücksichtigte moderne Bildungsbedürfnisse eigentlich, solange sein Verlag bestand. Abgesehen vom Konversationslexikon, das an erster Stelle zu nennen ist, sammelte er durch die Blätter für literarische Unterhaltung (seit 1820) und das Taschenbuch Urania (seit 1819) einen guten Teil der zeitgenössischen Schriftsteller und gab außerdem viele spätromantische Dichtungen und Übersetzungen sowie populäre historische Werke heraus, besaß auch zeitgemäßes Inter-

esse für Politik und führte heftige Kämpfe mit der Zensur, dann aber ließ sich sein Verlag mit Ausnahme Gutzkows, der von 1842 dort sehr viel veröffentlichte, doch die eigentlich jungdeutschen Autoren entgehen. Deren Werke erschienen bei Campe, Cotta, Löwenthal (Rütten & Löning), Sauerländer und Hoff in Mannheim; zu Leipziger Verlegern: zu Wigand und J. J. Weber hatten sie mehr vorübergehende Beziehungen; und der Teubnersche Verlag war gleich gar nicht für Belletristik prädestiniert, er hatte seine bisherige philologische Tradition und für die damalige Literatur in politischen wie religiösen Dingen eine zu konservative Haltung. Die Anziehungskraft, die Verlag und junge Literaten aufeinander ausüben mußten, konnte deshalb naturgemäß nicht groß sein und wäre sicherlich noch geringer gewesen, wenn nicht auch für das Anknüpfen dieser Verbindungen der Ruf typographischer Eleganz Teubner zustatten gekommen wäre. Denn Teubner selber konnte sich zwar mit historischen Volksbüchern befreunden, zumal sie der neu eingerichteten Stereotypie Aufgaben stellten, hatte auch, wie bereits ausgeführt ist, für die Bedeutung der Presse den rechten Instinkt, aber sein literarischer Geschmack war durchaus altmodisch und das literarische Bedürfnis nicht sehr stark in ihm. Darin wurde er freilich durch Koch ergänzt, der überhaupt die neue Richtung im Verlag wesentlich gestärkt hat. Koch hatte mit Leipziger Literaten wie Diezmann näheren Verkehr und war auch in religiöser Beziehung viel mehr von der liberalen Zeitströmung berührt. So wird er für einige Jahre für die Buchhandlung von entscheidender Bedeutung, und Teubner mochte ihm freie Hand lassen, nachdem der wissenschaftliche Verlag ein so wenig erfreuliches geschäftliches Ergebnis gebracht hatte.

Die ersten Spuren der neuen Verlagstätigkeit sind 1839 zu bemerken. Damals tritt Teubner mit beliebten oder doch für einen besonderen Zweck geeigneten Autoren in Beziehung: mit Dr. Heyne wegen eines Napoleonbuches – er hatte ja die Zeit

miterlebt – und mit Falkenstein wegen einer Geschichte der Buchdruckerkunst. Beides war völlig zeitgemäß. Die Napoleonbegeisterung hatte jene eigentümliche Neubelebung erfahren, in Deutschland nicht minder wie in Frankreich, wo um diese Zeit Louis Philipp der Volksstimmung Rechnung trug und den Leichnam des Kaisers aus St. Helena in den Dom der Invaliden überführen ließ. Der tote Napoleon war eine Macht im politischen Leben geworden, man wollte von ihm wissen und nicht nur von ihm, von seinen Marschällen, von seinen Soldaten und der Garde. Man hatte, indem man vergangene Leiden vergaß, das Gefühl, daß mit ihm etwas Einmaliges, Großes aus der Welt geschwunden war, und sprach wohl wie Byron in ästhetischer Berauschung geradezu aus, daß der eine gewaltige Tyrann den vielen kraftlosen vorzuziehen sei. Der Wert des Heyneschen Buches ist gering, aber es ist mit seinen Schillerzitaten für den damaligen Geschmack bezeichnend. Die französische Revolution wird darin gerechtfertigt: „Sie wollte die Sache des philosophischen Rechtes verfechten." Es war „für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge" geschrieben, kam aber von der in der Zeit lebenden, über das Ziel gehenden Napoleonverherrlichung nicht los, so z. B. wenn bei Tauroggen einfach von Preußens „Abfall" gesprochen oder Napoleons Neigung zu einem dauernden Friedensschluß hervorgehoben wird. – In den gleichen Zusammenhang wie Heynes Napoleon gehört das 1841 erschienene Buch des Leipziger Arztes Becker (* r) „Andreas Hofer und der Freiheitskampf in Tirol". Das war ja so merkwürdig, daß neben und mit dem Napoleonkultus gleichzeitig der Kultus Blüchers, Schills und Hofers blühte. Mosens Hoferlied „Zu Mantua in Banden" war in aller Munde und wurde in keiner Darstellung, auch bei Becker nicht, weggelassen. Becker stand schon mehr auf dem Boden der deutschen Volksbewegung als Heyne, er hat die Leipziger Schlacht miterlebt und die Verwüstungen in und um Leipzig geschildert, die er als Lazarettarzt sehr gut beurteilen

konnte. Von solchen Erfahrungen kam man weniger zur Napoleonverehrung. Aus der Darstellung der Ereignisse, die er durch Berichte noch lebender Zeitgenossen zu ergänzen suchte, leitet er die Warnung ab, die auch Gegenwartsstimmung hatte: ein Volk solle sich hüten, „den süßen Schmeichelworten der Politik zu vertrauen, und mit sich zu Rathe gehen, ob auch seine Kräfte dem Unternehmen gewachsen sind“.

In anderer Weise war die Geschichte der Buchdruckerkunst zeitgemäß. 1840 stand die vierte Hundertjahrfeier der Gutenbergschen Erfindung bevor. Als Teubner Mitte 1839 mit Falkenstein sich über den Plan besprach, war es fast schon zu spät geworden, und zweifellos hat die literarische Durchführung des Werks unter der Hast gelitten, mit der es fertigzustellen war. Es sind aufzählende Partien darin, die den Eindruck des nicht genug Durchgearbeiteten machen. Das tut aber dem Verdienst des Ganzen nicht viel Abbruch und hat keinesfalls seiner damaligen Stellung unter der Jubiläumsliteratur Abbruch getan. Was es als typographische Leistung bedeutet, ist schon gezeigt. Und auch Falkensteins Verdienst bleibt groß genug, lediglich durch die Tatsache, daß er das Werk unter solchen Verhältnissen überhaupt noch rechtzeitig zum Abschluß brachte.

Das Jahr 1840 weckte gleichfalls die Erinnerung an Friedrichs des Großen Regierungsantritt, der hundert Jahre früher stattgefunden hatte. Das Beste bei dieser Gelegenheit brachte J. J. Weber heraus: Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, die von Menzel illustriert war. Von den Jungdeutschen veröffentlichte August Lewald ein Buch „Aus dem Leben Friedrichs des Großen“ (1840/41). Teubner gewann einen Autor, der bei gutem wissenschaftlichem Namen Anspruch auf eine klare volksmäßige Schreibweise erheben konnte, den Berliner Historiker Friedrich Förster. Teubner trat an Förster, mit dessen Schwager Karl Förster er bekannt war, reichlich spät heran, erst im Januar 1840. Aber dieser war für den Zweck gut vorbereitet, hatte bereits Friedrichs Jugend (1823), die Geschichte

Friedrich Wilhelms I. (1835) und der Höfe und Kabinette im 18. Jahrhundert überhaupt (1836–39) aus gleichem oder verwandtem Stoffkreis veröffentlicht. Er war kein geborener Preuße, aber die Kriegszeit von 1813–15 hatte ihn im Staate Friedrichs des Großen dauernd heimisch gemacht, und in dem ehemaligen Lützower und Freunde Theodor Körners war ein lebhaftes Gefühl für den militärischen Ruhm seines neuen Vaterlandes. Förster löst diese Aufgabe rasch und mit dem Geschick des literarisch Wohlgeübten. In vier Büchern schildert er den äußeren Lebensgang des Königs und die großen politischen Ereignisse, behandelt dann im fünften die innere Politik: „Friedrich II. absoluter Monarch und erster Diener des Staats", und fügt am Schluß noch 100 Seiten Anekdoten bei. Die Haltung war im ganzen freimütig, wie denn Förster in Berlin der „Hofdemagog" hieß, und an mehr als einer Stelle z. B. bei der Behandlung von Friedrichs Agrarpolitik merkt man an Standpunkt und Fragestellung den Einfluß der Reformer von 1806–13. Das Werk hat auch drei (Stereotyp-)Auflagen erlebt (2. A. 1842, 3. A. 1845), obwohl es freilich durch das heute noch lebende Kuglersche in den Schatten gestellt wurde, und es hätte wohl noch mehr Anklang gefunden, wenn die beigegebenen Lithographien nicht so unzureichend gewesen wären.

Ein unerschöpfliches volkstümliches Thema waren ferner Leben und Taten Gustav Adolfs, dessen Gedächtnis in der protestantischen Welt durch die große Feier von 1832 auf lange Zeit hin wiedererweckt worden war. Damals war das Lützener Denkmal eingeweiht und von dem Leipziger Superintendenten Großmann der Gustav-Adolf-Verein begründet worden. Mehr wie je stand der Retter des Protestantismus im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Der Leipziger Universitätsprofessor Ludwig Flathe, der Geschichtschreiber Mazedoniens, übernahm die Abfassung eines Werkes, das zunächst 1840, dann 1847 in zweiter Auflage erschien und – das ist für die Aktualität bezeichnend – die Absicht Otto von Corvins, über den

gleichen Gegenstand bei Hartknoch ein populäres Buch herauszugeben, vereitelte. Später schlug Flathe auch eine Geschichte des Papsttums vor. Besonders beachtenswert ist an der Biographie Gustav Adolfs die Verurteilung einseitig konfessioneller Tendenzen. Es ist die Zeit, in der das katholische Bewußtsein sich energisch geltend macht, die Zeit von Droste-Vischering und von Görres' Athanasius.

Am engsten von den Genannten schließt sich Friedrich Förster eine Zeitlang an den Verlag an. 1841 gibt er bei Teubner zusammen mit Gustav Schwab, der die Biographie schrieb, den Nachlaß seines Schwagers Franz Horn, des Berliner Literarhistorikers, heraus. 1842 folgt wieder ein dreibändiges populäres Werk mit Stahlstichen, die erheblich besser als die Lithographien der ersten Werke waren: ein Christoph Columbus, und endlich 1844 eine mehr fachwissenschaftliche Schrift: Wallensteins Prozeß. Der „Columbus" war Alexander von Humboldt gewidmet, der Förster manches Material geliefert hatte. Förster schickte ein Sonett auf ihn voraus, in dem er Humboldt als den größeren Columbus, als geistigen Erschließer der Welt pries, und auf dem Titelblatt stand Humboldts Name zwischen Washington und Franklin. Der Stoff selbst reizte das damalige Lesepublikum. Schon Campe hatte die meisten Entdeckungsreisen in pädagogischer Absicht beschrieben, und seit dem 18. Jahrhundert nahm die realistische Strömung, die solchen Themen entgegenkam, erheblich zu. 1828 hatte Washington Irving "The life and voyages of Christopher Columbus" seinen amerikanischen Landsleuten erzählt. Förster gab wie in seinem „Friedrich dem Großen" viel Quellenmäßiges, u. a. das Tagebuch von Columbus über die erste Reise, das erst 1825 vollständig publiziert worden war. – In „Wallensteins Prozeß" verteidigte Förster seine schon vorher (zuerst 1834) entwickelte Überzeugung von der Unschuld oder besser gesagt von der juristischen Unschuld Wallensteins. Denn eine immanente Gerechtigkeit findet Förster als Anhänger Hegelscher Gedanken

doch in dem wirklichen Ausgang: „Seine Schuld war" – so führt er aus –, „um es mit einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich anschloß, sondern der rückwärtsschreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint."

An den Columbus reiht sich inhaltlich die Marco Poloübersetzung von August Bürck an (1. A. 1845, 2. A. 1855). Bürck gehörte in seiner Leipziger Zeit dem Freundeskreis Schumanns, den Davidsbündlern, an, und obwohl er selbst als Schriftsteller großen Intentionen nachgegangen ist und vor allem Artusstoffe behandelt hat, ist er doch am bekanntesten als Mann der Dresdener Heroine Bayer-Bürck geworden. Mit Teubner hatte er noch als Redakteur des „Menschenfreundes" Beziehungen, eines „Volksblattes", das Teubner 1844 und 1845 für den Dresdener Tierschutzverein in Kommission vertrieb.

Mit der jüngsten Vergangenheit beschäftigte sich der Jenaer Polyhistor O. L. B. Wolff, der für gewöhnlich nur ganz große Themen in Angriff nahm. Er beschrieb den „Kampf der Franzosen in Algerien" (1. A. 1844, 2. A. 1846) und entwickelte die Vorgeschichte des Landes von der Karthagerzeit her. – Als Quellenschrift noch heute großer Beachtung wert sind die Briefe Oelsners an Staegemann, die die politische Stimmung in Paris zur Zeit der wiederaufgerichteten Bourbonenherrschaft spiegeln. Der vielumstrittene Dorow gab sie 1843 heraus. Zwei weitere historische Werke: Féréals Geheimnisse der Inquisition (1. A. 1845, 2. A. 1848, 3. A. 1862) und Boudin-Mouttets Geschichte Ludwig Philipps (1847), gehören als Übersetzungsarbeiten Diezmanns in einen andern Rahmen.

Von etwa 1845 ab läßt die Initiative für historische Schriften nach, und nur ein umfängliches Werk reicht wesentlich über dieses Jahr hinaus bis in die Zeit der „Bibliotheca" hinein: Gustav Klemms Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, die in zehn Bänden von 1843 bis 52 erschien. Klemm, seit 1834 Bibliothekar in Dresden, hatte fast seit seiner Kinderzeit kultur-

geschichtliche Gegenstände gesammelt und seit zwanzig Jahren Vorstudien zu dem Werke gemacht. Das Resultat war eine eigene Theorie der Kulturwissenschaft, die er in einem am 9. Juli 1851 der Wiener Akademie vorgelegten Referat folgendermaßen entwickelte: „Die Culturgeschichte hat die Aufgabe, nachzuweisen, aus welchen Elementen die Staaten sich bilden, welche Erscheinungen sie im Lauf ihres Lebens hervorbringen, wie sie wachsen, blühen und namentlich durch die Einfachheit und Harmonie ihrer Einrichtung eine unverwüstliche Dauer gewinnen; auf der andern Seite hat sie die Aufgabe, die Ursachen darzustellen, welche den Untergang derselben herbeiführen. Die Culturwissenschaft beginnt mit den materiellen Grundlagen des menschlichen Lebens, mit der Darstellung der körperlichen Bedürfnisse, deren Mitteln zu deren Befriedigung und den daraus entspringenden Erzeugnissen. Sie stellt sodann die menschlichen Verhältnisse in der Familie und in ihrer Erweiterung zum Staate dar. Der letzte Abschnitt derselben aber hat die Betrachtung der Ergebnisse menschlicher Erforschung und Erfahrung, sowie die geistigen Schöpfungen des Menschen in der Wissenschaft und Kunst zu entwickeln." Klemm teilte die Menschenrassen in passive, dunkle, die nur nächste primitive Bedürfnisse kennen, und aktive, lichte, ein, die die eigentlichen Träger der Kulturentwicklung sind. Als deren Urheimat und folglich auch als Wiege der Kultur betrachtete er die asiatischen Hochgebirge: den Himalaja und Kaukasus. Von da aus habe sich die aktive Menschheit nach allen Seiten verbreitet und die passive Urbevölkerung aufgesogen, zurückgedrängt oder wenigstens der Herrschaft entkleidet. So ist die Geschichte Wechselwirkung zwischen der aktiven und passiven oder besser gesagt: Einwirkung der aktiven auf die passive Menschheit. Nicht eigentlich in diesen Verlauf einzubeziehen blieb die Neue Welt, deren Entwicklung ebenfalls ausführlich behandelt wurde. In den letzten drei Bänden war die europäische Geschichte dargestellt, in

Bd. 8 Griechenland und Rom, in Bd. 9 das westliche und Bd. 10 das östliche Europa der christlichen Zeit. Das waren Programm und Disposition. Sieht man sich das fertige Werk näher an, so bleiben Belesenheit und Stoffülle anzuerkennen – als Unternehmen eines einzelnen ist es eine Leistung –, aber es muß auch gesagt werden, daß die Ideen mehr in den Einleitungen zu finden sind, als daß sie den Stoff durchdringen; ein ungewöhnliches Wissen rollt sich vor unseren Augen ab, aber es verwebt sich nicht, und das zur Vergleichung herbeigeschaffte Material bleibt vielfach unverglichen. Damit hängt zusammen, daß die stilistische Bewältigung nicht vollkommen ist. Das Werk ist voller schematischer Übergänge, die die Lektüre beeinträchtigen, und die im Grunde stets auf konstruktive Mängel hindeuten. Und wo Klemms Stil leichter wird wie in den „Freundschaftlichen Briefen“ (2. A. 1850), die in faßlicher Weise in seinen Gedankenkreis einführen sollen, da ist er voll von hohlem Spiel und zweckloser Geistreichelei. Aber noch einmal: das Programm ist zukunftsreich, und es ist nicht ganz unberechtigt, wenn Otto Hauser in seiner Weltgeschichte der Literatur auf Klemm als Vorgänger Gobineaus hinwies (1910 I, S. VI u. 466). In der Zeit seines Erscheinens hat jedoch das Werk weder Anklang noch Absatz gefunden, und auch der Versuch, Teilstücke abzugeben – an sich ein prekäres Unternehmen – hat dem schwerlich abzuhelfen vermocht. So fand die Reihe der volkstümlichen Geschichtsdarstellungen mit einem interessanten Versuche großen Stils ihren Abschluß. – Die Beziehungen, die bei den einzelnen Werken geknüpft waren, wurden auch weiterhin kultiviert. Flathe beschrieb das Leipziger Gutenbergjubiläum in einer besonderen Broschüre. Förster ging dem Verlag auch mit literarischem Urteil zur Hand und riet z. B. von einer Übersetzung der Souliéschen Memoiren des Teufels, die Heyne machen wollte, dringend ab, da Soulié noch bei weitem radikaler als die Jungdeutschen sei. Es könnte sein, daß mit Becker über eine Geschichte der Freiheits-

kriege verhandelt worden ist – leider bezieht sich die Korrespondenz auf mündliche Verhandlungen –, für die er Sporschil oder Kaiser vorschlug. Merkwürdig wäre es jedenfalls, wenn gerade dieser zugkräftige Gegenstand nicht erwogen wäre. Eine Geschichte der französischen Revolution von deutschliberalem Standpunkt, die O. L. B. Wolff anbot, wurde dagegen abgelehnt, statt dessen aber das obengenannte Gegenwartsthema vereinbart. Am wichtigsten von den historischen Autoren wird jedoch Falkenstein durch seine zahlreichen persönlichen Beziehungen für den Verlag.

Falkenstein war noch ziemlich jung Oberbibliothekar in Dresden geworden, und es mochte ihm wohl vorschweben, im kleinen Böttigers geistiger Nachfolger zu werden: des Herrn Ubique, der überall tätig, überall hilfsbereit und vor allem überall dabei zu sein verlangte. Falkenstein gehörte zu dem Kreise Tiedges, wurde dessen späterer Biograph und Nachlaßherausgeber, und liebenswürdiger Elogenmacher und geschickter Arrangeur, der er war, feierte er den alten, gütigen, immer noch rüstigen Herrn, der von manchem fast wie der Prophet einer leicht eingehenden, sanft erwärmenden Gemütsreligion angesehen wurde, bei allen festlichen Gelegenheiten. So stellt er auch die Fühlung mit einer Dresdener Literatengruppe her, die hauptsächlich den vornehmen Ständen angehörte. Nur mit Tiedge waren schon vorher flüchtige geschäftliche Berührungen gewesen in den Jahren 1833–35, die durch Böttiger zustande gekommen waren; aber sie hatten sich bald und nicht besonders freundlich gelöst. 1840 gibt zuerst der Oberhofprediger Ammon, den Teubner um ein Werk gebeten hatte, den Nachlaß von Nostitz und Jänckendorfs (Arthurs vom Nordstern) heraus, eines beliebten sächsischen Staatsmannes, dem man den Hauptanteil am Zustandekommen der Verfassung zuschrieb, der als Poet jedoch nur eine Lokalberühmtheit blieb. Freilich eine Lokalberühmtheit war er, und der Dresdener „Liederkreis“, ein spätromantischer Dichterzirkel, hatte den

„edlen Arthur“ zum Vorsitzenden gemacht. Als humane Persönlichkeit tritt er uns auch in den Dichtungen entgegen, der Toleranz das Wort redend:

> Die Körperwelt mag ungern Fesseln tragen,
> die Welt der Geister waltet unbeschränkt,
> und keine Erdenmacht darf ihr befehlen,
> den Irrthum statt der Wahrheit zu erwählen!

Als am 8. März 1841 Tiedge im Alter von 88 Jahren starb, übernimmt Falkenstein die Herausgabe des Nachlasses und legt schon wenige Monate später Tiedges Selbstbiographie bis 1804, dann eine Ergänzung bis zum Tode des Dichters und Lieder Tiedges und seiner Freundin Elisa von der Recke vor, im ganzen vier zierliche Bände, die in hellblauen guillochierten Umschlägen erschienen. Im dritten Bande waren Huldigungsgedichte an den „Sänger der Urania“ und den „Nestor der deutschen Dichtung“ abgedruckt, die kaum einen Geburtstag seiner Dresdener Zeit (1819–41) übergangen hatten, und fast der ganze Dresdener Schriftstellerkreis marschierte dabei auf: der Freischützdichter Friedrich Kind und Theodor Hell (Hofrat Winkler), der Übersetzer Karl Förster und Gotthilf August von Maltitz, der Verfasser des „alten Studenten“, den Tiedge nach einem seiner satirischen Werke den „Pfefferkörnermann“ zu nennen pflegte, Karl Adolf von Wachsmann und Ernst von Brunnow, Dichter und Vorkämpfer der Homöopathie zugleich, der zum Teubnerschen Verlag noch engere Beziehungen fand. Von bekannteren Nichtdresdenern waren Professor Hasse, der Hallische Verleger und Dichter Eberhard, Schink und der Leipziger Adolf Böttger, als Byronübersetzer bekannt, vertreten. Damit aber nicht genug, begründete man Anfang 1842 in Dresden ein Komitee, das zur „Beförderung der geistigen Kultur“ und „Unterstützung hilfsbedürftiger Dichter und Künstler“ eine Tiedgestiftung ins Leben rufen sollte, und das neben manchen anderen 1843 auch eine Kunstlotterie eröffnete. Jeder Entnehmer eines Loses erhielt ein „Album der Tiedgestiftung“, das bei Teubner

in Kommission erschien und in 4000 Exemplaren gedruckt wurde. Die Beiträge hierzu waren in ganz Deutschland gesammelt. Tieck, E. M. Arndt, Rückert, Andersen, Eckermann, Zschokke, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und viele andere, weniger bedeutende hatten eingesandt.

Aus dem Dresdener Kreise traten Hell (Winkler) und Brunnow mit dem Verlag in eine länger dauernde Verbindung: Hell mit einer Übersetzung aus dem Französischen, Brunnow mit Gedichten und Romanen. Brunnow war ein Unterhaltungstalent mit ernsthaften Intentionen. Von der Romantik hatte er Interesse für deutsche Vorzeit übernommen. Er schrieb einen Troubadour und einen Ulrich von Hutten (in zwölf Lieferungen 1842, 2. A. 1847). Im Hutten will er eine Schilderung der Reformationszeit in voller Lebensbreite geben, etwa wie das Arnim vorher in den Kronenwächtern versucht hat, alle Stände, alle großen Persönlichkeiten einer reichen Zeit sollen in ihrer Eigenart ergriffen und vollkommen geschichtsecht hingestellt werden. Aber „durch alles dies hindurch schreitet unaufhaltsam verwegen zum Ziel fort Ulrich v. Huttens geharnischte Gestalt". Man hält in Gedanken Konrad Ferdinand Meyers düster-schöne Huttendichtung daneben, um sofort, den Gegensatz von Schicksalsschwere und raschem vaterländischem Optimismus im Gefühl, ein weiteres Vergleichen abzubrechen. Zwischen Brunnow und Teubner bestand ein persönlicher Verkehr, der sich auch auf literarische Gegenstände bezog; so empfiehlt ihm Teubner die Lektüre von Zschokkes Selbstschau, die dann auch starken Anklang findet. Überhaupt entsprach die Dresdener Richtung wohl Teubners Geschmack, der sogar mit Klemm die Frage eines Dresdener Kunst- und Literaturblattes erwogen hatte. Winklers „Penelope" – ein damals vielgelesenes Taschenbuch des einflußreichen Redakteurs der „Dresdner Abendzeitung" – ist stets unter den Weihnachtsgeschenken für seine Frau. – Im ganzen: die Menschen, die bei diesen Unternehmungen kennen gelernt wurden, waren vortrefflicher als die Dichter.

Leipzig 4. Novb. 41

Erst jetzt, mein werthester Herr Teubner, werde ich von dem großen Unglück, welches Sie betroffen, von dem Verluste Ihres Sohnes unterrichtet. Könnte Ihnen der Ausdruck meiner Theilnahme, meines tiefsten Beileids in etwas wohl thun! Trost giebt es bei so unersetzlichen Verluste nicht; Kraft zur Entsagung, männliche Fassung ist das Einzige, was man Ihnen wünschen kann. Sie haben fürwahr schweren Opfer; Sie haben viel des Schmerzlichsten gebracht, u. das Schicksal wird Sie nun durch neues [illegible], den Lebensabend zu entschädigen suchen. Haben Sie doch die Güte, zwei Exemplare „[illegible]" durch Brockhaus u. Avenarius nach Paris zu richten für Heine

u. Richard Wagner, [die jetzt allge-
mein werden, um zum Verständniß
und über das Buch zu sprechen,
und bei diesen Werken am guten
[illegible] sein wird dergleichen
Conversationslexikon [illegible] Zeichen.

Wie viel macht man wohl
bei Ihnen gestern für den Bogen an,
gen Druckes eines Schauspiels —
50 Zeilen auf der Seite, 55 Buch-
staben auf die Zeile, die Namen der
Sprechenden mit in die Zeile gerückt
Es ist dabei nichts zu verdienen,
u. ein Geschäft wie das Ihrige kann
dergleichen wol nur thun, wenn eben
nicht volle Beschäftigung vorhanden
ist. Eine Auflage von 100 — als selbst
gedrucktes Manuscript sein — beiläu-
fige Kopien bitte ich in die Berech-
nung mit aufzunehmen, u. um
gelegentlich in zwei Zeilen Be-
scheid zu sagen.

Hochachtungsvoll Dr. H. La[illegible]

[Und nur [illegible] der [illegible] Buchhandlung [illegible] Druckerei [illegible] an Dr.

Gefühlvolle, humane Geister, die sich gern mit Hilfsaktionen befaßten, und die mit besonderer Vorliebe die Tierschutzbestrebungen förderten, aber an Können waren sie zweiten, dritten und vierten Ranges und in ihrem Geschmack wirklich altmodisch. Der wichtigste Inhalt der bisherigen Verlagsproduktion auf literarischem Gebiete war: einer dahingegangenen Generation wurde ein Grabdenkmal errichtet.

Inzwischen waren aber auch mit Vertretern der jüngeren Generation Beziehungen angeknüpft. Der erste und bedeutendste von ihnen war Heinrich Laube. Laube war 1832 nach Leipzig gekommen und bald darauf alleiniger Redakteur der altbeliebten „Zeitung für die elegante Welt" geworden. Der Tradition nach verkehrte er bereits damals im Teubnerschen Hause. Jetzt, nach mancherlei Erlebnissen und Verfolgungen Laubes, erschienen auch zwei seiner Arbeiten bei Teubner: 1842 der Prätendent, 1843 die Gräfin Chateaubriant. Der Stoff zu beiden entstammte der französischen Geschichte, die Laube durch einen längeren Pariser Aufenthalt nahegerückt war, der „Prätendent" behandelte die Frage nach dem Schicksal Ludwigs XVII., die Gräfin Chateaubriant das Los einer Geliebten Kaiser Franz' I. Übrigens lag dieser zweite Stoff in der Luft und war schon vorher, etwa 1836, von Otto von Corvin in einem ungedruckten Trauerspiel behandelt und wurde auch später von Pirazzi zu einer Tragödie verwandt (1856). Laube legte großen Wert auf den Roman und erklärte ihn Teubner gegenüber für seinen bisher besten. Schon aus diesem Grund wünschte er eine elegante Ausstattung und wandte sich deshalb an Teubner, obwohl er den Roman bereits vorher Max in Breslau angeboten hatte (3. Oktober 1842). Und nicht nur in dieser Forderung, auch im Honorar kam Teubner dem berühmten Autor weit entgegen und zahlte ihm bei einer Auflage von 750 Exemplaren 100 Louisdor (1500 M.), wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß das Exemplar 5 Rthlr. kostete. Trotzdem wurde die erste Auflage völlig ausverkauft.

Zwei weniger bekannte Autoren gaben sodann Teubner mehrere ihrer Bücher in Kommission: Friedrich Lyncker ein Lust- und Possenspiel „Irrungen der Eifersucht“ und ein Taschenbuch dramatischer Spiele „Scherz und Ernst“ (beide 1842) und der österreichische Weltpriester Wilhelm Gärtner einen Roman „Mac Lalor oder: Muß es eine Kirche geben?“ und eine Tragödie „Andreas Hofer“ (beide 1845). Die Hofertragödie ist, wie Maync feststellt, stark von Immermann beeinflußt, darf aber um deswillen besonders herausgehoben werden, weil sie von Friedrich Hebbel rezensiert wurde, der seine Besprechung damit schloß: Ich denke, der Leser wird sich den Dichter merken. Lyncker und Gärtner standen abseits von der eigentlichen Literaturbewegung. Der nächste zur jungdeutschen Richtung Gehörige war Otto von Corvin (Corvin-Wiersbitzki), der, ein medisanter Beobachter aller Erscheinungen des öffentlichen und besonders des Literaturlebens, 1840 nach Leipzig kam. Als früherer Offizier war er vollendeter Sportsmann und gab zur Pflege sportlicher Interessen eine Jagdzeitschrift und ein hippologisches Blatt „Der Marstall“ heraus (seit 1838), das eine Zeitlang bei Teubner gedruckt wurde. 1844 unternahm er mit Teubner einen illustrierten Sporting-Almanach, der u. a. auch einen Aufsatz Laubes über die „arabischen Pferde des Fürsten Pückler“ brachte, sowie zwei Taschenbücher für Jäger und Jagdfreunde (1845 u. 1846), deren zweites den jungen Gerstäcker im amerikanischen Jagdanzug auf dem Titelstahlstich abkonterfeite. Gerstäcker hielt sich damals nach einem abenteuerlichen amerikanischen Leben in Leipzig auf, war mit Corvin befreundet und unterstützte dessen literarische Pläne. Im übrigen paßte freilich Corvin, der mit vielen seiner Werke (Pfaffenspiegel, Illustrierte Weltgeschichte für das Volk) eine radikale Tendenz verfolgte, kaum in den Verlag, und so blieb seine Mitarbeit Episode.

Längere Dauer und bei weitem tiefergehenden Einfluß gewann von allen beteiligten Autoren nur August Diezmann, der etwa fünf Jahre hindurch (1844–1848) als die Seele aller litera-

rischen Verlagsunternehmungen zu betrachten ist. Er war damals vor allem durch journalistische Leistungen bekannt, gründete 1830 die „Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung“ und redigierte von 1834 bis zu seinem Tode (1869) die Allgemeine Modenzeitung (1799–1839 im Verlag des Industriecomptoirs, 1839–1865 der Baumgärtnerschen Buchhandlung, 1866–1903 von Dürr). Das schaffte ihm eine beachtetere Position im Tagesleben, wie das heute der Fall sein würde; der Geschmacksrichtung der Zeit entsprechend war die Unterhaltungsschriftstellerei viel höher bewertet. Der belesene und unendlich fleißige Diezmann steckte damals immer voller Übersetzungspläne, während seine eigenen Werke, die Goetheschriften wie die Romane, erst aus seiner letzten Lebenszeit stammen. „Diezmann“, so erzählt sein Freund Corvin, „beschämte uns alle durch seinen ungeheuren Fleiß; er bedeckte jeden Tag Bogen um Bogen mit seiner kleinen, mir fast unleserlichen Handschrift und fand dabei noch Zeit, alle Bücher und Journale durchzustöbern. Er war ein förmliches Konversationslexikon und immer freundlich bereit, sich aufschlagen zu lassen; dabei ein lieber, braver, herzensguter Kerl, der, glaub' ich, keinen einzigen Feind hatte.“ Diezmanns erste Unternehmungen, Übersetzungen von Werken, die in erster Linie für französische Leser berechnet waren, sind nur erklärlich, wenn man das Interesse der damaligen Bildungsschicht für französische Zustände in Betracht zieht. Die meisten Jungdeutschen gingen nach Paris, fühlten sich dort wohler, und mit den deutschen Verhältnissen verglichen war die Regierung des Bürgerkönigs selbst unter dem Ministerium Guizot liberal. Diezmann und wahrscheinlich auch Koch waren von dieser französischen kulturfreundlichen Richtung beeinflußt. Es muß jedoch betont werden, daß Diezmann keineswegs das ruhige, man könnte sagen: geschäftliche Urteil über ausländische Literatur verlor. Er hat wiederholt, auch bei Büchern, die dann herausgebracht wurden, geltend gemacht, daß sie für ein deutsches Publikum wenig geeignet wären. Dazu kommt,

daß die französischen Schriften eine sehr fortgeschrittene Illustrationstechnik besaßen, was Teubner für sie eingenommen haben wird und bei den „Malerischen Wanderungen durch Paris“ sogar für Annahme entschied. Erst durch die Übersetzungen wird der Holzschnitt in die Teubnerschen Verlagswerke eingeführt, und es ist nur zu bedauern, daß sich Teubner um diesen Zweig des Buchgewerbes so wenig gekümmert hat, dem z. B. J. J. Weber seine meisten Erfolge verdankt. Beinahe in allen Werken sind die Bildstöcke von fremden Firmen geliehen.

Wenn man von der einigermaßen apologetischen Geschichte Ludwig Philipps absieht (von Amédée Boudin, Paris, au Bureau de la publication 2 Vol. 1847, deutsch von Diezmann gleichfalls 1847), enthalten die damaligen Verlagswerke reichlich viel soziale, politische und kirchliche Kritik. Aus dem Text zu Grandvilles berühmten Tierkarikaturen, an dem übrigens Balzac, Alfred de Musset, Nodier mitgearbeitet hatten (1846), wurden Anspielungen, die nur französischen Lesern verständlich blieben, entfernt und andere auf deutsche Verhältnisse, so gut es gehen mochte, übertragen. Immerhin war ja die Vermenschlichung der Tiere und die damit verbundene charakterologische Deutung seit Jahrtausenden üblich und vieles bei der unbestreitbaren Güte der Karikaturen ohne weiteres verständlich, so daß das Werk wohl nur deshalb schlecht gegangen ist, weil der Preis von 5 Rthlrn. zu hoch und der in Frankreich geschätzte Künstler in Deutschland zu unbekannt war. – Soziale Polemik, wenn auch in künstlerisch spielender Form, äußerte sich in den „Malerischen Wanderungen“, die zunächst eine Art Führung durch Paris unter historischem Gesichtspunkte waren (1. A. 1844/45, 2. A. unter dem originalen Titel Die Straßen von Paris 1848). Aber der in Vergangenheit und Gegenwart wohlbewanderte Führer sieht überall eins: den Kapitalismus und die Leiden, die er zu allen Zeiten über Frankreich gebracht hat. So in der Rue St. Florentin. Dort haben der Graf von St. Germain und Talleyrand gewohnt, lebte früher die alte Finanz-



Vorwort.

Allgemeine Thierversammlung.

Es hat sich kürzlich, ohne daß eine der europäischen Großmächte etwas davon wußte, ein Ereigniß zugetragen, über das man sich allerdings in unserer constitutionellen Zeit nicht gerade zu wundern braucht, das aber der Oeffentlich=



größe Bernard und lebte damals die neue: Rothschild. Und heute, setzt der Erklärer in Gedanken hinzu, heute stehen die Bankiers nicht unter, sondern neben den Königen. Die aktuellen Persönlichkeiten des damaligen Paris: Lamartine, Thiers, Guizot, spielen nicht minder eine Rolle in dem Buch, das im ganzen einen höchst geschickten journalistischen Versuch darstellt, alle Merkwürdigkeiten von Paris in interessanter und kenntnisreicher Weise zu schildern. Wie die politisch-soziale in den „Wanderungen" kommt in einem Roman von M[me] de Luberwick, den „Geheimnissen der Inquisition" (1. A. 1845, 2. A. 1848, 3. A. 1862), die antihierarchische Tendenz zum Ausdruck. Und wenn auch die Inquisition selbst nicht mehr zu bekämpfen war, wird doch am Schluß der erregte Unwille auf die Jesuiten abgeleitet. Damit war den Neigungen der Zeit reichlich Tribut gezollt: den französischen wie den radikal-liberalen, und damit war im Verlag eine Richtung zur Geltung gelangt, die der bisher vorhandenen Grundrichtung stark widersprach.

Aber der Experimente sind es noch nicht genug: Auch der Versuch, französische Jugendschriften in Deutschland einzubürgern, wird gemacht, nachdem für das Almanachjahr 1844 bereits ein von Dr. Andreas Sommer herausgegebener Jugendalmanach erschienen war, für dessen nächsten, freilich nur geplanten Jahrgang Zschokke zwei Erzählungen einschickte. Was derartiger Literatur damals einen Aufschwung gibt, ist wiederum der Holzschnitt. Ludwig Richter und Oskar Pletsch haben ja in diesen Jahren viel für Kinder gezeichnet. Auch hier ist es leider nicht das Bestreben des Verlags, mit deutschen Künstlern Fühlung zu suchen, sondern der Grundstock des Unternehmens entsteht dadurch, daß man mit dem Pariser Verleger S. Hetzel ein Abkommen trifft und aus dessen Jugendschriften unter Übernahme der Klischees eine Anzahl übersetzt, wobei fast ein Hoffmannsches Märchen aus einer Bearbeitung von Dumas ohne Kenntnis des Sachverhalts ins Deutsche zurückübersetzt worden wäre. Die Texte sind von Dumas, P. S. Stahl, Nodier,

Gozlan, P. de Musset, Bedollierre, die Illustrationen von Bertall und Johannot. Die Übertragung stammt wieder von Diezmann. Die meisten Erzählungen erschienen übrigens zweisprachig.

Die erfolgreichste Jugendschrift aber, die bis heute immer wieder aufgelegt wurde (1900 21. Auflage), war der „Neue Robinson“, „Sigismund Rüstig, der Bremer Steuermann“, den nach mündlicher Tradition Heinrich Laube auf Grund von Marryats “Masterman Ready” für den Verlag bearbeitet hat. Den deutschen Titel hatte Teubner selber gefunden. Sie erschien zuerst Weihnachten 1843. Es ist die Geschichte einer deutschen Kaufmannsfamilie, die Schiffbruch leidet, unter der Obhut eines alten vielerfahrenen Steuermanns sich glücklich auf eine Insel rettet und dort durch ein im Augenblick höchster Gefahr ankommendes Schiff vor der Überwältigung durch Wilde gerettet wird. Nur der, dessen Arbeit man die Rettung verdankt: Sigismund Rüstig, muß sein Leben dafür lassen. Ein solcher Stoff wird in der Tat die Jugend immer interessieren, denn zu dem Abenteuerreichen kommt der Reiz aller Robinsonaden hinzu, daß es gelingt, aus dem Nichts existenzermöglichende Verhältnisse zu schaffen. Rousseau und nach ihm mancher deutsche Pädagog hatten ja sogar den erzieherischen Wert solchen Wiederholenmüssens der Kultur gepriesen. So kam es, daß Daniel Defoes Riesenerfolg in Marryats Buch eine kleine Nachblüte erlebte. Eine französische Übersetzung von Charles Brandon, einem Leipziger Sprachlehrer, brachte Teubner gleichzeitig heraus, sie erschien in drei Auflagen.

Einige originale Werke sind minder erfolgreich. Gleichfalls 1845 behandelt der Leipziger Pädagog Hauschild, der Förderer der Schrebervereine, den südamerikanischen Befreiungskampf unter dem Titel „Bolivar und San Martin“. „Die wohlbenutzte Stunde“, „Der heilige Christ, das rechte Weihnachtsbuch für gute Kinder“ und eine „Kleine Bibel für Kinder“ mit 460 Holzschnitten sowie eine ganze Anzahl historischer Jugendschriften (Weidinger, Friedrich der Große; Göhring, Columbus und

Deutschlands Schlachtfelder) reihten sich an. 1849 werden auch Andersens Märchen von Lorck übernommen, die seitdem in drei verschiedenen deutschen und einer französischen Ausgabe (von Brandon) viele Auflagen erlebt haben.

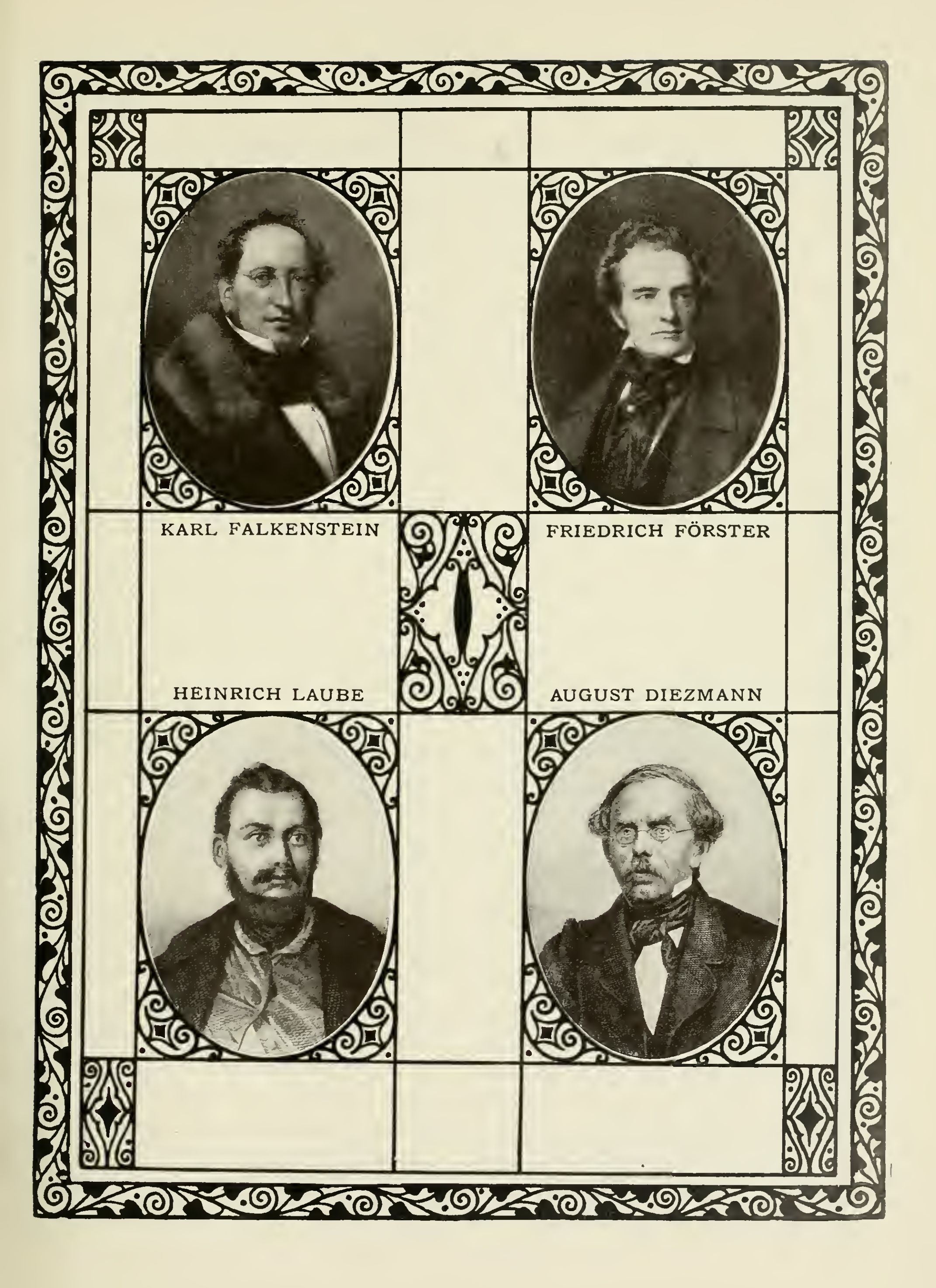
Damit sind wir aber erst an der Schwelle der eigentlichen Diezmannunternehmungen. Die nächsten gingen noch viel mehr ins Große. Vor allem galt es, das unerschöpfliche Lesebedürfnis des deutschen Publikums geschäftlich zu benutzen. Und das war wohl am besten dadurch zu erzielen, daß man ein Sammelunternehmen von billigem Preis und bequemer Anschaffungsmöglichkeit gründete, das zugleich bedeutende Autoren aufwies. Der letzte Punkt scheint der schwerste, scheint es nur, denn in den vierziger Jahren konnte man die modernsten ausländischen Autoren ohne weiteres in Übersetzungen herausbringen. Noch bestand ja keine Literaturkonvention, und nur, wenn man auf Benutzung der fremden Klischees angewiesen blieb, war eine Verständigung mit dem ausländischen Verleger nötig. So erklärt sich das Aussehen der neuen „Belletristischen Welt", die von 1846 unter Diezmanns Leitung herauskam: auf neun fremde Autoren, die Franzosen Ferry (Bellemarre), Dumas, Sue, George Sand, die Engländer Dickens, Ainsworth, Thackeray, den Dänen Blicher und den Schweden Wetterbergh (Onkel Adam) kommt ein deutscher, Heinrich Laube, der mit der zweiten Auflage der „Gräfin Chateaubriant" die Sammlung eröffnete. Freilich die bequeme Übersetzungsmöglichkeit hatte ihre Gefahren, fast alle vielgelesenen Bücher erschienen zu gleicher Zeit in mindestens drei oder vier Übersetzungen: bei Brockhaus, Hartleben, Franckh, im Grimmaischen Verlagscomptoir, in Budapest oder sonst irgendwo. Und den gleichen Gedanken wie in der „Belletristischen Welt" hatte Franckh in Stuttgart mit dem „Belletristischen Ausland" zu verwirklichen gesucht.

Um die beiden Sammlungen doch deutlich voneinander abzugrenzen, macht man den Versuch, deutsche Originalromane außer der „Gräfin Chateaubriant" zu gewinnen und wendet sich

zu diesem Zweck im Frühjahr 1847 an einen merkwürdigen Autor, an den Wiener Groß-Hoffinger, eine catilinarische Existenz der Literatur, der immer Fehden mit Größeren hatte. Groß-Hoffinger war bereit und schlug fünf Stoffe zur Auswahl vor: Napoleon in Dresden, Kaiser Joseph, 1830, Der Arzt, Hofleben, und verlangt 10 Rthlr. für den Bogen der ersten Auflage bei einem Gesamtumfang von 40 Bogen. Man wählt davon „1830", es schien der zugkräftigste Titel zu sein, seit Rellstab mit seinem 1834 ans Licht getretenen Roman: 1812, der heute in einer Neuausgabe noch stark verkauft wird, einen großen Erfolg gehabt und endlos nachgeahmt worden war. Freilich bereute man gerade diese Wahl, denn der Roman fiel sehr radikal aus, so sehr, daß nicht die Firma B. G. Teubner, sondern B. Hermann, Leipzig, auf dem Titelblatt genannt wurde. Trotzdem fand der Roman so gut wie keinen Absatz, und die belletristischen Bestrebungen erreichten ihr Ende.

Natürlich veranlaßten diese belletristischen Versuche auch relativ viel Angebote, von denen kein Gebrauch gemacht wurde. So bot der Byronübersetzer Adolf Böttger eine Sheridanübersetzung, boten Herloßsohn, Braun von Braunthal, Franziska von Stengel und noch minder Bekannte ihre neuesten Produkte an. Wissenswert um des Mannes willen ist es vielleicht, daß 1843 auch der Tübinger Germanist Adalbert von Keller ein Buch: Romfahrt, Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italienischen Bibliotheken, und um des Themas willen wissenswert, daß der Leipziger Literat Ludwig Köhler eine Geschichte der Universitäten vergeblich in Vorschlag brachten.

Die moderne Bildungstendenz kommt noch in zwei anderen Unternehmungen zum Ausdruck, die gleichfalls Diezmann leitet, einem kunstgeschichtlichen Prachtwerk: Geschichte der flamländischen und holländischen Malerei, und einem nur begonnenen „Allgemeinen Zeitungs- und Konversationslexikon unserer Zeit". Der Text des kunstgeschichtlichen Werks war aus dem Französischen übersetzt und stammte von dem kenntnisreichen


KARL FALKENSTEIN
FRIEDRICH FÖRSTER
HEINRICH LAUBE
AUGUST DIEZMANN



Romancier Arsène Houssaye, auch die Bilder, von denen nur die Hälfte und durch ein Versehen die geringwertigeren ausgewählt wurden, waren von französischen Kupferstechern angefertigt. Houssaye ist Kunstphilosoph und will nicht allein die Technik würdigen, dabei ist er von der Bedeutung der Niederländer in der Malerei durchdrungen. Die Bilder sind stärker in der Zeichnung als in der Tönung und die Landschaften besser als der menschliche Körper wiedergegeben. – Der Lexikonsplan kollidierte mit einem genau entsprechenden von Brockhaus. Im Februar erschien die erste Lieferung bei Teubner, im März begann die Brockhaussche „Gegenwart" (1848–54). Die Brüder Brockhaus, denen sehr viel gerade an dieser Weiterführung ihres größten Verlagsartikels lag, verständigten sich mit Teubner und erreichten die Einstellung des Teubnerschen Werkes gegen Übernahme der bisherigen Kosten.

So schließt Diezmanns Tätigkeit für Teubner mit vollem oder teilweisem Mißglücken dreier großer Pläne, und seine Beziehungen zum Verlag schlafen nun allmählich ein. 1850 liefert er, der jetzt mehr zur Zeitungspraxis überging, ein ausführliches Gutachten über das Dresdner Journal; 1851 regt er an, Lexika für Gymnasialzwecke aus dem Englischen zu übersetzen und ein deutsches Wörterbuch unter besonderer Berücksichtigung der Technik in Angriff zu nehmen. Er wandelt sich zeitentsprechend, aber originalere wissenschaftliche Pläne treten wieder bei Teubner in den Vordergrund. – In der Beurteilung des Zeitbedürfnisses war Diezmann durchaus im Recht, und von seinen ersten Übersetzungen ist manches, z. B. Féréal und die Malerischen Wanderungen, gut gegangen. Daß das Übersetzungsprinzip übertrieben wurde, war ein Fehler, ist aber nicht allein Diezmanns Schuld. Seine Briefe zeigen, daß er den Verlag nach Kräften gut und sachlich beraten hat, daß er stets die Frage aufwarf, ob ein Buch auch in Deutschland Leser zu finden vermöchte, und er hat vor manchem mit oder ohne Erfolg gewarnt. Sicher waren es auch wohl weniger einzelne Mißgriffe, sondern

der Charakter des Verlags im allgemeinen, der eine günstige Entwicklung belletristischer Absichten gehindert hat.

Es fehlte dem Verlag zunächst an Fühlung mit deutschen Schriftstellern, vor allem mit modernen deutschen Schriftstellern, ohne die auf die Dauer nichts zu erreichen ist. Die Bekanntschaft mit Laube war Zufall, und seine Mitarbeit blieb Episode. Ein belletristisches Sammelorgan, wie es in älteren Zeiten der Almanach (etwa Brockhaus' Urania) oder stets die Zeitschrift war, fehlte, und der Dresdener Plan hätte, auch wenn er verwirklicht worden wäre, kaum zu den rechten Ergebnissen geführt. Denn der literarische Fortschritt ging nicht von Dresden aus, dort saßen oder dominierten wenigstens die beati possidentes eines mehr oder weniger bescheidenen schriftstellerischen Renommees, neben denen die jüngeren Künstler, Richard Wagner, Gutzkow (1847/61), Gustav Freytag (1847/48), Mosen (seit 1834), noch wenig zur Geltung kamen. Mitentwicklung mit der literarischen Bewegung ist aber Grundbedingung eines dauernden buchhändlerischen Erfolges. Weiterhin fehlt die volle Ausnutzung der zeitgemäßen Illustrationsmöglichkeiten. Die besten Bilder, Holzschnitte wie Kupferstiche, hatte man ja von ausländischen Verlegern bezogen, die Illustrationen, die für die Geschichtswerke angefertigt wurden, vielfach Lithographien aus Binders Kunstverlag oder Stahlstiche von Payne, waren zum Teil von fragwürdiger Güte. Aber das Publikum, schon durch französische Werke und bald auch durch J.J.Weber verwöhnt, begnügte sich jetzt mit solchen Bildern keineswegs. Dann aber waren auch wohl für die belletristischen Werke die geeigneten Vertriebseinrichtungen und buchhändlerischen Beziehungen nicht da. Gewissermaßen als Eingeständnis dieses Mangels kann angesehen werden, daß sich Teubner für seine frühesten historischen Werke mit anderen Firmen: Goedsche in Meißen, Goedsche in Chemnitz (Robert Binder) und Pietzsch in Dresden verband, obwohl die Ideen offenbar von ihm stammten und der Autorenverkehr ganz in seinen Händen lag. Mehr-

fach versuchte man es mit Subskription, bei Falkenstein mit Glück, wie die Liste von nahezu 1300 Vorbestellern beweist, bei Houssaye mit totalem Mißerfolg. Inseriert wurde vor allem in der „Illustrierten Zeitung", ab und zu auch in größeren Tageszeitungen, und erfahrene Autoren, wie Laube, stellten die nach heutigen Begriffen lächerlich kleine Versandliste der Rezensionsexemplare gleich selber auf, schrieben wohl auch Waschzettel und Prospekt. Und in den 10–12 Zeitungen, von denen man Besprechungen erwartete, glaubte man noch dazu das Inserat sparen zu können. Aber je mehr sich ein Verlag auf bestimmtem Produktionsgebiet erst durchsetzen muß, um so weniger erweisen sich diese Maßnahmen allein als ausreichende Anspannung der Vertriebsmittel. Und wenn auch durchaus nicht jedes Buch, das damals erschien, im Absatz zu wünschen ließ, und manche es sogar in kurzer Zeit zu mehreren Auflagen brachten, so war doch um 1848 das Gesamtergebnis das: die belletristischen Verlagsbestrebungen waren nicht durchgedrungen.

Das Seitenstück zu dem belletristischen Versuch sind die Anfänge eines realistischen Schulverlags. Die realistische Strömung gewinnt in den dreißiger Jahren in Sachsen stärkere Bedeutung. Wir haben die Zeit in ihren Verkehrsunternehmungen und ihren wirtschaftlichen Absichten bereits oben geschildert, wo von der Umwandlung des Druckereibetriebs die Rede war. Als pädagogisches Resultat ist jetzt hinzuzufügen: 1831 entsteht die Leipziger Handelsschule, 1832 die Höhere Bürgerschule unter dem bedeutenden Realschulmann Karl Vogel, 1836 die Chemnitzer Gewerbeschule, der 1837 auch eine Baugewerkenschule folgte. Schon Vogels erster Organisationsplan, eine Programm- und Propagandaschrift für das Realschulwesen, war 1833 im Teubnerschen Verlag erschienen. 1845 schloß sich, in langem Abstand, eines der frühesten Realschulblätter: Graefes und Clemens Pädagogische Zeitung an, die in entscheidenden Jahren neben Diesterwegs Rheinischen Blättern

und Magers glänzend geleiteter Pädagogischer Revue den Realismus vertreten hat, sich aber trotzdem nur drei Jahre hielt. Sie brachte schon in ihren ersten Heften die Aufforderungen Graefes und Vogels, eine besondere Realschulmännerorganisation zu gründen, die zu der Meißener Tagung vom Herbst 1845 führten. Gleichzeitig und unabhängig voneinander entstanden, waren diese Kundgebungen der beste Beweis, daß ein zwingendes Bedürfnis zur Sammlung vorlag. Und in ganz ähnlicher Richtung liegt ein lexikalisches Unternehmen, das zu Beginn der vierziger Jahre Feller, der Direktor der Gothaischen Handelsschule, herausgab: ein auf drei Länder zugeschnittenes deutsch-französisch-englisches Wörterbuch, das bis heute noch vielfach neu aufgelegt worden ist. Später wurden noch andere moderne Sprachen mit einbezogen, und immer blieb das internationale Bedürfnis bei der Sammlung berücksichtigt, so daß z. B. nicht nur deutsch-spanische, sondern auch französisch-spanische und englisch-spanische Wörterbücher aufgenommen wurden. Und von einem Lehrer der 1840 begründeten Plauener Gewerbeschule, Friedrich Kohl, erschien 1845 ein Leitfaden „Elemente von Maschinen" (2. A. 1858), ein Anfang, der um deswillen bedeutsam ist, weil sich daraus der spätere mathematische Verlag entwickelt hat, zu dem man über einzelne technische Werke kam.

Weniger Wichtigkeit besitzt die medizinische Abteilung, obwohl sie damals Werke aufzuweisen hat wie das Lehrbuch der Physiologie des Dresdener Professors Friedrich August Günther, das Dr. Otto Funke nach Günthers Tode fortgeführt hat (1. Bd. 1845, 2. Bd. 1853). Selbst auf diesem Gebiet ist bezeichnenderweise die Lust stark, Übersetzungen fremder Werke zu veranstalten: so verdeutscht Frankenberg 1846 Lisfrancs Operative Medicin und Herzog 1844 Andrals Versuch einer pathologischen Hämatologie. Medizinische Erziehungsliteratur bietet Parallelen zu heutigen Tagesinteressen: 1843 ein „Recept zu einem gesunden und langen Leben", zehn Jahre darauf

Werden Sie mein
(Sie sind mir zu Ih
nicht besprochenen Ge
Zinsen verwenden
einer Republik be
wir ja nicht hören,
von den köstlich
entworden. A
Lichen dieses
abwesend; denn
an einen Frau
ältester Sohn, ich
daß gibt er, mit Ih
gewaltet. Jetzt ist
Ich schreibe Ihne
für Ihren Geb
Ihr freundlic
Leben Jesu kom
als ein Denkm
christlichen Kunstgal
Sichtbares in dies
sich auf ihrem S
und ich kannte
sogleich meine
zu schildern, der
als Künstlern

leben, wenn
wenig genü
Frankreich
auch einem
wir mit Sie
einen kleinen
Vergleich, wo
der gelungen
sind alles übe
Sie den Ge
der Verwal
Bücher (nach
nur wenig Zei
aufgeschrieb
und Gelder
Ihren Namen
gemacht; ich
finden, daß
Münzen bezah
Beziehungen
Sie schreiben
stand. Sie s
Jahre von
weg, wenn
fallen; aber
ich Ordnung,
und dort gün
verschwieg. i

[illegible], 14. September 43
[illegible]

Werden Sie mir ja nicht böse, mein lieber Herr [illegible],
(Sie sind mir zu lieb geworden, als daß ich Sie mit
nichtssagenden Gelegenheitsworten und Titeln
[illegible] erwidern könnte; auch haben Sie ja in der letzten
[illegible] bei uns gewohnt,) also: werden Sie
mir ja nicht böse, daß ich Ihren freundlichen Brief,
von dem köstlichen Geschenk begleitet, so spät be-
antwortet. Aber ich war auch einer [illegible]
lichen [illegible] ([illegible] im schönen [illegible],)
[illegible]; denn, kaum heimgekommen, wurde [illegible]
an meiner Frau [illegible], so daß selbst mein
ältester Sohn, ihr Arzt, an Rettung zweifelte. Und
doch hat er, mit Gottes Hilfe, seiner Mutter das Leben
erhalten. Jetzt ist sie in vollem Wege zur Genesung.
Ich schreibe Ihnen nur so [illegible], und danke Ihnen
für Ihre Gabe nur so herzlicher.

Ihr Prachtwerk von [illegible] Bildern aus dem
Leben Jesu kam, abgesehen von seinem Inhalt,
als ein Denkmal unserer fortgeschrittenen [illegible]
[illegible]. Ich [illegible] mich noch [illegible]
[illegible]. Meine liebe Kranke möchte
sich auch ihrem [illegible] werden.
[illegible], das Buch
und ich konnte mich nicht enthalten, das Buch
sogleich meinem [illegible] Bruder zur [illegible]
zu schildern, der nun, in einem Brief, seine Bewunderung,
als Kunstkenner, aussprach.

aber, wenn auch minder gewagt, doch gefällig und
recht gemüthlicher sind Ihr Robinson und Jugendalmanach.
herausgegeben sind vom Holze [illegible]. In [illegible]
[illegible], aber nicht so bequemlich bewegen kann,
wie ein [illegible] Bilderbuch(?). — Sie verlangen von mir
einen kleinen Beitrag für künftigen Jahrgang des Almanachs.
Ungeachtet, auch dem werthvollsten schon seiner Anlage nach einem
der gelungensten für Unterhaltung und Belehrung der Jugend,
sind alle übrigen Zuthaten(?) [illegible] Kleinigkeiten. Sagen
Sie dem Herrn Herausgeber, er solle doch auch das Gemüth
der Kinder bilden, etwa wie im 5.ten Theil der Bildergallerie(?)
Bücher (mit den Zeich. u Gedicht.) Ich weiß aus Erfahrung,
wie wichtig solch ein Bild [illegible] und wie
[illegible] jugendlichen [illegible]
und Gottes [illegible]. Ich sage das aber nicht, um damit
Ihrem Wunsche zu entgehen. Sie haben mich zu Ihrem Schuldner
gemacht; ich sinne und suche aber vergebens, etwas zu
finden, das Ihnen dienen könnte. Wollen Sie mit ganz kleiner
Münze bezahlt seyn? — Ich wag' es, Ihnen ein paar winzige
Erzählungen durch eine meiner Töchter abschreiben zu lassen.
Sie scheinen sich für die Jugend zu eignen durch ihren Gegen-
stand. Sie sind noch nie gedruckt und schon vor mehreren
Jahren von mir geschrieben worden. Werfen Sie sie
[illegible] nicht ge-
nug, wenn sie Ihnen und Ihren [illegible]
fallen; aber erkennen Sie [illegible], wie gern
ich immer, Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen
und dankbar seyn möchte, mit wie freundschaftlicher Hoch-
achtung ich bin

Ihr ergebenster
Heinr. Zschokke

... auch minder glänzend, dennoch gefällig und
... liegen sind Ihr Robinson und Jugendschriften
... gaben sind mein Stolz geblieben. Sie werden
..., aber nicht so bequemlich bewegen kann,
... Buch [illegible]. — Sie verlangen von mir
... Beitrag für künftigen Jahrgang des Almanachs.
... ich dem [illegible] Plan Ihrer Anlage, einen
... [illegible] für Verwaltung und Belohnung der Jugend,
... [illegible] zu Zeiten [illegible] Kleinigkeiten. Sagen
... Herausgeber, er solle doch auch das Gemälde
... einsenden, welches ein 5ter Theil der [illegible]
... [illegible] übersetzt.) Ich weiß mich zu entsinnen,
... solch ein Bild entgegengegangen und weiß:
... [illegible] jugendliche [illegible] ergänzt
... Tugend. Ich sage doch aber nicht, wie dennoch
... zu entziehen. Sie haben mich zu Ihrem Schuldner
... einen und sich aber vergeben, welches zu
Ihnen dienen könnte. Wollen Sie mit ganz kleinen
... Sorge? — Ich wage es, Ihnen ein sehr winziges
... durch einen meiner Söhne abschreiben zu lassen.
... für die Jugend zu eigen [illegible] –
... und noch nie gedruckt und schon vor mehreren
... mir geschrieben worden. Werfen Sie Sie
... Sie Ihren und Ihrem Sammler nicht ge-
... erkennen Sie meine Wichtigkeit darin, mein ganz,
Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen
möchte, und mein freundschaftlicher Ergeb-
... bei

Ihr ergebenster
Heinr. Zschokke.

von dem Leipziger Gynäkologen Jörg: „Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung“ und „Gesundheitskatechismus für die Jugend und für Erwachsene“. Und eine Laie, der Huttendichter Ernst von Brunnow, trat auf Grund persönlicher günstiger Erfahrungen für „Hahnemann und die Homöopathie“ ein. Nicht viel später war ja ein großer Bucherfolg auf populärmedizinischem Gebiet zu verzeichnen: Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen, das zuerst 1855 (1897 16. A.) veröffentlicht wurde. Und auch daß ein Schriftchen von Choulant, Der Curgast in Franzensbad (1845, 2. A. 1851), ziemlich rasch hintereinander zwei Auflagen fand, verschärft das Bild von den literarischen Bedürfnissen der damaligen Zeit.

Schließlich ist der Verlag noch bis zu einem gewissen Grade an den eigentlichen Kampfgegenständen von damals, an Theologie und Politik, beteiligt. In der Theologie sind es – abgesehen davon, daß Bibel und Gesangbuch seit den dreißiger Jahren in vielen Tausend Exemplaren gedruckt werden – zwar meist Werke irenischen Charakters; dafür spricht schon, daß ein Katholik, der Erzbischof Pyrker in Erlau, damals eine sehr bekannte Persönlichkeit, den Cotta sogar unter die deutschen Klassiker einreihen wollte, die Verse zu einem religiösen Prachtwerk verfaßte: zu den „Bildern aus dem Leben Jesu und der Apostel“, das hauptsächlich in guten Stahlstichreproduktionen von bekannten Gemälden bestand (1. A. 1842, 3. A. 1855). Außerdem erscheinen von dem freisinnigen Katholiken Theiner, einem Vorläufer des Modernismus, wie man ihn vor kurzem genannt hat, neben anderem die Schriften über „Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit“ und über „Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche“ (1845/46) und sogar ein lateinisches Werk über Kirchenrecht von Tamburinus. Die Erbauungsliteratur fehlte nicht: Predigten der Leipziger Kanzelredner Naumann, Großmann und besonders von Kochs Lieblingsprediger Harleß. 1847 wird von J. J. Weber eine Thomas a Kempisausgabe übernommen, die Schlick illustriert hat, und

neben vielen andern großen und kleinen Ausgaben wird sie noch lange geführt. Und in Eduard Silesius (v. Badenfeld) ist ein religiös gestimmter, aber eigene Wege gehender Bekämpfer modern-kritischer Tendenzen vorhanden, der, wie er es selbst bezeichnet, in seinem „Neuen Buch von den göttlichen Dingen" einen „Strauß mit Strauß" ausficht. Eine Zeitschrift der Lichtfreunde: die „Erbauungsblätter" scheint wenigstens bei Teubner gedruckt zu sein. Die Broschüren berücksichtigen in erster Linie das Streng-Sachliche, hauptsächlich Ökonomisch-Statistisches, Gewerberechtliches, Verkehrswesen usw. Nur zwei Schriften von Meinert über das neue sächsische Urhebergesetz vom 22. Februar 1844 seien daraus hervorgehoben. Aber seit 1847 erscheinen auch Dokumente zur neuesten Zeitgeschichte, meist von rein instruktiver Tendenz, wie es Teubner ja in seinem Plan für eine Hauptaufgabe der Zeitung erklärt hatte: Beiträge zur Charakteristik des ersten vereinigten Landtages im preußischen Staate; Die Verfassung des deutschen Reichs, wie sie von der Nationalversammlung in Frankfurt beschlossen wurde; Der Berliner Entwurf der Reichsverfassung; Ist die Partheiforderung nach einer Suprematie Preußens in Deutschland berechtigt? (Antwort: Nein!) u.a.m. Später kommt der Untertitel „für Zeitungsleser" vor. Im ganzen aber hat der Verlag an eigentlich aktueller Produktion wenig teil. Im Gegenteil, das Jahr 1848 wirkt auf ihn insofern, als es die Vorliebe für solche Literatur eindämmt; und in der nun einsetzenden Reaktionszeit nimmt das Interesse an wissenschaftlicher Arbeit wieder erheblich zu.

ERNEUERUNG & AUSBAU DES WISSENSCHAFTLICHEN VERLAGS



Liest man die Börsenblattanzeigen der Firma vom Ausgang der vierziger Jahre, findet man mit Verwunderung hauptsächlich Jugendschriften und Konfirmationsgeschenke angezeigt. Wissenschaftliches fehlt so gut wie ganz. Und doch ist Teubners Interesse auch jetzt stärker am philologischen als am belletristischen Verlag. Hatte er doch selbst in den ungünstigen dreißiger Jahren an die Fortführung eines so aussichtslosen Werkes gedacht, wie es die Lindemannschen Grammatiker waren. In den vierziger Jahren kam allein Dietsch, der 1843 und 46 eine erklärende Sallustausgabe und von 1847 ab ein Geschichtsbuch im Verlage veröffentlichte, Teubners wissenschaftlichen Neigungen entgegen, während sich Koch dazu durchaus ablehnend verhielt. Dann gewann seit 1847 ein junger Buchhandlungsgehilfe, der schon erwähnte August Schmitt, auf Teubner allmählich Einfluß und bestärkte ihn durchaus in seiner Neigung zum wissenschaftlichen Verlage. Schmitt war nämlich durch seinen Bruder mit namhaften Philologen bekannt geworden, mit Schneidewin in Göttingen, mit dessen Schüler Alfred Fleckeisen und mit Karl Halm. Im Hause Schneidewins hatte Schmitt Urteile über die neueste philologische Literatur in sich aufgenommen und, da er eine gute Gymnasialbildung besaß, auch den richtigen Eindruck vom damaligen philologischen Betrieb und vor allem die Anschauung von der Notwendigkeit einer exakten und historisch geschulten Kritik von Göttingen mitgebracht. Mit diesen bestimmenden Eindrücken verband er ein klares geschäftliches Urteil und war so ganz der Mann, wie ihn Teubner brauchen konnte, wenn er an die älteste Verlagstätigkeit wieder anknüpfen wollte.

Dieser Moment aber kam 1849. Wie es zu geschehen pflegt,

war der Anlaß ein rein zufälliger, ein nicht mehr feststellbarer Zeitschriftenartikel – wir werden darüber noch Schmitt hören. Aber die Ursache ist, daß die verbreiteten Klassikerausgaben, die Teubnerschen eingeschlossen, in jeder Weise veraltet sind, in der Textgestaltung wie hinsichtlich der äußeren Ausstattung. Was zunächst die Textgestalt betrifft, so hatten sich in den fünfundzwanzig Jahren, die seit Erscheinen der alten „Auswahl griechischer und römischer Autoren" vergangen sind, wesentlich veränderte Grundsätze philologischer Kritik, wie sie zuerst in den Jahren 1816/17 von Immanuel Bekker und Karl Lachmann angewandt worden waren, allgemein eingebürgert. Durch Lachmann wurden 1842 in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Neuen Testamentes diese Grundsätze streng historischer Kritik auch theoretisch festgelegt: daß es zunächst gälte, durch Handschriftenvergleichung die älteste Gestalt der Überlieferung zu ermitteln (recensio), und daß man erst dann durch die emendatio mit Hilfe der Konjekturalkritik zur echten Textgestalt vordringen müßte, indem man gleichzeitig die inneren Beziehungen von Werk und Autor sowie von Autor und zeitlicher Umgebung ins Auge fasse. Und der Freund Lachmanns und Fortsetzer seiner Arbeit auf klassisch-philologischem wie auf germanistischem Gebiet, Moritz Haupt, sprach 1854 bei seinem Eintritt in die Berliner Akademie über die wahre Bedeutung der Kritik: die Kritik sei gewiß propädeutisch, aber sie „sichert jeder philologischen und historischen Forschung den Boden und bietet ihr den Stoff geläutert und gesichtet dar". Und sie stehe weit über dem Mechanischen, wenn man sie nur tief genug fasse. „Die Kritik ist untrennbar von der Erforschung des Individuellen, von dem Eindringen und nachempfindenden Einleben in die Persönlichkeit der alten Schriftsteller." Bei so methodischem Vorgehen erwies sich dann, daß von den früheren Herausgebern vielfach willkürlich verfahren war, und daß manche Handschrift eine bei weitem größere Zuverlässigkeit besaß, als man ihr bisher zugeschrieben hatte. Vielleicht neigte man sogar jetzt dazu, diese Zu-

verlässigkeit zu überschätzen, und die Praxis kam auf, sich stark an die führende Handschrift anzuschließen, aus der man die andern im wesentlichen ableiten zu können meinte.

Ganz besonders aber wandte sich der praktische Universitätsbetrieb kritischen Aufgaben zu. Ritschl, der prinzipiell für Ausgleichung der realen und grammatisch-philologischen Richtung war, schränkte sich jetzt im Kolleg und Seminar bewußt auf rein philologische Fragen ein, strich die römischen Altertümer von 1840 ab ganz aus seinem Repertoir und behandelte die Enzyklopädie, die er nun mit Vorliebe las, ausschließlich als Kritik und Hermeneutik. Wie er selber sagte, tat er das um der Schule willen, weil dem künftigen Lehrer in erster Linie Denkmethode mitgegeben und „das wahre Ziel echter Humanitätsbildung überwiegend auf dem Wege grammatischer Interpretation und ins eigne Leben dringender Lektüre der klassischen Schriftsteller erstrebt werden müsse“.

Als kritische Ausgabe größten Stils begann 1848 die Ritschlsche Plautusausgabe zu erscheinen, die zehn Jahre später in den Teubnerschen Verlag überging. Sie beruhte auf etwa fünfzehnjährigen intensiven Vorarbeiten, bei denen es Ritschl sehr bald gelungen war, unter lebhaftem Widerspruch älterer Herausgeber wie Lindemann den Mailänder Palimpsest als Grundlage festzustellen und die Handschriftentradition so zu entwirren, daß er in seiner berühmten Zuschrift an Gottfried Hermann sagen durfte: nur wenige Schriftsteller überhaupt würden vorhanden sein, „bei denen die historischen Verhältnisse der Fortpflanzung des Textes mit so befriedigender Vollständigkeit und Sicherheit nachgewiesen wären, als sie mir vom Plautus vorliegen“ (1837).

Damit war dem unsicheren, nur dem Zufall vertrauenden Suchen, wie es uns in den alten Teubnerschen Ausgaben begegnet, ein Ende bereitet – zugleich war damit aber auch die philologische Kritik fraglos Sache des wissenschaftlichen Studiums geworden, und es erschien unangebracht, die Schüler mit textkritischen Bemerkungen zu behelligen, die ja doch kein

Bild vom Ganzen geben konnten. Unbedingt mußte freilich – darüber war keine Debatte nötig – das Resultat: der gereinigte Text, für die Schule verwendet werden, und nur darüber gingen die Meinungen auseinander, was nun eigentlich die Schulausgaben bieten sollten: reinen Text oder Text mit erklärendem Kommentar, und zwar – das bedeutet einen weiteren Unterschied gegen die ältere Zeit – mit deutschem Kommentar. Die buchhändlerische Praxis ist in dieser Hinsicht ebenfalls schwankend; wir werden das auch bei den Teubnerschen Unternehmungen sehen. – Ein zweites war die äußere Ausstattung. Alle alten Ausgaben waren im Petitdruck, der zu der immer mehr vordringenden Schulhygiene vollkommen in Widerspruch stand. So ließ sich erwarten, daß eine Klassikersammlung, die mit einem Male beides brachte: modernen Text und moderne Ausstattung, alle übrigen zurückzudrängen vermöchte.

Die erste Sammlung, die sich auf die modernen Prinzipien gründete: die „Haupt- und Sauppesche Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen", die seit Dezember 1848 bei Weidmann erschien, entschied sich, wie der Titel sagt, für Kommentierung. Dagegen verzichtete sie auf alle eigentliche Textkritik und gab nur hier und da am Schluß ein Verzeichnis der gegen die handschriftliche Überlieferung geänderten Stellen. Von dem wissenschaftlichen Prinzip dieser Sammlung war keine Abweichung möglich, wohl aber von den pädagogischen Grundsätzen. Man konnte auf die Anmerkungen verzichten und allein revidierte Texte bieten, was außerdem den Vorteil hatte, daß sich diese Ausgaben wesentlich billiger stellten. Und dann mußte natürlich, wie das Weidmann auch getan hatte, zu größerem Druck übergegangen werden. Statt der Petit der alten Sammlung wird jetzt Korpus gewählt, und die Seite faßt bei gleichbleibendem Format statt 37 nur 30 Zeilen.

Mit ganz anderer Beteiligung als in dem vergangenen Jahrzehnt greift Teubner jetzt wieder ein. Wie rasch er den Plan zur „Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teub-

neriana“ faßte, wie er nach der getroffenen Entscheidung gleich möglichst viel verwirklicht sehen wollte, schildert Schmitt, der nächster Zeuge dieser Umwandlung war:

Die Klagen über den Mangel neuerer Textausgaben häuften sich in den philologischen und pädagogischen Zeitschriften, und dazu gesellten sich dann auch noch die Beschwerden über den den Augen angeblich schädlichen kleinen Druck der Textausgaben, denn in dieser Beziehung hatten die Teubnerschen Ausgaben vor den Tauchnitz'schen nichts voraus, sie waren alle compreß mit Petitschrift gedruckt. Als ich nun eines Abends dem Papa Teubner wieder einen derartigen Klageartikel in der Zeitschrift für Gymnasialwesen vorlegte, da rief er aus: „Da müssen wir eine ganz neue Sammlung der Classiker unternehmen.“ Ich hielt dies nur für eine in der ersten Aufregung ausgesprochene Ansicht, aber schon am andern Tage wurde Koch die Idee mitgetheilt. Dieser aber hatte hundert Gründe dagegen und wollte sich durchaus nicht damit einverstanden erklären. Schon am nächsten Sonntag, als ich noch im Bett war, schickte Teubner zu mir herüber (ich wohnte damals Poststraße No. 3) und ließ mich auffordern, mich schnell zurecht zu machen, um mit ihm nach Grimma zu fahren, und nach einer Viertelstunde stieg ich mit Teubner und seiner Gemahlin in den Wagen (Eisenbahn nach Grimma gab es noch nicht). Der einzige Zweck der Fahrt war, wie ich unterwegs erfuhr, Dietsch mit dem Plan der neuen Ausgaben bekannt zu machen und ihn um seinen Rath zu fragen. Dietsch war in allen Punkten mit uns einverstanden und versprach auch in nächster Zeit nach Leipzig zu kommen und den Versuch zu machen, Koch umzustimmen. Schon am folgenden Sonntag war Dietsch in Leipzig und die dann in Teubners Wohnung stattfindende Conferenz (Teubner, Dietsch, Koch und ich) wird mir stets unvergeßlich sein. Koch blieb hartnäckig bei seiner Ansicht und war allen Vernunftgründen unzugänglich. Mit den schwärzesten Farben schilderte er die großen Bedrängnisse und Verlegenheiten, in welche Teubner während des Drucks der alten Classiker-Ausgaben und durch denselben gerathen sei und erklärte es geradezu für eine große Sünde, jetzt, nachdem dies durch den Erfolg (!) und den sichtlichen Aufschwung des Verlags aus neuerer Zeit nun endlich glücklich überwunden sei, die großen Vorräthe der Classiker dem Makulatur zu opfern und durch das große Risiko einer neuen Sammlung die Interessen der ganzen Teubner'schen Familie in hohem Grade zu gefährden. Als ich ihm bemerkte, daß die alten Classikerausgaben ja gar nichts anders mehr seien, als Makulatur, da der Absatz ja vollständig aufgehört habe, meinte er, das sei jedenfalls nur eine momentane Stockung,

die sich bald wieder heben werde, namentlich wenn einige Correcturen in den Stereotypplatten vorgenommen würden. Die Klagen über den kleinen Druck erklärte er für puren Unsinn. Teubner aber blieb fest und sagte schließlich: „Und es wird doch gemacht." Da drehte sich Koch unwillig um und entfernte sich mit den Worten: „Macht, was Ihr wollt, ich aber wasche meine Hände in Unschuld, wenn's schief geht." Als er aber später sah, daß es nicht schief ging, schrieb er sich gern noch ein besonderes Verdienst zu, die neue Sammlung veranlaßt zu haben. Dieses Verdienst aber kommt dem sel. Teubner ganz allein zu, denn wenn ich auch vielleicht dazu beigetragen habe dadurch, daß ich Teubner wiederholt auf den Rückgang des Absatzes aufmerksam gemacht und ihm die Stimmen der philologischen und pädagogischen Zeitschriften regelmäßig vorgelegt habe, so habe ich doch selbst nicht an die Möglichkeit einer neuen Sammlung gedacht.

Der Gang der Verhandlungen im einzelnen läßt sich nicht mehr verfolgen. Nur folgendes ist über die Anfangsstadien zu sagen: Teubner denkt zunächst an seine alten Mitarbeiter und sogar an Neuauflagen der alten Sammlung. Dietsch, Klotz und die Brüder Dindorf beraten ihn und liefern auch eine große Anzahl Textrevisionen: so Wilhelm Dindorf, der in die Genesis seiner Editionen keinen Einblick gestattete, den Sophocles (1849), Demosthenes, Äschylus und Homer (1850), Ludwig Dindorf den Xenophon (1849–51), Dietsch den Nepos, Eutrop, Herodot, Sallust (1850). Eine selbständige, dabei aber doch angefochtene Leistung stellt Klotzens Cicero (1850–57) dar; daneben sind die Xenophonausgaben Ludwig Dindorfs aus jahrelanger Behandlung und häufigen Editionen gerade dieses Autors hervorgegangen, ebenso der Sallust von Dietsch; das übrige sind Neuauflagen, die sich im wesentlichen auf ihre Vorgänger stützen, z. B. der Homer Dindorfs auf F. A. Wolf und Immanuel Bekker (Ausgabe von 1843). So schien alles nur auf eine zeitgemäße Umgestaltung der Auswahl griechischer und römischer Autoren hinauszugehen, und von Horaz und Vergil werden sogar die alten Ausgaben Jahns fürs erste noch ganz unverändert in die neue Sammlung aufgenommen. Zwar sollten Dietsch und Wilhelm Dindorf für die Erweiterung des Mitarbeiterkreises Sorge tragen, aber noch Mitte 1849 waren die Grenzen eng gezogen,

Leipzig im August 1850.

BIBLIOTHECA
SCRIPTORUM GRAECORUM ET ROMANORUM TEUBNERIANA.



Der Beifall, welcher der seit 1824 in meinem Verlage erschienenen Sammlung von Schulausgaben Griechischer und Lateinischer Klassiker in und ausserhalb Deutschlands zu Theil geworden ist, veranlasst mich, dieselbe einer den Fortschritten der Wissenschaft und den Ansprüchen der Zeit entsprechenden Umgestaltung zu unterwerfen, indem ich ebensowohl die Sammlung durch Herausgabe der bis jetzt noch nicht darin aufgenommenen Autoren nach und nach vervollständigen, als auch von den bereits darin erschienenen Klassikern durchgehends neu bearbeitete, in der innern wie in der äussern Ausstattung wesentlich verbesserte Auflagen veranstalten werde.

Die Texte dieser neuen Sammlung, welche unter obigem Titel erscheint, sind einer sorgfältigen Revision unterworfen und, unter Benutzung der seit dem Erscheinen der frühern Auflagen bedeutend vermehrten Hülfsmittel, dem dermaligen Standpunkte der Kritik in den einzelnen Schriftstellern entsprechend umgestaltet worden.

Das Format ist unverändert geblieben: wogegen Druck und Papier sich vor dem der früheren Auflagen wesentlich auszeichnen. Die in neuerer Zeit angestellten Erörterungen haben bekanntlich bestätigt, was schon früher nicht zweifelhaft sein konnte, dass die in vielen Schulausgaben angewendete kleine Schrift, zu welcher nicht selten blasser Druck und schlechtes Papier kamen, eine am unrechten Orte angebrachte Ersparniss ist, welche den Augen der Leser, namentlich der Schüler, für welche diese Ausgaben zunächst bestimmt sind, zum Nachtheil gereicht. Es ist daher bei den neuen Auflagen nicht nur weit besseres Papier, sondern auch merklich grössere Schrift in Anwendung gebracht worden, ohne deshalb die seitherigen billigen Preise zu erhöhen, so sehr dies auch durch die in Folge der grösseren Lettern vermehrte Bogenzahl gerechtfertigt gewesen sein würde. Theilweise sind die Preise vielmehr noch niedriger gestellt worden, so dass auch in dieser Beziehung diese neuen Ausgaben mit allen andern Textausgaben concurriren können.

In dieser Weise ausgestattet sind bereits erschienen:

Aeschyli Tragoediae. Ex recensione Ricardi Porsoni passim reficta a *Guil. Dindorfio*. Editio secunda correctior.
Charta impr. — *ℛ* 10 *Ngr.*
„ angl. 1 „ 7½ „

Jedes Stück einzeln:

Charta impr. à 3 *Ngr.*	Agamemnon. Choëphorae. Eumenides. Persae.	Prometheus. Septem contra Thebas. Supplices.	Charta angl. à 7½ *Ngr.*

Bucolici Graeci Theocritus, Bio, Moschus. Recensuit *Henricus Ludolfus Ahrens.*
Charta impr. — *ℛ* 5 *Ngr.*
„ angl. — „ 20 „

Caesaris, C. Julii, Commentarii. Cum Supplementis A. Hirtii et Aliorum. Accedunt Caesaris Hirtiique Fragmenta. Recognovit *Franciscus Oehler.*
Charta impr. — *ℛ* 12½ *Ngr.*
„ angl. 1 „ 7½ „

Daraus einzeln:

Charta impr. à 6 *Ngr.*	Commentarii de bello gallico. Commentarii de bello civili.	Charta angl. à 18 *Ngr.*

Cornelii Nepotis de excellentibus ducibus exterarum gentium liber. Accedunt vitae Catonis et Attici atque Excerpta ex ejusdem reliquis libris. Curavit *Rudolphus Dietsch.*
Charta impr. 2½ *Ngr.*
„ angl. 10 „

Demosthenis orationes. Ex recensione *G. Dindorfii.* Editio secunda correctior. Vol. I. Pars I & II. Orationes I—XIX.
Charta impr. — *ℛ* 12 *Ngr.*
„ angl. 1 „ 12 „
(Pars I & II einzeln, Charta impr. à 6 *Ngr.*)

Eutropii Breviarium historiae Romanae. Editionem primam curavit *Detl. C. G. Baumgarten-Crusius,* alteram *Henricus Rudolphus Dietsch.*
Charta impr. 2½ *Ngr.*
„ angl. 10 „

Herodoti historiarum libri IX. Curavit *Henr. Rudolph. Dietsch.* Vol. I.
Charta impr. — *ℛ* 11¼ *Ngr.*
„ angl. 1 „ 12 „

Homeri Carmina ad optimorum librorum fidem expressa curante *Guil. Dindorfio.* Vol. I. Pars I. Iliadis I—XII. Editio tertia correctior.
Charta impr. 6¼ *Ngr.*
„ angl. 20 „

— — Vol. I. Pars II. Iliadis XIII—XXIV. Editio tertia correctior.
Charta impr. 6¼ *Ngr.*
„ angl. 20 „

Homeri Carmina ad optimorum librorum fidem expressa. Vol. II. Pars I. Odysseae I—XII. Editio tertia correctior.
Charta impr. 6¼ Ngr.
„ angl. 20 „

—— Vol. II. Pars II. Odysseae XIII—XXIV. Charta impr. 6¼ Ngr.
„ angl. 20 „

Horatii, Q., Flacci Opera omnia. Ex recensione *Joh. Christ. Jahn.* Editio quarta. Charta impr. 7½ Ngr.
„ angl. 20 „

Livi, Titi, ab urbe condita libri. Recognovit *Guil. Weissenborn.* Vol. I. Lib. I—VI. Vol. II. Lib. VII—XXIII.
Jeder Band. Charta impr. à 9 Ngr.
„ angl. à 27 „

Ovidius, P., Naso, ex recognitione *R. Merkelii.* Tom. II. Metamorphoses. Charta impr. 7½ Ngr.
„ angl. 20 „

Phaedri Augusti Liberti Fabulae Aesopiae quum veteres tum novae atque restitutae. Ad optimorum librorum fidem recognovit atque de poetae vita et fabulis praefatus est *Ch. Timoth. Dressler.* Charta impr. 2½ Ngr.
„ angl. 10 „

Plauti, T. Macci, Comoediae. Ex recognitione *Alfredi Fleckeiseni* Tom. I. Amphitruonem, Captivos, Militem gloriosum, Rudentem, Trinummum complectens. Charta impr. — Thlr. 12 Ngr.
„ angl. 1 „ 6 „

Daraus einzeln:

Charta impr. à 3¾ Ngr. — Amphitruo. Captivi. Miles gloriosus. Rudens. Trinummus. — Charta angl. à 10 Ngr.

Propertii, Sex., elegiae. Recognovit *Henr. Keil.* Charta impr. 6 Ngr.
„ angl. 20 „

Salusti, C., Crispi Catilina et Iugurtha. Recognovit *R. Dietsch* Editio secunda correctior. Charta impr. 3¾ Ngr.

Sophoclis Tragoediae. Ex recensione *Guilielmi Dindorfii.* Editio secunda correctior. Charta impr. — Thlr. 12½ Ngr.
„ angl. 1 „ 22½ „

Jedes Stück einzeln:

Charta impr. à 3¾ Ngr. — Ajax. Antigone. Electra. Oedipus Coloneus. Oedipus Tyrannus. Philoctetes. Trachiniae. — Charta angl. à 10 Ngr.

Virgilii, P., Maronis Opera omnia. Ex recensione *Joh. Christ. Jahn.* Editio quarta. Charta impr. — $\mathscr{P}$ $11\frac{1}{4}$ *Ngr.*
„ angl. 1 „ $7\frac{1}{2}$ „

Xenophontis expeditio Cyri. Recognovit *Ludov. Dindorfius.* Editio tertia correctior. Charta impr. $6\frac{1}{4}$ *Ngr.*
„ angl. 20 „

— — historia Graeca. Recognovit *Ludov. Dindorfius.* Editio secunda correctior. Charta impr. $7\frac{1}{2}$ *Ngr.*
„ angl. $22\frac{1}{2}$ „

— — institutio Cyri. Recognovit *Ludov. Dindorfius.* Editio tertia correctior. Charta impr. $7\frac{1}{2}$ *Ngr.*
„ angl. $22\frac{1}{2}$ „

— — commentarii. Recognovit *Ludov. Dindorfius.* Editio tertia correctior. Charta impr. $3\frac{3}{4}$ *Ngr.*
„ angl. $17\frac{1}{2}$ „

— — scripta minora. Recognovit *Ludov. Dindorfius.* Editio secunda correctior. Charta impr. $7\frac{1}{2}$ *Ngr.*
„ angl. $22\frac{1}{2}$ „

Inhalt: Oeconomicus. Convivium. Hiero. Agesilaus. De republica Lacedaemoniorum. De republica Atheniensium. De vectigalibus. De re equestri. Hipparchicus. Cynegeticus. Apologia Socratis.

Unter der Presse befinden sich, ausser der Fortsetzung der vorstehenden Werke:

Apollonii Rhodii Argonautica. Recognovit *R. Merkel.*

Ciceronis opera omnia. Ex recensione *R. Klotzii.*

Curtius Rufus de rebus gestis Alexandri Magni. Recognovit *H. E. Foss.*

Lucretii de rerum natura libri VI Recognovit *Forbiger.*

Platonis opera omnia. Recensuit *A. G. Winckelmann.*

Taciti, C. Cornelii, opera. Recognovit *C. Halm.*

Terentii, P., Afri comoediae. Ex recensione *Alfredi Fleckeiseni.*

Ueber die Bearbeitung der übrigen Classiker sind mit anerkannt tüchtigen Gelehrten Unterhandlungen gepflogen, nach deren Abschluss das vorstehende Verzeichniss ergänzt werden soll.

B. G. Teubner.

und das Ganze trug beinahe noch einen lokalen Charakter. Am 28. August schreibt Teubner an Dindorf: „Es genüge Ihnen übrigens die Versicherung, daß was den Kreis meiner griechischen Classiker betrifft, dieselben von keinem Andern als von Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Bruder neu revidirt werden sollen.“ – Für lateinische Autoren werden besonders namhaftere Schulmänner in Betracht gezogen: Direktor Foß in Altenburg für den Curtius, Weißenborn in Eisenach für den Livius, Dr. Oehler in Halle für den Cäsar, Dr. Merkel in Schleusingen für Ovid und Professor Dreßler in Bautzen für Phädrus. An sie ergeht im September 1849, an die meisten am 3. September, die Bitte um Beteiligung, und sie nehmen sämtlich an. Aber noch fehlen wirklich bedeutende moderne Philologen, und erst die Anregung Schmitts, mit Fleckeisen, Halm und Schneidewin in Verbindung zu treten, gibt, bezeichnenderweise ungefähr gleichzeitig, nach der wissenschaftlichen Seite den Ausschlag.

Schneidewin, Professor in Göttingen, war damals von den dreien der bekannteste. 1846 hatte er den Philologus begründet und sich seit den dreißiger Jahren mit Editionen besonders der griechischen Lyriker beschäftigt. Halm – ein Schüler von Thiersch – war zu jener Zeit Gymnasialdirektor in Hadamar. Seine literarische Tätigkeit wurde später ausgebreiteter, aber eben im Jahre 1849 war er nach dem Tode Orellis mit der Fortsetzung der Orelli-Baiterschen Ciceroausgabe beauftragt. Am wichtigsten jedoch von den dreien ist für die Verlagsentwicklung Alfred Fleckeisen geworden. Fleckeisen wurde 1820 in Braunschweig geboren, als Buchhändlerssohn, und im Seminar Schneidewins philologisch vorgebildet. Eine frühe Beschäftigung mit Plautus und mit Ritschls epochemachenden Plautusforschungen vermittelt auch die persönliche Bekanntschaft Fleckeisens mit Ritschl, und bei seinem zweiten Bonner Aufenthalt trifft ihn Ribbeck als Gast im Ritschlschen Hause, „Ritschls ersten Gesellen und Adjunkt in rebus Plautinis, einen unendlich emsigen und philologisch scharfsinnigen Menschen“,

– so beschreibt er ihn (April 1850). Auch diese persönliche Beziehung kommt, wie wir sehen werden, der wissenschaftlichen Fortentwicklung des Verlags in hohem Grade zustatten.

Mit Hilfe dieser drei Männer, die mitten in der modernen philologischen Tätigkeit stehen und mit ihrem Urteil und ihrer Personalkenntnis jetzt dem Verlage dienen, wird die Bibliotheca allmählich erst zu dem gemacht, als was sie heute erscheint, zum Sammelpunkt gereifter Editionsarbeit.

Inzwischen erschienen im Frühjahr 1850 die ersten Prospekte und erfolgte am 22. März die früheste Ankündigung im Buchhändlerbörsenblatt. Beide zeigen die Bibliotheca durchaus in ihrer ersten Gestalt, aber am Schluß des Prospektes werden in Aussicht gestellt: Plautus und Terenz von Fleckeisen, Tacitus von Halm und die Bukoliker von Ahrens. In dieser Richtung geht es nun weiter. Schneidewin übernimmt den Pindar (1850), den Martial und Babrios (1853), Fleckeisen noch den Cato (1854), Halm noch den Äsop und Florus (1852 und 1857). 1850 sagt Karl Friedrich Hermann in Göttingen, auf Anregung Schneidewins, seine Mitarbeit zu, und auch Ritschls Studiengenosse Haase in Breslau findet sich mit der Senecaausgabe (1852/53) ein. 1851 werden Jakob Bernays (für Lucrez), Theodor Bergk (Aristophanes), Dübner (Justin, nicht ausgeführt), Mützell (Hesiod, ebenfalls nicht ausgeführt), Martin Hertz (Gellius), Meineke (Alciphron und Strabo, Stobaeus), August Nauck (Euripides), Leonhard Spengel (Rhetores Graeci), Immanuel Bekker (Appian, Diodor usw.), Schubart (Pausanias 1853/54) gewonnen, werden die Beziehungen zu Köchly angeknüpft, der daraufhin ein Corpus epicorum vorschlägt und selbst den Nonnus ediert. So ist in ziemlich kurzer Zeit das Bild ganz verändert: nicht Schulmänner, sondern Philologen von Beruf, und zwar fast lauter anerkannte Spezialforscher sind die Träger des Unternehmens geworden.

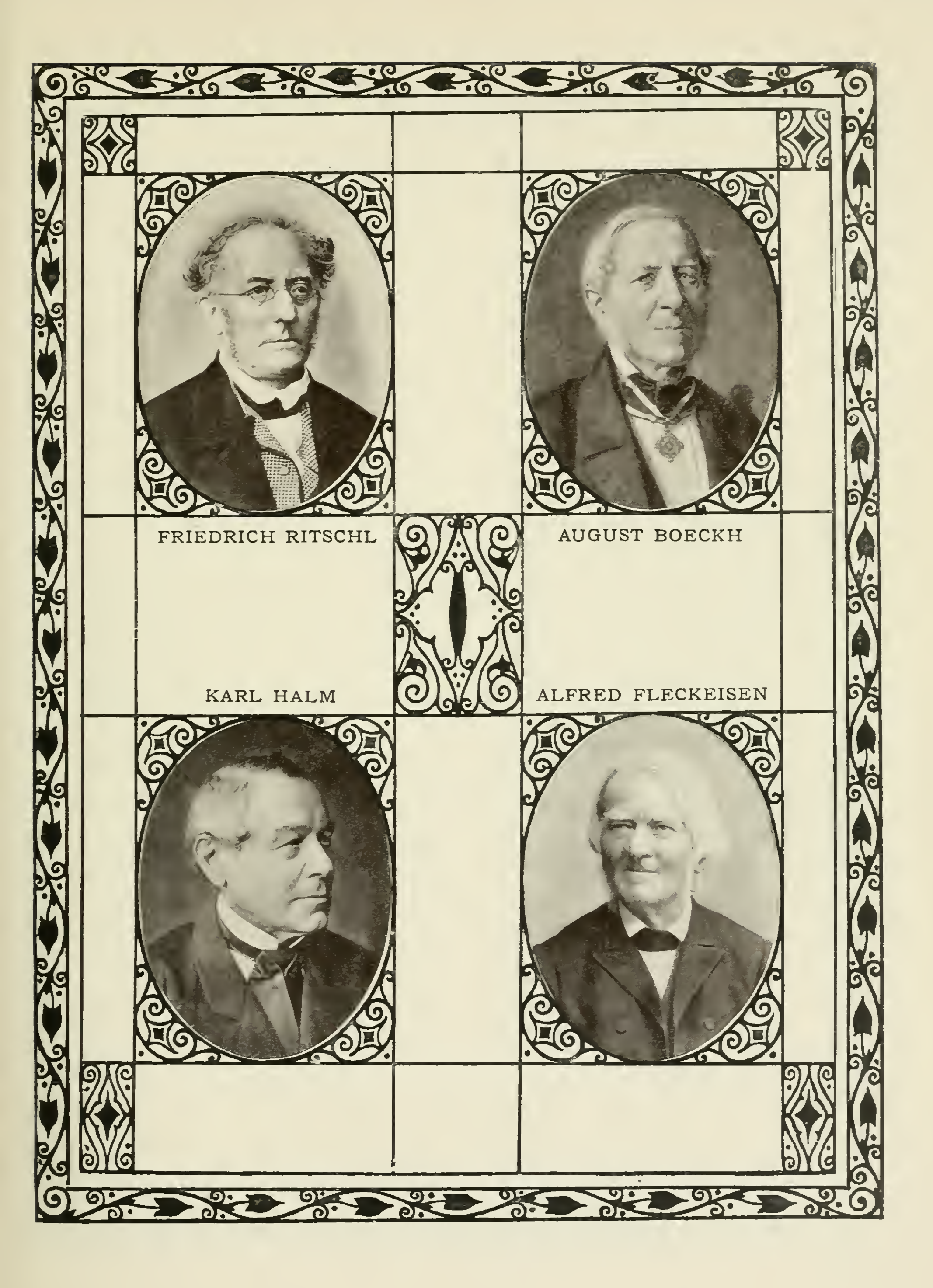
Schon kommen aber die meisten Autoren nicht mehr für die Schule in Betracht, und die Frage erhebt sich, in welcher

Weise die Sammlung nun fortzuführen ist. Zur Aufnahme kritischer Ausgaben drängt Heinrich Keil. „Größere kritische Arbeiten liegen allerdings Ihrem Unternehmen fern;" – schreibt er am 16. März 1851, indem er eine Ausgabe der Pliniusbriefe zusagt – „doch scheint mir gerade bei einem Schriftsteller wie diesem, der nicht so häufig, als andere, gedruckt wird und für den noch durchaus nichts Durchgreifendes geschehen ist, nöthig, dem Text einen selbständigen Werth zu geben. Sie können meines Erachtens auch nur in diesem Fall auf reichlichen Absatz rechnen, da der Schulbedarf hier Ihre Kosten nicht decken kann." Anderseits warnte Halm überhaupt vor einer Ausdehnung über den Schulbedarf hinaus (Ende 1850). Demgegenüber blieb der Verlag bei seinem Programm. Er schritt langsamer fort, aber suchte bei besserer Textgestalt mindestens den Umfang der älteren Sammlungen zu erreichen und – wie Teubner schrieb – besonders mit den Ausgaben von Karl Tauchnitz, die den Auslandmarkt noch beherrschten, konkurrieren zu können. Er bat Halm, eine wünschenswerte Reihenfolge nach Wichtigkeit und Absatzfähigkeit zu bezeichnen, in der die späteren Autoren gebracht werden könnten. Er werde die Preise dafür nicht mehr so niedrig stellen und die Kosten vermindern, indem er die weniger gelesenen Autoren nicht mehr stereotypieren lasse. Anderseits blieb er für die Bibliotheca bei der reinen Textausgabe, vor allem um des Preises willen, ohne sich dadurch die Möglichkeit besonderer kritischer Ausgaben entgehen zu lassen. Nur eine Praefatio, die in kürzester Form („durchschnittlich eine Zeile auf eine Textseite") die wichtigsten Besserungen bezeichnete und motivierte, war gestattet und ein Index nominum erwünscht:

„So ungern ich diese beschränkende Bestimmung getroffen habe, so habe ich mich doch zu derselben durch die Rücksichten auf den buchhändlerischen Vertrieb genöthigt gesehen, welche mir nicht gestatten, den Preis meiner Ausgaben höher zu stellen als die billigsten bereits vorhandenen Textausgaben kosten." (18. October 1849 an Halm.)

In dieser Weise ist dann die Bibliotheca in den folgenden Jahrzehnten ausgebaut worden. In den sechziger Jahren beginnt die Ausdehnung auch auf Autoren von beschränkterer wissenschaftlicher Bedeutung, z. B. werden Hultschs scriptores metrologici eingereiht. Damit ergibt sich schließlich doch die Notwendigkeit, den Apparat unter dem Text zu bieten. In den siebziger Jahren wird die von Christ angeregte Aristotelesausgabe begonnen, während anderseits die Erneuerung verschiedener, namentlich der Schule dienender Autoren stattfindet, so die des Cicero durch C. F. W. Müller. Zunächst aber blieben die gelehrten Ausgaben mit vollständigem Apparat prinzipiell ausgeschlossen und gingen gewöhnlich erst später mit stark verkürztem Apparat in sie über. Neue Unternehmungen zwingen dazu, die Einrichtung der Bibliotheca immer wieder zu prüfen. 1854 ersteht ihr in den griechischen und römischen Klassikern von Bernhard Tauchnitz ein Konkurrent. Die neue Sammlung beruht auf der Idee: kritisch einwandfreie Texte in eleganter Ausstattung zu bringen, die eine kurze Einführung für gebildete Leser im allgemeinen enthalten. Das trennt auch die Interessentenkreise, und es stellt sich schließlich heraus, daß alle Unternehmungen zusammen sehr wohl bestehen können. Zuerst verursacht aber der Tauchnitzsche Plan, der im Mai 1853 dem Verlag bekannt wird, dort einen kleinen Aufruhr, und mit Dietsch wird angelegentlich korrespondiert, ob man gleichfalls „Tauchnitzsche" Einleitungen beigeben solle.

Keils Anregung aber ist auf fruchtbaren Boden gefallen, indem der Verlag nun beginnt, wo es das wissenschaftliche Bedürfnis erfordert, große kritische Ausgaben erscheinen zu lassen. Hier war Ritschls schon erwähnter Plautus vorbildlich. Ihr folgten als grundlegende Ausgaben antiker Dichter und Prosaiker, um nur die wichtigsten zu nennen, Ribbecks Vergil 1859, der Horaz von Keller und Holder (1864–69), die Rhetores Latini (1863) und der Quintilian von Halm (1868/69), der Aristophanes von Velsen (1869 ff.), den Zacher fortgesetzt hat, der



FRIEDRICH RITSCHL

AUGUST BOECKH

KARL HALM

ALFRED FLECKEISEN



Plinius von Keil, zu dem Theodor Mommsen den Index beisteuerte, der Euripides von Prinz (1878), von Wecklein vollendet, Baehrens' Ausgaben der römischen Elegiker (1876–78), Cato und Varro von Keil (1880) – schon in den sechziger Jahren von Ritschl angeregt – wie verschiedene Aristotelische Werke. Dem Plautus kommen in der Erneuerung durch Goetz, Loewe und F. Schoell die inzwischen gemachten Fortschritte zugute. Daran schließen sich Ausgaben der für die wissenschaftliche Forschung im engeren Sinne wichtigen Werke. Hier ist vor allem das große Unternehmen der Grammatici Latini zu nennen, die unter Keils und Martin Hertz' Leitung von 1856–74 erschienen und das Schmerzenskind des alten Teubner vergessen ließen. Ihm traten dann später die Grammatici Graeci zur Seite, von denen zunächst als Einzelausgabe Lentzens Herodian (1867) herauskam, während seit 1878 insbesondere von Uhlig, Hilgard und Richard Schneider bearbeitet, eine Reihe von Bänden des planmäßig vorbereiteten Gesamtkorpus erscheinen; die Ausgabe des Apollonius Dyscolus hat freilich erst 1910 ihren Abschluß – aber eben doch noch im ersten Jahrhundert – gefunden. Die Grammatici Latini werden durch die Serviusausgabe von Hagen und Thilo (1878) wie den Nonius L. Müllers (1888) und vor allem das große Corpus Glossariorum Latinorum von Goetz ergänzt. Das Werk, das in seinen ersten fünf Bänden das Material in diplomatischer Form bietet und es dann in einem lateinisch-griechischen Generalglossar zusammenfaßt und verbessert, erschien Bücheler als „mit die nötigste Vorarbeit für den kommenden Thesaurus", und auch das Prinzip der Edition fand seine Anerkennung. Der erste Band einer Galenausgabe von Iwan Müller (1874) erschien als Vorläufer des Planes einer Ausgabe der griechischen Mediziner, der erst heute seiner Verwirklichung entgegengeht. Sodann wurde der Sammlung von Fragmenten meist verlorener Schriftsteller intensive Arbeit gewidmet. 1852 und 55 erschienen Ribbecks Fragmente der römischen Dramatiker, die der Herausgeber 1871 erneuern konnte,

1854 Ennius und Naevius von Vahlen, von denen Ennius 1903 zum zweiten Male aufgelegt wurde, 1855 und 59 Ahrens' Bucolicorum Graecorum reliquiae, 1856 Naucks griechische Tragikerfragmente, nach Wilamowitz „das unerreichte Muster einer Fragmentsammlung" (2. A. 1889), 1859 Sallust von Dietsch, 1860 Sueton von Reifferscheid, 1866 und 67 die Poetae lyrici von Bergk in dritter Auflage (die erste und zweite Auflage 1843 und 53 bei Reichenbach veröffentlicht), 1872 der Lucilius von Lucian Müller, 1870 ff. Schneiders Callimachea, Peters Historikerfragmente und 1880 ff. Kocks Komikerfragmente. Und in den Herkulanischen Studien von 1865 und 66 begann Theodor Gomperz die Bearbeitung der Philodempapyri, die auf weitere philologische Aufgaben hinwies und später in der Bibliotheca durch andere Herausgebern ihre Fortsetzung fand.

Ganz besonders hatte Ritschl in seinem Bonner Seminar den Blick auf literarische Überreste gelenkt. Ribbecks Dramatikerfragmente, die Ritschl dem Verlag dringend empfahl, sind schon genannt. Zu Ende der fünfziger Jahre tritt dann eine jüngere Philologengeneration mit ihren ersten derartigen Specimina auf den Plan, unter der sich die bedeutendsten Ritschlschüler befinden: Bücheler, Usener, Wachsmuth. Als Dokument etwa dieses Kreises erscheint 1858 die Ausgabe des Granius Licinianus, bei der (es ist für die spätere Lebensarbeit beider bezeichnend) Bücheler in der Hauptsache für den Text, Usener für die Vorrede verantwortlich ist, die aber von der Bonner Sieben (Philologorum Bonnensium Heptas: außer Bücheler und Usener waren es noch jüngere, Friedrich Hanow, Adolf Kießling, Anton Klette, A. Müller, August Wilmanns; Fleckeisen las die Korrektur mit) gezeichnet ist. Sie war spontan aus Freude an einem schweren Problem entstanden und gegen eine unbrauchbare Ausgabe des jüngeren Pertz (Berlin 1857) gerichtet, der die Entdeckung einer zweimal überschriebenen syrischen Handschrift, die Lagarde gemacht und dem älteren Pertz mitgeteilt hatte, für eigene Arbeit hatte nutzbar machen

wollen. Die Ausgabe war Ritschl gewidmet, der von ihr erst nachträglich erfuhr: Friderico Ritschelio, praeceptori amantissimo, judici integerrimo, exiguum hoc artis criticae specimen ut probetur optant discipuli pientissimi. Im gleichen Jahre erschien in den „Analecta Theophrastea" Useners Rekonstruktionsversuch von Theophrasts Geschichte der Naturwissenschaft (φυσικῶν δόξαι) und zum 16. Oktober 1859 Wachsmuths zu Welckers fünfzigjährigem Doktorjubiläum zugleich mit einer Fragmentsammlung der Sillographen dargebotene Schrift über den Sillographen Timon, der er bald darauf eine Abhandlung über den pergamenischen Grammatiker Krates von Mallos und die Sammlung seiner Fragmente folgen ließ. Auch Büchelers Ausgaben von Frontins technischer Schrift „de aquis" (1858), des Pervigilium Veneris (1859), des Hymnus in Cererem und Quinti Ciceronis reliquiae (1869) sind hier zu nennen.

Das notwendige Gegenstück der wissenschaftlich-kritischen Ausgaben waren – wir haben die in der Entstehung einer besonderen Gymnasialpädagogik liegenden Voraussetzungen dafür schon gegeben – eigentliche Schulausgaben. Die Stimmung dafür war so stark, daß sich der Verlag ihr nicht entziehen durfte. Ganz abgesehen davon, daß besonders in katholischen Ländern eine christlich-reaktionäre Strömung für Einführung kastrierter Schulausgaben vorhanden war und in Österreich und Bayern, wie wir schon sahen, auch die Herrschaft erlangt hatte, war ein großer Teil durch und durch humanistisch gesinnter Schulmänner zu der Ansicht gekommen, daß die Schriftsteller unbedingt mit Anmerkungen versehen sein müßten. Direktor Krüger in Braunschweig ist hauptsächlich der Wortführer dieser Richtung und hat sich in einer besonderen Schrift: Die Einrichtung der Schulausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker (Braunschweig 1849) mit dieser Frage befaßt. Er besteht darin auf strenger Scheidung von wissenschaftlicher Kommentierung und Kommentierung für Schulzwecke sowie auf strenger Berücksichtigung der Altersstufe.

„Die Schulausgabe soll ja — so plädiert er — nichts weniger als ein Probestück von der philologischen Gelehrsamkeit des Herausgebers sein, sondern vielmehr von seiner praktischen Tüchtigkeit als eines Lehrers und Gelehrten, der von seinem Wissen für die Schüler den rechten Gebrauch zu machen weiß. Dazu gehört mitunter dieselbe Resignation, welche der schulmäßige Unterricht überhaupt verlangt, und ein gewisser Tact, welcher sich wol nur in dem Unterricht selbst erwerben läßt."

Ein anderer damals sehr bekannter Vertreter solcher Anschauungen, Bäumlein in Maulbronn, wandte diesen Maßstab auf die Haupt-Sauppesche Sammlung an und kam zu dem Resultat der Unvereinbarkeit der beiden in ihr verbundenen Zwecke „einerseits zur nötigen Vorbereitung auf den Schulunterricht, andererseits auch zum Privatstudium zu dienen". Die Schulausgabe müsse sich lediglich darauf beschränken, „was zum vorbereitenden Verständnis unentbehrlich ist und nicht aus Wörterbuch oder Grammatik oder dem eigenen Nachdenken bei mäßigen Fähigkeiten entnommen werden kann", und alles übrige dem Lehrer überlassen (1850 im Maiheft der Zeitschrift für Gymnasialwesen). Einen eigentümlichen Inhalt aber erhielten die Anmerkungen der Schulausgabe durch die vergleichende Methode Nägelbachs (Lateinische Stilistik, 1846), die, wenn sie auch damals sehr bestritten wurde, sich doch als sehr geeignetes Mittel erwies, die Unterschiede zwischen den lateinisch- und deutschsprachlichen Darstellungsmöglichkeiten dem Schüler ins Bewußtsein zu bringen und ihn zu einer sicheren Technik eleganten Übersetzens anzuleiten. Das gab vielleicht etwas überreichen Stoff für Anmerkungen, der aber jedenfalls zweckentsprechender war als kritisches oder antiquarisches Wissen, das über das Verständnis des Schülers hinausging.

Ungefähr auf dieser Grundlage und von Männern dieser Richtung wird bald nach der Bibliotheca ein neues Unternehmen: die Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen, in Angriff genommen. Vermutlich hat es Dietsch veranlaßt. Zwei ehemalige Hildburghauser Kollegen: Siebelis und Doberenz, geben die ersten Bände, Nepos und Cäsar, heraus; im Juni 1851





nimmt es seinen Anfang. Hier finden sich die Vertreter des eigentlich Schulmännischen: Krüger (Horaz), Ameis (Homer), C. W. Nauck (Horaz), Vollbrecht (Xenophon), Piderit (Cicero) usw. Von Schulrat Peter in Meiningen angeregt, entsteht die bekannte Anthologie zur Einführung von Quartanern in die römische Literatur, das Tirocinium poeticum von Siebelis. Später werden auch noch in den Spezialwörterbüchern für den Schulgebrauch bequemere Hilfsmittel zu den Textausgaben geschaffen, die wenigstens die Schwierigkeiten des Sprachgebrauchs aus dem Wege räumen. Zuerst erschien auf Anregung des Verlags Vollbrechts Wörterbuch zu Xenophons Anabasis (1866). Autenrieths Homerwörterbuch (1873) darf aus dieser Reihe Anspruch auf besondere Beachtung erheben. Und selbstverständlich sind auch Gesamtlexika erforderlich, die sich streng methodisch auf der Schullektüre aufbauen und nur deren Wortschatz berücksichtigen und erklären. So veranlaßt der Verlag, der seinerseits aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen seine Anregung nimmt, Benselers „Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch" (1859). 1866 wird es durch Schenkls Deutsch-Griechisches Wörterbuch ergänzt, und für das Lateinische löst Heinichen die gleiche Aufgabe (1864 Lateinisch-Deutsch; 1866 Deutsch-Lateinisch). Beide Wörterbücher haben bedeutenden Anteil an dem Ausbau der Schulwörterbücher der klassischen Sprachen. Nicht – wie die meisten anderen – stereotypiert, sind sie von Auflage zu Auflage verbessert worden, vor allem durch die unermüdliche Arbeit der ersten Verfasser wie der späteren Bearbeiter, Autenrieths und Kaegis für Benseler, Draegers und C. Wageners für Heinichen, aber auch durch die vielfältige Beteiligung aus den Kreisen der Benutzer.

Und wie die Sprache werden die Realien für die Schullektüre inventarisiert in Lübkers Reallexikon (1. A. 1854, 7. A. 1891). Es entstand gleichfalls aus der Initiative des Verlags und ging aus eben jener Richtung hervor, die größere Berücksichtigung der Realien im Unterricht anstrebte. Darüber hinaus hat

es, namentlich infolge des weiteren Ausbaues, auch dem angehenden Philologen – und nicht nur diesem – wohl oft gute Dienste geleistet, andererseits aber ist es mit den veränderten Verhältnissen des Gymnasialunterrichts den Schülerhänden mehr und mehr entglitten, und der in Bearbeitung befindliche Lübker redivivus wird darum lediglich jene zunächst in zweiter Linie befriedigten Bedürfnisse im Auge haben. Dem gleichen Bestreben, die antike Welt, nicht nur die Sprache, lebendig zu machen, entsprangen die in den Jahren 1849–1888 erschienenen Gymnasialschriften Stolls. Stoll, ein Nassauer Landsmann und Freund Schmitts, hatte in Göttingen Otfried Müller gehört und von ihm entscheidende Anregungen mitgenommen. Er besaß die Gabe faßlicher Darstellung und den Geschmack, nach Möglichkeit die Worte antiker Dichter in seinen Wiedergaben weiter wirken zu lassen. Seine literarische Tätigkeit ist ungemein groß und erstreckt sich auf die verschiedensten Seiten der antiken Kultur, auf Religion und Mythologie, die Geschichte wie das kulturgeschichtliche Leben und die Literatur. Zwei gleichfalls allgemeinverständlich gehaltene Schilderungen des antiken Lebens führte Döhler dem deutschen Schrifttum zu: Boissier, Cicero und seine Freunde (1869), und Delorme, Cäsar und seine Zeitgenossen (1873).

Dieselbe Scheidung der wissenschaftlichen und pädagogischen Bedürfnisse ist mitbestimmend bei der auf den Grund gehenden Reform, der gleichzeitig die Jahrbücher unterzogen werden. Mit dem Jahrgang 1855 tritt eine Teilung in philologische und gymnasialpädagogische Bände ein, die sich freilich bis zu einem gewissen Grade auch aus praktischen Gründen erklärt; nämlich für Dietsch, der in philologicis nicht auf der Höhe der Zeit war, einen unabhängigen Tätigkeitskreis zu schaffen. Aber vor allem war eben das ursprüngliche Programm der Jahrbücher, beide Absichten zu verbinden und im alten Wolfschen Sinne für die Schule wissenschaftlich zu sein, durch die eingetretene Gebietstrennung gegenstandslos geworden,

und als notwendige Folge trat ein, daß sie jetzt auf dem gymnasialpädagogischen Feld von der Zeitschrift für Gymnasialwesen (seit 1847) und auf philologischem vom Philologus (1846) und dem wiederbegründeten Rheinischen Museum (seit 1842) sowie der Zeitschrift für die Altertumswissenschaft unter Bergks und Caesars Redaktion (1843–57) weit überflügelt wurden.

Fleckeisen war der neue Redakteur für den philologischen Teil und, wenn er auch ursprünglich gegen Geschäftliches eine Abneigung hatte und in seinen eigenen Arbeiten von sachlicher Bedächtigkeit war, so war er doch auch mit seinem liebenswürdigen Wesen, seiner Bescheidenheit und der Anerkennung fremder Leistungen der geborene Redakteur einer wissenschaftlichen Zeitschrift, der immer wußte, wo es etwas zu holen gab, der tüchtige Kräfte zu mobilisieren und an sein Unternehmen heranzuziehen verstand: Bergk, Schneidewin, Nauck, Ribbeck, Halm, Georg Curtius, Wilhelm Corßen, auch Boeckh sind jetzt unter den Mitarbeitern vertreten; so berühmte Besprechungen wie Karl Wilhelm Nitzschs Kritik von Mommsens Römischer Geschichte (1856 u. 1858) werden gebracht, und in den 1855 gleichfalls erneuten Supplementen finden Abhandlungen von Pott (Studien zur griechischen Mythologie, 1859), Alfred von Gutschmid oder die bekannte Polemik zwischen Friedrichs und Heinrich Brunn über die reale Grundlage der Philostratischen „Gemälde" ihre Stelle. Und hatte Lindemann in den Jahrbüchern ursprünglich seinen Kampf gegen Ritschl geführt, so trat jetzt Fleckeisen mit seiner ganzen Kenntnis der Plautinischen Fragen in der Hauptsache für den verehrten Meister ein (1850 u. 51). Einen ähnlich bedeutenden Charakter vermochten weder Dietsch noch sein Nachfolger Masius ihrer Abteilung zu geben. In ihrem philologischen Teile aber waren die Jahrbücher wieder zu einem Mittelpunkt des Verlags geworden.

Mitten in dieser Arbeit, die die Erfüllung seiner frühesten Pläne bedeutete, und an der er darum mit jugendlicher Frische

Anteil nahm, starb Benedikt Gotthelf Teubner. Am 21. Januar 1856 ereilte ihn der Tod als Einundsiebzigjährigen. Bis auf die letzte Zeit, in der seine körperliche Widerstandsfähigkeit allmählich gebrochen wurde, war er rüstig, unermüdlich schaffend und neue Wege überdenkend. So hat er z. B. noch selbst die Sache der Bibliotheca in Wien, Paris und Brüssel bei Behörden und Buchhändlern und, zusammen mit Dietsch, auf der Hamburger Philologenversammlung von 1855 vertreten.

An Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt, mochte er auch nur einen Teil von dem ernten, was er in seiner letzten Lebenszeit noch gesät hatte. Sicher haben ihn Worte gefreut, wie sie Ritschl im Sommer 1855 fast gleichlautend an Teubner und Fleckeisen schrieb: „Außer Zweifel steht, daß in genere philologico der Teubnersche Verlag sich mit wahren Adlerschwingen über alles Ähnliche emporhebt.“ – Die Teilnahme bei Teubners Tode war groß. Heinrich Brockhaus schrieb in sein Tagebuch:

24. Jan. 1856. Wir begruben heute den alten Teubner, der bis vor kurzem in seltener Kraft und Frische sich erhalten hat, dann aber einem höchst schmerzhaften Magenleiden nach schwerem Kampfe unterlegen ist. Ich mochte bei dem Begräbniß nicht fehlen, blieb auf dem Kirchhof trotz des ungünstigen Wetters, trotz Regen und Sturm, und hörte mit Theilnahme und innerer Bewegung einen der Schwiegersöhne Teubners, dann Großmann und Ahlfeld sprechen, von denen mich wiederum Ahlfeld lebhaft interessirte. Teubner gehörte eigentlich zu meinen ältesten Bekannten in Leipzig, denn als ich 1816 als Knabe nach Leipzig kam, ging ich schon zu ihm, da wir ja damals sehr liirt mit ihm waren. An das innige Verhältniß zwischen uns bin ich denn auch durch eine Masse von Briefen in unserm Archiv erinnert worden. Teubner war ein merkwürdiger Mann, eine energische Natur. Man hat es anzuerkennen, daß er sich schwer durch das Leben hat hindurchkämpfen müssen, daß er viele Widerwärtigkeiten besiegt und mit großer Kraft und Beharrlichkeit es zuletzt zu etwas recht Ordentlichem gebracht hat. Vor solchen Naturen habe ich Achtung.

Und zur Kantateversammlung, am 20. April 1856, widmete Dr. Veit, der damalige Vorsitzende des Börsenvereins, dem Verstorbenen folgenden Nachruf:

Karlsbad, 7. August 1855.

Sehr hochgeehrter Herr,

Wie oft habe ich schon beklagt, daß Meran nicht in Böhmen liegt oder der Sprudel in Meran springt, seit ich weiß, daß Sie hier die Stärkung und Erholung suchen, deren Sie nach so unermüdlicher und großartiger Thätigkeit, und zu immer neuer, begreiflicher Weise so sehr bedürfen. Und das weiß ich, seit mir mein lebhafter Wunsch fehlschlug, Sie in Leipzig persönlich anzutreffen und Ihnen mündlich den herzlichsten Dank zu sagen für so viele Beweise freundlichen Wohlwollens, mit denen Sie nicht müde geworden sind mich zu erfreuen. In der That, ich muß Ihnen vermöge meiner hartnäckigen Schweigsamkeit als ein recht undankbarer erscheinen, und doch trügt der Schein auch dießmal, wenngleich ich nicht aus

dem Herzen heraus hinzufügen kann: glücklicher
Reise. Es ist mir nämlich ergangen wie den
Jubilaren meistentheils: daß das Jubiläum
der Anfang vom Ende wird, oder daß der Höhe-
punkt sich gar bald durch ein merkliches Herab-
steigen markirt. Kaum erfreute ich mich im
vorigen Herbst der ersten günstigen Nachwir-
kungen des eben zum 4ten Male genosse-
nen Karlsbads (Ihrer Besuche zählt freilich
die goldene Krone noch eine ganz andere
Zahl), so that es mir ein Feind an, auf den ich
in meinen „Jünglingsjahren" am wenigsten ge-
faßt war, und den ich, aber erst durch die
Übernahme und Reorganisation unserer Uni-
versitäts-bibliothek überlastet, gerade in
diesen Zeitpunkten am allerwenigsten brauchen
konnte. Es war wirklich eine boshafte Iro-
nie des Schicksals, daß mich virtuosen Fuß-
wanderer und -passionirten Bergsteiger
gerade das — Podagra befallen mußte, und
so langwierig u. hartnäckig, daß ich fast
würdig ward, Mitglied des englischen Mini-
steriums zu werden. Aber im Ernst gesprochen-

her: ein volles halbes Jahr muß ich so gut wie
aus meinem Leben gestrichen ansehen und als baaren
Verlust für alle wissenschaftliche Thätigkeit ins
Conto schreiben. Gebe der Himmel, daß mir Karls-
bad und das zur Nachcur verordnete Gastein
gründlich (im eigentlichsten Sinne des Wortes) auf
die Beine hilft, und daß ich nicht gar bankerott
mache, wenn ich auch nicht hoffen darf, mit aller
Nacheiferung Ihrem Vorbilde nahe zu kommen
in Jugendfrische u. Rüstigkeit. Denn von dieser
zeugt ja nicht nur Alles was ich zu meiner
Freude über Sie höre, sondern auch Alles was
ich mit meinen Augen sehe: so zahlreiche und
gewichtige Früchte Ihrer Verlagsthätigkeit,
daß man nicht anders kann als von ihr sagen,
sie habe sich mit Adlerschwingen über alles
übrige Gevögel im philologischen Fache empor-
gehoben und nehme in der künftigen Geschichte
der Philologie einen würdigen Platz ein neben
den Aldus und Junta und Stephanus. Wun-
bar denn eine gar große, rein dem Interesse
der Sache geltende Genugthuung zu empfinden
jedem philologischen Herzen nicht zu verdenken
ist, wenn auch nicht, wie in meinem Falle, die

persönliche Theilnahme noch hinzukommt. Aber habe ja nun auch die Grammatici latini angefangen glorreich ans Licht zu treten; ich durfte das kaum fertig gewordene erste Heft aus Ihrer Officin mit hieher nach Karlsbad nehmen und mich hier der durchaus gediegenen Arbeit gründlich erfreuen.

In hohem Grade erfreulich ist mir hier das unerwartete Zusammentreffen mit Ihrem liebenswürdigen Schwiegersohne, Herrn Koch, gewesen, dem ich auch die Kunde von Ihrem Wohlergehen verdanke. Meine strengere Cur, sowie die Abgeschiedenheit der Bekanntenkreise, haben es zwar zu nicht so häufigem Verkehr kommen lassen als ich sehr gewünscht hätte; aber gleichwohl bin ich auch für das, was ein günstiges Geschick vergönnt, dankbar. Möge ihm und Ihnen Wasser und Bergluft aufs Beste und Gedeihlichste anschlagen. Ich redete ihm gern zu mich nach Gastein zu begleiten, wozu er an sich nicht übel Lust hätte; aber ich kann es nicht mit gutem Gewissen, da ihn das zärtliche Vaterherz zu den Seinen zurückzieht.

Erhalten Sie mir, verehrter Mann, Ihr schätzbares Wohlwollen fernerhin, zunächst bis zum nächsten Jahre, wo ich vielleicht so glücklich bin Sie in dauernder Rüstigkeit in Leipzig zu begrüßen.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ihr ergebenster F. Ritschl.

Diese Zeilen sollen ganz eigentlich ein Gruß nach Meissen sein; es geschieht nur auf den ausdrücklichen Rath Ihres Herrn Schwiegersohnes, daß ich sie über Leipzig gehen lasse.

„Aus kleinen Anfängen hat Benedikt Gotthelf Teubner sich emporgearbeitet, der es verstanden hat, durch die treuste Sorge für das geschäftliche Detail sich den Blick in das Ganze nicht abstumpfen und verkümmern zu lassen. So gelang es ihm, alle Zweige der typographischen Thätigkeit in seiner Officin zu vereinigen und zu einer Vollkommenheit auszubilden, die den Erzeugnissen seiner Pressen einen europäischen Ruf erworben hat."

Ludwig Wiese, der Dezernent für das Gymnasialwesen im preußischen Kultusministerium, regte Dietsch an, die Biographie seines Schwiegervaters zu schreiben. Leider ist dies nicht zur Ausführung gekommen, und nur Schmitt hat 1861 eine kurze Skizze verfaßt. Der Rat der Stadt Leipzig ehrte später Teubners Andenken, indem er eine Straße im Osten der Stadt, mitten im Buchhändlerviertel, Teubnerstraße benannte. – Teubners Lebenswerk führten seine Schwiegersöhne weiter: Adolf Roßbach und Albin Ackermann. Roßbach übernahm die kaufmännische Leitung, Ackermann die Führung der Druckerei.

Adolf Roßbachs Familie stammte aus Roßbach in Böhmen. Sein Großvater, ein dortiger Fuhrherr, betrieb die Spedition sächsischer Manufakturen nach Wien. Dadurch hatten sich zunächst geschäftliche Beziehungen zu der Mühltroffer Firma J. C. Dietsch & Söhne hergestellt, die durch die Verheiratung von des Fuhrherrn Roßbach ältestem Sohne mit Christiane Adolfine Dietsch zu Familienbeziehungen wurden. Das älteste Kind dieser beiden war Adolf Roßbach (26. Dez. 1822 geb.). Auch er wurde für den kaufmännischen Beruf bestimmt, trat bei dem Leipziger Bankhaus Hammer & Schmidt in die Lehre und besuchte die Leipziger Handelsschule. Durch die Familie Dietsch wurde er ins Teubnersche Haus eingeführt und lernte dort auch Julie Teubner kennen, mit der er sich 1846 verheiratete. Schon vorher entschloß er sich, seinen Beruf zu wechseln, und war, um den Innungsvorschriften zu genügen, vom 21. März 1845 als Setzer in der Teubnerschen Offizin tätig, empfing dort auch seine buchhändlerische Ausbildung, leitete zunächst, wie hervorgehoben, nach Richards Tode den Dresdener Betrieb, trat aber schon in Teubners letzten Jahren in das Leipziger Geschäft über.

Die Beziehungen der Ackermannschen Familie zur Teubnerschen gehen auf ältere Zeit zurück. Gustav Adolf Ackermann (1791–1871), Albin Ackermanns Vater, aus der Voigtländisch-Auerbacher Linie eines bis 1560 im Altenburgischen urkundlich nachweisbaren Geschlechtes stammend, das im 16. Bande des Genealogischen Taschenbuchs bürgerlicher Familien näher beschrieben ist, war in den Jahren 1814–35 Gerichtsinspektor in Elsterberg. Bereits 1811 widmet sein Vater, Dr. Wilhelm Ackermann (1758–1825), damaliger Oberpfarrer in Auerbach, „Dem Herrn Teubner und Demoiselle Kochin̄ am Tage Ihrer Verbindung in Elsterberg" ein Hochzeitsgedicht, und ein Eintrag Teubners in sein Album, der auf mehr als flüchtige Bekanntschaft schließen läßt, findet sich 1815. Albin Ackermann (geb. am 14. Februar 1826 in Elsterberg) besuchte das Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden, wohin sein Vater 1835 als Appellationsrat an das Königliche Appellationsgericht berufen wurde, wurde auf dem Dresdener Polytechnikum als Ingenieur ausgebildet, hatte sich aber dann auf Teubners Veranlassung gleichfalls der Druckerei zugewandt und, nachdem er 1849/50 bei J. C. F. Pickenhahn in Chemnitz eine Lehrzeit durchgemacht hatte, Roßbach in Dresden abgelöst. 1852 war er noch einmal beim Umbau des Teubnerschen Hauses als Architekt tätig gewesen.

Ackermann hatte für die allgemeinen Angelegenheiten des Buchdruckgewerbes besonderes Interesse. Er gehörte neben Dr. Eduard Brockhaus, Raymund Härtel und Carl Behrend Lorck zu den führenden Persönlichkeiten im Leipziger Buchdruckgewerbe und wird am 15. August 1869 zum Vorsitzenden des neugegründeten Buchdruckervereins gewählt und behielt dieses Ehrenamt bis zur dritten Generalversammlung vom 27. April 1872, in der er aus gesundheitlichen Gründen der schon vorgenommenen Wiederwahl nicht entsprechen konnte. Unter seiner Amtszeit wuchs der Verein von 87 auf 600 Mitglieder und erhielt eine auch weiterhin andauernde, dem Gedeihen des Gesamtgebietes geltende Richtung. Albin Ackermann war außerdem Mitbegrün-

der der ersten Buchdruckerlehranstalt, die 1873 wieder einging, bekleidete in buchgewerblichen Verbänden noch die verschiedensten Ehrenämter sowie auch 1869/70 das Amt eines Stadtverordneten. Zur dauernden Würdigung dieser Verdienste erhielt 1904 auf Grund eines Beschlusses der Generalversammlung des sächsischen Kreises des Deutschen Buchdruckervereins Albin Ackermanns von Künstlerhand angefertigtes Ölbildnis einen Platz im Sachsenzimmer des Deutschen Buchgewerbehauses, und in das goldene Buch des Kreises wurde eingetragen: „Albin Ackermann-Teubner war Mitbegründer und der erste Vorsitzende des Deutschen Buchdruckervereins unmittelbar nach dessen am 15. August 1869 erfolgter Gründung. Er hat den Verein in den Jahren 1869 bis 1872 organisiert und geleitet und damit die Grundlage geschaffen für den Zusammenschluß der deutschen Buchdruckereibesitzer zur Wahrnehmung der Interessen ihres Gewerbes.“ Und ein Nachruf in der Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker vom 9. April 1903 schildert den Charakter Ackermanns in folgender Weise: „Der Heimgegangene war ein Mann von großen Fähigkeiten, von edlem Charakter und strengem Rechtsgefühl, welche Eigenschaften ihm in Verbindung mit seiner nie versagenden Fürsorge bei allen denen, die ihn kannten, ein ehrendes und dankbares Andenken sichern werden.“

Die Leitung des Verlags blieb in den Händen August Schmitts, der, wie wir sahen, ja schon unter Teubner entscheidenden Einfluß auf den Gang der Verlagstätigkeit vermöge seiner philologischen Beziehungen gewonnen hatte. Schmitt erhielt 1859 Prokura und wurde am 12. März 1872 nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit auch als Teilhaber in den Verlag aufgenommen. An dem gleichen Tag wurde er an der Universität Jena zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt: „Postquam per quinque lustrorum spatium cum illius (‚inclutae librariae Teubneriae‘) possessoribus atque moderatoribus honestissimis Ad. Rossbachio et A. Ackermanno felicissima laborum negotiorum consiliorum

societatе coniunctus in administrando munere tam et praedicabilem industriam gnavitatemque et singularem prudentiam atque intelligentiam comprobavit, ut officina Teubneria edita librorum utilissimorum insigni multitudine cum de aliis litterarum partibus egregie meruerit tum in philologicis potissimum disciplinis sine controversia hodie principatum teneat ......"

Etwa zwanzig Jahre später, Mitte 1891, schied Schmitt aus der Firma und verabschiedete sich mit folgendem Schreiben:

„Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß mir der Entschluß sehr schwer fällt, aus dem mir lieb gewordenen langjährigen Wirkungskreis zu scheiden, aber mein Alter und eine sehr fühlbare, in neuerer Zeit stets zunehmende körperliche und geistige Schwäche zwingen mich dazu. Auch glaube ich, daß mein Rücktritt im Interesse des Geschäftes selbst liegt. Überzeugt, daß ich dem Verlag nicht mehr viel nützen kann, da auch meine Arbeitskraft sehr nachgelassen hat, halte ich es für sehr nötig, daß meine jungen Nachfolger sich an volle Selbstständigkeit gewöhnen, und daß diese Selbstständigkeit auch nach außen hin hervortrete und mehr und mehr erkannt werde, damit die im Buchhandel und besonders unter den Gelehrten zu meinem Bedauern vielfach verbreitete Ansicht ihr Ende findet, die Meinung nämlich, daß das Gedeihen des Teubnerschen Verlags vorzugsweise von meiner Thätigkeit abhängig sei. Dies wird aber gewiß besser und sicherer erreicht, wenn mein Rücktritt so zeitig erfolgt, daß ich auch nach demselben meinen Nachfolgern mit Rath und That behülflich sein kann, als wenn dieselben durch mein Ableben, das bei meinem Alter leicht doch einmal ganz unerwartet eintreten kann, plötzlich auf sich allein angewiesen sind. Und das verspreche ich Ihnen, daß ich, wenn auch nicht mehr Theilhaber der Firma, doch stets zu jeder Hülfeleistung bereit sein werde, wenn und solange dies gewünscht wird. Ja, ich würde es kaum erträglich finden, nachdem ich 44 Jahre lang mit dem Teubnerschen Verlag gewissermaßen verwachsen gewesen bin, nun gänzlich von jeder Verbindung mit demselben ausgeschlossen zu sein. Ich werde es daher nur dankbar erkennen, wenn Sie mir auch nach meinem offiziellen Austritt gestatten wollen, das Geschäft auch ferner zu besuchen, wenn auch nicht zu regelmäßiger Arbeit und nicht in seitheriger Regelmäßigkeit ......

Das große Wohlwollen, hochverehrte Herrn, welches Sie mir seither unausgesetzt geschenkt haben, läßt mich hoffen, daß Sie mir nach 60-jähriger geschäftlicher Thätigkeit, die in einem Alter von 75 Jahren ersehnte geschäftsfreie Ruhe gern gönnen werden und daß Sie meinen Ent-

schluß mir nicht als Undankbarkeit auslegen, denn meine Dankbarkeit für Alles, was ich durch Ihre großmüthige Liberalität erreicht habe, und für Ihre mir immer bewiesene Freundschaft wird bis an mein Lebensende unvermindert fortdauern, und ich hoffe, auch nach meinem Austritt vielleicht noch Gelegenheit zu finden, Ihnen dies durch die That zu beweisen."

Unter Schmitts Einfluß nimmt die Firma an den inneren Buchhandelsangelegenheiten dieser Periode, vor allem der Bekämpfung der „Schleuderei", tatkräftigen Anteil, und Schmitt ergriff die Initiative zu praktischen Maßnahmen, noch ehe die berufenen Instanzen, insbesondere eine vom Börsenverein eingesetzte Enquetekommission, zu praktischen Ergebnissen kamen. Die von ihm angeregte Aktion bestand in der sogenannten ersten Leipziger Verlegererklärung, die am 15. November 1879 mit zunächst nur 24 Unterschriften sich an die Fachgenossen wandte und aussprach, daß die unterzeichneten Verleger

„vom 1. Januar 1880 an die Ankündigung ihrer Verlagsartikel in Katalogen, Zirkularen und öffentlichen Anzeigen unter dem Ladenpreis mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln verhindern werden, und zwar zunächst dadurch, daß jeder der Unterzeichneten die Geschäftsverbindung — sowohl in Rechnung als gegen bar — mit allen Handlungen unnachsichtlich aufheben wird, welche seinen Verlag trotz dieser Erklärung nach dem angegebenen Zeitpunkt zu anderen als den von ihm selbst festgesetzten Preisen in irgend einer Weise öffentlich anzeigen und ausbieten."

Die Erklärung fand innerhalb weniger Tage 400 Unterschriften – vor allem schlossen sich ihr auch die Berliner Verleger in einer eigenen Erklärung an – und wurde am 5. Dezember 1879 im Börsenblatt mit den Unterschriften von 519 Firmen veröffentlicht. Auf den Boden dieser Grundsätze stellten sich am 3. Februar 1880 auch die Kommissionäre. – Die Firma Teubner behielt auch weiterhin die Führung; sie versandte nicht nur ein Werbezirkular, das zum Beitritt zu dem dargelegten Reformprogramm aufforderte, sondern kündigte auch eine strenge Durchführung der Erklärung in der eigenen Praxis an.

Für die weitere Entwicklung, die sich in den von Teubner selber eingeschlagenen Bahnen bewegte, blieb Schmitt im

wesentlichen bestimmend. Dies gilt zunächst für das philologische Gebiet, wo der Verlag mit der Ritschlschen Schule eng verbunden blieb. Das Jahr 1864 brachte die Festschrift zu des Meisters 25jährigem Bonner Dozentenjubiläum, die als Symbola philologorum Bonnensium unter Fleckeisens Redaktion im Teubnerschen Verlag erschien und 43 Beiträge ehemaliger Schüler enthielt. Nach Ritschls Berufung nach Leipzig wurden gleichsam als Schulorgan die Acta societatis philologae Lipsiensis (1870/76) gegründet, in deren erstem Heft Friedrich Nietzsche den Wettstreit zwischen Homer und Hesiod edierte, mit dessen symbolischer Deutung er sich so lange beschäftigt hat.

Schon oben wurde ausgeführt, wie hoch Ritschl den pädagogischen Wert philologischer Kritik einschätzte. Das Endziel war sie ihm keinesfalls. „Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen“, lautet eins seiner mit Lehrs zusammen verfaßten „Gebote für classische Philologen“, „Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen“ ein anderes. So kann uns weder seine Art des akademischen Unterrichts noch auch seine Veröffentlichungen ein volles Bild von seiner Persönlichkeit geben; der Mann war größer, umfassender als sein Werk. „Es hat sich so gefügt,“ sagt Ribbeck, „daß die Neubegründung der lateinischen Sprachgeschichte durch geniale Verbindung textkritischer, prosodisch-metrischer, epigraphischer und literarhistorischer Studien in der Reihe seiner wissenschaftlichen Taten obenan steht. Aber die produktive Kraft eines Gelehrten, vollends eines akademischen Lehrers nach dem allein zu bemessen, was er durch Lebensführung, Zeitströmungen, andere Umstände veranlaßt, wirklich veröffentlicht hat, wäre des Bibliographen würdiger als des Biographen. Nach den Bücherverzeichnissen mag Ritschl überwiegend Latinist genannt werden: die Arbeiten seiner beiden ersten Perioden, seine Vorlesungen und die Wirkungen auf seine Schüler zeigen, daß er das griechische Altertum mehr beherrschte als mancher berühmte Gräzist. Eine harmonische Vereinigung aller Diszipli-

nen begünstigte er in dem Maße, daß er z. B. die Loslösung der Archäologie von dem mütterlichen Boden der Philologie, wie sie in neuerer Zeit allgemeiner geworden, lebhaft beklagte."

So hat sich Ritschl ganz energisch und mit Recht gegen den Vorwurf, daß er „einseitige Critici und Grammatici" bilde, gewehrt; war er es doch gewesen, der, obwohl selbst Hermannscher Deszendenz, schon in dem Streit zwischen Boeckh und Gottfried Hermann das vermittelnde Wort prägte: es kommt ebensosehr auf eine historisch-ideelle wie auf eine textlich-reale Erhaltung des Altertums an. Er stand sich mit Boeckh sachlich freundlich, wie die Korrespondenz beider erweist. Und an den Teubnerschen Verlag schlossen sich denn auch seit 1854 von Boeckhscher Seite Susemihl, Georg Curtius, Corßen an; 1855 aber ging Boeckh selbst auf den durch Fleckeisen veranlaßten Vorschlag, seine kleinen Schriften der Firma zu übergeben, in einem liebenswürdigen Briefe ein, wie denn fast alle späten Werke Boeckhs dort erschienen sind: die gesammelten kleinen Schriften 1858–74 wie 1877 aus dem Nachlaß Boeckhs philologisches Testament: die Enzyklopädie.

Ein wichtiger Fortschritt der damaligen Philologie war, daß sie mit der jungen Sprachwissenschaft Fühlung suchte. Philologie und Sprachwissenschaft hatten sich nebeneinander entwickelt und immer neutral oder sogar feindlich zueinander gestellt. Ein so leidenschaftlicher Vertreter des antiken Kulturbegriffes wie Friedrich Nietzsche wandte sich noch in Vorträgen, die er 1871/72 über die „Zukunft unserer Bildungsanstalten" hielt, gegen eine besondere Einschätzung sprachwissenschaftlicher Arbeit, die ihm nur „einen unendlichen Bereich frisch aufgeworfenen Ackerlandes" bedeutet, „wo gegenwärtig noch die mäßigste Begabung mit Nutzen verbraucht werden kann und eine gewisse Nüchternheit sogar bereits als positives Talent betrachtet wird, bei der Neuheit und Unsicherheit der Methoden". Vor allem zwang die Erweiterung der Sprachdenkmäler durch die Inschriften selbst, die mit Boeckhs erstem Band des Cor-

pus Inscriptionum Graecarum (1828) bekanntlich unter harten Kämpfen erfolgte, allmählich zu sprachgeschichtlicher Denkweise im Reich der Einzelsprache selber. Bald darauf setzt mit Ahrens die Dialektforschung ein, aber erst in den Jahren 1858 bis 1862 erscheint der früheste eigentlich sprachwissenschaftliche Versuch: Georg Curtius' Grundzüge der griechischen Etymologie. Sie wollten ausdrücklich mehr Problemstellung als abgeschlossene Durchführung geben und haben eine beherrschende Stellung gehabt, bis sie in den siebziger Jahren durch die Arbeit der junggrammatischen Schule abgelöst wurden, die eine strengere gesetzmäßige Begründung sowie eine psychologische Erklärung der sprachlichen Erscheinungen erstrebte. Etwa gleichzeitig mit Curtius' griechischer Etymologie erschienen die „Grundzüge der griechischen Lautlehre" von Christ, der unter Benutzung der Forschung seit Bopp, aber ohne selbst umfassende Sprachenkenntnis zu besitzen, zum ersten Male eine systematische Darstellung der griechischen Lautlehre unternahm; und auch Johann Hermann Heinrich Schmidt berücksichtigte in seiner umfänglichen und auf bedeutenden Sammlungen beruhenden „Synonymik der griechischen Sprache" (1876 bis 1879) die historischen Ergebnisse nur insoweit, als das zur Ermittlung des klassischen Sprachgebrauchs und der volkstümlichen Redeweise nötig war.

Boeckhs Anregung ging sehr allmählich auf das Lateinische über. Erst um 1850 plante die Berliner Akademie eine Sammlung der lateinischen Inschriften. Sie wollte sich in der Hauptsache auf literarische Publikationen stützen und so in einer Technik arbeiten, die im Prinzip mangelhaft und auch durch Kirchhoffs und Aufrechts Umbrische Denkmäler (1848–51) überholt war. Inzwischen aber war Ritschl durch seine Bemühungen um einen korrekten Plautustext auf das Altlateinische gewiesen worden und bekam überdies im Sommer 1851 bei seinem Bonner Kollegen Welcker die Nachzeichnung einer in Oberitalien gefundenen Bronzetafel (Lex Rubria) in die Hand, die ihm zu

einem ersten Vorstoß auf das epigraphische Gebiet Veranlassung gab. Mit der ihm eigenen Energie dachte er sofort an die organisatorische Bewältigung der neuen Aufgaben. Eine vollständige Zusammenstellung der römischen Inschriften aus den ersten acht Jahrhunderten schwebt ihm als Ziel vor. Er weiß Johannes Schulze und den Kultusminister Raumer dafür zu interessieren; Schulze antwortet auf sein Programm über die Lex Rubria, die Juristen müßten nun von den Philologen lernen, verwendet sich eifrig für die Sache und bemüht sich auch für einen Verleger. Nun kollidiert aber Ritschl teilweise mit dem Akademieplan, und natürlicherweise ist an einen Akademiezuschuß nur dann zu denken, wenn sich eine Vereinigung zustande bringen läßt. Da erreicht es Ritschls Diplomatie, daß Henzen und dem aus politischen Gründen verfehmten Mommsen, der mit unteritalienischen Dialektforschungen (1850) und mit den Inscriptiones regni Neapolitani (1852) seine Befähigung zu einer solchen Arbeit eben glänzend erwiesen hatte, die Aufgabe anvertraut wird, und daß sein eigenes Werk als Vorläufer zu diesem Corpus erscheint. Damit entgeht leider dem Teubnerschen Verlag, der sich übrigens damals auch um den Verlag der Plautusausgabe vergeblich bemühte, ein wissenschaftliches Objekt ersten Ranges, denn Johannes Schulze hatte sofort an den befreundeten Leipziger Buchhändler gedacht und Unterhandlungen zwischen Ritschl und Teubner eingeleitet. Noch im Frühjahr 1853 schrieb Fleckeisen an Ritschl: „Teubner versichert mir, er wolle Ihrem Werke eine Ausstattung geben, wie noch keins aus einer deutschen Presse hervorgegangen sei.“

Nun erst konnte die sprachwissenschaftliche Forschung selber einsetzen. Am 6. Juli 1854 schrieb die Berliner Akademie eine Preisarbeit aus, in der im Interesse philologisch-kritischer Behandlung der altrömischen Poesie die zugrunde liegenden sprachlichen Verhältnisse unter steter Berücksichtigung der Metrik zu charakterisieren waren. Corßens Werk „Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache“

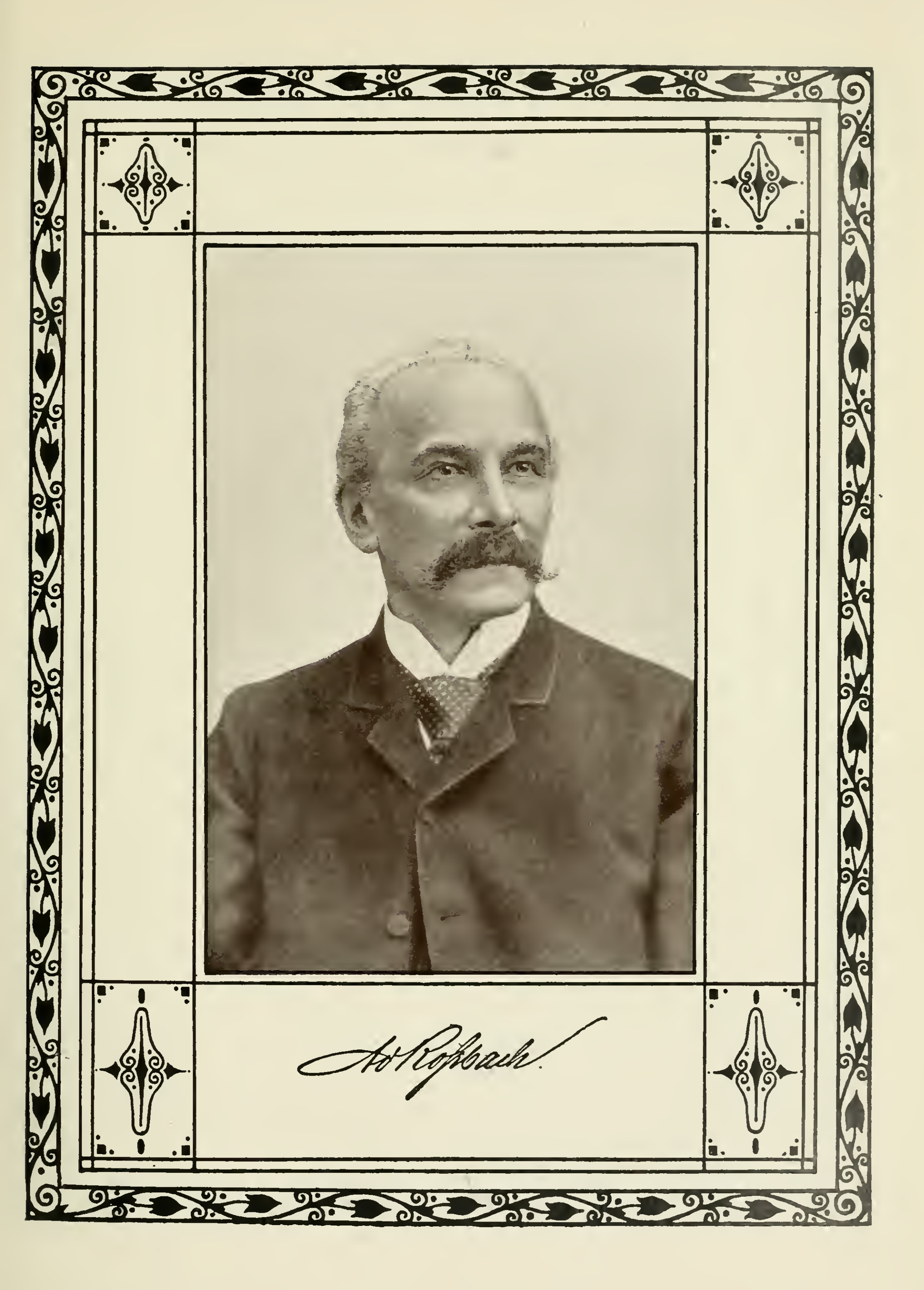
erhielt den Preis, und durch Vermittlung von Dietsch kam es an den Teubnerschen Verlag (1858/59, 2. A. 1868/70), der von nun an die sämtlichen Schriften Corßens, vor allem „Die Sprache der Etrusker“ (1874/75) brachte. Ergänzend neben Corßens Erstlingswerk trat Schuchardts „Vokalismus des Vulgärlateins“ (1866 bis 1868), worin vermöge der sprachgeschichtlichen Stellung des Vulgärlateins die Verbindung zwischen Lateinisch und den modernen romanischen Sprachen geschaffen wurde. Das Buch war bezeichnenderweise Friedrich Diez und Friedrich Ritschl „in dankbarer Hochachtung“ zugeeignet. – Ein Teilgebiet der Formenlehre, die Deklination, wurde 1866, noch ehe das „gelehrte Sammelwerk“ Neues erschien, von Bücheler monographisch bearbeitet (Grundriß der lateinischen Deklination), wobei er besonders dem Plautus seine Beispiele entnahm. Die Schrift steht zwar noch – meint Friedrich Vollmer – „zum großen Teile auf dem Boden der älteren Grammatik, verdient aber auch heute noch aufmerksamstes Studium wegen der darin befolgten Methode umfassender Observation der Flexionserscheinungen“. Reinhold Klotz' Handbuch der lateinischen Stilistik (1874), das vor allem auf ausgezeichneter Cicerokenntnis beruht, war dagegen rein systematisch angelegt und suchte durch Erörterung von Beispielen möglichst auf praktische Wirkung hinzuarbeiten. Die Syntax erfuhr durch Draeger, der vom klassischen Gebrauch aus allmählich auch nach Frühzeit und Spätzeit zu dringen versuchte, in der „Historischen Syntax der lateinischen Sprache“ (1874–77, 2. A. 1878–81) eine umfassende Behandlung. Gleichzeitig übertrug Vaniček in seinem nach Stämmen geordneten „Etymologischen Wörterbuch der lateinischen Sprache“ (1874) die Resultate von Curtius' griechischer Etymologie auf das Lateinische, erweiterte drei Jahre später das Werk zu einem griechisch-lateinischen Lexikon und fügte 1878 noch Untersuchungen über die Fremdwörter in beiden Sprachen hinzu.

Auch der Plan eines großen Lateinlexikons, der freilich erst sehr viel später seine Verwirklichung finden sollte, war damals

schon erwogen. Er geht auf Halm und Ritschl zurück, 1857 hatten sie alles in der Stille vorbereitet, selbst eines Zuschusses von 10 000 Gulden, den die bayrische Regierung übernehmen wollte, glaubten sie sicher zu sein. Anfang 1858 erfuhr der Verlag davon; Schmitt, der im Januar in Bonn war, um mit Böcking über die Huttenausgabe abzuschließen, schlug die Firma dafür vor, verhandelte mündlich mit Ritschl und schriftlich mit Halm und konnte schließlich, wie Ribbecks Ritschlbiographie zu entnehmen ist, einen noch erheblicheren Zuschuß von seiten des Verlags in Aussicht stellen. Inzwischen wird die Organisation erwogen, die Mitarbeiterliste aufgestellt und Bücheler als Redakteur in Aussicht genommen. Auf der Wiener Philologenversammlung vom September 1858 entwickelt Halm den, wie es scheint, hart vor der Verwirklichung stehenden Plan: „Der deutschen Philologie verdankt man die Besorgung der meisten kritischen Texte lateinischer Autoren, welche existieren, sie hat die historische Grammatik geschaffen, und auch die organische Entwicklung der romanischen Töchtersprachen zuerst nachgewiesen; sie hat die Fackel der Kritik auch in die Inschriftenkunde geworfen und Tausende von Inschriften richtig lesen oder behandeln gelehrt; was in diesem Jahrhundert auf dem Gebiete der Synonymik und Lexikologie Tüchtiges geleistet worden, ist fast einzig von deutschen Philologen ausgegangen. Welche Nation wäre mehr berufen und berechtigt, die Resultate dieser so vielseitigen Forschungen gleichsam in einem Brennpunkt zu vereinigen, in einem thesaurus linguae latinae, der nach den heutigen Forderungen der Wissenschaft bearbeitet ist?“ Doch die Zurücknahme des bayrischen Zuschusses bringt schließlich alles zum Stillstand. Noch lange hat der Plan geschwebt; Halm hat sich nie davon zu trennen vermocht, während Ritschl nun nichts mehr damit zu tun haben wollte. Noch 1882 schlägt Schmitt – von Martin Hertz’ entscheidenden Verdiensten wird noch ausführlich die Rede sein – vor, den Thesaurus als Abschluß der wissenschaftlichen Speziallexika

ins Auge zu fassen, von denen der Verlag mehrere herausgebracht hatte (1871 Dindorfs berüchtigtes Lexicon Sophocleum, 1873 Aeschyleum, Menge-Preuß Cäsarlexikon, 1877–1903 Gerber und Greefs Lexicon Taciteum, zu denen aus dem Ebelingschen Verlag das Lexicon Homericum kam). Schmitt schreibt damals an Halm, noch in der alten Unterschätzung der Größe des Planes befangen: „Wenn wir mit dem Verlage dieser Lexika fortfahren, so kommen wir allmählich dahin, die Vorarbeiten zu dem vor Jahren projektierten Thesaurus latinitatis, zu welchem der König von Bayern einen Vorschuß geben wollte, aus eigenen Mitteln herzustellen. Seide ist dabei nicht zu spinnen, das sehe ich auch am Lexicon Taciteum, das bis jetzt nicht mehr als 350 Abnehmer hat.“ So mußte denn das 1889 begonnene Lexicon Livianum von Fügner sogar aufgegeben werden; inzwischen war jedoch der Plan schon auf neuer Basis der Verwirklichung näher gebracht.

Wie diese sprachgeschichtlichen Untersuchungen zum guten Teil, standen auch die metrischen zunächst im Dienste der Textkritik. Das wird z. B. in Boeckhs metrischen Untersuchungen über Pindar, der die Beziehungen von Rhythmik und Metrik zuerst richtig erfaßte und damit die moderne Problemstellung fand, vollkommen klar gesagt (1820–21). Aber aus Boeckhs Anregungen ging eine selbständige Behandlung der antiken Metrik hervor: Roßbach und Westphals Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker nebst den begleitenden musischen Künsten (I Griechische Rhythmik von Roßbach 1854, II Harmonik und Melopöie von Westphal 1863, III Allgemeine Griechische Metrik von Westphal 1865). Darin wird mit Benutzung der alten Theoretiker selbst, die Gottfried Hermann in seinen „Elementa doctrinae metricae“ (1816) ebensosehr wegen ihrer Textgestalt wie wegen ihres Inhalts noch für unbrauchbar hielt, ein System errichtet und die Fragmente des Aristoxenos für die Rhythmik und Hephästion für die Metrik verwendet. Selbst hatte das Boeckh nur zum Teil getan, wenngleich er die Wichtig-


Ad Roßbach



keit des Aristoxenos und mithin auch die Beziehungen der Metrik zur Musik bereits erkannt hat. „Kein hellenischer Dichter, dessen Werke zur musikalischen Aufführung bestimmt waren", – heißt es in Boeckhs Abhandlung, – „kann Rhythmen gebildet haben, welche nach der Beschaffenheit der hellenischen Musik in seinem Zeitalter unausführbar waren." Zur Aufnahme der Rhythmiker in das neue Werk hatte zunächst Roßbach, einer der letzten Schüler Gottfried Hermanns, gedrängt, und ihm war auch dieser grundlegende Teil zuerst zur Bearbeitung zugefallen, dann aber nahm Westphal diese Studien auf, legte als Supplement des Ganzen eine Textausgabe der Rhythmikerfragmente vor (1861) und fügte eine ausführliche Darstellung der antiken Theorie bei. – Die gesamte antike Metrik behandelte 1874 Wilhelm Christ, ein Schüler Halms. Er gibt Westphals Verdienste um die antike Musik zu, gibt auch zu, daß jede Metrik „auf der vertieften Grundlage der Rhythmik ruhe und außer dem Vers auch die Periode in das Bereich ihrer Forschung ziehe". Im übrigen aber lehnt er sowohl Roßbach-Westphals Ansicht von dem Wert der antiken Theoretiker wie viele ihrer eigenen Ideen ab und beschränkt sich in dem größten Teil seines Buches auf die spezielle Metrik. – Der Übergang von griechischer zu lateinischer Metrik und der Bildung der lateinischen Form ist das spezielle Problem von Richard Klotz' „Grundzügen altrömischer Metrik" (1890), der diese Vorgänge in Prosodie, Metrik und Rhythmik eingehend behandelte.

Nach allem Bisherigen ist es mehr eine Zeit spezieller Forschung als zusammenfassender Versuche: das wird auch in der Literaturgeschichte fühlbar. Die Einzelprobleme herrschen. – Noch immer steht die Homerfrage zur Diskussion, und der Verlag ist an der Literatur für und wider die Wolf-Lachmannsche Theorie beteiligt, zufälligerweise am stärksten an der heute siegreichen Lachmanngegnerischen Literatur. Gregor Wilhelm Nitzschs letztes Werk „Beiträge zur epischen Poesie der Griechen" erscheint 1862, und noch einmal formuliert der Führer der „Ein-

heitshirten", der schon 1830–37 Wolf und 1852 Lachmann bekämpft hatte, darin seine Ansicht: wohl gibt es eine stufenweise Entwicklung. Von der Volksage führt der Weg über das Einzellied zum größeren Gebilde. Aber das „größere Gebilde" ist etwas Neues, ist Schöpfung, nicht Summierung, und so ist für Nitzsch die richtige Meinung die, „welche in der Geschichte der epischen Poesie den Homer als den Schöpfer der von einem Grundmotiv durchherrschten Epopöe sieht". Daran schloß sich 1869 – in demselben Jahre übrigens, in dem Nietzsche seine in gleicher Richtung sich bewegende Basler Antrittsvorlesung hielt – die Arbeit Nutzhorns, eines Madvigschülers: Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte, an, die Madvig selbst aus dessen Nachlaß herausgab und mit einer die Wolf-Lachmannsche Denkweise entschieden ablehnenden Einleitung begleitete. Ein Schüler von Lehrs, Kammer, wies dann 1873 Kirchhoffs glänzenden Versuch, der Liedertheorie ihren Additionscharakter zu nehmen und sie zu einem komplizierteren Werdeprozeß umzugestalten, in dem schließlich ein Odysseusnostos als Grundlage für die letzte Bearbeitung entstand, in seiner „Einheit der Odyssee" schroff zurück, und Lehrs selber billigte die Tendenz des Buches, indem er einige gleichgerichtete kleinere Arbeiten im Anhange beigab. Und auch Volkmann (1874) teilt den Standpunkt von Nitzsch; er will nur erneut das Für und Wider prüfen und damit eine „Einleitung und Vorschule zum Studium der homerischen Frage überhaupt" liefern. – Demgegenüber stehen von der andern Seite nur der kühne und, wie man heute sagen darf: vorschnelle Versuch Köchlys, die Ilias in sechzehn Einzelliedern für den Schulgebrauch zu bearbeiten (1861), und die Aufsätze Karl Ludwig Kaysers, die Usener 1881 zu Ehren seines Lehrers gesammelt und mit einer Würdigung des lange verkannten Mannes begleitet hat. Die ausführliche Begründung für Köchlys Verfahren war in den Dissertationen von 1857–59 enthalten, die dann 1881 der erste Band seiner Opuscula philologica zusammenhängend brachte. – Die Arbeit der homerischen Text-

kritik blieb in der Hauptsache von dem Streit unberührt. Ihr Ziel war für längere Zeit durch das Werk von Lehrs bestimmt: „De Aristarchi studiis Homericis“ (1833), und in dessen Bahnen bewegten sich die sich im übrigen befehdenden Homerherausgeber La Roche und Ludwich. Die Vorstudien zu ihren kritischen Ausgaben legten beide in größeren Werken vor: La Roche 1866 in der „Homerischen Textkritik des Altertums“ und den „Homerischen Untersuchungen“ (1869 und 1893), Ludwich 1884 bis 1885 in „Aristarchs homerischer Textkritik“, worin er die an Immanuel Bekker anschließenden, auf voraristarchische Formen ausgehenden Bestrebungen verwarf und insbesondere die Ausgaben von Nauck (1874 Ilias, 1879 Odyssee; bei Weidmann) als nach seiner Ansicht als zu weitgehend ablehnte.

Ein zweites, aber jüngeres und weniger als die Homerfrage behandeltes Thema war die Entwicklung Platos. Den Anstoß zu einem tieferen Erfassen hatte Schleiermacher gegeben, der Platos Lebenswerk als systematische Einheit nahm und aus diesem Gesichtspunkt auch die chronologische Reihenfolge der Dialoge bestimmte. Dann brachte Karl Friedrich Hermann nach dem Apriorismus die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise zur Geltung (1838), indem er drei Stufen des platonischen Denkens: die sokratische, die dialektische und die konstruktive schied und damit ein immer wieder zu diskutierendes Problem stellte. Aus der älteren Platoliteratur sind die Arbeiten von Susemihl und Peipers im Verlag erschienen. Susemihl, ein Schüler Boeckhs (Die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie 1855, 1860), behandelt die platonischen Schriften mit dem Rüstzeug Hermanns, mißt sie aber im Grunde genommen mit dem Maßstab des Systems, das Schleiermacher wiederzugewinnen versucht hatte; Plato ist ein stets Werdender, „weil es eben unmöglich ist, mit einem unrichtigen oder einseitigen Zwecke, wie es die von ihm beabsichtigte möglichste Beseitigung alles Werdens ist, jemals zum Abschlusse zu kommen“. Peipers untersucht in seinen beiden Werken: Die Erkenntnis-

theorie Platos mit besonderer Rücksicht auf den Theätet (1874) und der Ontologia platonica (1883) lediglich den philosophisch-systematischen Gehalt der platonischen Werke, ohne sich sonderlich um die inzwischen von Schaarschmidt aufgeworfene Echtheitsfrage zu bekümmern.

An der Aristotelesforschung war der Verlag nur mit Roses „Aristoteles pseudepigraphus (1863) und Heitz' „Verlorenen Schriften des Aristoteles" (1865) beteiligt. Roses Werk bedeutet eine ähnliche Stufe des Skeptizismus für die Aristotelesforschung wie Schaarschmidts „Sammlung der Platonischen Schriften" drei Jahre später für die Platoforschung. Dem Aristoteles pseudepigraphus widersprach sofort Heitz: „Auch heute noch bleibt der Name des Aristoteles mit den Anfängen fast jeder Forschung auf das Innigste verbunden. Dieser Zug der Allseitigkeit nun verschwindet beinahe vollständig in dem Bilde, das uns Rose von dem Philosophen entworfen hat. Im Widerspruche mit der historischen Überlieferung schrumpft dasselbe zu dem eines in ziemlich enggezogene und nur in einzelnen Fällen über das Gebiet der strengen Spekulation hinausreichende Grenzen eingeschlossenen Denkers zusammen." Z. B. müßten die Politien und zahlreiche historische Werke trotz der besten Zeugnisse als des Aristoteles nicht würdig verworfen werden. Es wurde so mit Recht gegen eine Hyperkritik Front gemacht, die mit fein ausgebildeten methodischen Hilfsmitteln eine Art philologischen Sport trieb und z. B. kurz zuvor in Otto Friedrich Gruppes Entdeckung „einer literarischen Falschmünzerei der raffiniertesten Art und auch der Ausdehnung nach ganz ohnegleichen" in der Horazschen Poesie eine wahrhaft groteske Blüte erlebt hatte („Minos" 1859). Dabei blieb natürlich die Arbeit selbst notwendig. „Zur Warnung vor blindem Vertrauen" – sprach Ribbeck noch 1887 aus – „wäre es nützlich, einmal die lange Liste ausdrücklich bezeugter oder sicher gestellter Pseudepigraphen allerart in kritischer Beleuchtung vorzulegen".

Wie man sich in der Zeit überhaupt von der Philosophie

abwendet und mehr praktische und politische Interessen hegt, so wendet sich auch die Altertumswissenschaft charakteristischerweise der Behandlung der Redner zu, nachdem Schaefer bereits 1856–58 sein berühmtes „Leben des Demosthenes“ vorgelegt hat. 1865 studiert Volkmann im „Hermagoras“ auf Anregung seines Lehrers Bernhardy die Theoretiker, – seit dem 17. Jahrhundert die erste Behandlung des Gebiets (1872 als „Rhetorik der Griechen und Römer“ erschienen, 1874 von B. G. Teubner übernommen, 2. Auflage 1885). Volkmann will als Hilfsmittel der Interpretation „eine quellenmäßige Zusammenstellung der rhetorischen Lehren des Altertums“ geben, die er von dem bisherigen Vorurteil der Langweiligkeit und Klügelei erlöst. Gleichzeitig mit Volkmann untersucht Blaß die antiken Redner selbst, und nachdem er zunächst 1865 mit einer Studie über hellenistische Beredsamkeit das Gebiet zum ersten Male betreten hat, vollendet er in den Jahren 1868–1880 sein Hauptwerk: Die attische Beredsamkeit. Blaß will die einzelnen Reden sowohl nach ihrer Veranlassung ergründen wie auch in den allgemeinen Gang der Beredsamkeit einordnen. So gibt er einerseits Biographie, die ihm nur bei Demosthenes das Buch Schaefers erspart, anderseits sucht er in Bau und Sprache einzudringen und entdeckt dabei die symmetrische Komposition. Als erster faßt er die demosthenischen Reden nicht als Prosa, sondern „als ein Mittleres zwischen solcher und der strenggebundenen Rede der Dichter“, „und zwar nicht bloß vermöge des Demosthenischen rhythmischen Gesetzes, an dem ein Zweifel nicht möglich, sondern auch vermöge einer Art von strophischer Gliederung“.

Der Versuch, auf dem noch nicht hinreichend kritisch gesicherten Grunde den Bau einer Literaturgeschichte zu errichten, wird nicht gemacht. Der letzte, der ihn unternommen hatte, Bernhardy, stand bezeichnenderweise unter Hegelschem Einfluß. Köchly in seiner resoluten Art schreckte freilich nicht davor zurück und bot 1857 dem Verlag eine griechische Literaturgeschichte an. Sie war

auf sechs Bände berechnet: drei Bände Text, ein Band Beilagen, zwei Bände Proben und wurde dieserhalb wie wegen der Honorarforderung mit Halms Zustimmung abgelehnt, wie sie denn schließlich überhaupt nicht zustande kam. Zweifellos war Bedürfnis und Sympathie größer für ein Werk mit Handbuchcharakter, und als 1866 der an der Paulyschen Realenzyklopädie geschulte Teuffel dem Verlag eine in dieser Weise durchgeführte römische Literaturgeschichte anträgt, wie er schreibt: als Ziel und Frucht fast seines ganzen bisherigen Lebens, schlägt man glücklicherweise ein und hat mit dem Werk, das Bücheler „das philologische Reichskursbuch" genannt hat, auch einen sofortigen Erfolg (1. A. 1868–70; 2. A. 1872; 3. A. 1874). Als dann Teuffel im März 1878 starb, gerade in dem Augenblick, wo die vierte Auflage in Angriff genommen werden sollte, dachte man zunächst daran, sie Hertz zu übertragen, der aber ablehnte, und übertrug sie schließlich, wahrscheinlich auf Halms Vorschlag, an Schwabe. Das Werk wird unter weiterer Beibehaltung der Grundlage in neuester, siebenter Auflage durchgreifend von Skutsch und Kroll unter Mitwirkung von Fachgenossen erneuert (1910 ff.). Als Seitenstück wurde 1875 eine bis in die byzantinische Zeit führende griechische Literaturgeschichte geplant, an der Blaß, Volkmann, Schuster, Wagemann mitarbeiten sollten; sie ist aber leider nicht zustande gekommen. Nur ein Teilgebiet wurde bearbeitet: in Franz Susemihls Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit (1890/91), die Eduard Zeller gewidmet war und ihre Anlage auch dem Muster von Zellers Geschichte der griechischen Philosophie entnahm. Es wollte in erster Linie Handbuch sein und hat als solches bis in die neueste Zeit seinen Platz behauptet.

An eine römische Literaturgeschichte hatte längere Zeit noch ein andrer gedacht: Ribbeck. Ritschl erinnerte ihn 1862 daran, aber Ribbeck winkte ab: nur nicht „den ganzen Ameisenhaufen durchwühlen". Allenfalls zu Literaturbildern sei er bereit. „Also erwarte ich vorläufig in aller Stille, ob noch ein Hahn, ein Hertz

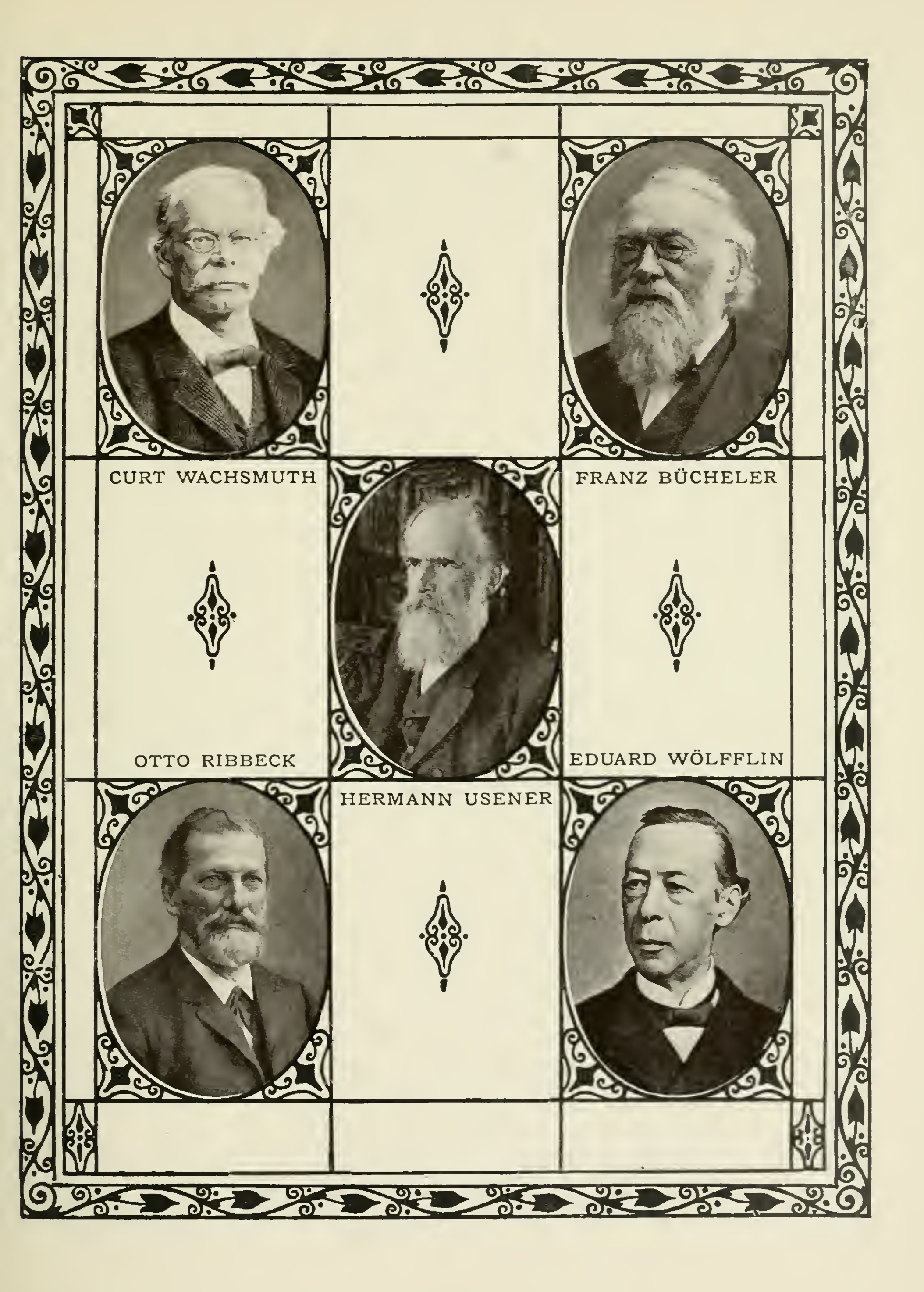
oder ein Teubner nach mir kräht." Was Ribbeck vorschwebte, war freilich weder in Köchlys noch in Teuffels Art; es war in erster Linie „Geschichte des Geschmackes und der schriftstellerischen Kunst", ohne daß über der Entwicklung der Poetik der sich wandelnde Gehalt an ethisch-religiösen Ideen vergessen worden wäre. So nimmt er sich dann zunächst nur ein Teilgebiet, auf das ihn seine schon mehrfach erwähnte Ausgabe der Dramatikerfragmente geführt, vor, ein recht schwieriges freilich, die Rekonstruktion der römischen Tragödie (1875). „Ich habe mich bemüht," – schreibt er an Dilthey – „aus dem dürftigen Material einen Notbau aufzurichten, der natürlich allerorten klafft, wackelt und einen unharmonischen Anblick bietet – hie und da ein pannus purpureus, dann wieder nackte Latten und schäbige Fetzen. Dennoch wüßte ich es nicht besser zu machen." Ribbecks größter Versuch: „Die Geschichte der römischen Dichtung" ist in anderem Verlag erschienen, nur eine größere literarhistorische Monographie, die den „Alazon" durch die griechisch-römisch Komödie verfolgte und damit zu einem von Ribbeck früher skizzenhaft behandelten Gebiet (Über die mittlere und neue attische Komödie 1857) zurückkehrte, wurde noch gebracht (1882), an die sich in den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften der „Kolax" und „Agroikos" anschlossen. Dem Alazon war eine vollständige Übersetzung des Plautinischen „Miles gloriosus" unter dem Titel „Hauptmann Prahlhans" beigegeben.

Im Zusammenhange mit der literaturgeschichtlichen Arbeit stehen die kommentierten Ausgaben, schon aus dem äußeren Grunde, weil ihnen vielfach längere Abhandlungen beigegeben sind, wie Boeckhs Ausgabe der Antigone (zuerst 1843 bei Veit & Co. veröffentlicht, dann 1884 als Supplement zu den kleineren Schriften ausgegeben) und Woldemar Ribbecks Ausgabe der Acharner (1864). Nicht nur diese beiden sind mit einer deutschen Übersetzung verbunden, die in allen Fällen aus reinem künstlerischem Bedürfnis, bei Boeckh speziell noch aus der Anregung

hervorgehend, für Mendelsohn-Bartholdys Komposition Übersetzungen der Chöre zu schaffen, den ersten modernen Versuch einer Erneuerung der antiken Schauspielkunst bedeutet. Henses Studien zu Sophokles (1880), denen auch zwei Abhandlungen biographisch-literarhistorischen Charakters beigegeben sind, sind in ihrem Hauptteil textkritisch.

In der Literaturgeschichte war eine Zusammenfassung wohl noch leichter als in anderen Teilen der Altertumswissenschaft. So wird in der Mythologie bezeichnenderweise zunächst die Sammlung und Bearbeitung des Materials in lexikalischer Form versucht: in Roschers „Ausführlichem Lexikon der griechischen und römischen Mythologie" (seit 1879 vorbereitet, 1884 ff. erschienen). Ursprünglich als immerhin handliches Nachschlagebuch gedacht, wächst es sich zum Thesaurus des gesamten antiken mythologischen Materials aus und zieht auch die orientalischen Religionen sowie die Etrusker mit in den Kreis der Behandlung. Dabei wird auf Mythendeutung prinzipiell und von vornherein verzichtet und nur auf Quellen gegründete Darstellung gegeben. In seinen früheren monographischen kleineren Arbeiten geht Roscher auf die nachweislich ältesten Vorstellungen und von da auf „die Naturbasis" zurück, eine Auffassung, die damals vor allem Lehrs in der zweiten Auflage seiner „Populären Aufsätze aus dem Altertum" (2. A. 1875; 1. A. 1856) energisch bestritt und durch eine ethische Deutung ersetzt wissen wollte.

Und auch die Archäologie ist in einer Umbildung begriffen, die Zeit braucht, damit wieder zusammenfassende Leistungen möglich sind. Auf lange hinaus bleibt K. O. Müllers Handbuch, das zuerst 1830 in die Welt ging, der Versuch, das ganze Gebiet zu behandeln, aber inzwischen wird doch notwendige Arbeit geleistet. Dem Deutschen Archäologischen Institut in Rom (von 1829) folgt 1846 das französische in Athen, und mehr und mehr werden die Fachmänner an den klassischen Stätten selber heimisch. Thiersch war einer der frühesten; Ludwig Roß, der „Entdecker der griechischen Inselwelt", blieb jahre-


CURT WACHSMUTH
FRANZ BÜCHELER
OTTO RIBBECK
EDUARD WÖLFFLIN
HERMANN USENER



lang in griechischen Diensten, andere wie Brunn waren einen Teil ihres Lebens an einem der genannten Institute tätig.

So schärft sich durch langes systematisches Forschen und Vergleichen der Blick für das Gegenständliche, und die mehr philosophische Betrachtung tritt zurück. Welcker schrieb einst in Rom, wo er als Hauslehrer Wilhelm von Humboldts weilte, in Auseinandersetzung mit Schellings Rede „über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“: „Winckelmann sah in dem Idealen eben das Lebendige der Natur, und die Schönheit des Begriffs drückte sich ihm ab in der Form, so daß diese nicht eine tote sein konnte. Nur läutern läßt sich seine Lehre noch, auch erweitern, aber nicht in dem Grundzug“, aber der Schüler Welckers und Ritschls, Heinrich Brunn, stellt ganz andere Probleme und antwortet, als er von dem Biographen Welckers, Kekulé, über die äußere Art seines Lehrers befragt wird, die bezeichnenden Worte: „Das Auge war bei ihm nicht für äußere scharfe Beobachtung gemacht, nicht fixierend, sondern poetisch schauend, oder etwa die äußeren Eindrücke so weit in sich aufnehmend, wie sie sich mit seinen inneren Anschauungen verbanden. Gewiß selten hat er eine plastische Form mit dem Finger geprüft.“ (Beide Zitate aus dem „Leben Friedrich Gottlieb Welckers“ von Kekulé, 1880). Und der Heidelberger Kunsthistoriker Bernhard Stark, der über der Arbeit starb, ein neues Handbuch der Archäologie nach Otfried Müller zu schaffen, entwirft den Plan eines kunstwissenschaftlichen Universitätsunterrichts, der von technischer Ausbildung in Malerei wie Musik über Stilbetrachtung erst zu einer Geschichte der Künste und ganz zuletzt zu einer empirisch begründeten Ästhetik kommt (in den Vorträgen und Aufsätzen aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte, herausgegeben von Kinkel 1880). So wird wie andere Disziplinen auch die Archäologie gewissermaßen positivistisch, und nur am Ende als letzter beinahe unerreichbarer Ertrag winken vereinzelte philosophische Resultate. Damit ändern

sich auch die untersuchten Probleme. Heinrich Brunn sucht und untersucht die Künstlerindividualität und das wirkliche (nicht das prinzipielle) Verhältnis von bildender Kunst und Dichtung. Kurz vor Starks Tode führt Brunn mit ihm ein interessantes Gespräch über Goethes Äußerung, daß der älteste Sohn des Laokoon in der Laokoongruppe keineswegs unrettbar verloren scheine, und es gelingt beiden die Goethische intuitiv entstandene Auffassung durch antike Tradition zu bestätigen und nachzuweisen, daß der Künstler aus vorhandener Dichtung schöpfte. Dem Bericht von dieser Begegnung aber in den Kleinen Schriften (1898–1906) setzt Brunn die Reflexion zu, die für seine Arbeitsweise von Wichtigkeit scheint: „Für das Verständnis des Kunstwerks wird immer die erste und echteste Quelle das Kunstwerk selbst bleiben. Kommt dann wie hier beim Laokoon die äußere Beglaubigung auch erst später hinzu, so wird die Mühe des Anschauens und Betrachtens keineswegs verloren sein: auch in dem vorliegenden Falle erweisen sich die Erörterungen Goethes erst recht fruchtbar, indem sie dem äußeren Zeugnisse die tiefere, innerliche Begründung hinzufügen.“ Und ebenfalls in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, wenn sie auch nur zur Hälfte hierher gehört, ist Hugo Blümners Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste (1875–87), die in ihrem dritten und vierten Bande die technischen Voraussetzungen sämtlicher Künste und des Kunstgewerbes behandelte. Dabei ging Blümners Absicht – er war Jahnschüler – auf Bewältigung der wirklichen Überreste, und er empfand es schmerzlich, daß er, den großen Sammlungen fern, in der Hauptsache literarische Zeugnisse zu verwenden gezwungen war.

Auch in der alten Geschichte ist im allgemeinen trotz Mommsen und Curtius der Zug zum Propädeutischen stark und für den Verlag im wesentlichen bestimmend. Charakteristisch nach dieser Seite ist eine Persönlichkeit wie Alfred von Gutschmid. Gutschmid war eine durch und durch kritische Natur, auch

was er positiv zu sagen hatte, wird meist in Auseinandersetzungen und Buchbesprechungen gesagt. Ein gefürchteter Rezensent in seiner Zeit wirkt er nicht mehr in die Gegenwart herein. Aber schon damals empfanden manche seine Polemik als zu derb und den Einfluß seines Urteils als drückend. Der feiner organisierte Ernst Curtius, den er mehrfach befehdet hat, nahm ihm das Wort: er (Curtius) habe das griechische Pantheon zum assyrischen Pamporneion herabwürdigen wollen, dauernd übel, und auch Jakob Burckhardt konnte sein ewig zu Gericht sitzendes Gelehrtentum nicht ertragen. Höchst bezeichnend für Gutschmids Art ist, was er in seinen Neuen Beiträgen zur Geschichte des alten Orients (1876) gegen den Assyriologen Eberhard Schrader schreibt: „Schrader verdankt das Vertrauen, welches in weiten Kreisen seinen assyriologischen Arbeiten entgegengebracht worden ist (Max Duncker z. B. hatte seine Arbeiten stark benutzt), in erster Linie einem Rufe der Ehrlichkeit, welche die sicherste Garantie gegen jede Art von Schwindel geben wird; allein er besitzt eine Eigenschaft, welche bei der Enträtselung einer unbekannten Schrift und Sprache schlimmer ist als Schwindel: er ist Enthusiast." So war Gutschmid stets zur Stelle, wo die Entstehung von Irrtümern und falschen Wertschätzungen zu verhindern war: bekämpfte Curtius' Anschauung, daß die Urheimat der Ionier in Kleinasien zu finden sei und man mithin nicht von einer Kolonisation, sondern einer Rückwanderung sprechen müsse, bekämpfte sie in den Beiträgen zur Geschichte des alten Orients (1858), die Bunsens Ägyptenwerk nicht eben freundschaftlich gewidmet waren. Und gerade vorher (1857) hatte er in seiner ersten größeren Schrift vermeintliche Fragmente des Universalhistorikers Pompeius Trogus, als unecht nachgewiesen und eine schon beginnende Legendenbildung zerstört. Seine gesammelten kleinen Schriften und Kritiken, die Rühl 1889–94 in fünf Bänden herausgab, enthalten bei Gutschmids Veranlagung den beträchtlichsten Teil seiner Produktion.

Fast methodisch setzt der althistorische Verlag mit chronologischen Werken ein: 1855 veröffentlicht Boeckh, zunächst in den Jahrbüchern, dann separat seine Schrift: „Zur Geschichte der Mondzyklen", in der er den Übergang von der älteren griechischen Oktaeteris zum 19jährigen metonischen Schaltzyklus für das Jahr 330/29 a. festlegt und als Nebenresultat genauere Zeitangaben von Marathon, Salamis, Platää und dem Peloponnesischen Kriege berechnet. Bald regt sich der Widerspruch: August Mommsen, Theodor Mommsens jüngerer Bruder, griff Boeckh in einzelnen Punkten an und dehnte seine „Beiträge zur griechischen Zeitrechnung" auf die gesamte griechische Chronologie aus, bis zur Einführung des Sonnenjahrs durch den Julianischen Kalender. Darauf ging Boeckh in den „Epigraphisch-chronologischen Studien" seinerseits ein, in denen er in der Hauptsache Vorarbeiten zur Geschichte der griechischen Astronomie gab. Die letzte Arbeit Boeckhs und die römische Chronologie Theodor Mommsens, die sich besonders mit den „Römischen Daten" seines Bruders auseinandersetzte und die von August Mommsen geübte Methode der Ärenvergleichung als zu vorschnell bekämpfte, erschienen in anderem Verlag. Wollte August Mommsen über seinen Bruder hinausgehen, so ging Theodor Mommsen dem Göttinger Rechtslehrer Hartmann selber in der Verwerfung der Tradition viel zu weit, der sich besonders gegen Mommsens Einreihung der Monate Januar und Februar in das früheste zwölfmonatliche Jahr der Römer wandte. 1883 schloß August Mommsen seine Studien mit einem größeren Werk über griechische Chronologie ab, in dem er vor allem neues epigraphisches Material verwenden konnte, und in Holzapfels Buch trat diesem auch eine römische Chronologie zur Seite (1885). Eine Ergänzung der fasti consulares, die Henzen im Corpus Inscriptionum für die Zeit der Republik und des Augustus herausgegeben hatte, waren die fasti consulares inde a Caesaris nece usque ad imperium Diocletiani, die Josef Klein

1881 veröffentlichte. Und schließlich regte Ritschl Ludwig Mendelsohn dazu an, Paralleltabellen für die Olympiadenrechnung, die Stadtjahre und die Seleukidenära in einem von ihm selbst bevorworteten Heftchen zusammenzustellen (1874).

Nicht in dem Maße, wie vielleicht zu erwarten ist, kommt neben der Chronologie die Quellenforschung zur Geltung; wird doch gerade auf diesem Gebiet ein großer Teil der Arbeit in Dissertationen niedergelegt. Für die Problemstellung dürften Werke wie Gelzers „Julius Africanus und die byzantinische Chronographie" (1880–85) und Zielinskis „Letzte Jahre des zweiten Punischen Krieges" (1880) bezeichnend sein – der Julius Africanus als Rekonstruktionsversuch, der zur Beschäftigung mit frühchristlicher Zeit hinüberleitet, Zielinskis zweiter Punischer Krieg als Sonderung und Bewertung der Tradition, durch die die Überlegenheit des Polybius über Appian für einen wichtigen Zeitraum außer Zweifel gestellt wird. Einen bibliographischen Abriß der Quellenkunde für Vorlesungen gab 1867 Arnold Schaefer heraus (4. A. 1889). Wenn auch heute Wachsmuths Einleitung viel tiefer in die Quellenkunde einführt, so hat das Schaefersche Buch doch Vorzüge in der Anordnung und der knappen Auswahl von Belegstellen.

Die Überlieferung der Frühzeit verlangte seit Niebuhr ihre besonderen Methoden. Den geschichtlichen Kern altitalischer Sagen, vor allem der Aboriginersagen, suchten Rubino und Zoeller aufzufinden (Rubino, Beiträge zur Vorgeschichte Italiens 1868; Zoeller, Latium und Rom 1878), wobei es Zoeller in letzter Linie vorschwebte, den Assimilierungsprozeß der italischen Stämme, der die Machtentwicklung Roms erklärt, an den Latinern zu studieren. Über Niebuhrs Methode hinaus schien zur Lösung dieser Fragen auch die Sprachvergleichung neue Aussicht zu bieten, und in einem ersten Band der „Vorgeschichte Roms" (1878; in Kommission) will Cuno im wesentlichen mit deren Mitteln das Verwandtschaftsverhältnis von Kelten, Etruskern mit Römern ergründen, wobei das Resultat

mit der heute erledigten Corßenschen Anschauung von der indogermanischen Zugehörigkeit der Etrusker sich trifft.

Notwendigerweise aber mußte solchen literarisch-sprachlichen Rekonstruktionsversuchen der Versuch folgen, die Methode der Rekonstruktion auch im Leben, auf Land und Leute anzuwenden, zumal diese Methode seit den Brüdern Grimm in der Germanistik längst üblich war und ihre Übertragung auf die klassische Philologie, wie wir bei der Entwicklung der Archäologie gesehen haben, durch die zunehmenden Pilgerfahrten nach antiken Stätten stark gefördert werden konnte. Zunächst freilich zog aus diesen Reisen in der Hauptsache die Topographie Gewinn, und durch Zusammenfassung von deren Ergebnissen entstand die historische Geographie. Auf Grund von Quellenlektüre und Reisebeschreibungen sowohl wie auf Grund mehrjähriger Studien an Ort und Stelle schreibt Conrad Bursian seine zweibändige Geographie Griechenlands (1862–72). Mehr historischen Charakter trägt Otto Gilberts „Rom im Altertum“ (1883–90), während August Mommsens „Athenae christianae“ (1868) noch im wesentlichen topographisch ist.

Letztes Ziel mußte freilich die Vereinigung aller dieser Methoden und die Hinzunahme neuer sein. Schon Bursian hatte in der Einleitung betont, daß auch Geologie und Ethnologie angewendet werden müßten, im Text freilich wenig davon verspüren lassen. 1874 beginnt Wachsmuth sein leider unvollendetes Werk: Die Stadt Athen im Altertum, zu veröffentlichen (II, 1 1890), in dem er ein Gesamtbild eines antiken Stadtstaats entwerfen will. Naturbeschaffenheit wie Überlieferung, Schriftsteller wie Urkunden fanden in gleicher Weise Berücksichtigung, und deren Verarbeitung war erst als Fundament einer Schilderung aller Lebensgebiete gedacht. Er behandelte nicht nur die Topographie und die Stadtgeschichte Athens, sondern verfolgte neben diesen Betrachtungsweisen noch einen dritten Gesichtspunkt, den antiquarischen, und meinte – so berichtet einer seiner Schüler – „daß hier bei der Fülle des erhaltenen ar-

chäologischen, inschriftlichen und literarischen Materials ein Stadtbild, ein Musterbeispiel städtischer Kultur in einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit rekonstruiert werden könne wie sonst nirgends auf griechischem Boden".

Aus den gleichen Voraussetzungen entwickelte sich die neugriechische Volkskunde, die Bernhardt Schmidt in seinem „Volksleben der Neugriechen" (1871) und in den „Griechischen Märchen, Sagen und Volksliedern" (1877) begründete, nachdem schon vorher Johann Georg von Hahn Wachsmuth Anregungen nach dieser Seite gegeben hatte. Solche Forschungen zerstörten den Gedanken, daß in der griechischen Entwicklung bis zur modernen Zeit keine Kontinuität existiere, wie denn der um die byzantinische Geschichte hochverdiente Fallmerayer davon gesprochen hatte, daß die heutigen Neugriechen Slawen wären und Athen im Mittelalter eine Wildnis gewesen sei. Um so stärkerer Anreiz erwuchs hieraus, auch der byzantinischen Kultur vor allem in ihrem Verhältnis zur Vergangenheit nachzugehen.

Indessen lagen doch Verfassungs- und politische Geschichte der Zeit am nächsten. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es die Zeit der Reichsgründung und der beginnenden Parteibildung war, mit der diese Wissenschaftsperiode zusammenfällt, und gerade der Historiker zahlt der Gegenwart, von der aus er doch alles begreifen muß, seinen Tribut. Vielleicht ist es der stärkste Beweis, wenn ein reiner Philolog wie Madvig über „die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates" schreibt (1881/82), gewiß provoziert durch die literarische Mode und trotzdem ihr selber unterliegend, und wenn er dann im Kampf gegen die juristisch-systematische Behandlungsweise ungefähr denkt: die Verfassungsgeschichte des römischen Staates ist in der Hauptsache Interpretation und Quellenkritik. Nur wo gutes zeitgenössisches Material vorliegt wie für die letzte Zeit der Republik, läßt sie sich schreiben, sonst gerät man ins Phantasieren, und Geschichte und Philologie hören in gleicher Weise auf. So sieht er seine Arbeit hauptsächlich in exaktester Repro-

duktion: „Original wollte ich nur in dem vollständigen Aufgebendes besonderen Originalitätsstrebens sein“ sagt er, sicherlich mit Seitenblick auf Mommsen.

Schon im Titel gibt sich da Herzogs „Geschichte und System der römischen Staatsverfassung“ (1884) viel moderner und zeigt, daß er historische und juristische Betrachtung verbinden will. Beide decken sich nicht immer, die realen Verhältnisse eilen den kodifizierten voran, und gerade in der Unregelmäßigkeit liegt oft das eigentlich interessante Problem, wie z. B. das Volkstribunat beweist. Durch Belochs „staatsrechtliche und statistische Forschungen“: „Der Italische Bund unter Roms Hegemonie“ (1880), werden diese Untersuchungen nach der bundesstaatlichen Seite ergänzt und Fragen wie die Erweiterung der Tributverfassung und die Kolonialgründung behandelt, während ein Schüler Niebuhrs, Emil Kuhn, sich mit der „städtischen und bürgerlichen Verfassung des römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinians“ befaßte (1864) und die römische Stadt mit einem Schweizer Kanton verglich, das römische Reich aber mit einer despotisch regierten Föderativrepublik.

Die Frage der Städtegründung (Über die Entstehung der Städte der Alten 1878) führte Kuhn dann auf griechisches Gebiet. Er hob den Wesensunterschied von antiker und moderner Stadt und von antiker und moderner Städtegründung hervor. Die antike Stadt umfasse auch das Umland und verdanke fast durchweg ihren Ursprung planmäßiger Gründung. – Das griechische Staatsleben fand in Gustav Gilberts „Handbuch der griechischen Staatsaltertümer“ eine ruhige, die literarische und inschriftliche Überlieferung sorgsam benutzende Behandlung (1881 und 1885). Für die athenische Politik, die naturgemäß neben der lacedämonischen stark bevorzugt wurde, hatte Boeckh in seinem Staatshaushalt der Athener nach bestimmten Seiten hin den Grund gelegt, gleichwohl stand gerade dafür der überraschende Fund der Aristotelischen Schrift bevor, der der zweiten Auflage des Gilbertschen Buches zugute kam.

Eigene Vorarbeiten hatte Gilbert in seinen „Beiträgen zur inneren Geschichte Athens im Zeitalter des Peloponnesischen Krieges“ vorgelegt (1877) und vor allem Annahmen Müller-Strübings über die Macht der Demagogie abgewehrt, der in seinem Buch „Aristophanes und die historische Kritik“ (1873) die Verfassungsverhältnisse Athens, wie sie sich in Aristophanes spiegelten, einer eingehenden Betrachtung unterzogen und im übrigen mehr beiläufig der früheren moralisierenden Aristophanesauffassung widersprochen hatte. – Der Erforschung des römischen Rechtslebens leisteten Ausgaben wie die des Zwölftafelgesetzes von Rudolf Schöll und der Institutionen von Gneist (Institutionum et regularum juris Romani syntagma 1858) wertvolle Dienste, und das Fortleben des antiken Rechts im Mittelalter behandelte mit besonderer Vorliebe der Jurist Heinrich Eduard Dirksen, dessen Biographie und dessen kleinere Schriften 1870/71 von Sanio herausgegeben wurden.

In der politischen Geschichte überwiegt der Form nach die Monographie, und wiederum ist es bezeichnend, wie sich in ihrer Entwicklung eine veränderte Stellung zum Machtproblem zeigt. Aus einer besonderen Liebe zu seinem Stoff war Schaefers „Demosthenes und seine Zeit“ (1856–58) hervorgewachsen. „Die mächtige Persönlichkeit des Atheners hatte schon den Primaner gefesselt, der den λόγος περὶ στεφάνου zum Gegenstande seiner Abgangsrede wählte. Die attischen Redner waren dann das Feld, auf dem der Student seine Kraft versuchte, in der Blüte des Lebens hat er das Werk abgeschlossen ...“ berichtet ein Nekrolog auf Schaefer. Da war Demosthenes der große Idealist und Philipp lediglich der Zerstörer. Jetzt geht man über die einseitige Bewunderung hinaus, und nachdem Droysen mit seiner Geschichte des Hellenismus als erster den Bann brach, hat besonders Beloch in der „Attischen Politik seit Perikles“ (1884) zu einer freieren Beurteilung der politischen Gegensätze beigetragen. Lipsius' Ausgabe der Kranzrede des Demosthenes will die philologischen Voraussetzungen für das Eindringen

in diese bedeutendste Urkunde des großen Kampfes bieten. Das Wachstum der lacedämonischen Macht suchte Busolt im ersten Band seines unvollendeten Werks „Die Lacedämonier und ihre Bundesgenossen“ in seinen Voraussetzungen zu erfassen (1878), die er in der peloponnesischen Symmachie sah. Von der politischen Geschichte Roms war noch am wenigsten die Kaiserzeit durchforscht, und auch die „Untersuchungen zur römischen Kaiserzeit“, die unter Büdingers Leitung 1868 bis 1870 erschienen, beschränken sich teils auf quellenkritische, teils kritisch-darstellende Beiträge, und Pfitzners „Geschichte der römischen Kaiserlegionen von Augustus bis Hadrianus“ (1881) trägt den Charakter einer exakten militärgeschichtlichen Vorarbeit. – Die am Schluß zu erwähnenden zusammenfassenden Werke sind Übersetzungen: Teile von Grotes griechischer Geschichte (1846–56; 1856–60 von Theodor Fischer unter dem Titel Griechische Mythologie und Antiquitäten übersetzt) und Samuel Sharpes Geschichte Ägyptens mit einem Vorwort Alfred von Gutschmids (deutsch von Jolowicz 1857/58, 2. A. 1862, in England zuerst 1836–42).

Damit ist die Produktion auf klassisch-philologischem Gebiete bestimmt. Als Grundcharakter des Verlages wird man die Neigung zum Exakten, Kritischen zu bezeichnen haben, die dem damaligen Wissenschaftsbetrieb entsprechend sich mit der Scheu vor dem Abschließenden verbindet. Der Teubnersche Verlag repräsentierte nach Ansicht der Zeitgenossen die gelehrte Zeitrichtung, und ungefähr dies ist gemeint, wenn Nietzsche in seinen Briefen polemisch von „den Teubners“ redet. Das kommt besonders zum Ausdruck, wenn man sich die Opuscula vergegenwärtigt, die der Verlag in großer Anzahl gebracht hat. Ihre Aufzählung wird zu einer Reihe bedeutender und bedeutendster Namen: von Struve (1854), Roß (1855, 1861), Lehrs (1856; 2. A. 1875), Boeckh (1858–74), Ritschl (1867–79), Teuffel (1871; 2. A. 1889), Dirksen (1871), Madvig (1875), Stark (1880), Köchly (1881/82), Adolf Schmidt (1888), Gutschmid (1889

bis 94), Brunn (1898–1906) sind die gesammelten und hinterlassenen Abhandlungen im Verlag erschienen, über Ritschl, Welcker und Johann Heinrich Voß auch die grundlegende Biographie. Nimmt selbst in diesen Schriften naturgemäß vielfach wertvolle Spezialforschung ihren Platz ein, so sind doch daneben allgemeine Ergebnisse, weitreichende Pläne, Lebensanschauung und Methodisch-Prinzipielles darin niedergelegt, und mancher exakte Forscher zeigt sich nach getaner Arbeit als anregender Vortragskünstler und zwangloser Causeur. Zeitstimmung wie Individualität kommt in den Opuscula meist zum klarsten Ausdruck. Zu erinnern wäre an Ribbecks Vorträge. Im Januar 1871 – noch während des Krieges – spricht er in Kiel über „die Poesie des Krieges im Epos der Griechen", indem er, wie das Nietzsche zu tun liebte, die düstern Ereignisse der griechischen Urgeschichte herausarbeitet, aber auch – und der Gegensatz zu Nietzsche, dem „Unzeitgemäßen", ist entscheidender – nach „dem winterlichen Ares" mit Jauchzen einem „treibenden Frühling" entgegensieht. Ganz anders gibt sich ein enzyklopädischgerichteter Geist wie der Tübinger Teuffel, alles hat eine sachliche Linie, weist, ohne daß es je gesagt wird, auf Ergänzung zu umfassenden Werken hin, und mit dieser Stellung zum Stoff verträgt sich sehr wohl die männlich-herbe Grundstimmung Teuffels, der meint, daß das Liebesgedicht „mattherzigen Zeiten" angehört, während die Tatkräftigen von einem stark pulsierenden öffentlichen Leben durchflutet würden, und daß das literarische Motiv der Frau ein Zeichen verfallender Kultur und von degenerierendem Mannestum sei.

Boeckh im geistigen Verkehr mit seinem bedeutendsten Schüler Karl Otfried Müller zeigt der Briefwechsel beider, der als ein Vorläufer der Hoffmannschen Biographie (1901) 1883 im Verlag erschien und 1907 durch den Briefwechsel Boeckhs mit Ludolf Dissen, 1908 von Hiller von Gärtringen durch den Briefwechsel des Jahres 1835 mit Otfried Müller (über eine attische Inschrift) ergänzt wurde. Und in den Mitteilungen aus

Lobecks Briefwechsel, die 1861 Ludwig Friedländer herausgab, äußert sich im Verkehr mit verschiedenen Zeitgenossen die gerade Art Lobecks, der dem geistigen Klima Königsbergs angemessen ein tapferer Rationalist war, so wenn er in seiner Festrede zum 300jährigen Jubiläum der Albertina vor einer Klerikalisierung der Bildungsanstalten warnt und sich in dieser Sache sogar direkt an den damaligen Kultusminister wendet. – Neben die Opuscula tritt ein Nachschlagewerk: Ecksteins Nomenclator philologorum (1871), der ursprünglich für die Leipziger Philologenversammlung bestimmt war, zwei klassische Methodenwerke, ein älteres grundlegendes: Bentleys Schrift über die Phalarisbriefe (1697), die Woldemar Ribbeck 1857 wieder herausgab, und Boeckhs „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften", von der einer der kompetentesten modernen Beurteiler sagt:

„Imponieren wird noch heute die Weite des Blickes, der überall bis an die Grenzen vorzudringen sucht, die durch das Objekt der geschichtlichen Wissenschaft gegeben sind, während die meisten das Eckchen, das sie vom bequemen Sitze übersehen, mit dem Reiche der Wissenschaft identificieren. Die Tiefe der Auffassung und auch die Definitionen der Philologie und ihrer Teile befriedigen uns nicht mehr. Das Individuelle und vollends das Unbewußte, das doch auch erfaßt werden muß, wenn man fremdem Seelenleben nachkommen will, kommt bei dem mathematisch gerichteten Platoniker nicht zu seinem Rechte . . . ."

Auch auf benachbarte philologisch-historische Gebiete sucht sich der Verlag auszudehnen, freilich nicht mit gleicher Stetigkeit. 1851 beginnt die deutsche Literaturgeschichte von Kurz zu erscheinen, die lange Zeit sich großer Beliebtheit erfreute (2. A. 1858/59, 3. A. 1860). Der Plan war volkstümlich, ohne an Wert dadurch einzubüßen. Nach einer zusammenfassenden Charakteristik der Epochen werden die einzelnen Persönlichkeiten geschildert und durch Bild und ausgewählte Proben nahegebracht. Auch der Geist des Buches war volkstümlich: der Anteil der Gesamtheit wurde darin hoch eingeschätzt und der Anteil bevorrechteter Klassen gering bewertet. „Seit dem Ab-

Ew. Wohlgeboren

bin ich für das gefällige Schreiben vom 22. d. M. sehr verbunden. Nachdem mir Hr. Fleckeisen im Vertrauen mitgetheilt hatte, daß Sie nicht abgeneigt seien, meine kleinen Schriften zu verlegen, deren Sammlung ich auf den Wunsch vieler Fachgenossen zu unternehmen begonnen, war es meine Absicht sogleich an Sie zu schreiben; denn ich hatte mich sogleich entschlossen, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen. Jedoch mußte ich, da ich den Plan noch nicht gehörig überlegt hatte, nichts Verbindliches zu sagen, und da ich überdies vielfältig beschäftigt war, kam ich nicht zu einer ruhigen Überlegung. Leider muß ich gestehen, daß ich zu dieser auch jetzt noch nicht gekommen bin, sondern nur eine Zusammenstellung der Abhandlungen und Aufsätze gemacht habe, um mich einigermaßen zu orientiren. Aber ich kann es nach Empfang Ihres geehrten Schreibens länger nicht aufschieben Ihnen dafür herzlich zu danken und Ihnen zu sagen, daß ich mich freue mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten und daß es von meiner Seite eine abgemachte Sache ist Ihnen den Verlag meiner kleinen Schriften zu übergeben, falls Sie bei näherer Kenntniß von diesen bei Ihrem Entschlusse verbleiben. Über das Honorar werden wir uns gewiß leicht einigen können; es ist mir selbst daran gelegen den Verleger nicht zu überbürden. Mit der Schriftprobe (Kirchners Horaz) bin ich sehr zufrieden; nur gebe ich anheim, ob nicht die Zeilen etwas zu compreß sind. Das Rossische Werk, für welches ich Ihnen meinen besondern Dank sage, hat nur 40 Zeilen auf der Seite; es liest sich viel besser als das Kirchnersche, welches 46 Zeilen auf der Seite hat. Ich wünschte also allerdings einen etwas stärkeren Durchschuß als in dem Kirchnerschen Buche.

Was die Anordnung betrifft, so habe ich mir zwar erst eine vorläufige Übersicht gebildet, und bin dabei davon ausgegangen, fünf Sectionen zu machen, die natürlich sehr ungleich an Umfang sind: I. Akademische Abhandlungen und Programme, nebst ähnlichem. II. Prooemia zu den Lectionskatalogen. III. Vermischte Kleinigkeiten. IV. Reden V. Recensionen.

Ew. Wohlgeboren ersehen nun, daß die Abtheilung nach dem Zufall gemacht worden. Ich glaube, daß sich beides ziemlich vereinigen ließe; doch werden einzelne Schwierigkeiten eintreten. Um hierüber einig zu werden, hatte ich mir vorgenommen, in den Pfingstferien zu versuchen, ob ich Sie in Leipzig persönlich sprechen könnte: indessen ist es mir unmöglich geworden zu verreisen. Ich behalte mir vor, Ihnen die Übersicht des Ganzen vorzulegen und über die zu beachtenden Punkte die nöthige Abrede zu treffen; ich würde dazu um die Mitte August nur die Ehre haben Ew. Wohlgeboren zu besuchen. Denn um den Druck schon jetzt gleich anzufangen, dazu bin ich nicht vorbereitet, und für die nächsten Wochen bin ich durch anderes occupirt. Wegen der Rede N. 18 habe ich noch ein besonderes Bedenken. Ich wünschte allerdings alle meine Lateinischen Reden wieder drucken zu lassen; aber sie beziehen sich auf eine vergangene Zeit. Hr. Dir. Seidenstücker von Zerbst hat freilich aber heute gegen mich geäußert, daß ein Druck gern würde gebraucht werden. Sie sind ein gemeinsamer Freund des meinen Freunde des wirkl. Geh. Ob.-Reg. Rath Schulze; fragen Sie diesen, wenn ich bitten darf, um Rath, ob er glaubt, daß Absatz von dieser Abtheilung zu erwarten sei. Übrigens können wir uns auch im Lauf der Herausgabe der ersten Abtheilungen über dies und anderes der Art noch entschließen und benehmen.

Noch muß ich sagen, daß ich es unterlassen, die Abhandlung über die Meer-cyklen an Hrn. Fleckeisen zu schicken; es wird aber in diesen Tagen geschehen. Ob Sie diese wieder in die Opuscula aufnehmen wollen, stelle ich anheim.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Berlin d. 28. Mai 1855.

Ew. Wohlgeboren

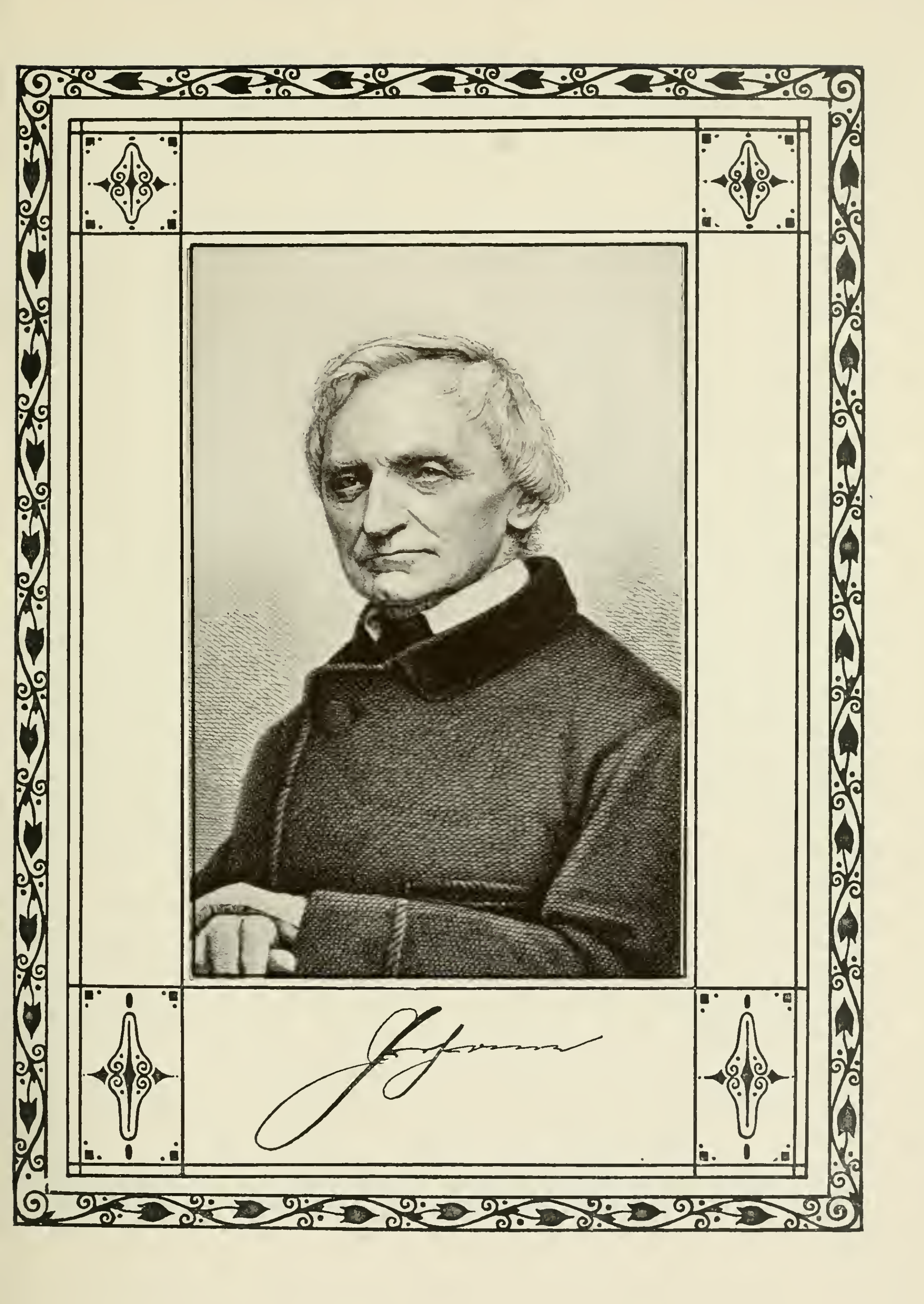
ganz ergebenster

Böckh

sterben des Minnegesangs nimmt der Adel als solcher keinen Teil mehr an der geistigen Entwicklung des Volks, und bis auf die neueste Zeit sind adelige Dichter oder Schriftsteller nur als seltene Ausnahmen zu betrachten. Auch vom Einfluß der Höfe auf die Literatur ist keine Spur mehr zu finden; denn selbst am Hofe zu Weimar hat nicht sowohl der Hof auf die Literatur gewirkt, als vielmehr umgekehrt diese auf jenen." Mit Böckings großer Huttenausgabe (1858) und Philipp Wackernagels fünfbändigem Werk über das deutsche Kirchenlied, das auf Subskription erschien (1864–75) und von den Anfängen bis ins siebzehnte Jahrhundert die deutschen Lieder und die lateinischen Hymnen unter Berücksichtigung aller erreichbaren Varianten umfaßte, greift dann der Verlag auf das streng Wissenschaftliche über, und auch Cholevius bebaut mit seiner Publikation „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts" ein noch bis in die jüngste Zeit wenig gepflegtes Neuland (1866). Möbius' „Altnordisches Glossar" – im gleichen Jahr – führt zur eigentlichen Germanistik, die aber nur mit dem Nachlaß Holtzmanns (1873 Germanische Altertümer, 1874 Deutsche Mythologie, 1875 Ältere Edda) weiter zur Geltung kam. Es ist freilich bloß ein geringer Ausschnitt der damaligen Produktion, aber diese Anfänge erschienen immerhin so verheißungsvoll, daß der Hallenser Anglizist Richard Gosche 1868 Teubner den Verlag seines bereits in Angriff genommenen „Archivs für Literaturgeschichte" anbot. Es war von Gosche im Zusammenhang mit einer vergleichenden Literaturgeschichte geplant, sollte ihm gewissermaßen Vorarbeit dazu tun und vor allem auch das große Material der Neuerscheinungen der deutschen, französischen und englischen Literatur und die eigentlich literaturwissenschaftlichen Arbeiten sichten, ist also sowohl Vorläufer der heutigen Zeitschriften für vergleichende Literaturgeschichte wie der Jahresberichte geworden. Aber der geschäftliche Erfolg entsprach den Erwartungen nicht; zunächst hofft der Verlag noch durch einen Redaktions-

wechsel und regelmäßigeres Erscheinen die Verbreitung der Zeitschrift zu fördern, läßt sie aber dann 1887 eingehen, nachdem Schnorr von Carolsfeld noch dreizehn Jahrgänge herausgegeben hat. Unter den Mitarbeitern waren Reinhold Köhler, Goedeke, Michael Bernays, Hettner, Holland, Hillebrand, Carriere, Rosenkranz, Rudolf von Raumer, Tobler u. a. m.

In dem gleichen Geiste der Weltliteratur gedacht wie die Goschesche Zeitschrift war die Übersetzungsliteratur, an der der Verlag mit der Danteübersetzung König Johanns (Philalethes) teil hatte. (1865/66 zweite Auflage, erste in der Arnoldischen Buchhandlung 1839–48 erschienen.) Seit den dreißiger Jahren stand Prinz Johann im Mittelpunkt des Dresdener gelehrten Lebens und kam u. a. mit Tieck, Carus, Graf Baudissin, Karl Förster in einer „Società Dantesca" zusammen. „Die Unterhaltung" – schreibt ein Teilnehmer solcher Abende, Karl Förster – „gehörte wiederum den mannichfaltigsten Gegenständen an. Über deutsche und italienische Literatur, über alte und neue Kunst verbreitete sich das Gespräch, über Alles sprach der Prinz mit lebendiger Theilnahme und einer wirklich in Staunen setzenden Gründlichkeit. Es ward über Homer, über Allegorie in der bildenden Kunst und Poesie gesprochen, ihm war nichts fremd." Das Interesse für Dante war durch die Romantik neu belebt, und unter spätromantischem Einfluß war auch die Danteübersetzung des Prinzen Johann gereift. „Die Divina Commedia kam mir stets vor wie ein gotischer Dom, wo manche überladene Verzierungen unserem geläuterten Geschmacke anstößig sein können, während der erhabene ernste Eindruck des Ganzen und die Vollendung und Mannigfaltigkeit der Einzelheiten unser Gemüt mit Bewunderung erfüllen. Der eine wie die andere sind lebendige Ergebnisse jener reichbewegten Zeit – des nunmehr wieder zu Ehren gebrachten Mittelalters" sagt Prinz Johann über seine Stellung zu Dante. Neben der großen erschien eine Volksausgabe in kleinerem Druck, die starken Absatz fand.





Die eigentlich historische Literatur war spärlicher vertreten: 1853 Karl Wilhelm Nitzschs, der als Althistoriker schon genannt ist, „Ministerialität und Bürgertum im XI. und XII. Jahrhundert", ein Werk, das der Verfasser selbst als Vorarbeit einer in das Volksleben dringenden Geschichte der Stauferzeit bezeichnete, ein Jahr später Hermann Reuters wesentlich umgearbeitete „Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit", 1862 eine Monographie Schaarschmidts über den interessanten mittelalterlichen Gelehrten Johann von Salisbury, einen Verfechter humanistischer Anschauungen gegenüber der zur Herrschaft aufsteigenden Scholastik. Von dem Althistoriker Büdinger, dessen österreichische Geschichte nicht über den ersten Band hinauskam (1858), erschienen kleinere Arbeiten über ungarische Geschichte, über Wellington und Lafayette, die ebenso wie Nitzschs Schriften beweisen, daß die Spezialisierung noch nicht so weit wie heute vorgeschritten war. Mehr publizistischen Charakter trägt Witzlebens Tätigkeit (1860 Geschichte der Leipziger Zeitung, 1865 Biographie des sächsischen Kultusministers Wietersheim, 1881 die Entstehung der konstitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen). Aber auch hier entspricht die Fortführung den Anfängen nicht; in den siebziger Jahren erscheint in der Hauptsache Althistorisches, etwa von Arnold Schaefers Historischen Aufsätzen (1873) und Holders Ausgabe der Lex Salica (1879) abgesehen.

Im Verlag siegt zunächst das Prinzip der Konzentration, von dem man erst wieder in einem späteren Stadium abgehen konnte. In einzelnen Fällen war ein besonders gangbares Werk wie Heß' Forstschutz zu halten. Dagegen mußte man sonstigen Verlag z. B. den medizinischen eingehen lassen, der zunächst noch weitergeführt worden war (1854 Ruete, Bildliche Darstellung der Krankheiten des menschlichen Auges; 1868–1899 das Jahrbuch für Kinderheilkunde und physische Erziehung). Auch der Bibelverlag, der lange mit Erfolg gepflegt worden war, erwies sich auf die Dauer als gegen die Bibelgesellschaften

nicht zu behaupten, und damit wurde allmählich der übrige theologische Verlag aufgegeben, nachdem er wenigstens in den Pastoralblättern bis 1890 bestanden hat.

Der Schulbücherverlag war kurze Zeit vor dem philologischen und mathematischen Verlag entstanden. Ein Religionsbuch des Zittauer Gymnasiallehrers Rätze war der erste Versuch (1828). Von den vierziger Jahren an folgten, aus den populären Tendenzen des damaligen Verlages hervorgehend, vor allem die französischen Elementarbücher von Brandon. Ein Handbuch der englischen Sprache „nach einem neuen Plan bearbeitet“ von dem Direktor der Gothaer Handelsschule, Feller (1849, 2. A. 1853), setzt die Beziehungen fort, die sich aus den schon erwähnten neusprachlichen Taschenwörterbüchern ergeben haben. Zu einem größeren Erfolg hat es keines dieser Unterrichtswerke gebracht, auch nicht die Übersetzungsmaterialien aus der alten Geschichte, die der als Übersetzer Boissiers und Delormes erwähnte Doehler 1872 herausgab, weil „der gesellschaftliche Ton“ und „die Anleitung zu einem oberflächlichen Plappern des Französischen“ „der hohen Aufgabe der Gymnasien nicht angemessen“ sei, und ebensowenig eine zu sehr nach dem Muster der lateinisch-griechischen Schulausgaben angelegte Sammlung französischer und englischer Ausgaben. Mehrere Auflagen hat nur die französische Schulgrammatik von Ciala erlebt (zuerst 1872).

Dietschs Lehrbuch der allgemeinen Geschichte (1847–51) stellt den Anschluß an die Gymnasialliteratur, der unbedingt hätte kommen müssen, noch vor Begründung der Bibliotheca her. Das Buch, das sich in der zweiten Auflage zu einer Weltgeschichte im kleinen ausgewachsen, erfährt in den späteren Bearbeitungen durch Gustav Richter und Horst Kohl eine Beschränkung auf den Schulzweck und bleibt so bis heute lebensfähig. Ihm folgt 1862–67 ein Geographiebuch von Dommerich und Flathe. Das Kompendium der Literaturgeschichte von

Kurz eröffnet die Bücher für den deutschen Unterricht (1860, 4. A. 1872), ein grammatisches Hilfsbuch, Gedichtauswahlen, orthographische Schriften von Duden, Charakteristiken deutscher Dichter und Prosaisten von Paldamus und Kurz reihen sich an, und schließlich wird auch an Aufsatz- und Dispositionsliteratur der unvermeidliche Tribut gezahlt.

Von größerer Bedeutung wurde der allgemeinen Verlagsrichtung entsprechend der sich an die Ausgaben und Wörterbücher anschließende Verlag von Büchern für den lateinischen und griechischen Unterricht. Viele von ihnen werden in Neubearbeitungen bis heute viel gebraucht. – Zunächst erscheinen Vokabularien: 1857 Langensiepens Originationis latinae liber memorialis, 1872 gehen in 16. Auflage Wiggerts zuerst 1820 erschienene Vocabula latinae linguae primitiva an den Verlag über und werden von Fleckeisen einer Neubearbeitung unterzogen. Diese Bücher setzen wohl noch voraus, daß der Lehrer seine Übungsstücke selbst anfertigt. Unterdessen aber schreitet die Methodik des klassischen Unterrichts zu Übungsbüchern fort, die auf einem genau gesichteten Vokabelschatz beruhen, und die auf eine absolut übereinstimmende Grundlage von Lektüre und grammatischen Beispielen hinarbeiten. Auf diesem Prinzip beruhen Ostermanns lateinische (1860) und Weseners griechische Übungsbücher (1870). Ostermann und Wesener waren beide am Fuldaer Gymnasium tätig, Wesener als Direktor, und die Mitarbeit des gesamten dortigen Kollegiums liegt ihren Büchern zugrunde. Dann bürgerten sich auch Übungsbücher für obere Klassen mit entsprechend höheren Anforderungen ein, von denen ein Nepos zum Übersetzen ins Griechische noch 1874 in zweiter Auflage erscheinen kann. Daneben wollen Bücher wie Radtkes Materialien zum Übersetzen ins Lateinische (1880), Schulzes Adjumenta latinitatis (1883), Meißners Phraseologie (1. A. 1878, 7. A. 1900) und Synonymik (1. A. 1883, 6. A. 1904, bearbeitet von Stegmann) den gefährdeten lateinischen Unterrichtsbetrieb auf der alten Höhe erhalten helfen, aber mit den preußischen Lehrplänen

von 1882, die zwischen Humanismus und Realismus ausgleichen wollen, kommt eine neue Zeit für den klassischen Unterricht: die alten Anforderungen lassen sich nicht mehr aufrechterhalten.

Ein allmählicher Wandel hatte sich inzwischen auf rein grammatischem Gebiet vollzogen. Neben der Notwendigkeit immer strengerer Sichtung erwies sich auch die Notwendigkeit völlig neuer Fundierung. 1852 erschien im Verlag von Tempsky in Prag Georg Curtius' griechische Schulgrammatik, die ganz auf seinen sonstigen sprachwissenschaftlichen Grundsätzen beruhte; Curtius' Beispiel auf das Lateinische zu übertragen, lockte um so mehr, als inzwischen die lateinische Laut- und Formenlehre durch Corßen, Neue, Schweizer-Sidler behandelt worden war. Es geschah 1873 in Vaničeks Elementargrammatik der lateinischen Sprache, die aber dann mit ihrer zweiten Auflage aus dem Bereich des Schulbuchs völlig heraustrat. Vorher hatte schon Kochs griechische Grammatik zwischen Curtius' Intentionen und der älteren Praxis zu vermitteln gesucht und vor allem – wie es der Unterrichtszweck nahelegt – die Lautlehre gegenüber Curtius beschränkt (1. A. 1868, 17. A. 1904).

Wir haben bereits oben wiederholt geschildert, daß die Verstärkung pädagogischer oder sagen wir lieber: didaktischer Tendenzen in der Gymnasialsphäre etwas Neues war, während der Neuhumanismus geneigt gewesen war, Lehrern und Schülern die höchste Anspannung zuzumuten, ohne auf die vorhandenen Fähigkeiten besondere Rücksicht zu nehmen. Eine Weile war es gegangen, die Zeitströmung hatte selbst Schwächere mit fortgerissen. Dann war die naturgemäße Reaktion eingetreten – die Broschüre Lorinsers war das erste Symptom –, und die Schulmänner mußten sich um detaillierteste pädagogische Technik bemühen. Solche Bestrebungen werden außerdem ganz besonders unterstützt durch die zunehmende Beliebtheit Herbartscher Pädagogik und die Konstituierung der Herbartschen Schule, die nach genauer Analyse aller Erziehungsvorgänge strebte. Aber daß sich dies nur allmählich an-

bahnt, erklärt, daß die pädagogisch-theoretische Literatur sehr wenig von seiten des Verlags gepflegt wird: Zillers früheste Schriften erscheinen hier, 1856 Einleitung in die allgemeine Pädagogik, 1857 die Regierung der Kinder. Ein erster Vorläufer der späteren Reformliteratur ist eine anonyme Broschüre, die 1872 „Über nationale Erziehung“ veröffentlicht wird. – Literatur für Realschulen ist wenig vertreten, hingegen beginnt die für die höheren Mädchenschulen, – schon 1857 war ein Lehrbuch der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend von Reichenbach erschienen, dann aber in anderen Verlag übergegangen – worauf bei der Darstellung der nächsten Periode eingegangen werden muß, die eine planmäßige Ausdehnung des Verlages auf alle Schulgattungen bringt.

Sonst bleibt der Verlag mehr noch als in der alten Periode – bestimmt durch die starke Entwicklung des philologischen Verlags – „humanistisch“. So bringt er zwei Schriften des Freiburger Philologieprofessors Baumstark (zur Neugestaltung des badischen Schulwesens, 1862; Friedrich August Wolf und die Gelehrtenschule 1864), außerdem aber Schulreden von Dietsch und Foß sowie die Schriften des Bromberger Gymnasialrektors Deinhardt (1869), die eine durchgebildete innerliche Persönlichkeit von vielseitigen Interessen verrieten, sodann das Leben des sächsischen Schulmannes Ilberg, des ersten Gymnasialdezernenten im sächsischen Kultusministerium, und – es war eine alte Dankesschuld – Varrentrapps Biographie von Johannes Schulze. Der Verlag hatte auch nach Teubners Tode seine Beziehungen zu diesem bedeutenden Manne aufrechterhalten und ihm zu seinem 50 jährigen Doktorjubiläum am 29. August 1858 folgende in Gold und Silber und Bronzefarbe schön gedruckte, elegant eingebundene Adresse geschickt:

Herrn Dr. Johannes Schulze, königlich preußischem wirklichem geheimen Ober-Regierungsrathe, dem Gelehrten von ausgebreitetester Kenntnis und tiefster Einsicht auf allen Gebieten der Wissenschaft, dem unermüdlichen und gesegneten Lehrer zahlreicher Jünglinge, dem thatkräftigen

Förderer des Unterrichtswesens zu höchster Blüte, dem wohlwollendsten Gönner, bereitwilligsten Helfer, stärksten Kämpfer bei jedem ernsten und rechten Streben und Suchen nach Wahrheit und Weisheit in Kunst und Wissenschaft, dem Manne gediegenen deutschen Wesens und echter Humanität, dem treuesten Freunde seiner Freunde, am Tage seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, den 29. August 1858, als ein geringes Zeichen aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit mit den heißesten Wünschen, daß Gott ihn noch recht lange erhalten und reichlich segnen möge, gewidmet.

Jetzt ehrt der Verlag sein Gedächtnis auf die beste Weise: durch eine wissenschaftliche Biographie, in der die Verdienste Johannes Schulzes, der – Neuhumanist und Verehrer Hegels – gleich tief auf preußische Gymnasien wie Universitäten eingewirkt hat, zum erstenmal ihre Darstellung finden.

Je mehr sich der Verlag spezialisiert, desto engere Verbindung sucht er mit dem Autoren- und Abnehmerkreis. Eine systematische Behandlung dieser äußeren Beziehungen, etwas, was man als wissenschaftliche Repräsentation bezeichnen könnte, bildet sich unter den modernen Zeitverhältnissen aus. Neue Verkehrseinrichtungen ermöglichen eine planmäßigere Arbeit, vermöge deren der moderne Verlag den älteren regionalen Charakter mehr und mehr abstreifen und nach allgemeiner Herrschaft auf bestimmten Gebieten streben kann. Der Autorenverkehr wird nicht mehr dem Zufälligen überlassen. Der moderne Buchhändler fängt an, die Lehrerversammlungen und wissenschaftlichen Kongresse zu besuchen; er verfolgt die Fachzeitschriften und ist über die neuen Strömungen in der Wissenschaft nach Möglichkeit auf dem laufenden. Teubner war, wie erwähnt, selber noch kurz vor seinem Tode auf der Hamburger Philologenversammlung (1855), Schmitt hält diese Fühlung für so wichtig, daß er 1860 die Übernahme der Versammlungsberichte, die bis dahin an dem jeweiligen Tagungsort erschienen waren, in den Teubnerschen Verlag herbeiführt, und die Fühlung mit dem Oberlehrerstande wird seit 1874 auch durch die Erwerbung von Mushackes Schulkalender, dessen statistischer Teil ein unentbehrliches Nachschlagebuch über das höhere Schulwesen

geworden ist, nicht unwesentlich gefördert. – Die Fachzeitschriften gewinnen auf ihrem Gebiet für den Vertrieb Bedeutung. 1868 kommt Schmitt auf den Gedanken eines eigenen Anzeigenblattes, das vor allem auch die Selbstanzeigen der Autoren enthält: der Mitteilungen. Sie wurden zunächst dem Sortiment zur Verteilung überwiesen und nur auf Wunsch direkt versandt. Ursprünglich erschienen sie fünf- bis sechsmal im Jahre in einer Auflage von etwa je 10000 Exemplaren. Heute ist die Auflage auf 35000 gestiegen, dagegen werden jährlich nur drei Nummern ausgegeben. – Im inneren Geschäftsbetriebe nahm die Buchhandlung in diesem ganzen Zeitabschnitte im Verhältnis zur Druckerei noch die zweite Stellung ein, so sehr die Verlagstätigkeit der Firma für die Öffentlichkeit bald überwiegende Bedeutung gewinnt. Aber obwohl der Verlagskatalog von 1861 schon über 600 Werke verzeichnet, hält sich der buchhändlerische Betrieb äußerlich noch in verhältnismäßig engen Grenzen. Die Autorenkorrespondenz wurde von den Inhabern und Schmitt erledigt, die Herstellungsangelegenheiten direkt an die Druckereifaktore weitergegeben und der Rechnungsverkehr mit den Buchhändlern von der Hauptkasse mit besorgt. Neben Schmitt waren 1860 noch immer nur drei buchhändlerische Angestellte tätig mit einem Gesamtgehalt von M. 5500.–, während die Lager- und Auslieferungsarbeiten von drei Markthelfern, deren Führung Roßbach selbst in der Hand hatte, ausgeführt wurden, die damals noch einen Wochenverdienst von im Durchschnitt nur M. 8.– (jetzt M. 25.–) bezogen. Die übrigen Handlungsspesen inkl. Porto (M. 1800.–) machten ungefähr einen Betrag von M. 14000.– (etwa 10 % des Umsatzes) aus. Ein Verlag brauchte eben für seine Erscheinungen damals nicht die Tätigkeit zu entwickeln, wie sie die außerordentlich gesteigerte literarische Produktion heute erfordert. Damals betrugen die Propagandaunkosten noch nicht 1 % der Jahresproduktion, während sie heute mehr als 7 % davon ausmachen. Zwar steigerte sich mit der ständigen Ausdehnung des Verlages und dem wach-

senden Wettbewerb auf dem Büchermarkte auch die buchhändlerische Arbeitsleistung, aber abgesehen von einer mäßigen Vermehrung des Personals blieben die geschilderten Einrichtungen bis in die neunziger Jahre im wesentlichen die gleichen.

Seine ganz besonderen Aufgaben stellt der Schulbuchverlag. Es gilt mit Schulen und Behörden ein Einvernehmen herzustellen, was Teubner schon in hervorragender Weise verstanden hat. Die Beziehungen zu Johannes Schulze beruhten ja auf wirklicher Freundschaft; wie Johannes Schulze allen Teubnerschen Unternehmungen günstig gegenüberstand, hat er auch das Erscheinen der Bibliotheca begrüßt. So schreibt er beispielsweise am 17. September 1852:

„Den glücklichen Fortgang Ihres ungemein verdienstvollen Unternehmens muß jeder wünschen, welcher den hohen Werth des classischen Studiums zu würdigen weiß, und nun erfährt, mit welchen geringen Mitteln sich jetzt in Folge Ihrer zweckmäßigen Bemühungen auch weniger Bemittelte in den Besitz der besten Texte der meisten griechischen und lateinischen Classiker auf anständigem Papier und mit lesbarem für das Auge wohlthuenden Druck setzen können. Wie mir scheint, müßte sich für den Absatz Ihrer Classiker auch in Frankreich und England ein guter Markt bilden, da dort auch die gewöhnlichsten Ausgaben der Classiker und zwar mit unkritischem Texte noch fortwährend einen hohen Preis haben."

Auch mit Ludwig Wiese, der von 1852–75 Referent für das preußische Gymnasialwesen war, bahnte sich ein gutes, zu Roßbach und Ackermann sich freundschaftlich gestaltendes Verhältnis an, und sein Vorgänger Kortüm hatte für die Bitte, die Bibliotheca zur Einführung in den preußischen Schulen zu empfehlen, die ehrenvolle Ablehnung gehabt: „Die Sammlung sei so trefflich, daß sie sich selbst hinlänglich empfehle." Ebenso wichtig werden die Beziehungen zum österreichischen Kultusministerium. Dort drängt ja 1849 Bonitz die erwähnten klerikalen Einflüsse zurück und bringt den Humanismus wieder zur Geltung, ohne der realistischen Richtung unrecht zu tun. Seine Reform fegt auch die „castigierten" Ausgaben hinweg und verschafft so der Bibliotheca ein weiteres Absatzgebiet.

Diese Beziehungen führten wohl auch dazu, die Besorgung des 1876 durch Vereinbarung der Deutschen Bundesregierungen eingerichteten Programmaustausches der höheren Schulen zu übernehmen, an dem sich auch Österreich für eine Anzahl deutscher Gymnasien beteiligt. Bereits in den zwanziger Jahren hatte übrigens schon ein von mehreren Gymnasien begründeter „Verein zum Austausch der Schulprogramme" ohne allgemeinen Erfolg auf dieses Ziel hingearbeitet. Die in den Programmen enthaltenen Schätze fruchtbar zu machen, erschienen dann von 1889 an, und zwar zuerst für die Jahre 1876–85, dann immer für einen Zeitraum von fünf Jahren, die von R. Klußmann bearbeiteten systematischen Verzeichnisse der Abhandlungen.

Eine Ehre, die der Freundschaft mit Ritschl zu danken blieb, war die Übertragung der Geschäfte des russisch-philologischen Seminars an den Verlag durch die russische Staatsregierung.

Die Tendenz zur Vereinheitlichung beweist auch der Ankauf fremder Verläge und Verlagswerke, vor allem philologischen Charakters. 1862 geht die Bibliotheca Graeca von Rost und Jacobs, die seit den zwanziger Jahren bei Hennings in Gotha erschienen war, und mit ihr die Stallbaumsche Platoausgabe an Teubner über. 1897 fand sie in Otto Apelts Ausgabe des Platonischen Sophista einen würdigen Abschluß. 1873 folgt Ebeling & Plahn, der vor allem das große Ebelingsche Homerlexikon besaß, und mit ihm verbunden die Verläge Fleckeisen und Leibrock. Vorher, 1861, kam durch geschäftliche Zufälligkeiten das Graebnersche Kommersbuch an den Verlag, das bisher in 27 Auflagen Verbreitung gefunden hat.

Das Ergebnis unseres Zeitraumes ist: es entstand ein philologischer und ein Schulbücherverlag, die auf ihrem Gebiet führend genannt werden dürfen. Ein ebenbürtiger mathematischer Verlag, der aus sachlichen Gründen gesondert und im Zusammenhang mit seiner späteren Entwicklung behandelt werden muß, schließt sich ihnen an.

Die Druckerei von 1856–1904



Die Druckerei hatte mit Beginn der fünfziger Jahre ihren Kundenkreis nicht unerheblich erweitert. Es waren Geschäftsverbindungen angeknüpft worden, die ihr neue Arbeiten von beträchtlichem Umfange zuführten und zusammen mit den bestehenden ständig steigernde Anforderungen stellten. So besonders seit 1857 die Herstellung der von Louis Schaefer 1854 begründeten ersten deutschen mit Holzschnitten illustrierten Modenzeitung „Der Bazar". Dieses Unternehmen war für die Entwicklung der Druckerei von besonderem Wert, nicht nur durch die umfangreichen und laufenden Aufträge, die es ihr zuführte, sondern auch durch die Einführung des Illustrationsdruckes, dessen Pflege sich die Firma in der Voraussicht seiner wachsenden Bedeutung für das Buchgewerbe von nun an besonders widmete. Auch nach der im Jahre 1871 erfolgten Umwandlung des „Bazar" in eine Aktiengesellschaft verblieb die Drucklegung dieser Zeitschrift, der weitere Nebenausgaben angegliedert wurden, bis zum heutigen Tage in den Händen der Firma. Der gute Ruf, den sich die Teubnersche Druckerei durch ihren exakten Druck namentlich wissenschaftlicher Werke erworben, hatte ihr ferner verschiedene größere Verleger wie Spamer (Leipzig), Hahn (Hannover), Du Mont-Schauberg (Köln), Springer (Berlin), Herdersche Verlagsbuchhandlung (Freiburg), Ernst Keil (Leipzig), Gräbner (Leipzig), Hurter (Schaffhausen), Velhagen & Klasing (Bielefeld), auch auswärtige wie Williams & Norgate, John Murray, Nutt, Parker & Son in London, Möllmann in New York – es sind von 1850 bis 70 nicht weniger als etwa 140 verschiedene Firmen – als neue Kunden zugeführt. Besonders aber wurden auch die Beziehungen zu Behörden und Staatsinstituten, als dem Kultus- und Finanzministerium, dem Ministerium des Kgl. Hauses, der Kgl. Staatseisenbahn, dem Rat





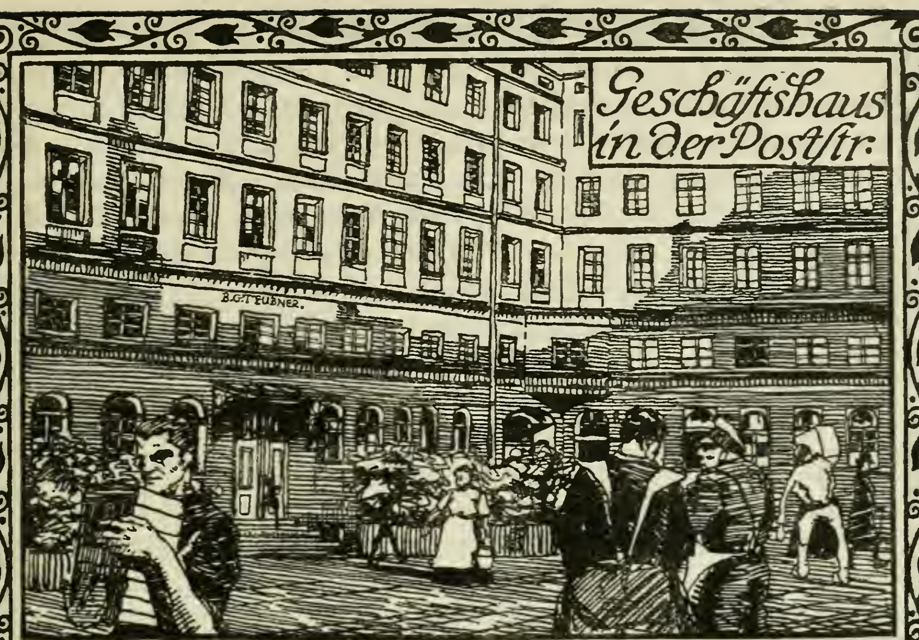
der Stadt, der Universität und dem Oberpostamt Leipzig u. a. weiterhin gepflegt. Hierzu kamen die an Zahl ständig zunehmenden Arbeiten für den eignen Verlag, die schon um die Mitte der fünfziger Jahre ein Drittel des Gesamtumsatzes der Druckerei ausmachten.

Diese umfangreiche Beschäftigung der Leipziger Druckerei führte nach Teubners Tode Albin Ackermann, nachdem er die Führung des Dresdener Geschäfts in bewährte Hände gelegt, nach Leipzig zurück, wo er als Fachmann unentbehrlich war. Vor allem wurde nun hier die Frage brennend, wie für eine weitere Ausdehnung der Betriebe die notwendigen Räumlichkeiten zu beschaffen sein würden. Das wäre gewiß schon eher der Fall gewesen, wenn nicht die neuen Königschen Schnellpressen, von denen 1853 schon fünf im Betriebe waren, die Leistungsfähigkeit der Druckerei bedeutend gesteigert hätten. Von ihnen konnte ja etwa das Vierfache der Handpresse bewältigt werden, und so wurden letztere (zum 400jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte Teubner, wie wir sahen, noch mit 25 Hand- und erst 2 Schnellpressen gearbeitet) immer mehr durch Anschaffung neuer Schnellpressen ersetzt, so daß 1860 nur noch 5 Handpressen, dagegen schon 11 Schnellpressen in Betrieb waren (davon für den Druck der Leipziger Zeitung 2 sog. Doppelschnellpressen, die für den Druck von gleichen Formaten durch Anlegen der Bogen auf zwei sich über die Druckform abrollenden Zylindern die doppelte Leistung der einfachen Schnellpresse ermöglichten). Aber nicht nur die Unmöglichkeit einer weiteren Ausdehnung in dem jetzigen Grundstücke, sondern auch das ablehnende Verhalten des Rates der Stadt gegen die wiederholten Gesuche um Erlaubniserteilung zur Einrichtung des in einigen anderen Druckereien schon länger angewandten Dampfbetriebes in diesem Grundstück mag die neuen Inhaber veranlaßt haben, sich nach einem anderen, welches ihnen diese erwünschten Möglichkeiten bot, umzusehen. Dieses fand sich nicht weit, und zwar auf der



anderen Seite des Hauptpostgebäudes Poststraße Nr. 19 (jetzt 3), welches den Erben des Verlagsbuchhändlers F. C. W. Vogel – mit dem Teubner ja auch in Beziehungen gestanden – gehörte. Zu dem an der Straßenfront gelegenen, im Jahre 1846 erbauten Mietgrundstück gehörte ein größerer Gartenkomplex, welcher zur Errichtung eines den besonderen, aus dem Betriebe heraus erwachsenden Anforderungen entsprechenden Fabrikgebäudes ausersehen wurde.

Dieses Grundstück wurde also im Jahre 1860 angekauft, aber es schien doch für spätere Entwicklungsmöglichkeiten nicht ausreichend zu sein, so daß man auch mit Barths Erben, den Besitzern des Nachbargrundstücks Poststraße Nr. 17/18 (jetzt 5), in Verhandlungen zwecks Ankauf desselben trat, die sich aber länger als erwünscht hinzogen, so daß er erst 1863 perfekt wurde. Im Frühjahr 1864 wurde der Bau unter der Leitung des Ratsbaumeisters Siegel begonnen; neben dem Vorderhause Poststraße Nr. 3, welches noch bis zum vorigen Jahre erhalten blieb, wurde ein neues fünfstöckiges Miethaus Nr. 5 erbaut.



Dieses wurde durch einen Querflügel mit dem neuen Fabrikgebäude verbunden und zu einem Teil für Redaktions- und Expeditionsräume der Kgl. Leipziger Zeitung eingerichtet. Als Notbehelf mußte im Herbst 1864, noch ehe der Bau vollendet war, in der späteren Markthelferstube einstweilen eine neue große Schnellpresse, die die Schnittmuster des „Bazar“ druckte und zugleich falzte, aufgestellt werden. Im Anfange des Jahres 1865 konnten dann die gesamte Druckerei mit 18 einfachen und 2 Doppelmaschinen und die übrigen Betriebszweige, zuletzt am 24. März 1865 auch die Buchhandlung folgen. Das alte Grundstück am Augustusplatz, das nach Teubners Tode in den Besitz seiner Töchter Bianka Dietsch und Agnes Ackermann übergegangen war, wurde später von diesen an die Firma Ferdinand Flinsch verkauft, die an seiner Stelle ein neues Geschäftshaus aufführte.

Die wichtigste Errungenschaft für den technischen Betrieb war natürlich die nun mögliche Anwendung der Dampfkraft, die von einer von der Dampfschiffahrtsgesellschaft zu Magde-

burg-Buckau gebauten und von zwei Dampfkesseln (mit je 60 qm Heizfläche) gespeisten Corlis-Einzylinder-Schiebersteuerungsmaschine 15 P.S. erzeugt und mittels Transmissionen zum Antrieb der Schnellpressen vom Erdgeschoß nach dem im zweiten Stock gelegenen Maschinensaal übertragen wurde. Damit wurde natürlich nicht nur die Leistungsfähigkeit der Schnellpressen beträchtlich erhöht, sondern es wurde auch durch den Wegfall der Dreherlöhne, die etwa pro Jahr M. 16400 betrugen, eine wesentliche Ersparnis erzielt. Ebenso bedeutete die Einrichtung von Dampfheizung, Gasbeleuchtung und Wasserleitung einen großen Vorteil, dessen sich damals wohl nur noch wenige andere Betriebe erfreuen durften. Außerdem war auf die praktische Anlage und Verteilung der Kontor- und Betriebsräume, die insgesamt mit Keller und Boden sieben Geschosse von je 900 qm umfaßten, Rücksicht genommen und technische Neueinrichtungen vorgesehen, wie z. B. für den neu aufgenommenen Illustrationsdruck zur besseren Glättung der Papieroberfläche fünf Satinierpressen aufgestellt wurden. Die fachtechnische Vorbildung und der praktische Sinn Albin Ackermanns konnten hierbei voll zur Geltung kommen. Eine ausführliche in den „Annalen der Typographie, dem Zentralorgan für die technischen und materiellen Interessen der Presse“ enthaltene Beschreibung der Neuanlage aus dem Jahre 1869 mag hiervon Zeugnis ablegen:

Durch das Ganze geht ein praktischer Geist; man sieht dem Hause an, daß es für die Arbeit und nicht um damit Staat zu machen gebaut ist. Deshalb ist für Licht — der Setzersaal hat 30 mächtige Fenster — Bequemlichkeit (durch Aufzüge, Zwischentreppen, Eisenbahnen durch das ganze Haus, Sprachrohre, elektrische Klingel, Wasserleitung) und durch letztere zugleich für die Sicherheit gesorgt, indem in allen Etagen Spritzenschläuche angeschraubt werden können. Das Souterrain enthält die Papierniederlage mit ihren großen, namentlich für den Bazar, die Leipziger Zeitung und den Verlag bestimmten Vorräthen; die Feuchtkammer, die Gyps-Stereotypie und die galvanoplastische Anstalt. In dem Parterre befindet sich das geschmackvoll und elegant eingerichtete Comptoir, wo sich das

Klingel- und Sprachröhrennetz concentrirt. Soll jemand durch das Sprachrohr angeredet werden, so wird er durch die elektrische Klingel erst an das Sprachrohr gerufen, zeigt er durch Zurückklingeln an, daß sein Ohr auf dem Posten ist, so beginnt mit Leichtigkeit die Conversation, die sich indeß nicht um Tagesneuigkeiten dreht. Dem durch Uebung geschärften Sinn der Chefs ist es sogar leicht, durch die in dem Sprachrohr vibrirenden Töne vielfach den Gang der Arbeiten zu controliren. [!] Ferner umschließt das Parterre das Bücherlager, das Plattenlager. Das Entresol enthält außer verschiedenen Nebenräumlichkeiten besonders einen großen Saal, in welchem sich 7 Satinirmaschinen und 8 Glättpressen (darunter 4 hydraulische mit je 400000 Pfd. Druckkraft) befinden. Auch werden hier die Zeitschriften gefalzt und die roh zu versendenden Bücher zusammengetragen und collationirt. Im Ganzen sind in diesem Saale 32 Mädchen und 20 Männer beschäftigt. Wir betreten nun den eigentlich ersten, im Betrieb aber schon vierten Stock des Hauses, welcher außer einem Nebenzimmer mit einigen Handpressen nur einen einzigen großen Maschinensaal bildet. Obwohl an den Anblick des Geschäftsbetriebs gewöhnt, überraschte und verblüffte uns doch das Bild der Thätigkeit, das sich hier entwickelte; 22 Maschinen, in denen zufällig keine einzige Form zugerichtet wurde, ließen alle im schnellsten Tempo ihre formenbelasteten Fundamente hin und hertanzen unter Begleitung der schnurrenden und surrenden Musik der vielfachen Räder und Riemen der Transmissionen; die an den Maschinen befindlichen Selbstausleger neigten sich uns höflich entgegen, daß wir unwillkürlich zu einem Gegencompliment veranlaßt wurden. Die 22 Schnellpressen liefern jährlich über 50 Millionen Drucke, von denen etwa 24 Millionen auf den Bazar kommen. Bei unserm Besuch beschäftigte derselbe blos 7 Maschinen, während zur Zeit der Herstellung der Probe-Nummern und Prospecte die doppelte Zahl der Maschinen kaum ausreicht. Der Papierverbrauch für den Bazar ist annähernd 2400 Ballen. Die Leipziger Zeitung erfordert jährlich circa 13,000,000 Drucke und etwa 1300 Ballen Papier. Von Farbe werden jährlich gegen 200 Centner, einen Preis von über 9000 Thlr. repräsentirend, consumirt. Es wurde uns schwer, Abschied von dem regen Leben zu nehmen, um den zweiten Stock zu betreten, wo ein ganz ähnlicher, mit 30 mächtigen Fenstern versehener Setzersaal und noch einige kleine Säle 120–150 Setzern Platz und zwar einen sehr reichlichen und hellen bieten. Die Accidenzsetzerei, welche sich in einem besonderen Zimmer befindet, ist im Verhältnis zu dem großen Umfang der Druckerei nicht sehr bedeutend. Das Geschäft geht von dem, durch seine Erfolge bewährten Grundsatz aus, daß man nicht Alles sein kann, wenn man Etwas recht ordentlich sein will, und hat sich

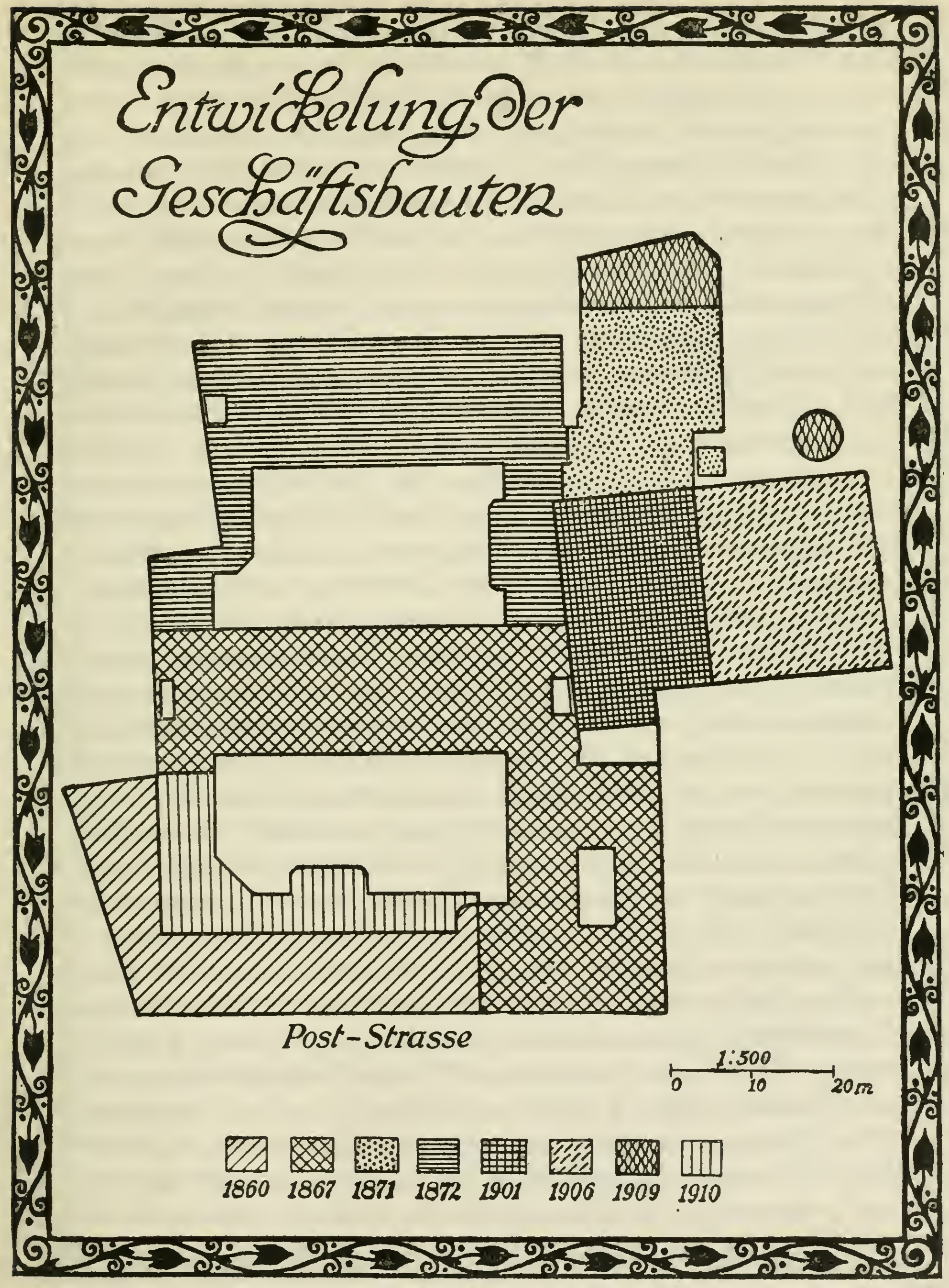
deshalb nicht in einen Wettkampf mit den, für kunstreiche Accidenz-Arbeiten besonders eingerichteten Druckereien eingelassen; es sucht seinen Ruhm und hat ihn vorzugsweise darin gefunden, eine Druckerei für Werk- und illustrirten Maschinendruck zu sein, deren Arbeiten durchgängig den Stempel der Gediegenheit und Zweckmäßigkeit an sich tragen. Weiter nach oben steigend finden wir in dem dritten Stock die Schriftgießerei, die mit 6 Gießmaschinen nur für die eigenen Bedürfnisse des Hauses arbeitet und jetzt mit der nicht kleinen Aufgabe beschäftigt ist, den gesammten Schriftenbestand – gegen 2500 Centner — nach genauem Punktsystem umzugießen. Außer einer mächtigen von Zimmermann in Chemnitz gebauten Hobelmaschine, befindet sich hier noch die Papier-Stereotypie mit den bekannten Maschinen und Vorrichtungen. Eine sehr lobenswerthe Einrichtung, die jedoch selbstverständlich nur in einem großen Geschäft Nachahmung finden kann, ist, daß die Burschen ein vollständig abgeschlossenes Local, welches sich ebenfalls im dritten Stock befindet, einnehmen, wo sie unter specieller Aufsicht ihrer Vorgesetzten arbeiten. Mit einem kurzen Besuch auf dem Trockenboden, wo 140 sehr praktisch construirte verschiebbare Gehänge die Bogen aufnehmen, und einem flüchtigen Blick in die großen Niederlagen des eigenen Verlags war unsere Wanderung zu Ende und, die bequeme Fahrgelegenheit nach den untern Regionen benutzend, befanden wir uns schnell zu ebener Erde, um Abschied von einem Etablissement zu nehmen, welches mit zu denen gehört, die Leipzig den Rang als Vorort der deutschen Buchdruckerei auf lange Zeit sichern werden.

Etwa gleichzeitig mit dem Umzug und der Neueinrichtung der Druckerei hatten Bewegungen von allgemeiner Bedeutung für das Buchdruckereigewerbe eingesetzt, in denen die veränderten Zeitverhältnisse und die veränderte Stellung des Buchdruckereibetriebes im Wirtschaftsleben zum Ausdruck kamen, und die von Leipzig ihren Ausgang nahmen. Am 1. Januar 1862 wurde in Sachsen die Gewerbefreiheit eingeführt; infolgedessen wandelte sich die alte Leipziger Buchdruckerinnung in eine „Genossenschaft der Buchdrucker“ um; demgegenüber schlossen sich die Leipziger Gehilfen in einem „Fortbildungsverein für Buchdrucker und Schriftgießer“ zusammen. 1863 schon begründeten diese zur Vertretung ihrer Interessen den „Korrespondent“, und zwei Jahre später, nachdem eine geforderte durchgängige

Erhöhung der Lohnsätze abgelehnt war, veranstalteten sie den ersten Streik, der mit einer teilweisen Aufbesserung endete, besonders aber die Anerkennung der Gehilfenkassen zur Folge hatte. Im Frühjahre darauf führte der Zusammenschluß der Gehilfen auch anderer Druckzentren zu der Konstituierung des „Verbandes der Deutschen Buchdrucker". Er wurde von den Arbeitgebern anerkannt und zur Schlichtung gewerblicher Streitigkeiten ein aus einer gleichen Anzahl von Vertretern beider Seiten bestehendes Schiedsgericht eingesetzt. Dem Gehilfenverbande stand aber auf der Prinzipalseite noch keine gleich einheitliche und gut organisierte Interessenvertretung gegenüber; sie wurde erst geschaffen durch den Deutschen Buchdruckerverein. An dessen am 15. August 1869 in Mainz erfolgten Begründung nahm auch Albin Ackermann teil und wurde, wie bereits erwähnt, zum ersten Vorsitzenden gewählt. So hatten sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Buchdruckgewerbe als erste eine Organisation gegeben, die es ermöglichen sollte, bei Differenzen zwischen beiden auf gütlichem Wege einen Interessenausgleich herbeizuführen und beide Teile schädigende gewerbliche Kämpfe für die Zukunft zu vermeiden.

Wie auf das ganze deutsche Wirtschaftsleben hatte der Krieg 1870/71 auch auf den Geschäftsgang der Firma vorübergehend ungünstig eingewirkt, aber diese nachteiligen Folgen sind scheinbar schneller als in anderen Industriezweigen überwunden worden. Der bald darauf einsetzende allgemeine Aufschwung im Druckgewerbe ließ die derzeitigen Inhaber der Firma die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Vergrößerung der ja erst 1866 vollendeten Neuanlage gewinnen, und die Erhöhung des Umsatzes der Druckerei um über ein Drittel im zweiten Jahr nach deren Vollendung zeigt, daß nicht leichtsinnig vergrößert worden war, sondern daß man sich wohlüberlegt rechtzeitig für eine naturgemäße Erweiterung des Geschäftsbetriebes gerüstet hatte. Schon Ende der sechziger Jahre waren die Betriebsräume, wie die Schilderung aus dieser Zeit zeigt, voll besetzt –

das Bibliographische Institut hatte mit zehn Bänden einer Neuauflage des Konversationslexikons, Grotes Verlagsbuchhandlung (Berlin) mit vielen Bänden der deutschen Nationalliteratur und verschiedenen Prachtwerken wie die vom Frhrn. von Ramberg illustrierte Dichtung „Hermann und Dorothea", später auch Stilke (Berlin) mit den Zeitschriften „Die Gegenwart", „Nord und Süd" und der Verlag des „Daheims" in Leipzig mit seiner Wochenschrift neue umfangreiche Aufträge gebracht –, und so mußte für deren Bewältigung zunächst die räumliche Möglichkeit geschaffen werden. An Platz dazu fehlte es ja nicht, das Hinterland des Grundstücks Poststraße Nr. 3 war erst zum Teil bebaut, und zu diesem war 1868 durch Ankauf des Miethauses Querstraße Nr. 15/17 (in dem Gartengebäude hatte der Geiger und Komponist David bis zu seinem Tode im Jahre 1873 gewohnt) ein sich anschließendes 3150 qm großes Areal hinzugekommen, und so war man in diesem wichtigsten Punkte besser daran als Teubner, dessen Erweiterungspläne so oft an Raummangel scheitern mußten. So konnte schon 1872 mit dem Bau eines zweiten, dem ersten an Grundfläche und Höhe gleichen Gebäudes begonnen werden. Durch zwei Seitenflügel und einen in der Mitte unter dem Hofe von Keller zu Keller geführten Gang wurden die einzelnen Geschosse und Betriebe in kurze und bequeme Verbindung zueinander gebracht. Auch in der praktischen Durchführung dieses noch den heutigen Anforderungen einer Fabrikanlage durchaus entsprechenden Erweiterungsbaues tritt der technisch geschulte Geist eines Bauherrn, wie es Albin Ackermann war, zutage. Dem Betrieb war nun eine Ausdehnungsmöglichkeit gegeben, die für die nächsten dreißig Jahre keine baulichen, immer mit Umwälzungen im Betriebe verbundenen Erweiterungen notwendig machte, trotzdem die Zahl der beschäftigten Beamten und Arbeiter von ca. 290 auf ca. 450 Personen anwuchs. Nach der Fertigstellung des Anbaues im Jahre 1874 wurden die Betriebe zum Teil umgelegt. In den Keller kam zunächst die G i p s s t e r e o t y p i e. Sie stellte von


Entwickelung der Geschäftsbauten
Post-Strasse
1:500
0 10 20m
1860 1867 1871 1872 1901 1906 1909 1910

den Holzschnitten, deren Feinheiten sie besser als die Papiermater wiedergeben konnte, Bleiklischees her, wie sie zur Versendung an die fremdsprachlichen Ausgaben des Bazar und zum Druck dieses selbst in großer Anzahl benötigt wurden. Ebenso kam in den Keller die Papierfeuchterei – denn bis in die neunziger Jahre wurden ja die Papierbogen vor dem Druck zum großen Teil noch gefeuchtet, eine Arbeit, die dann durch Verbesserung der Schnellpressen und bessere Druckfähigkeit des Papiers überflüssig wurde. – In das Erdgeschoß wurde die Schriftgießerei und Stereotypie gelegt, deren Umsatz sich seit 1866 verdoppelte, womit die Arbeit entsprechend wuchs. An Personal konnte seit 1870 gespart werden durch Verwendung neuer Schriftgießmaschinen, die die Buchstaben in einer Anzahl von durchschnittlich 2000 per Stunde selbsttätig gossen. Sie brauchten nur von den Gießern mit der Hand „angedreht" zu werden, während bis dahin seit Erfindung der Schriftgießerei die Buchstaben noch auf dem mühseligen Wege des Eingießens des Bleies in das die Mater tragende „Gießinstrument" mit der Hand in einer Anzahl von höchstens 450–500 Buchstaben per Stunde erzeugt wurden. Seit 1870 arbeiteten sechs solcher Maschinen, die den von der Setzerei benötigten Schriftvorrat, abgesehen von der beim Druck abgenutzten und wieder umgegossenen Schrift von 96000 kg im Jahre 1866–1875 um das Doppelte vermehrten. In den ersten Stock wurde die sogenannte Glätte gelegt, in der die aus den Druckersälen kommenden bedruckten durch die Feuchtung rauh gewordenen Bogen in hydraulischen Pressen, von denen vier neu aufgestellt waren, wieder glatt gepreßt wurden. Später wurden an Stelle der alten Handsatinierpressen neue mechanisch angetriebene Kalander aufgestellt, die den Druckbogen für den Illustrationsdruck eine noch bessere Glätte gaben. In dem zweiten Geschoß in gleicher Höhe wie der erste im vorderen Flügel wurde ein zweiter Maschinensaal ebenfalls mit Transmissionsantrieb eingerichtet, in dem nicht weniger als elf neue Schnellpressen (seit 1867:

17) aufgestellt wurden. Sie waren alle König & Bauerschen Fabrikates, nach dem Prinzip der ersten Schnellpresse gebaut, nur verstärkter Konstruktion mit einem, die kurze Umkehr des unter dem Zylinder hin und her geführten Formentisches besser ausgleichenden Bewegungsmechanismus und verbessertem Farbwerk. Zum Antrieb dieser neuen Schnellpressen mußten auch zwei neue Cornwallkessel und eine neue 30 P.S., also doppelt so starke Dampfmaschine aufgestellt werden. In dem dritten Geschoß wurde noch ein Setzersaal eingerichtet, da das Setzerpersonal sich seit dem Umzug in die Poststraße auch um etwa 40 Köpfe auf etwa 130 vermehrt hatte. Der Boden und die kleinen Räume in den Verbindungsflügeln wurden für Lagerzwecke von Schriften, Ballen, Büchern usw. verwendet.

Kaum waren die neuen Räume eingerichtet, als an Stelle der erhofften vermehrten Tätigkeit wenn auch nicht völliger Stillstand, so doch starke Einschränkung durch einen neuen Buchdruckerstreik eintrat. Es war der zweite Streik, den die Firma durchzumachen hatte, beide Male fiel er kurz vor ihren Umzug oder kurz nachher. Die Gehilfen glaubten mit den Lohnerhöhungen der letzten drei Jahre, die insgesamt für den Berechnungssatz von 1000 n etwa 22 Pf. ausmachten, sich noch nicht zufriedengeben zu sollen, und Verhandlungen der Vertretungen der Prinzipals- und Gehilfenorganisation konnten eine gütliche Einigung noch nicht herbeiführen. Erst nach einem neuen Stillstand der Arbeit kam in dem Allgemeinen Deutschen Buchdruckertarif am 4. Mai 1873 eine einheitliche Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse zwischen den beiden Organisationen für das deutsche Buchdruckgewerbe zustande. Der neue Tarif brachte in der Hauptsache den Gehilfen eine Beschränkung der Arbeitszeit auf 10 Stunden (inkl. 1/4 Stunde Pause), einen neuen Berechnungsmodus für die berechnenden Setzer, nach dem nicht mehr 1000 n, sondern 1000 Buchstaben des Alphabets in Korpus Fraktur mit 30 Pf., in Antiqua mit 33 Pf. bezahlt wurden. Außerdem wurden zum Ausgleich der verschiedenen Kosten des Unterhalts

in den verschiedenen Städten Lokalzuschläge eingeführt (für Leipzig 16²/₃% ging er später auf 10% herab (1878), 1902 aber hinauf auf 20%). In dem weiteren Verlauf der siebziger Jahre haben sich dann Ereignisse von wesentlicher Bedeutung für die Druckerei nicht zugetragen. Infolge der auf Grund des Sozialistengesetzes erfolgten Auflösung des Verbandes ruhten bis 1886 auch die Lohnbewegungen der Gehilfen. 1876 wurden sogar die Entschädigungen für mathematischen und fremdsprachlichen Satz herabgesetzt.

Die Mitte dieses Zeitabschnittes bildete nach den Lohn- und Umsatzziffern wie nach der Zahl der in der Druckerei beschäftigten Schnellpressen (34) (die jetzigen 28, davon die Hälfte noch die gleichen Maschinen, leisten etwa das 1½fache) den Höhepunkt ihrer Beschäftigung seit dem Bestehen; von da ab trat ein Rückgang ein, der nicht nur verursacht wurde dadurch, daß die mit dem Aufblühen der Industrie erfolgten Neugründungen eine verschärfte Konkurrenz herbeiführten, sondern vor allem damit zusammenhing, daß der Schwerpunkt von der Druckerei auf den Verlag verlegt war und dies mehr und mehr andere Verlagsfirmen, von denen nicht weniger als etwa 300 Kunden gewesen waren, davon abgehalten haben mag, die wachsende „Konkurrenz“ noch durch Druckaufträge zu stärken. Der Umsatz des Jahres 1875, der zu 73% aus fremden Aufträgen bestand, ist erst in den letzten Jahren, wo fremde Aufträge nur noch mit 35% beteiligt sind, trotz Einrechnung des nicht unwesentlichen Anteils, den die neueingerichtete Buchbinderei an dem Gesamtbetrag jetzt nimmt (etwa 20%), wieder erreicht worden. Erwähnenswert von fremden Aufträgen ist der in jener Zeit von der Verlagsfirma Ernst Schmeitzner in Chemnitz erteilte Druckauftrag auf Nietzsches Zarathustra. Bei einer Stockung der Ausführung desselben spricht Nietzsche die Vermutung aus, daß von der Firma Anstoß an dem Inhalt genommen und eine absichtliche Verzögerung herbeigeführt werde.

Mit dem Anfang der achtziger Jahre wurden zwei neue techni-

sche Errungenschaften eingeführt. Die an und für sich bedeutungsvollere wie für den Gang der Entwicklung, den die Druckerei in der überwiegenden Beschäftigung mit wissenschaftlichen Werken für den eigenen Verlag nehmen sollte, aussichtsreichere war die Anwendung der Kastenbeinschen Setzmaschine. Sie ist eigentlich die Erfindung eines brustkranken Schriftsetzers, die nach dessen Tode von dem Kaufmann Kastenbein aus Kassel vervollständigt und auf den Markt gebracht wurde. Mittlerweile war durch die Lohnerhöhungen der Satzpreis wesentlich gestiegen – der Durchschnittsverdienst eines Setzers berechnet sich nach der umstehenden Tabelle für 1854 mit M. 12, für 1884 mit M. 22 und heute mit M. 35 pro Woche – andererseits hatte sich infolge der Verbesserung der Druckpressen, worauf im zweiten Kapitel schon hingewiesen wurde, der Anteil, den Satz und Druck an den Gesamtherstellungskosten nehmen, verschoben. Für eine Druckerei, die sich vorzüglich mit der Herstellung wissenschaftlicher Werke in kleineren Auflagen beschäftigte, mußte deshalb eine Maschine, die auch für derartige Arbeiten Verwendung finden konnte, von besonderem Interesse sein; ermöglichte sie es doch wieder dem Verlag, diese Werke vorteilhafter zu kalkulieren. Die Konstruktion und Arbeitsweise der Kastenbeinschen Setzmaschine – sie zerfiel in einen Setzapparat, in den die einzelnen fertig gegossenen Buchstaben, wie sie beim Handsatz Verwendung finden, in Rinnen aufgereiht und durch Anschlagen einer Taste jeweils ausgelöst und an die Zeile angereiht wurden, und einen Ablegeapparat, der die einzelnen Buchstaben selbsttätig wieder verteilte – ließ sie sowohl für fremdsprachliche Werke verwendbar erscheinen wie auch Korrekturen nachträglich mit der Hand vornehmen, aber es stellte sich doch heraus, daß sie eine wesentliche Ersparnis an Arbeitskräften nicht mit sich brachte. Sie ist deshalb auch nur bis 1885 benutzt worden und befindet sich jetzt als erste deutsche Setzmaschine in dem „Deutschen Museum" in München. Die zweite Erfindung, die Galvanoplastik, stammte zwar schon

Jahr	Durchschnittl. Wochenverdienst in Mark					Steigerung des Verdienstes in Prozenten gegen 1855						Durchschnittsprozentsatz der Preissteigerung der wichtigsten Verpflegungsmittel gegen 1855, ermittelt nach den statistischen Zahlen des Landesamtes (bis 1875 aus 5, von da ab aus 17 verschiedenen Arten).
	Setzer	Drucker	Druckereihilfspersonal	Gießer, Stereotypeure u. Galvanoplastiker	Marktheifer	Setzer	Drucker	Druckereihilfspersonal	Gießer, Stereotypeure u. Galvanoplastiker	Marktheifer	Durchschnittlich	
1855	12 —	15 —	6 —	12 —	8 —	—	—	—	—	—	—	
1860	12 —	15 —	6 —	12 —	9 50	—	—	—	—	18,75	2,83	— 11,68 %
1865	12 —	15 —	6 —	12 —	11 —	—	—	—	—	37,50	5,67	— 9,48 %
1870	16 —	18 —	7 —	19 —	12 —	33,33	20	16,67	58,33	50	35,85	+ 2,78 %
1875	Keine Unterlagen											+ 32,59 %
1880	21 —	27 —	9 —	25 —	20 —	75	80	50	108,33	150	92,45	+ 27,41 %
1885	22 —	28 —	10 —	25 —	21 —	83,33	86,67	66,67	108,33	162,50	100,00	+ 22,53 %
1890	24 —	28 —	10 —	25 —	22 —	100	86,67	66,67	108,33	175	105,66	+ 30,80 %
1895	26 —	28 —	10 —	26 —	22 —	116,67	86,67	66,67	116,67	175	115,10	+ 25,03 %
1900	29 —	30 —	11 —	26 —	22 —	141,67	100	83,33	116,67	175	122,45	+ 25,41 %
1905	32 —	31 —	12 —	27 —	23 —	166,67	106,67	100	125	187,50	135,85	+ 34,39 %
1910	35 —	33 —	14 —	30 —	25 —	191,67	120	133,33	150	212,50	158,49	1908 + 40,60 %

aus früherer Zeit und fand auch in anderen Druckereien früher praktische Anwendung. Für den Teubnerschen Betrieb war sie nicht von so großer Bedeutung, sie hat sich aber besser bewährt als die vorgenannte. Damals sollte sie in erster Linie der Herstellung von Duplikatplatten der Holzschnitte, wie sie bis dahin in recht umständlicher und auch unzulänglicher Weise die Gipsstereotypie lieferte, übernehmen. Der Abdruck des Holzschnittes in der Wachsmater auf einer Prägepresse erzeugte ein besseres „Negativ" als der Gipsabguß, vor allem war aber der in dem galvanischen Bade erzeugte Kupferniederschlag ein feinerer als der Bleiabguß der Gipsformen. Die Kupferhaut wurde dann mit Blei hintergossen und dadurch das „Galvano" zu der gleichen Verwendbarkeit für den Druck im Schriftsatz gebracht wie das Stereotypklischee. Freilich war das ganze Verfahren damals noch infolge der geringen Anwendung recht umständlich und langwierig. Der Kupferniederschlag dauerte acht Stunden, das Fertigmachen der einzelnen Galvanos war ebenfalls zeitraubend; es fehlte an einer systematischen Arbeitsmethode und entsprechenden Spezialmaschinen, die uns erst die das Verfahren auch zur Herstellung von Schriftplatten anwendenden Amerikaner brachten.

Ein besonders nach Umfang und Bedeutung zu erwähnender Auftrag wurde der Firma durch die Übertragung von Druck und Vertrieb des neuen evangelisch-lutherischen Landesgesangbuches im Jahre 1883 seitens des Hohen Landeskonsistoriums zu Dresden zuteil. Da das neue Gesangbuch zu Ostern schon in zwei Ausgaben erscheinen sollte, so mußte die Druckherstellung mit aller Beschleunigung erfolgen, 14 Schnellpressen mußten in der ohnehin beschäftigungsreichen Schulbücherzeit für den Druck der Gesangbücher freigemacht werden; außerdem wurden in fremden Druckereien für den gleichen Zweck 20 weitere herangezogen, so daß die Fertigstellung der einen Ausgabe von 33 Bogen Umfang in einer Auflage von 120000 innerhalb zwei Wochen bewerkstelligt werden konnte. Besondere An-

strengungen erforderte natürlich die Expedition an die Buchbinder, für die die Nacht mit zu Hilfe genommen werden mußte; den Transport besorgten Postwagen. Die Herstellung und Auslieferung der seitdem erschienenen Neuauflagen und weiteren Ausgaben des Kgl. Sächs. Landesgesangbuches, von denen als letzte im vorigen Jahre eine Ausgabe mit Buchschmuck von R. Schäfer erschien, wurden gleichfalls der Firma von dem Hohen Landeskonsistorium übertragen.

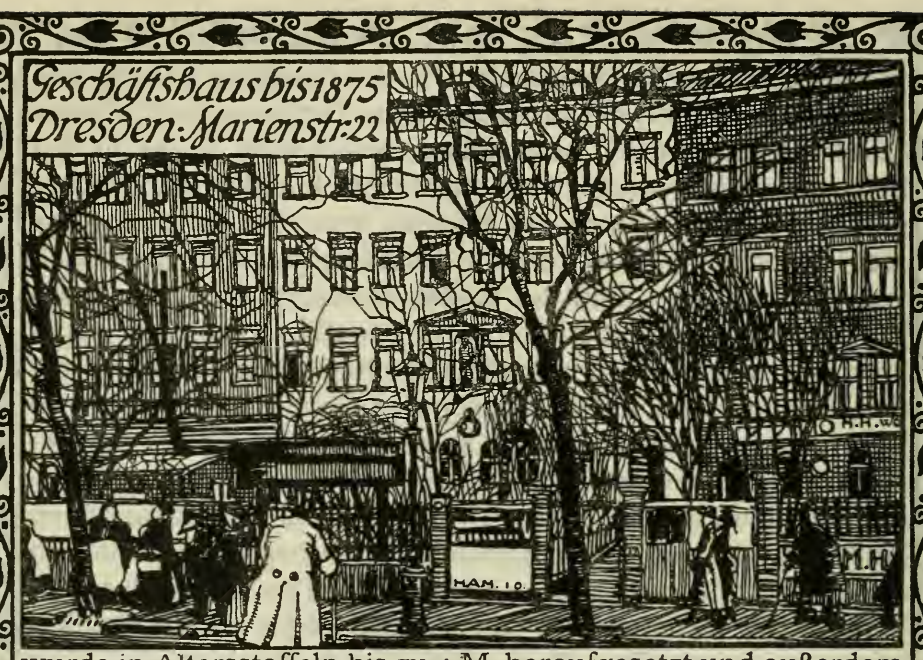
1883, 1884 und 1886 waren drei für die Geschichte der Firma bedeutungsvolle Erinnerungstage. Im Januar 1883 konnte das Dresdener Geschäft das Fest seines 50jährigen Bestehens feiern. Am Vormittage des Festtages fand in dem schön dekorierten Setzersaale unter Beteiligung der Inhaber ein Festaktus und am Abend im Gewerbehaussaal gemeinsame Festtafel statt. Der 16. Juni des Jahres 1884 war der 100jährige Geburtstag des Gründers, der durch eine Feier am Grabe und ein Familienfest im Ackermannschen Hause in Gundorf, an dem auch Vertreter des Geschäftspersonals teilnahmen, begangen wurde. Am 21. Februar des Jahres 1886 fand das 75jährige Geschäftsjubiläum statt, welches jedoch auf Wunsch der Inhaber nur durch einen Aktus im Geschäft gefeiert wurde. Im Sommer folgte ein Fest, an dem außer dem Personal Mitglieder der Familie und Freunde des Hauses teilnahmen. Bedeutungsvoll ist das gleiche Jahr durch Bismarcks große Schöpfung sozialer Fürsorge, die Invaliden- und Altersversicherung, der ein Jahr zuvor die Einrichtung der Ortskrankenkassen vorangegangen war. Für diese Kassen hat die Firma in Leipzig und Dresden innerhalb der 25 Jahre ihres Bestehens für eine Gesamtzahl von 13375 Angestellten die ansehnliche Summe von 260000 M. Beiträgen gezahlt. Hierzu kommen etwa 60000 M. an Beiträgen und Stiftungen für die im Jahre 1869 von Roßbach und Ackermann begründete Unterstützungskasse für in Not geratene Angestellte des Leipziger und Dresdener Hauses.

Mit dem gleichen Jahr setzten freilich auch die Lohnbewegun-



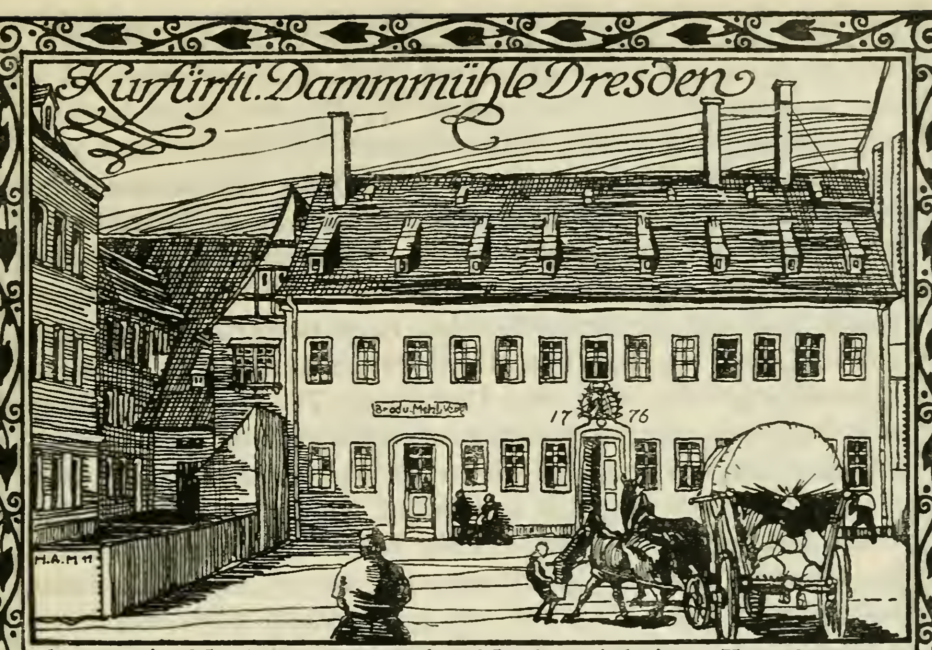


gen der Buchdrucker wieder ein. Um eine friedliche Lösung derselben herbeizuführen, wurde eine neue Tarifgemeinschaft zwischen Prinzipalen und Angestellten geschlossen, in der die Arbeitsverhältnisse gemeinsam für Deutschlands Buchdrucker geregelt werden sollten; das Resultat war eine Erhöhung des 1000 Buchstabenpreises um 2 Pf., des Aufschlages für Griechisch von 33% auf 50% und des Lokalzuschlages für Leipzig um 2½%, was insgesamt etwa einer Lohnaufbesserung von 7½% entsprach. Außerdem wurde die „Lehrlingsskala“ eingeführt, die das Verhältnis der auf eine bestimmte Gehilfenzahl zulässigen Lehrlinge festsetzt. Hierdurch sollte einer Überfüllung des Berufes und daraus entstehendem Arbeitsmangel vorgebeugt werden. Die Durchführung dieses von den Gehilfen eingebrachten Antrages war von den Prinzipalen nur zu begrüßen, denn von seiner Durchführung war ja auch eine Verbesserung der Ausbildung der Gehilfen und eine Abhilfe gegen das Schleuderunwesen zu erhoffen. Zwei weitgehende Forderungen aber wurden von Gehilfenseite 1889 und 1890 erhoben – es sollte das Berechnen abgeschafft werden, und nur noch dem Tarif treue Gehilfen sollten eingestellt werden dürfen. Diese gingen natürlich nicht durch, aber 1890 wurde eine Erhöhung des Grundpreises für wissenschaftlichen Satz um 2 Pf. und für Leipzig des Lokalzuschlages um weitere 5% festgesetzt. Trotzdem entspann sich 1891 ein 14 Streikwochen umfassender, aber erfolglos endender Kampf um Arbeitszeitverkürzung. 1892 wurde der Unterstützungsverein Deutscher Buchdrucker nach dem Fall des Sozialistengesetzes wieder in den 1878 aufgehobenen Verband zurückverwandelt und 1896 die Arbeitsverkürzung um täglich ½ Stunde mit einer Erhöhung des Grundpreises für 1000 Buchstaben um weitere 2 Pf. und des Minimalwochenlohnes um 50 Pf. durchgesetzt, der 1902 und 1907 bei Ablauf der fünfjährigen Tarifgemeinschaften weitere Erhöhungen (1902 2 Pf., 1907 10% mit einem erhöhten Aufschlag auf mathematischen und wissenschaftlichen Satz) folgten. Der Minimallohn



wurde in Altersstaffeln bis zu 4 M. heraufgesetzt und außerdem die Arbeitszeit um eine weitere 1/2 Stunde per Woche verkürzt. In der Epoche, durch die der Entwicklungsgang der Druckerei über rund 50 Jahre hier verfolgt ist, haben sich also die Setzerlöhne im Durchschnitt um nicht weniger als 191% gesteigert, davon entfallen auf die letzten 30 Jahre allein ca. 115%, die der Maschinenmeister um 120%. Eine besondere Belastung hat dabei namentlich der von der Firma vorwiegend gepflegte mathematische und wissenschaftliche Satz erhalten und die Herstellung dieser Werke wesentlich verteuert.

Die Leitung der Dresdener Druckerei, deren Entwicklung um des Zusammenhangs willen gleich bis zur Gegenwart geführt wird, hatten bis 1856 – wie im zweiten Kapitel geschildert wurde – nacheinander Adolf Roßbach und Albin Ackermann; sie wurde dann dem Geschäftsführer A. Hundt übertragen, der das Geschäft in den vorgezeichneten Bahnen bis zu seinem 1867 erfolgten Tode weiterführte, nach dem der schon seit dem Jahre 1863 als Faktor daselbst tätige Robert Heini-

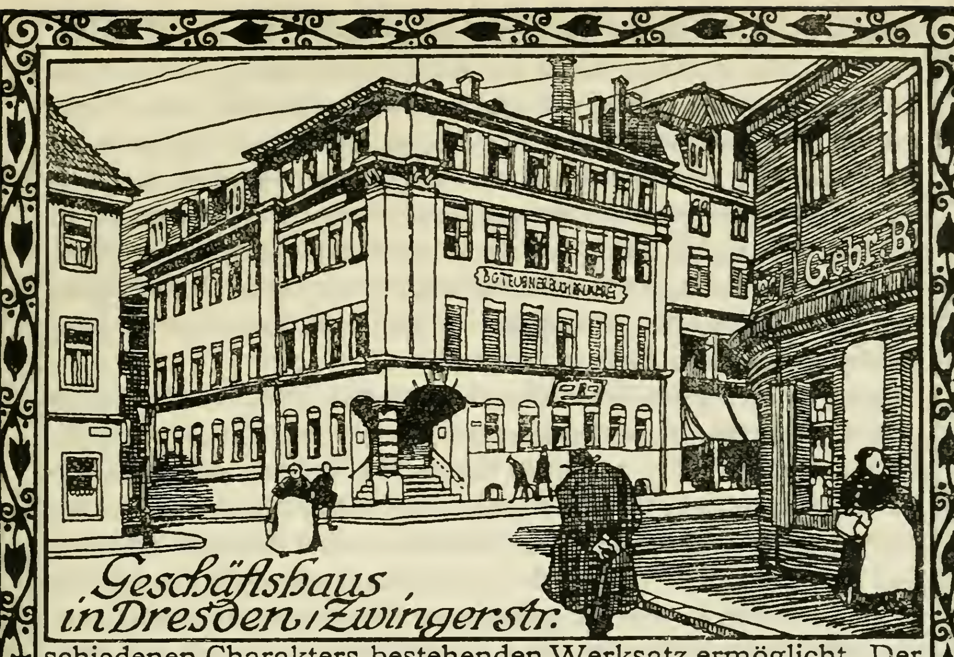


chen sein Nachfolger wurde. Nach 22jähriger Tätigkeit trat dieser in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde, von 1894 an schon als sein Vertreter tätig, Heinrich Seyffert, in dessen Händen die Leitung des Dresdener Geschäftes heute noch liegt.

Die Forderungen der Zeit und räumliche Unzulänglichkeit, die sich allenthalben im alten Geschäftslokale, Marienstraße Nr. 22, bemerkbar machten, ließen im Jahre 1874 die längst geplante Errichtung eines nur Druckereizwecken dienenden eigenen Gebäudes zur Tat werden. Dort, wo seit langer Zeit am „Plauenschen Wasser" im Zauber der Altstadtromantik hinter dem Wall noch die mit kurfürstlichem Regal versehene Dammmühle stand, erhob sich im Jahre 1875 das von Baumeister Päßler aufgeführte derzeitige Geschäftsgebäude, das nur 1909 eine kleine äußere Umgestaltung erfuhr. Die bisherige Arbeitsstätte konnte im Herbst des Jahres 1875 verlassen und nun in der Zwingerstraße unter günstigeren Raumverhältnissen und mit verbesserten technischen Einrichtungen die Kunst Meister Gutenbergs geübt werden. Mit 28 Setzern, 5 Druckern nebst zugehörigem

Hilfspersonal und 6 Schnellpressen, die Ende der achtziger Jahre um zwei vermehrt und bis 1900 auf 15 gebracht wurden, begann nach Aufstellung zweier neuer zehnpferdiger Wolfscher Lokomobilen als Kraftmaschinen der Betrieb im neuen Geschäftshause. Im Erdgeschoß befanden sich außer den Expeditionslokalitäten des Dresdner Journals, das Buchdruckereikontor, außerdem die sogenannte „Bücherstube" und ein Niederlagsraum, während die Redaktion den nach der großen Zwingerstraße gelegenen Teil der ersten Etage bezog, den sie auch gegenwärtig noch inne hat. Der übrige Teil der ersten Etage wurde damals wie auch noch heute als Maschinensaal benutzt, während die zweite Etage als Setzersaal vorgesehen war und als solcher auch bis 1899 ausreichte. Dann wurde auch das dritte Stockwerk, in dem sich bis dahin außer der Wohnung des Geschäftsführers ein Absteigequartier für die Geschäftsinhaber befand, das im Laufe der Jahre öfters auch von deren Familienangehörigen benutzt wurde, zu der Setzerei hinzugezogen, während in der zweiten Etage teilweise noch Maschinen zur Aufstellung gelangten. Im Kellergeschoß waren Papierlager und Hausmannswohnung eingerichtet. Die einzelnen Betriebsräume in den fünf Stockwerken waren durch eine Fahrstuhlanlage für Lastenbeförderung miteinander verbunden.

Da auch die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Setzerei den Anforderungen nicht genügte, die besonders von den Landtagsarbeiten an die Schnelligkeit in der Satzherstellung gestellt wurden und der Mangel an Raum eine weitere Vermehrung des Personals nicht zuließ, mußte 1907 zur Anschaffung von Setzmaschinen geschritten werden. Weil diese für die Landtagsarbeiten und auch sonst mit „glattem" Satz ja aber nur vorübergehend beschäftigt werden konnten, wurde ein neues, von Amerika eingeführtes Setzmaschinensystem gewählt, welches im Gegensatz zu den bisher auf dem Markte befindlichen Zeilengießmaschinen einzelne Buchstaben liefert und besonders auch die Verwendung für wissenschaftlichen und aus Schriften ver-



Geschäftshaus in Dresden, Zwingerstr.

schiedenen Charakters bestehenden Werksatz ermöglicht. Der Satz unterscheidet sich auch in bezug auf die Vornahme nachträglicher Korrekturen und den Einbau von Illustrationsklischees in nichts von dem Handsatz. Die sog. Monotype-Setz- und Gießmaschine besteht aus einem Taster, der ähnlich der Schreibmaschine auf einem Papierstreifen, jedoch anstatt Buchstaben zu schreiben, Löcher einschlägt, die in ihren verschiedenen Kombinationen den großen und kleinen Buchstaben des Alphabets, den Interpunktionen, Ziffern, Zeichen usw. entsprechen – und aus einer Gießmaschine, in der der sich abrollende Papierstreifen nach Maßgabe seiner verschiedenartigen Lochung durch Auslösung der einzelnen Bewegungsmechanismen mittels Preßluft die Reihenfolge der Buchstaben und der erforderlichen Zwischenräume beim Guß bestimmt. Trotz des Vorteiles, daß durch die größere Satzproduktion der drei Taster und zwei Gießmaschinen, die mit doppeltem Personal in zwei Schichten arbeiten, die Arbeitskraft von ca. 15 Handsetzern erspart wird, ist die Rentabilität der sehr kostspieligen Einrichtung nur eine ver-

hältnismäßig geringe, denn die hohen Anschaffungskosten der Anlage und die durch die große Empfindlichkeit der Gießmaschine bedingte starke Abnutzung derselben zwingen zu einer die Ertragsfähigkeit stark belastenden höheren Amortisation, wozu noch als weiteres erschwerendes Moment die in dem mit den Gehilfen abgeschlossenen Buchdruckertarif festgelegte Verpflichtung tritt, daß die Bedienung der Setzmaschinen nur durch gelernte, wesentlich höher entlohnte Setzer oder Gießer geschehen darf.

Aber auch für die Druckherstellung des „Dresdner Journals“ und der Landtagsmitteilungen wurde eine Beschleunigung gefordert, wie sie nur auf dem Wege des Rotationsdruckes geleistet werden konnte. Die so beträchtlich höhere Druckleistung – 7000 und mehr Drucke per Stunde – wird dadurch erreicht, daß hier auch der Träger der Schriftform ein Zylinder ist, der freilich nur den Druck von gebogenen Schriftplatten zuläßt; aber die Schnelligkeit des Druckes ist natürlich bei einer sich zwischen zwei rotierenden Zylindern abrollenden „endlosen“ Papierbahn gegenüber dem Bewegungsprinzip der einzelne Bogen bedruckenden Schnellpresse bedeutend gesteigert. Eine Rotationsmaschine kann aber nur rentabel arbeiten, wenn sie laufend in großen Auflagen (wenigstens über 30000) beschäftigt ist, deshalb mußte – der Zeitungsdruck nimmt sie ja nicht lange am Tage in Anspruch – von der Firma König & Bauer eine kombinierte Konstruktion mit zwei Werken (zu vier Zylindern für den gleichzeitigen Druck beider Seiten) ausgeführt werden, die es ermöglicht, neben dem Zeitungsdruck auch zu gleicher Zeit den Druck von Werken, Katalogen usw. in größerer Auflage auszuführen. Für diese Neuanlage war aber im Geschäftshaus der notwendige Platz nicht mehr vorhanden, und so mußte 1909, da eine vorteilhafte Erweiterungsmöglichkeit desselben nicht bestand, zur Ermietung eines benachbarten Gebäudes in der Kleinen Zwingerstraße Nr. 4 geschritten werden. Die Rotationsmaschine, die etwa 8×5 m groß ist und von einem vierzehn-

und einem achtpferdigen Elektromotor angetrieben wird, ist in dem Erdgeschoß desselben aufgestellt, während die zugehörige Stereotypie im ersten Stockwerk und die Zeitungssetzerei im zweiten Obergeschoß untergebracht ist.

Das Dresdener Haus, das gegenwärtig 8 Beamte und Beamtinnen, 3 Faktore und 160 Arbeiter beschäftigt und mit 1 Rotationsmaschine, 13 Schnellpressen, 5 Setz- und Gießmaschinen, 11 Hilfsmaschinen sowie mit 2 Lokomobilen (20 P.S.) und 7 Elektromotoren (55 P.S.) und einem Schriftvorrat von über 100000 kg arbeitet, ist zu drei Fünftel seines Gesamtumsatzes für fremde Rechnung, besonders in Aufträgen der Königlichen Ministerien des Innern, der Finanzen und des Kultus sowie des Rates zu Dresden, der Industrie und des Buchhandels beschäftigt, zu zwei Fünftel werden ihm Aufträge vom Verlage des Stammhauses zugewiesen.

Wir haben bereits im zweiten Kapitel gesehen und auch sonst mehrfach darauf hingewiesen, wie seit den dreißiger und noch mehr seit den vierziger Jahren die Zeitungen Einfluß auf die Entwicklung der Druckereien gewannen. Mit der redaktionellen Oberleitung des Dresdner Journals waren beauftragt vom 1. April 1850 bis Ende 1879 Hofrat Johann Gustav Hartmann, dem von 1880–86 Oberredakteur Rudolf Günther und von 1886–94 der jetzt im Ruhestand lebende Professor der Kunst- und Literaturgeschichte Geh. Hofrat Otto Banck folgte. Vom 1. Oktober 1894 bis Mitte des Jahres 1896 lag die verantwortliche Schriftleitung dem damaligen Regierungsassessor, nachmaligen Amtshauptmann und derzeitigen Geh. Regierungsrat und vortragenden Rat im Kgl. Ministerium des Innern Dr. Walter Junck, ob, dessen Nachfolger in der Leitung des Dresdner Journals vom Mai 1898 bis Oktober 1901 bis zu seiner Übernahme der Oberleitung der Leipziger Zeitung Hofrat Dr. Poppe wurde. Sein Nachfolger ist Hofrat Doenges. Ein ganz besonderes Verdienst um das Dresdner Journal erwarb sich der als erster Redakteur des vormaligen Dresdner Tageblattes bereits genannte

spätere Geheime Rat Hugo Häpe, der als Kgl. Kommissar für das Dresdner Journal auch nach seinem Übertritt in den Ruhestand dem Blatte seine Sympathien bewahrte und vielfach noch bis zu seinem im Jahre 1902 erfolgten Heimgange für dasselbe schriftstellerisch tätig war.

Die Leipziger Zeitung wird nach der Übernahme des Dresdner Journals durch die Regierung in ein freieres Verhältnis zu der Regierung gestellt, sie soll „kein spezifisches Regierungsorgan, sondern ein Regierungsunternehmen zu dem Zwecke sein, ein achtunggebietendes und einflußreiches Organ zur Vertretung der (allgemeinen) konservativen Interessen herzustellen". Für die Haltung der Zeitung war von 1854–1901 ein königlicher Kommissar verantwortlich, der unter dem Ministerium des Innern stand. Kommissare waren von 1854–56 Reg.-Rat v. Kiesenwetter, 1856–79 Geh. Reg.-Rat v. Witzleben, 1880–83 Reg.-Rat Kohlschütter, 1883–1900 Geh. Reg.-Rat von der Mosel. Während desselben Zeitraumes waren verantwortliche Redakteure: 1854–64 Dr. Obst, 1864–77 Dr. A. Kaiser, 1878–80 Dr. F. Merschmann, 1880–91 Dr. Haevernick, von da ab Dr. Riffert. 1901 wurde an Stelle des Regierungskommissars ein besonderer Oberleiter, Hofrat Dr. Johannes Poppe, ernannt. Die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Zeitung sind: 1854 wird die wissenschaftliche Beilage eingerichtet, die durch namhafte Mitarbeiter auf einer beträchtlichen Höhe erhalten wurde. 1855–75 war noch eine besondere Beilage für sächsische Statistik mit der Zeitung verbunden, die 1875 selbständiges Unternehmen wird. 1860 feiert die Zeitung ihr 200jähriges Bestehen und der damalige Regierungskommissar v. Witzleben schreibt bei diesem Anlaß ihre Geschichte. Am 1. Januar 1874 wird statt des bisherigen Quartformats Folio gewählt, eine Veränderung, die die gesamte Presse im Laufe des Jahrhunderts unter dem Einfluß neuer Druckmöglichkeiten durchgemacht hat. Vom Dezember 1908 ab wird der volkswirtschaftliche Teil vornehmlich durch die Aufnahme der wichtigen Notierungen der Berliner Fonds-

börse in den täglichen Kurszettel erweitert. Das 250jährige Bestehen wurde 1909 durch die Herausgabe einer besonderen, festlich ausgestatteten Jubiläumsbeilage zur Schlußnummer des 250. Jahrganges gefeiert. Sowohl der Druck der Leipziger Zeitung wie des Dresdner Journals blieben der Firma bis heute erhalten.

Zu dem Dresdener Betriebe kam 1901 durch Ankauf des Theodor Hofmannschen Verlags in Gera, der mit Druckerei verbunden war, freilich nur vorübergehend, noch ein dritter hinzu. Der Umfang dieser Druckerei war nur klein, sie verfügte über 9 Schnellpressen, 2 Tiegeldruckpressen, ca. 26500 kg Schrift und beschäftigte etwa 60 Leute; ihre Maschinen und Einrichtungen waren aber so veraltet, daß – zumal sie in beschränkten Mieträumen untergebracht – für die Firma trotz der infolge des um 10% niedrigeren Lokalzuschlages gegenüber Leipzig billigeren Satzherstellung die Aufrechterhaltung dieses zweiten auswärtigen Betriebes nur unrentabel gewesen wäre. So wurde die Druckerei nach sechs Jahren aufgelöst und beschloß damit ein langes, wechselvolles Leben, denn sie war als die älteste Geraer Druckerei, mit der die Buchdruckerkunst erst dort eingeführt, schon im Jahre 1591 gegründet und seitdem durch die Hände von 18 verschiedenen Besitzern gegangen.

DIE HEUTIGE ORGANISATION DES TECHNISCHEN BETRIEBES UND DES VERLAGS



Auch die nun folgende letzte Periode der Entwicklung der Firma stand im Zeichen stetigen weiteren Ausbaues, nach der Seite des technischen Betriebes wie des Verlags; Erweiterung und Umgestaltung jener waren in gleicher Weise Folge und Voraussetzung der Ausdehnung dieses. Neue jüngere Kräfte traten den in der zweiten Generation Führenden zur Seite und allmählich an ihre Stelle. Am 6. Januar 1898 starb Adolf Roßbach, dem sein Sohn Arthur Roßbach, der von 1878–82 der Firma als Chef angehört hatte, bereits am 18. Oktober 1882 vorangegangen war, und am 23. März 1903 folgte ihm Albin Ackermann. August Schmitt war, wie bereits erwähnt, 1891 aus der Firma ausgeschieden und lebte noch still zurückgezogen in Osterode a. H. bis zum 28. Juni 1901.

1882 trat Alfred Ackermann, ein Sohn Albin Ackermanns, 1893 Alfred Giesecke, ein Enkel Adolf Roßbachs, in die Firma ein. Gustav Benedictus Alfred Ackermann ist am 31. Januar 1857 in Leipzig geboren, absolvierte 1875 das Realgymnasium (Petrischule) seiner Vaterstadt und hörte 1876–78 an der Universität Leipzig hauptsächlich naturwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Vorlesungen neben seiner beruflichen Ausbildung bei B. G. Teubner, die er dann bei den Firmen Hanson, Ballantyne & Co. in London und Haar & Steinert in Paris fortsetzte. Nach seinem Eintritt in die Firma Teubner widmete er sich zunächst der Druckerei und ging dann nach dem Tode seines Vetters Arthur Roßbach zum Verlag über. Dort wandte er sich besonders der Mathematik, den technischen und den Naturwissenschaften zu. Er bekleidete in früheren Jahren ver-



Nach phot. Aufnahme v. F. Reinhard (Atelier Perscheid) Leipzig



schiedene berufliche ehrenamtliche Stellungen. Anläßlich des 450jährigen Jubiläums der Greifswalder Universität (1906) ernannte ihn die dortige philosophische Fakultät zum Dr. phil. honoris causa „nunc mathematicis libris editis eadem officina ut non solum in Germania sed in toto fere terrarum orbe primum obtineret locum industria et consilio consecutum fautorem scientiae mathematicae et liberalem et sapientem“.

Christian Alfred Giesecke wurde am 16. April 1868 als Sohn des Mitinhabers der ebenfalls auf typographischem Gebiete führenden Firma Giesecke & Devrient Dr. Bruno Giesecke in Leipzig geboren, besuchte das Thomasgymnasium und studierte in Freiburg, Bonn und besonders in Leipzig klassische Philologie. Hier promovierte er auch 1891 mit der Arbeit „De philosophorum veterum quae ad exilium spectant sententiis“, die dem Andenken B. G. Teubners gewidmet war. Er trat im November 1892 als Mitarbeiter in die Firma ein, wo er sich insbesondere dem philologischen und allgemein pädagogischen Verlage widmete.

Dann übernahm 1904 Bruno Konrad Giesecke, ein jüngerer Bruder Dr. Alfred Gieseckes (geb. 27. September 1878 in Leipzig), die Leitung des technischen Betriebes. Er war nach Absolvierung des Gymnasiums sowohl in verschiedenen heimischen, als auch amerikanischen Druckereien und Maschinenfabriken praktisch, sowie theoretisch auf dem Polytechnikum in München und der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien vorgebildet. Die inzwischen erreichten Fortschritte der Technik nutzbar zu machen und so den Betrieb rationeller zu gestalten, war die Aufgabe, die die bald nach seinem Eintritt in Angriff genommene Umgestaltung der Leipziger Druckerei ihm stellte und die nun zunächst geschildert sei. Sie bezweckte in der Hauptsache die Einrichtung der elektrischen Kraftübertragung, eine sich der Betriebsorganisation besser anpassende Raumverteilung der Betriebszweige und ihre Modernisierung im einzelnen.

Die Übertragung der für den Antrieb der verschiedenen Arbeitsmaschinen benötigten Kraft durch Transmissionen war wegen des nicht unbeträchtlichen Kraftverbrauchs bei Leerlauf an und für sich unökonomisch, für Druckereien aber um so mehr, als infolge der nicht unbeträchtlichen „Zurichtungszeiten“ die Schnellpressen, und ebenso andere Maschinen aus anderen Gründen, öfter längere Zeit stillstehen. Dagegen vermindert nicht nur die elektrische Kraftübertragung jenen Kraftverbrauch bei der Übertragung erheblich, sondern bringt noch als besondere Vorteile mit sich die Unabhängigkeit in der Aufstellung und Geschwindigkeitsregulierung der Maschinen und, durch den Wegfall der Transmissionsteile bessere Lichtverhältnisse in den Arbeitsräumen, verschiedene Faktoren von wesentlichem Einfluß auf Qualität und Quantität der Druckereiproduktion.

Eine Veränderung in der Raumverteilung der verschiedenen Abteilungen des Betriebes machte sich in erster Linie dadurch notwendig, daß das noch in Holzbalkenkonstruktion errichtete Geschäftsgebäude, in dessen beiden Flügeln sich in dem zweiten Geschoß die beiden Schnellpressensäle befanden, den Anforderungen an die Belastungsfähigkeit, die die immer schwerer konstruierten neuen Schnellpressen stellten, nicht gewachsen war. Als besonders gut geeigneter Ersatz bot sich ein anschließend an die beiden Flügelbauten zu ebener Erde im Jahre 1901 als Packraum errichteter Shedbau, den seine günstigen Fundament- und Lichtverhältnisse empfahlen. Er konnte vorteilhaft erweitert werden, da das anschließende, von der Firma im Jahre 1896 hinzuerworbene, noch unbebaute Terrain, der sog. Posernsche Garten, ohnehin eine größere Bauausnutzung in der Vertikalen nach den bestehenden baupolizeilichen Bestimmungen nicht gestattet hätte, da es von mehrstöckigen Häusern eingeschlossen war. So entstand im Jahre 1905 ein 904 qm großer, in jeder Hinsicht vorzüglich geeigneter Schnellpressensaal. Nachdem so durch Verlegung der Schnell-

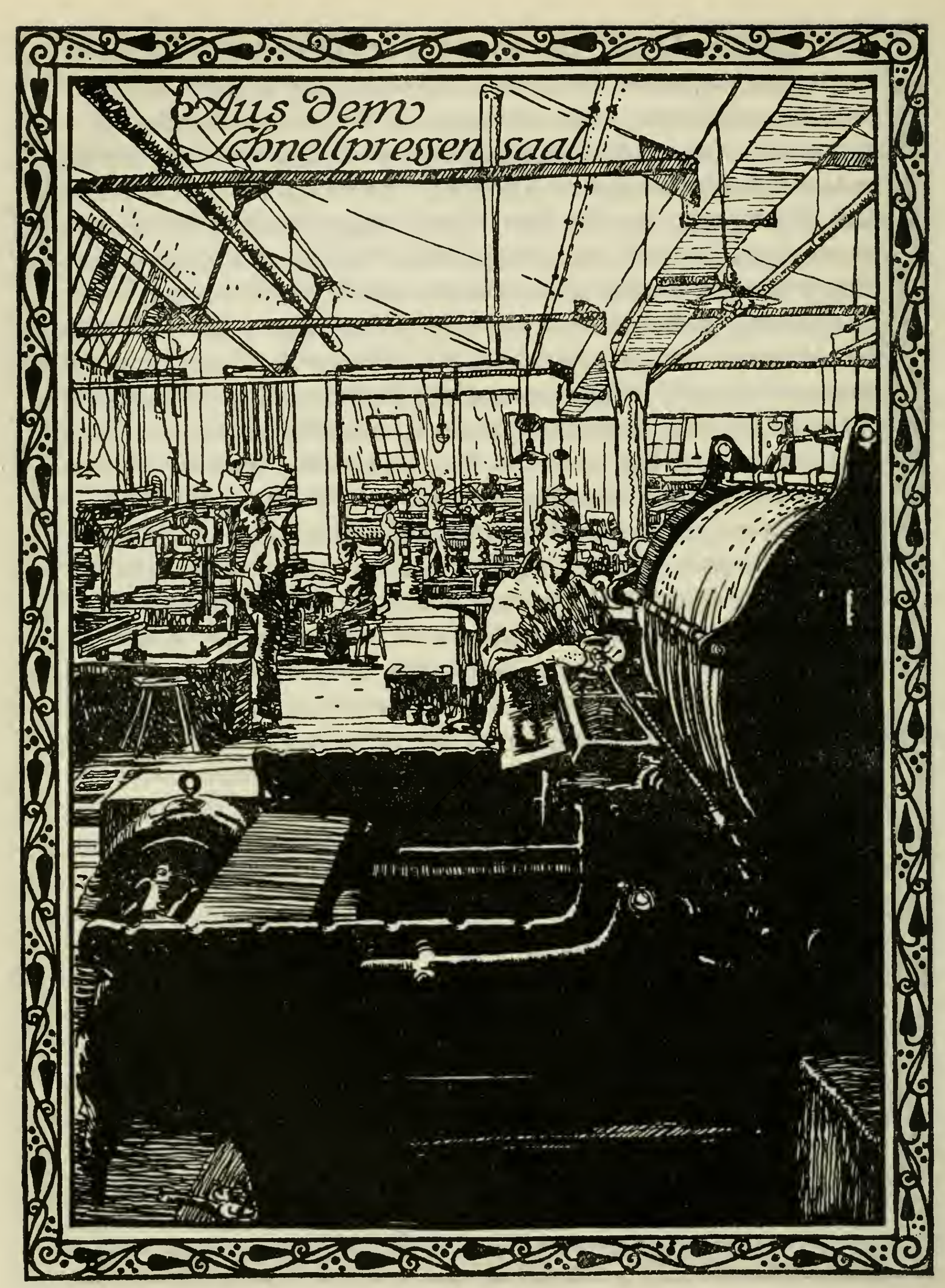
pressen zwei Säle freigeworden waren, war es nun möglich, eine Umlegung der anderen Betriebszweige derart vorzunehmen, daß ein besserer Zusammenhang der einzelnen Abteilungen auf Grund der Organisation des Gesamtbetriebes und des Arbeitsganges erreicht wurde. In den sich an die Druckerei und das Papierlager direkt anschließenden ersten Flügel, der durch seine fünf Stockwerke mit diesen durch einen neuen großen Lastenfahrstuhl verbunden wurde, wurde neben dem Verlagskontor die Verarbeitung der gedruckten Bogen, die Buchbinderei und die Aufstapelung sowie Auslieferung der fertigen Bücher gelegt, während in den fünf Stockwerken des zweiten Flügelbaues die Satz-, Schrift- und Plattenherstellung sowie deren Lagerräume eingerichtet wurden.

Die Modernisierung der Betriebe mußte vom Herzen des ganzen Betriebsorganismus, der Kraftanlage, ausgehen. Die alte Dampfkessel- und Maschinenanlage aus dem Jahre 1865 mit einer Höchstleistung von 45 P.S. wurde in den Jahren 1905–09 durch eine Neuanlage ersetzt. Diese umfaßt: drei mit Überhitzern ausgerüstete Zweiflammrohrkessel mit zusammen 320 qm wasserberührter Heizfläche, eine Einzylinder-Dampfmaschine (Fabrikat der Görlitzer Masch.-Anstalt) mit einer Höchstleistung von 180 P.S. und eine desgleichen (Fabrikat Masch.-A.-G. vorm. Swiderski) für 300 P.S. Höchstleistung. Der Abdampf der Maschinen wird zu Heizzwecken verwendet. Von jeder Dampfmaschine wird vermittels Riemen eine Dynamomaschine entsprechender Leistung angetrieben, die zusammen 2750 Ampère bei 115 Volt erzeugen; Fabrikat Siemens-Schuckertwerke (Berlin) und Deutsche Elektrizitätswerke (Aachen). Die zur Schaltung, Messung und Regulierung des erzeugten Stromes erforderlichen Apparate sind an einer Schalttafel übersichtlich angeordnet, und für den geringen Strombedarf in den Mittags- und späten Abendstunden ist eine Akkumulatorenbatterie von 1400 bis 1800 Ampèrestunden – Leistung je nach der Entladedauer 3–10 Stunden – aufgestellt. Den einzelnen Abteilungen des

Betriebes wird die elektrische Energie durch starke Kabel, in die entsprechende Zähler eingebaut sind, zugeführt. Ebenso sind für alle übrigen Teile des Kraftbetriebes Kontrollinstrumente vorhanden: eine selbsttätige Kohlenwage, Wassermesser für die Kesselspeisung, Kohlensäuremesser für die Rauchgase und ein registrierendes Ampèremeter für die Batterie. Zum Betriebe der Schnellpressen, der Buchbinderei- und Gießereimaschinen und für mancherlei Nebenzwecke, Aufzüge, Rohrpost usw. sind 84 Motoren aufgestellt, etwa 1750 Glühlampen und 44 Bogenlampen sorgen für Beleuchtung der Räume des eigenen Betriebes. Außerdem wird noch Strom für Kraft und Lichtzwecke an die Abmieter abgegeben. Die tägliche Stromerzeugung beträgt im Winter über 1500 Kilowattstunden, und die Kessel müssen in kalten Tagen über 50 cbm Wasser für Kraft und Heizzwecke verdampfen. Der Jahresverbrauch an Kohlen beträgt jetzt annähernd 2100 Tonnen, etwa den achtfachen Betrag des ersten Jahres mit Dampfbetrieb (1866). An Gebäuden sind für diese Kraftanlage geschaffen: ein Maschinenhaus, ein Kesselhaus, ein unterkellerter Kohlenraum mit Elevator und eine Esse von 50 m Höhe und 1,80 m oberer Lichtweite.

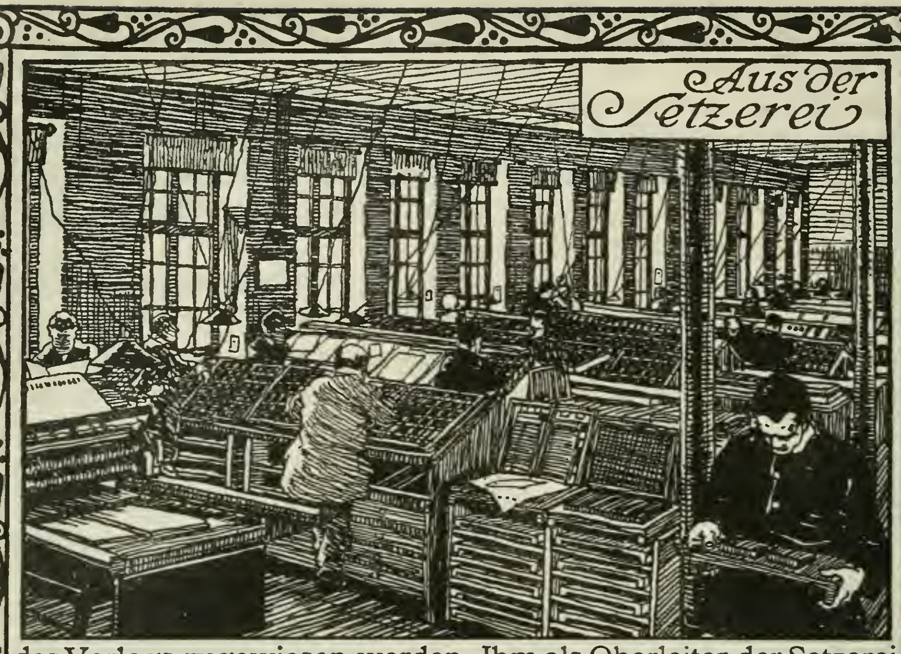
Die erste Stellung unter den Betriebsabteilungen als maschineller Betrieb, nicht freilich nach der Bedeutung seines Produktionswertes, in der ihn die Setzerei übertrifft, hat die Druckerei inne. Sie nimmt mit Kontoren und Revisionsraum einen Gesamtflächeninhalt von 1025 qm ein. In den darunterliegenden Kellern werden die unbedruckten und zum Teil auch die bedruckten Papiervorräte untergebracht, deren An- und Abfuhr durch eine Hebebühne so leicht und rasch bewerkstelligt werden kann. Die noch brauchbaren alten Schnellpressen König & Bauerschen Fabrikates, zum Teil noch aus den sechziger und siebziger Jahren stammend, die für nichtillustrierte Werke kleinerer Auflagen noch ihre Dienste leisten, wurden repariert und verbessert und jede mit elektrischem Einzelantrieb versehen. Zu diesen „einfachen Schnellpressen" des sogenannten

Stopzylindersystems der ersten Schnellpresse wurden mehrere neue Zweitourenmaschinen aufgestellt, deren aus Amerika übernommenes Konstruktionsprinzip eine wesentliche Verbesserung bedeutet, indem bei ersteren der den Papierbogen tragende – um den „Rückgang“ des die Druckform tragenden Formentisches zu ermöglichen, mit einem Ausschnitt versehene – Zylinder arretiert werden mußte, bei letzteren ohne Unterbrechung seiner Umdrehung gehoben und bei dem „Vorgange“, bei welchem der Abdruck erfolgt, gesenkt wird. Hierdurch wird eine nicht unwesentliche Herabminderung der Beanspruchung der Presse mit einer höheren Tourenzahl und eine Mehrleistung von etwa 3000 Bogen pro Tag erreicht. Vor allem aber haben die Maschinenfabriken mit der allgemeinen Verbesserung der Schnellpressenkonstruktion die Formate erheblich vergrößern können, so daß man jetzt bis zu 4 Bogen Großoktav auf einmal „drucken“ kann. Eine völlig neue Erfindung waren die sogenannten Bogenanlegeapparate, die von einem auf der Schnellpresse aufgelegten Stapel die Druckbogen selbsttätig dem Zylinder zuführen und die sogenannten „Anlegerinnen“ ersetzen sollen. Die Bedeutung dieser Erfindung liegt weniger in der Ersparnis an Löhnen als in der Unabhängigkeit von weiblichem Personal, in dessen Verwendung für Überstunden usw. die gesetzlichen Bestimmungen eine große Beschränkung auferlegen. Diese maschinellen Verbesserungen konnte sich die Druckerei bei ihrer Neueinrichtung zunutze machen, und es wurden zu den 18 älteren einfachen Schnellpressen 5 des gleichen Systems im Doppelformat und 4 Zweitourenschnellpressen sowie eine sogenannte „Schwingermaschine“ für den Druck der Modezeitungen der Bazar-A.-G. mit insgesamt 10 Bogenanlegeapparaten angeschafft. So beschäftigt zurzeit die Leipziger Druckerei 28 Schnellpressen (davon 6 für den Druck der Modejournale und der Leipziger Zeitung, die auf 4 Falzmaschinen verschiedener Konstruktion gefalzt werden, die anderen fast ausschließlich für Arbeiten des eigenen Verlags) und 5 Tiegeldruckpressen mit


Aus dem
Schnellpressensaal

einem Personal von 31 Maschinenmeistern, 10 Hilfsarbeitern und 30 Hilfsarbeiterinnen unter der direkten Leitung eines kaufmännischen und eines technischen Faktors. Die Gesamtleistung der Druckerei im letzten Jahre hat etwa 68½ Millionen einfache Bogen betragen gegenüber 16 Millionen auf 11 Schnell- und 5 Handpressen im Jahre 1860.

Die Setzerei steht der Zahl der in ihr beschäftigten Leute nach an fünfter Stelle der Druckereibetriebe Deutschlands und ist mit etwa 75% des Umsatzes für den eignen Verlag beschäftigt. Seit 1905 befindet sie sich in den drei oberen Stockwerken des zweiten Flügelbaues, die mit ihren in den Kellerräumen befindlichen Lagerräumen für Schriftenmaterial, in Satz stehenden Werken, Platten und Klischees und der im Erdgeschoß gelegenen Schriftgießerei, Stereotypie und Galvanoplastik gleichfalls durch einen Fahrstuhl verbunden sind. Gesondert von ihr befinden sich die Räumlichkeiten für die Satzherstellung der Kgl. Leipziger Zeitung in dem dritten Stockwerk des Hintergebäudes Poststraße Nr. 5, die sich an die im Vordergebäude befindlichen Redaktionsräume derselben anschließen, um den ständigen, oft sehr dringlichen Verkehr zwischen beiden zu ermöglichen. Im ganzen umfassen diese der Abteilung Setzerei zugehörigen Betriebs- und Lagerräume 2150 qm. In den drei Hauptsälen sind die mit besonderen Arbeiten beschäftigten Setzer wieder zu Gruppen – so die Akzidenz-, mathematischen und Bazar-Setzer, die Lehrlings- wie andere Abteilungen – zusammengefaßt, sowohl um das für diese erforderliche verschiedenartige Schriftenmaterial, das in den gleichzeitig als Arbeitsplatz dienenden Regalen untergebracht ist, den in diesen Arbeiten beschäftigten Leuten bequem zugänglich machen zu können, als auch möglichste Übersicht für die die einzelnen Arbeiten und Werke leitenden „Metteure“ zu erreichen. Letztere unterstehen den „Saalvorständen“, die wieder ihre Anweisungen von dem Setzereioberfaktor erhalten, dem die Werke von dem die Vermittlung zwischen „Autor“ und „Drucker“ führenden Herstellungskontor



des Verlags zugewiesen werden. Ihm als Oberleiter der Setzerei stehen 3 Herren und 2 Damen zur Seite, die das Berechnungs- und Lohnwesen, den Korrekturengang und andere kaufmännische Funktionen des Setzereibetriebes verrichten. Außerdem sind 10 Abzieher an 9 Kniehebel- und 3 Zylinderabziehpressen mit der Herstellung der Korrekturabzüge und 16 Korrektoren und 3 Revisoren mit der Durchsicht und Prüfung der Fahnenabzüge vor und nach der Autorkorrektur und der Druckbogen vor dem Fortdruck beschäftigt. Eine umfangreiche Arbeit hat das Schrift-, Platten- und Klischeelager zu bewältigen. Gilt es doch, an die 125 Sorten mit bis zu 12 verschiedenen Graden von Schriften mit einem Gesamtbestand von rund 400000 kg (seit 1875 hat sich dieser verdoppelt) zu verwalten, für Ersatz der in den Setzkästen entstehenden „Defekte“ zu sorgen, den ausgedruckten Satz, soweit er nicht direkt für Fortsetzung desselben oder aus gleicher Schrift gesetzter Werke wieder zum „Ablegen“ in die Setzkästen wandert, „aufzuräumen“, den für weitere Auflagen stehenden Satz (57000 kg) wie die Platten (89000 kg) und die

Klischees mit einem Gesamtbestand von 106000 Stück, deren Herstellungswert etwa M. 800000 beträgt, auf Lager zu bringen und auszuliefern. Hiermit sind 2 Lagerverwalter, welche in Kartotheken die Ein- und Ausgänge buchen, mit 19 Hilfsarbeitern beschäftigt. Diese Hilfsarbeiten lasten auf den, wie wir sahen, in den letzten 15 Jahren um 25% gesteigerten, in Berechnung oder in festem Wochenlohn bezahlten Setzerlöhnen, (das Verhältnis der letzteren zu den ersteren hat im Geschäftsjahre 1909/10 1:2 betragen) mit etwa 15% der gesamten auf durchschnittlich 200 Setzer entfallenden Lohnsumme bei einer Jahresproduktion von annähernd 10000 Bogen (gegen 4300 im Jahre 1860), wozu etwa 7% für Korrektorengehälter und 18% für Ausführung der Korrekturen kommen. Kein Setzereibetrieb wird wohl mit so abnorm hohen Ziffern für unproduktive Löhne zu rechnen haben, was aber in der Schwierigkeit der Satzherstellung der wissenschaftlichen Werke begründet ist. Die vorstehend angegebenen Ziffern müssen ungünstig auf die Rentabilität eines derartigen Betriebes, dessen Arbeitsweise hauptsächlich auf in keiner Beziehung leistungsfähiger gewordener Handarbeit beruht, einwirken, eine Erfahrung aller Druckereien. Sie können auch nicht irgendwie „ausgeglichen“ werden, da Setzmaschinen infolge ihrer hohen Anschaffungskosten, Spesen und des tariflich auferlegten Zwanges, sie durch hochbezahlte (M. 40–50 Wochenlohn) Setzer bedienen lassen zu müssen, im allgemeinen für den mit zumeist viel Korrekturen verbundenen wissenschaftlichen Satz nicht von besonderem Vorteil sind. Trotzdem hat auch die Leipziger Setzerei – die Dresdener hatte bereits 1907 die amerikanische Monotype-Einzelbuchstaben-Setz- und Gießmaschine auch für die Herstellung geeigneter Werke des Verlags angeschafft, nachdem vorübergehende, aber zu keinem günstigen Erfolge führende Versuche mit der erwähnten Kastenbeinschen Maschine im Jahre 1880 und mit dem Elektrotypographen erst im Jahre 1906 in Leipzig gemacht worden waren – vor Vollendung des hundertsten Jahres ihres Bestehens Setz-

maschinen für die Herstellung der Leipziger Zeitung und geeigneter Werke mit „druckfertigem“ Manuskript aufgestellt, und zwar 4 Typograph-Zeilengießmaschinen, die in Doppelschicht betrieben etwa eine Satzleistung von 24 Handsetzern haben bei einem Spesenaufwand (ausschließlich Lohn) von M. 0,68 für die Maschinenstunde.

Die Schriftgießerei, Stereotypie und Galvanoplastik liefert der Setzerei und Druckerei das notwendige Schriften- und Plattenmaterial. Erstere konnte sich, wie erwähnt, aus der Handarbeit, der Herstellung des Abgusses mit der Hand in dem die Mater tragenden Gießinstrument im Jahre 1866 zum Handbetrieb auf der Handgießmaschine, deren Produkte noch verschiedene Nacharbeiten erforderten, bis zum vollständigen Maschinenbetriebe der mechanisch angetriebenen, fix und fertige Buchstaben liefernden Komplettgießmaschine entwickeln. Deshalb wurden bei Neueinrichtung dieser Abteilung auch die alten Handgießmaschinen, deren noch 1905 acht mit einer Tagesleistung von 18000 Buchstaben auf Korpuskegel pro Maschine im Betriebe waren, dem „alten Eisen“ überwiesen und nunmehr die Schriften in jeder Quantität auf den von der Firma Küstermann & Co. (Berlin) System Foucher Paris konstruierten Komplettgießmaschinen gegossen. Sie liefern den Buchstaben fix und fertig, wodurch das früher notwendige, durch Mädchen ausgeübte Nachschleifen und Hobeln der Kanten und Flächen eines jeden Buchstabens erspart bleibt, und zwar in einer Tagesleistung von 27000 Buchstaben Korpuskegel pro Maschine. Diese weiter zu steigern, ist man in neuester Zeit durch den Bau von sogenannten Schnellkomplettgießmaschinen bestrebt, von denen 1910 eine Konstruktion der Firma Gottfried Böttger in Leipzig-Paunsdorf (der verstorbene Begründer dieser Firma war Teubners Lehrling gewesen) aufgestellt wurde, die bis zu 45000 Buchstaben Korpuskegel pro Tag und Maschine in gleich guter Qualität gießt. Man sieht, wie der maschinelle Betrieb auch dieses Zweiges der graphischen Industrie in letzter Zeit rasche

Fortschritte gemacht, er ist auf diese Weise dem Setzereigroß-betriebe, der aus oben angeführtem Grunde vorwiegend noch auf Handsatz angewiesen, zu Hilfe gekommen, indem er ihm mit geringem Apparat die eigene Herstellung der für verschiedene Werke oft in bedeutenden Mengen rasch benötigten Schriften ermöglicht. Fünf (davon war die neue Schnellgießmaschine erst drei Monate im Betrieb) Komplettgießmaschinen haben im letzten Geschäftsjahre 15500 kg Schriftenmaterial mit einem durchschnittlichen Akkordlohn für den Gießer von M. 40 pro Woche geliefert, während im Jahre 1894/95 für das gleiche Quantum acht Handgießmaschinen mit einem durchschnittlichen Wochenlohn von M. 32 für den Gießer erforderlich waren und außerdem noch M. 5800 Unkosten für das Abbrechen, Nachschleifen, Aufsetzen und Fertigmachen verursachten.

Die Stereotypie hat dagegen im wesentlichen bis zum heutigen Tage das alte handmäßige Herstellungsverfahren beibehalten müssen; die Mater wurde ja schon seit 1861 nicht mehr mittels Gipsabgusses des Schriftsatzes, sondern durch „Abschlagen“ in eine durch Übereinanderkleben mehrerer Seidenpapierblätter auf einen stärkeren Grundbogen hergestellte „Papier“mater hergestellt. Verbessert sind nur die Hilfsapparate zum Abgießen, Zerschneiden, Behobeln der ausgegossenen Platten, zu denen in neuester Zeit auch eine Maternschlagmaschine aufgestellt worden ist, die das anstrengende und zeitraubende Schlagen mit der Hand ersetzen soll. Eine grundsätzliche Verbesserung der Plattenherstellung von Schriftsatz und Klischees stellt aber die ja auch schon seit 1880 ausgeübte Galvanoplastik dar, die in ihrer Leistungsfähigkeit in neuester Zeit nach amerikanischem Muster aber ganz wesentlich vervollkommnet ist. Daß der Kupferniederschlag auf einer jede Feinheit des Abdruckes aufnehmenden Wachsmater ein schärferes Duplikat des Originals liefert als ein Bleiabguß von einer Papiermater, ganz abgesehen von der bedeutend geringeren Abnutzung der Kupferplatten beim Druck höherer Auf-

lagen, war wohl jedem einleuchtend. Die umständlichen und teueren Herstellungsmethoden beschränkten nur die Anwendung des Verfahrens zunächst auf die Wiedergabe von Klischees, deren Feinheiten die Papiermater überhaupt nicht aufnehmen konnte. Noch im Jahre 1904 benötigte die Galvanoplastik zur Lagerung eines Klischees 6 Stunden, wozu noch ein bedeutender Zeitaufwand für die Druckfertigstellung desselben hinzukam. Nach Aufstellung eines galvanischen Bades von hoher Kapazität wird der gleiche Kupferniederschlag durch höhere, genau zu regulierende Temperatur und durch Bewegung der Flüssigkeit schon in der Zeit von etwa $2^1/_2$ Stunden erreicht, und die Bearbeitung, das Hintergießen der Platten, Abhobeln, Richten, Zerschneiden, Ausfräsen usw. wird durch Spezialmaschinen zum größten Teil amerikanischer Konstruktion und durch bessere Arbeitsteilung bei der Massenherstellung ganz bedeutend verkürzt, so daß der Unterschied in dem Herstellungspreis zwischen Stereotypie und Galvano nur noch gering ist. Angegliedert ist dieser Abteilung die Klischeetischlerei, welche die Kupfer- und Zinkklischees der Ätzerei, die Galvanos und Stereotypen mit einem Holzfuß versieht, um sie auf die für den Druck notwendige Buchstabenhöhe zu bringen. Sie ist auch mit vorzüglichen Spezialmaschinen eingerichtet worden, die es ermöglichen, die große Präzisionsarbeit, die hierfür notwendig, rasch zu leisten. Hierzu gehören eine Hobelmaschine und eine Fräsmaschine für vertikale und horizontale Bearbeitung der Klötze, eine Säge zum Ausschneiden und eine Nagelmaschine amerikanischen Ursprungs, die in einem Arbeitsgange die Platten durchbohrt und einen Nagel in das Holz einschlägt. Mit Hilfe dieser Maschinen ist es einem Tischler möglich, in einer Woche nicht weniger als 900 Klischees und Platten zu beklotzen. So ist auch diese Abteilung des Betriebes durch die in den letzten Jahren erfolgte Neueinrichtung bedeutend leistungsfähiger geworden. Sie beschäftigt insgesamt außer den 6 Gießmaschinen 18 Hilfsma-


Aus der Schriftgießerei
und Galvanoplastik
HAM

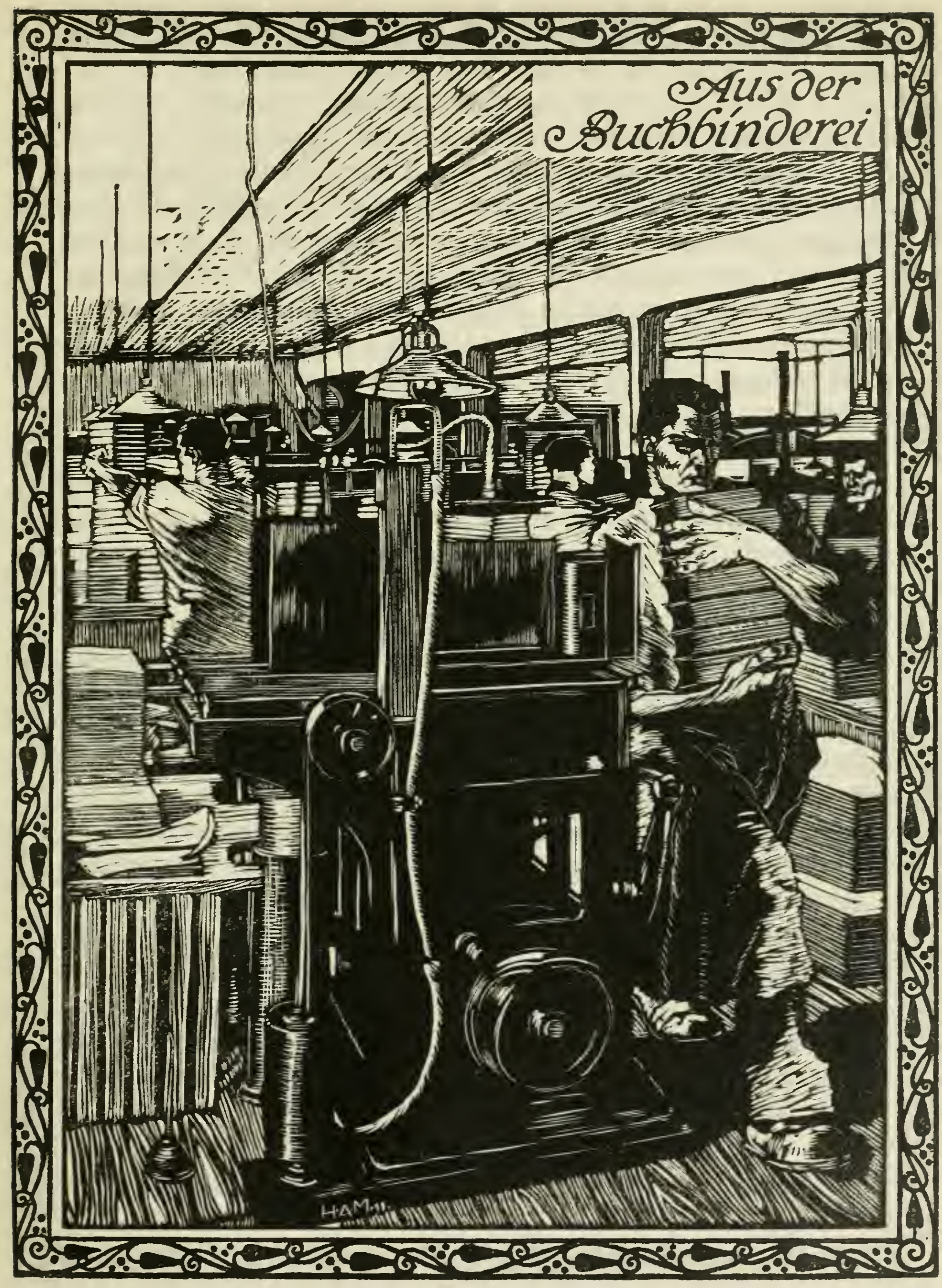
schinen, die zu einem Gruppenantrieb vereint sind, da hier infolge der hohen Anschaffungskosten bei der großen Anzahl der benötigten Elektromotoren der Einzelantrieb unwirtschaftlich werden würde. In der Abteilung sind inkl. der Gießer insgesamt 28 Leute beschäftigt, die einem Faktor unterstehen. Die letzte Jahresproduktion hat 2850000 qcm Stereotypen und 2150000 qcm Galvanos neben der Korrektur von älteren Platten, soweit sie für Neuauflagen noch zu verwenden, betragen, bei einem Materialverbrauch von 13600 kg Blei, 15500 kg Schriftmetall und 1250 kg Kupfer.

Der jüngste der Betriebe ist die Buchbinderei. Nachdem Teubner, wie wir sahen, die Einrichtung einer eignen Buchbinderei behördlicherseits untersagt worden war, scheinen seine Nachfolger sich mit dem Plane einer solchen nicht wieder beschäftigt zu haben, obwohl er eigentlich bei der fortschreitenden Entwicklung des Verlags naheliegend war. Denn gerade für diesen bedeutet die „Buchbinderei im Hause“ eine große Annehmlichkeit, weil der Verkehr zwischen beiden ein fortwährendes „Hin und Her“ bedeutet; eilige Sachen können schnell herausgebracht, andere besser vorbereitet und vor allem auch die zahlreiches Personal erfordernden Prospekt- und Katalogversendungen prompter erledigt werden. All diese Erwägungen führten dazu, sobald nach Verlegung der Schnellpressen- und Umlegung der Setzersäle der notwendige Raum frei geworden, im Jahre 1905 die eigne Buchbinderei einzurichten. In dem 560 qm umfassenden dritten Geschoß werden die Bücher bis zum Einhängen in die Buchdecken fertiggestellt, während die Anfertigung letzterer und das Einhängen in der im vierten Geschoß gelegenen „Fertigmacherei“ erfolgt, neben der sich die Lagerräume für die auf Vorrat angefertigten Bücher, die einen Raum von 420 qm einnehmen, befinden. Die Hilfsmaschinen, über 70 an der Zahl, sind in der Anordnung des Arbeitsganges zu Gruppenantrieben aufgestellt, deren Elektromotoren und Transmissionen unter Ablegetafeln gelagert sind. Daneben befinden sich die Arbeits-

tafeln, so daß sich Maschinen- und Handarbeiter bzw. -arbeiterinnen leicht in die Hand arbeiten können und die Verarbeitung der aus der Druckerei bzw. den Rohlagern kommenden Druckbogen bis zum fertigen Buche auf kürzestem Wege fortschreiten kann. Papierschneidemaschinen zerteilen die – wie wir sahen, auf den neueren Schnellpressen großen Formates bis zu vier und mehr zusammengedruckten – Bogen; Falzmaschinen besorgen das Falzen der Planobogen. Das „Zusammentragen" der der Bogennummer nach aufgestapelten einzelnen Bogen zu vollständigen Exemplaren wird noch von Mädchen mit der Hand gemacht. Hingegen erfolgt das Heften der einzelnen nun in der richtigen Reihenfolge aufeinanderliegenden, gefalzten Bogen mit Zwirn oder Draht dann wieder auf Heftmaschinen, ebenso das Beschneiden, durch sogenannte Drei- bzw. Vierschneider: auf deren sich selbsttätig drehendem „Tisch" werden ein oder zwei Stoß Bücher aufgelegt und gleichzeitig an den drei Kanten beschnitten. Auch die Rücken werden auf „Rundmachmaschinen" gerundet, nachdem sie vor dem Beschneiden, um ihnen einen bessern Halt zu geben, mit Leim bestrichen sind. Die Erwärmung der Leimkocher und Prägepressen erfolgt ebenfalls elektrisch, um übermäßige Überhitzung der Arbeitsräume zu vermeiden. All diese Arbeiten werden im unteren Stock vorgenommen; der dann soweit fertige „Buchblock" geht darauf in Korbtransportwagen in den oberen Stock, um hier mit der Einbanddecke umgeben zu werden. Vorher erhält er eventuell noch einen Marmorier- oder Goldschnitt; diese wie andere Nebenarbeiten, das Ankleben von Tafeln, Vor- und Rücksätzen (was z. T. von zwei neu konstruierten Anklebemaschinen besorgt wird), das Aufkleben der Umschläge zu Broschüren, Kataloge usw., werden zum Teil von Mädchen verrichtet. – Die für die Buchdecken benötigten Pappen- und Leinwandstücke werden in der Zurichterei von Schneidemaschinen mit Längs- und Querschneidevorrichtung in entsprechend große Stücke geschnitten; aus diesen wird dann die

Buchdecke von einer Gruppe der „Deckenmacher", die sich Hand in Hand arbeiten, zusammengeklebt, nachdem die Anschmiermaschine die Leinwandstücke auf der Rückseite mit Leim versehen hat. Aber eine sinnreich konstruierte amerikanische Deckenmaschine stellt heute auch schon die Decken mit Bedienung nur eines Mannes selbsttätig fertig, erzielt also eine Ersparnis von drei Arbeitskräften, ist aber entsprechend kostspielig in der Anschaffung und wegen der Schwierigkeiten der Umstellung bei Formatwechsel nur für große Auflagen zu verwenden. Die fertigen Buchdecken werden dann auf Schnell- und Handprägepressen mit farbigem Aufdruck oder Prägung versehen; bei Goldprägung wird von Mädchen erst echtes Blattgold aufgelegt, welches dann heiß eingeprägt wird; die überstehenden Reste werden mittels einer Maschine „abgekehrt" und, da sie ja von nicht unbeträchtlichem Wert sind, gesammelt. So kann nun von den „Fertigmachern" der Buchblock in die fertige Decke „gehangen" werden, nachdem der Rücken mit den überstehenden Heftgazestreifen und die Außenseite des Vor- und Rücksatzes mit Leim bestrichen. Auch diese Arbeiten besorgt eine von der gleichen amerikanischen Firma konstruierte „Einhänge"-Maschine selbsttätig: ein Mädchen legt die Buchblöcke auf, ein Buchbinder nimmt die fertig eingeleimten Bücher ab, und zwar auch mit einer Geschwindigkeit von sechs Handarbeitern. Die fertigen Bücher müssen mehrere Stunden in Pressen stehen, damit der feuchte Leim gut eindringt und sie dadurch guten Halt bekommen. Dann werden sie von der „Nachseherpartie" auf etwaige Fehler des Bandes und Fehlen oder „Verbinden" einzelner Bogen geprüft und verpackt auf das Buchbindereilager gebracht.

In dieser Schilderung des Arbeitsganges ist kurz die Herstellung des gewöhnlichen Verleger-Ganz- und -Halbleinenbandes dargestellt. Wertvollere Einbände aus Leder (wie u. a. die Buchbinderei als selbständiges Unternehmen die von Künstlern entworfenen Gesangbucheinbände herstellt) und verschie-


Aus der
Buchbinderei
H.A.M. 11.

dene andere Buchbinderarbeiten müssen noch heute in derselben Weise wie früher handwerksmäßig hergestellt werden. Diese werden dann auch in festem Lohn ausgeführt, während für die gewöhnlichen Arbeiten wie Falzen, Heften, Schneiden, Deckenmachen, Einhängen usw. ein Lohntarif besteht, der dem Buchbinder einen Wochenverdienst von 25 bis zu 50 und den Mädchen von 10 bis zu 25 Mark gewährt. Die Verteilung der verschiedenerlei einzelnen Arbeiten und Materialien und ihre Buchung erfordert eine genaue Überwachung, die große Übersicht verlangt; sie wird von einem Faktor mit zwei Hilfskräften ausgeführt. Die Buchbinderei hat sich, wie nachstehende statistische Zahlen zeigen mögen, in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu bedeutender Leistungsfähigkeit entwickelt: der Verbrauch an Material, Pappen, Leinwand, Leder, Heftgaze sowie Draht, Gold, Leim usw. macht fast zwei Drittel der Jahreslohnsumme für durchschnittlich im letzten Jahre beschäftigte 56 Arbeiter und 93 Arbeiterinnen aus (der Späneabfall bei dem Beschneiden der Bücher ergibt ein Jahresquantum von 120 000 kg), während die Produktion etwa 1 3/4 Millionen gebundene Bücher und ca. 3/4 Million Broschüren beträgt, ungerechnet die große Zahl Kataloge, Prospekte usw. Wenn die Arbeiten ausschließlich noch mit der Hand hergestellt würden, erforderten sie die mehr wie dreifache Arbeiterzahl, und der Herstellungspreis eines 20 Bogen starken Großoktav-Leinenbandes z. B. würde sich fast verdoppeln.

Einen nicht unbeträchtlichen Arbeitsaufwand verursacht auch die Verwaltung der Druckbogenvorräte, des Rohlagers, ihre Übernahme von der Druckerei, das Auflagerbringen (es wird ja zumeist nur ein Teil der gedruckten Auflage sogleich gebunden) und die Ablieferung an die Buchbinderei. Müssen doch alle Lieferungen gezählt übergeben werden und gilt es, genaue Inventur über etwa 32 Millionen Bogen verschiedener Werke zu führen, die mit den geheftete Bücher enthaltenden Ballen und den Vorräten an gebundenen Büchern des Verlags in Lagerräumen von insgesamt 3000 qm Flächeninhalt aufgestapelt sind.

Den vorgenannten technischen Hauptbetrieben schließen sich noch einige Nebenbetriebe an. So eine Reparaturwerkstatt, die Schlosser, Zimmerleute, Maurer und Elektromonteure beschäftigend und mit dem notwendigen Maschinenmaterial ausgestattet sämtliche laufende Reparaturarbeiten, Ausbesserungen und kleinere Neueinrichtungen ausführt. Sie untersteht einem fachtechnisch gebildeten Herrn, der gleichzeitig die Grundstücks- und Materialverwaltung unter sich hat und in dieser Funktion unter entsprechender Unterstützung die Instandhaltung und Verwaltung der Fabrik- und Mietgebäude wie die Bestellung und die Kontrolle der Ein- und Ausgänge der Materialien für die einzelnen Betriebsabteilungen zu besorgen hat. Ihm ist ferner die seit 1906 eingerichtete Rahmentischlerei unterstellt, in der alle Arten Rahmen für die Verlagsabteilung Wandschmuck hergestellt werden (im letzten Geschäftsjahre wurden hier nicht weniger als 21500 m Rahmenleisten verarbeitet).

Nachdem im Jahre 1906 die Betriebsreorganisation zum größten Teile durchgeführt, entschloß sich die Firma, das ihr seit 31. Mai 1868 gehörige baufällige Grundstück Querstraße Nr. 15/17, dessen Hinterland noch brachlag, niederzureißen und auf diesem Areal ein Geschäftshaus zur Weitervermietung unter Abgabe von Dampf, Kraft und Licht aus der eignen Zentrale zu errichten. Die Bauleitung hatten die heimischen Architekten Schmidt & Johlige; die ausgenutzte Baufläche hat den Umfang von 1875 qm und die Räume einen Flächeninhalt von 9400 qm, einschließlich Keller- und Bodenräume, die zum Teil von der Firma selbst als Lagerräume in Benutzung genommen. Im Jahre 1908 wurde das am Georgiring Nr. 3 gelegene Grundstück von Herrn Paul Knaur hinzuerworben und damit eine Verbindung der Grundstücke, die bisher nur in einer Schlippe bestand, aber nun unter Vereinigung mit den Besitzern der gegenüberliegenden Häuser zu einer breiten Privatstraße ausgebaut werden konnte, mit der früheren Promenade, dem Verkehrsring der Stadt, geschaffen. Auch dieses Grundstück wurde zur Ver-

mietung mit Läden usw. ausgebaut und an die Fabrikzentrale angeschlossen.

Mittlerweile hatten sich die verschiedenen Abteilungen des Verlags so erweitert, daß die vorhandenen Kontorräumlichkeiten weder den praktischen noch den sanitären Anforderungen mehr entsprachen. Durch Niederreißen des an der Straßenfront gelegenen, baufälligen Miethauses Poststraße Nr. 3 war es möglich, ein im Zusammenhang mit den Betriebsräumen stehendes, auf Grund der Gesamtorganisation des Geschäftsbetriebes angelegtes Kontorgebäude zu schaffen, bei welchem die sich aus der Praxis ergebenden Bedürfnisse jeder einzelnen Abteilung berücksichtigt werden konnten, und bei dessen Ausgestaltung sowohl in künstlerischer als hygienischer Hinsicht vor allem das Interesse der Angestellten maßgebend war, um ihnen nicht nur in reicherem Maße Licht und Luft, sondern auch eine freundliche Arbeitsstätte bietende Räume zu schaffen. Es wurde zu diesem Zweck auf Grund eines Programms für die Raumverteilung eine Konkurrenz heimischer und auswärtiger Architekten veranstaltet, aus der das Projekt der Erbauer des Leipziger Zentralbahnhofes, Lossow & Kühne in Dresden, ausgewählt wurde. Dieses schloß das der Firma gehörige Nebengebäude Poststraße Nr. 5, dem um der besseren Gesamtwirkung willen eine neue Fassade und ein neues Dach gegeben werden mußte, in die Architektur mit ein. Der Gesamtbau, dessen bildnerischer Schmuck, insbesondere vier Figuren, die das Bücher-Schreiben, -Drucken, -Verkaufen und -Lesen darstellen, Professor Wrba übertragen wurde, mit einer Straßenfront von 66 m und 8 Geschossen (2 Keller-, 1 Dachgeschosse) ist in Eisenbetonkonstruktion für eine Nutzlast bis zu 1500 kg per qm gebaut. Auch der zwischen dem vorderen Fabrikflügel und dem Neubau liegende Hof ist in einer Fläche von 465 qm unterkellert und in Verbindung mit den nebenliegenden Papier- und Rohlagerkellern gebracht worden. Er soll ebenso wie das unterste Kellergeschoß den gleichen Zwecken dienen, während




Neues Geschäftshaus
Poststraße 3–5





in dem zweiten Kellergeschoß das Remittendenlager, in Verbindung mit der darüberliegenden Post- und Telephonzentrale ein feuerfestes Archiv, ferner das Formular-, Klischee- und Ergänzungslager der Geschäftsbibliothek gelegen sind. In dem Erdgeschoß liegt auf der einen Seite der Einfahrt die Post- und Telephonzentrale und die Güterexpedition. Dort münden die Leitungen der Rohrpost und die über 50 Stationen umfassende Haustelephonanlage, die die Beförderung der Schriftstücke und den mündlichen Verkehr zwischen den Kontoren und Betriebsabteilungen vermitteln sollen. Auf der anderen Seite liegt der Eingang zu den Kontoren, dazwischen der Portierraum, neben der Vorhalle ein größerer Bibliothek- und Leseraum. In das erste Geschoß wird das Kontor sowie die Rechnungsabteilung und die Bureau- und Expeditionsräume der Abteilung „Künstlerischer Wandschmuck" verlegt, während das zweite Geschoß das Herstellungs- und Druckereikontor, die Vertriebsabteilung und die Hauptkasse mit feuerfesten Archiven aufnimmt. Die Arbeitszimmer der Geschäftsleitung, der wissenschaftlichen Mitarbeiter, Besuchs- und Sprechzimmer liegen im dritten Geschoß, um hier von dem äußeren Straßen- und inneren Geschäftsverkehr ungestörter zu sein. Durch eine Paternoster-Fahrstuhlanlage sind sämtliche Geschosse in ständige bequeme Verbindung gebracht. Im vierten Geschoß sind zu einem Teil Wohnräume für Beamte, zum anderen – in Verbindung mit einem großen Glasatelier im obersten Dachgeschoß – Räumlichkeiten für eine Reproduktionsanstalt vorgesehen. Der bis zum dritten Geschoß führende Seitenflügel, der auf der dem Hintergebäude Poststraße Nr. 5 gegenüberliegenden Seite die Verbindung mit dem vorderen Fabrikflügel herstellt, soll im ersten Geschoß im Anschluß an das Kontor der Wandschmuckabteilung das Lager und die Expedition derselben aufnehmen, während das zweite Geschoß der Erweiterung der Packräume für das Verlags-Auslieferungslager und das dritte Geschoß der Erweiterung der Buchbinderei dienen wird. Die Feier des hundertjährigen Be-

stehens der Firma wird zugleich der Einweihung dieser neuen Arbeitsräume gelten. In den nach dem Umzug freiwerdenden früheren Räumlichkeiten sollen u. a. auch Aufenthaltsräume mit eigener Kantine eingerichtet werden, die dem Arbeitspersonal bei den immer größer werdenden Entfernungen der Großstadt ermöglichen sollen, sich in den Pausen dort auszuruhen und billig zu verpflegen.

Wie im technischen Betriebe, so machte sich aber auch auf dem Gebiete des Verlags, dessen Produktion in den letzten Dezennien erheblich – von 1880 bis 1900 etwa auf das Doppelte – gestiegen war, der stete Ausbau einer immer mehr gegliederten und immer straffer zusammengehaltenen Organisation notwendig, zumal die Anforderungen auch infolge der für jede Einzelerscheinung notwendigen vermehrten Tätigkeit sich steigerten. Immer weniger kann heute auch hier jeder einzelne noch alle die Kenntnisse und Fähigkeiten, die die Ausübung des Berufes im ganzen erfordert, in sich vereinen. So umfaßt heute die Tätigkeit des einzelnen im Verlage nicht mehr den Werdegang eines Werkes vom Manuskript bis zum Vertrieb des fertigen Buches, vielmehr durchläuft jedes Buch in den einzelnen Phasen seiner Entstehung verschiedene Hände, und jeder einzelne – zumeist der größeren Untereinheit einer Abteilung eingegliedert – befaßt sich ausschließlich mit einem bestimmten Teil der verlegerischen und buchhändlerischen Gesamttätigkeit. Die wichtigste der Funktionen ist natürlich die redaktionelle Tätigkeit, deren Ausdehnung und Vertiefung im wissenschaftlichen Verlage zu der Notwendigkeit einer Unterstützung der Verlagsleitung durch wissenschaftliche Mitarbeiter geführt hat. Die Herstellung hat sich mit der „inneren Einrichtung" und „äußeren Ausstattung" des Buches – beides sowohl nach praktischen wie ästhetischen Gesichtspunkten – zu befassen. Der Vertrieb hat für Ankündigung und Empfehlung des Buches bei dem Zwischenhandel und dem Publikum

durch Besprechungen, Inserate, Prospekte und Kataloge zu sorgen. Die Auslieferung endlich erledigt die Bestellungen und führt den Geschäfts- und Rechnungsverkehr mit dem Sortiment. Diese vier Funktionen der Verlegertätigkeit setzen sich aus einer Unmenge verschiedenartiger Arbeitsleistungen zusammen, die deshalb für einen Betrieb wie den Teubnerschen so umfangreich und schwierig sind, weil jedes neue Werk und meist auch jede neue Auflage eines Werkes, besonders soweit es wissenschaftlichen Charakter trägt, ein individuelles Produkt bildet, das wie kaum in einem anderen Fabrikationszweige schöpferische Tätigkeit und sachverständige Behandlung bis ins Detail erfordert, die doch unmöglich von lauter „wissenschaftlich“ gebildeten Kräften geleistet werden kann. Und wenn so auch schon eine Organisation der Gesamttätigkeit möglich ist, so kann deshalb von einer Schematisierung der einzelnen Arbeitsleistungen doch zum weitaus größten Teile keine Rede sein, vielmehr müssen an das selbständige Denken und Arbeiten nicht nur auf den leitenden Posten große Anforderungen gestellt werden. Vor allem muß möglichst automatisch – wobei dieses „möglichst“ aber außerordentlich durch die Praxis eingeschränkt wird – dafür gesorgt sein, daß überall, wo die untere Stelle der Schwierigkeit der Lösung einer Frage nicht gewachsen ist, die nächst höhere, bis zur Verlagsleitung hinauf, eingreift – eingreift auch oft in kleinste, aber doch meist nur scheinbar kleinste Einzelfragen. Denn die Wissenschaft erfordert die sorgsamste Behandlung auch dieser, und der Autor darf sie in ihrem Namen verlangen, wenn eine Berücksichtigung der hier geschilderten Schwierigkeiten ihn vielleicht auch nachsichtiger macht, wenn es einmal nicht ganz oder nicht gleich „klappt“. Und doch darf bei der ungeheuer vielseitigen Tätigkeit jede Stelle, und je höher sie steht, um so mehr, nur in wirklich dringenden Fällen in Anspruch genommen werden – sonst würde sie überhaupt nicht „fertig“. So leuchtet wohl ein, wie schwierig diese Organisation zu schaffen und zu erhalten ist;

denn keinen Augenblick darf an ihrem Ausbau zu arbeiten unterlassen werden. Die Entwicklung im Inneren und die draußen schaffen jeden Tag Veränderungen, denen Rechnung getragen werden muß – sonst versagt das Räderwerk eines Tages mit einem meist unerfreulichen mehr oder minder deutlich vernehmbaren Knacken oder Krachen, und es wieder in Gang zu bringen erfordert dann um so größere Mühe. Und diese organisatorische Aufgabe verlangt wohl mindestens die gleiche Arbeit wie die des äußeren Verkehrs – während man draußen von dieser Hälfte der Tätigkeit des Verlags kaum etwas ahnt, sondern wohl meint, das „mache sich so von selbst". Das Ergebnis aber kommt natürlich allen, die der Firma ihre Geisteskinder anvertrauen, zugute, denn nur solche umfassende Organisation kann die Dienste leisten, deren auch die zu ihrem Fortkommen in dem heutigen unendlich differenzierten und komplizierten Getriebe – und hätten sie noch so hervorragende innere Eigenschaften – bedürfen. Jeder der Schritte ins Leben erfordert Spezialkenntnisse, über die ein einzelner heute nicht mehr verfügt, und die Aufnahme in eine gleichen Zielen zustrebende Schar ebnet ihnen ebenfalls in nicht geringem Maße den Weg.

Große Erleichterung und Vorteile bietet in dieser Beziehung da schon der enge Zusammenhang mit der eigenen Druckerei, wodurch ein viel besseres Hand in Hand Arbeiten von Verlag und Druckerei ermöglicht ist. Was das aber gerade für wissenschaftliche Werke bedeutet, wo die Satzeinrichtung bei jedem einzelnen sorgsamste Erwägung, oft auf Grund zahlreicher verschiedener Satzproben, aber auch der Korrekturengang ständige Überwachung und Kontrolle bedarf, braucht nicht näher ausgeführt zu werden, befinden sich doch in der Herstellungsabteilung gleichzeitig ca. 275 Werke, neue Auflagen und Zeitschriftenhefte in Vorbereitung! Besondere Arbeit beanspruchen illustrierte Werke, für die das Abbildungsmaterial zu besorgen, die für das betreffende Buch bzw. Bild geeignete

Reproduktionsart und Größe zu erwägen, oft die Vorlagen zu beschaffen, deren vorsichtige Behandlung zu überwachen, die Reproduktion dann selbst zu veranlassen und deren Ausführung zu kontrollieren ist. Ferner fällt dieser Abteilung die Beschaffung des Papiers sowie die Besorgung der äußeren Ausstattung (Umschlag, Einband usw.) zu. Von größter Wichtigkeit für die rechtzeitige Fertigstellung und Verbreitung des Buches ist es, daß alle diese Arbeiten nach Möglichkeit gleichzeitig vorbereitet und verfolgt werden, namentlich aber die Vertriebsabteilung über den Stand der einzelnen Werke auf dem laufenden gehalten wird, damit nirgends eine Stockung eintritt. Hier wird dann für die Vorbereitung des Propagandamaterials (Herstellung und Verbreitung der Prospekte und Kataloge, Ankündigung in den „Mitteilungen", den buchhändlerischen „Novitätenzirkularen", kurze Auszüge zum Wiederabdruck in Zeitungen und Zeitschriften, Waschzettel, Aufstellung der Rezensionsversendungslisten, Versendung der Autoren- und Widmungsexemplare usw., Versendung als Neuigkeit an den Buchhandel, schriftliche Propaganda usw.) gesorgt. Fiel früher dem Sortiment fast allein die Aufgabe der Verbreitung des einzelnen Buches zu, so ist durch die allseitig gesteigerte Produktion der Verlag immer mehr genötigt, seine Werke direkt bei den jeweiligen Interessenkreisen in intensiver Weise bekanntzumachen. So entstand auch allmählich neben einer Sammlung von 325 Adreßbüchern und Listen eine heute schon 150000 Stück umfassende Adressenkartothek, die von drei Beamten regelmäßig berichtigt und ergänzt wird, damit sie jederzeit für eine Versendung abschriftfertig zur Verfügung steht. Natürlich sind unter diesen Umständen auch die Aufwendungen für die Propaganda erheblich gewachsen. Betrugen sie z. B. im Jahre 1860 nur 0,9% des Umsatzes, so sind sie auf $7^1/_2$% im Jahre 1910 gestiegen.

Ein außerordentlich schwieriges Problem bleibt es dabei für den Verlag, der zahlreiche Einzelerscheinungen herausgibt, über den Erfolg der verschiedenen Vertriebsformen ein nur einiger-

maßen sicheres Urteil zu gewinnen; werden doch die auf Grund einer Anzeige, eines Prospektes oder Kataloges erfolgten Bestellungen fast ausschließlich dem Sortiment übergeben, so daß der Verleger nie wissen kann, was die Anregung zur Bestellung gegeben und ihm vor allen Dingen die Möglichkeit fehlt, festzustellen, ob das betreffende Buch überhaupt in bestimmten Kreisen, die er dafür besonders interessiert hat, Absatz findet. Dem soll nach Möglichkeit die Einrichtung einer statistischen Abteilung begegnen, die jederzeit eine tägliche, monatliche oder jährliche Übersicht über den Absatz jedes einzelnen Werkes in den einzelnen Städten, Provinzen und Ländern ermöglicht. Auf Grund dieser Unterlagen kann dann die Vertriebsabteilung in bestimmten Kreisen, in denen die Propaganda vielleicht bisher versagte, nachhelfen oder schon erreichte Erfolge mit noch größerer Intensität weiter ausnützen. Ein weiterer Vorzug dieser Statistik ist die Kontrolle über richtige Berechnungen bei der Expedition und über die Lagerbestände sowie die Möglichkeit von Rentabilitätsberechnungen einzelner Verlagsgruppen. So werden hier im Laufe eines Jahres ca. $1^1/_4$ Millionen Zettel ihren mannigfaltigen Bestimmungen entsprechend ausgeschrieben und sortiert, auf Karten zusammengefaßt und dgl. mehr.

Die notwendige besondere Behandlung der Schulbücher, die vor allem die dauernde Verwertung der eingehenden Urteile und Wünsche für den Ausbau der verschiedenen Unterrichtswerke bezweckt, hat zur Einrichtung einer besonderen Schulbücherabteilung geführt.

Welche enorme Arbeit auch in der Auslieferungsabteilung und im Lager bewältigt werden muß, zeigt die Zahl von 300000 Bestellungen, die jährlich eingehen und eine Expedition von ca. $2^1/_2$ Millionen Büchern zur Folge haben. Darin sind die Expeditionen der zahlreichen Zeitschriften und Fortsetzungen, die ebenfalls Hunderttausende von Sendungen umfassen und in einer besonderen Abteilung erledigt werden, nicht inbegriffen. Die für „nach Tisch" „empfohlenen" Be-

stellungen, für deren Erledigung nur wenige Stunden zur Verfügung stehen (die Bestellzettel gehen von 10–12 Uhr vormittags ein, und die Sendungen müssen bis gegen 4 Uhr fertig verpackt zur Verfügung des Kommissionärs stehen, der sie dann noch am gleichen Tage seinem Kommittenten per Post oder Bahn in Sammelpaketen zustellt), betragen etwa 100 000 Stück. Ganz außerordentliche Anforderungen werden zu Ostern während der Schulbücherzeit an die Expedition gestellt. Hier steigert sich der tägliche Eingang von Bestellungen auf ca. 3000, von denen als höchste Ziffer des Jahres 1910 an einem Tage allein 2350 „empfohlen" waren. Bei den jährlich ca. 4100 Bahn- und 15 000 Postpaketsendungen wurde während dieser Zeit als Höchstzahl im Jahre 1910 an einem Tage die von 178 bzw. 643 Sendungen erreicht, die große Zahl der Kreuzbandsendungen nicht gerechnet. Dabei wird jede Faktur, bevor sie aufs Lager geht, und jede Sendung, nachdem sie auf dem Lager „ausgesetzt" ist, kontrolliert. Natürlich wird für diese Zeit der größten Arbeitsanhäufung einiges Personal zur Aushilfe angestellt, doch kann dies nicht im Verhältnis zur Arbeitssteigerung geschehen, weil das Personal entsprechend eingearbeitet sein muß, um die nötige Exaktheit der Expedition zu gewährleisten. Denn auch darin liegt eine besondere Schwierigkeit für einen Verlag wie den Teubnerschen, daß wissenschaftliche Bücher jahrzehntelang lebensfähig bleiben, ihre Gesamtzahl sich stetig addiert, wie denn der alle in diesem Sinne noch gangbare Werke enthaltende Auslieferungskatalog ca. 10 000 Nummern umfaßt gegenüber 1500 im Jahre 1880. Dabei kommen – es könnten köstliche Beispiele dafür angeführt werden – die Bestellungen namentlich auf wissenschaftliche Werke oft in den unmöglichsten Verunstaltungen an und erfordern einen der berühmten Findigkeit der Post nicht nachstehenden Scharfsinn zu ihrer Enträtselung. Und da auch hier nicht philologisch oder mathematisch geschultes Personal tätig sein kann, ist es wohl verzeihlich, wenn beim Ausschreiben der Fakturen ein Fehler sich einschleicht



– so wenig es vorkommen „soll“. Auch die Bewegungen auf dem Lager bedürfen fortgesetzt sorgfältigster Beobachtung, damit z. B. für die Schulbüchertermine genügend fertige Vorräte zur Verfügung stehen, etwa notwendig werdende Neuauflagen rechtzeitig bestellt und von den technischen Betrieben abgeliefert werden. Verwaltet werden hier etwa 6900 Werke mit über 10000 Bänden bzw. Ausgaben. Es ist also auch nicht völlig „unglaublich“ oder „unerhört“, oder wie sonst die liebenswürdigen Reklamationen seitens des Sortiments und des Publikums oft lauten, wenn auch hier einmal ein Irrtum vorkommt und so eine falsche Ausgabe oder ein unrichtiger Band ausgesetzt wird. Dazu kommen die zahlreichen „Remittenden“, die hier ausgepackt, auf etwaige „alte Auflagen“ geprüft, sortiert und wieder auf Lager genommen werden. Zur Bewältigung der gesamten Lagerarbeiten ist ein Personal von 6 Beamten sowie 42 Markthelfern tätig. Zur Verpackung aller Sendungen werden an Pappen, außer der Makulatur aus alten oder ungangbaren Verlagswerken, ca. 11500 Kilo, sowie an Bindfaden und Stricken 3500 Kilo jährlich gebraucht.



In der Rechnungsabteilung wird das ausgedehnte Kreditwesen überwacht sowie die eigentliche buchhändlerische Buchführung erledigt, d. h. die zu bestimmten Terminen zu erfolgende Abrechnung mit den einzelnen Sortimentsfirmen, mit denen der Verleger in „Rechnungsverkehr" steht. Auch hier ist die zu bewältigende Arbeit eine verhältnismäßig sehr große, weil es sich bei wissenschaftlichen Werken oft nur um einzelne Exemplare, bei Schulbüchern oft nur um ganz geringe Beträge umfassende Posten handelt, aus denen sich der „Transport" eines Sortiments zusammensetzt.

Die verschiedenen künstlerischen Unternehmungen des Verlags wie die Steinzeichnungen (Originallithographien), die farbigen Originalradierungen sowie die Modellierbogen sind in der Wandschmuckabteilung vereinigt, weil sie in ihrer ganzen Behandlung doch zum Teil wesentlich von dem eigentlich Buchhändlerischen abweichen.

Der Ausdehnung der Produktion entspricht natürlich die des schriftlichen Verkehrs. Der jährliche Eingang von Briefen

und Telegrammen beträgt ca. 140000 Stück. Diese werden in der Zentrale, der auch die Verwaltung des Hauptkorrespondenzarchivs sowie damit zusammenhängender Registraturen obliegt, gesichtet und zur Zirkulation gegeben. Dazu kommen ca. 120000 Bücherzettel und Drucksachen. 1860 betrugen die Ausgaben für Porti M. 1782, 1885 M. 6264, 1900 M. 22152, 1905 M. 63523 und im Jahre 1910 M. 120120. Der weitaus größte Teil (jährlich ca. 250000) der buchhändlerischen Korrespondenzen und Bestellungen geht dabei außerdem auf dem „Buchhändlerwege“ durch Vermittlung der „Buchhändler-Bestellanstalt“ ein. Der entsprechende Ausgang solcher buchhändlerischer Meldungen und Mitteilungen beträgt im Jahre ca. 60000 Stück.

Zur Bewältigung der Arbeit wird natürlich auch in umfassender Weise die Maschine benutzt. Für die im Tagesdurchschnitt 300 Stück betragenden Korrespondenzausgänge stehen 13 Schreibmaschinen zur Verfügung. Kopiert werden diese Korrespondenzen wie auch jede Begleitfaktur und Rechnung auf 3 rotierenden Kopiermaschinen. Zur schnelleren Herstellung größerer Mengen gleichlautender Rundschreiben usw. dient ein Vervielfältigungsapparat, In weitgehendem Maße ist in den letzten Jahren auch die Rechenmaschine zur Bewältigung der außerordentlich umfangreichen Buchhaltungs- und statistischen Arbeiten herangezogen; bietet sie doch außer der Möglichkeit einer bedeutend schnelleren Erledigung auch eine größere Sicherheit bei gleichzeitiger Kontrolle, was ja gerade bei „Zahlenarbeiten“ von größter Wichtigkeit ist. Auch zwei Rechenschreibmaschinen, die ihren besonderen Bestimmungen genau angepaßt sind, und auf denen nebeneinander bis zu 16 bzw. 9 Kolumnen gleichzeitig geschrieben und gerechnet werden kann, finden Verwendung. Selbst das Öffnen, Kuvertieren und Frankieren der Postsendungen wird durch sinnreiche Maschinen ausgeführt.

Die stetig wachsende Arbeitsmenge hatte trotzdem natürlich auch ein Anwachsen der Zahl der Angestellten zur Folge. Von

besonderer Bedeutung ist dabei die Mitwirkung der weiblichen Arbeitskraft. Mit dem Jahre 1898 ist die erste „Beamtin“ mit der ersten Schreibmaschine in die Firma „eingezogen“ – wie sollten heute Korrespondenz sowohl als auch andere „vorbereitende“ und „ausführende“ Arbeiten in den Kontoren erledigt werden, wenn sie nicht zu Hilfe gekommen wäre. Sie ist denn auch heute im Verlag mit der stattlichen Zahl von 87 Personen vertreten. Aber auch die der männlichen Beamten ist entsprechend gestiegen. 1860 beschäftigte die Firma erst deren 4, 1885 14, 1900 21 und im letzten Jahre 77. Organisiert ist der Gesamtbetrieb in 8 Abteilungen, denen 3 Prokuristen und 8 Abteilungsleiter vorstehen. Dürften die vorstehenden Darlegungen einigermaßen veranschaulichen, welche große Arbeit täglich zu leisten ist, so werden sie auch erkennen lassen, wie dementsprechend auch die Spesen, die den nur allzuoft überschätzten Verlegergewinn beeinflussen, ganz wesentlich gewachsen sind.

Die zunehmende Bedeutung, die Berlin als Reichshauptstadt auch für das geistige Leben erreicht hat, und die zahlreichen Beziehungen, die den Verlag schon seit jeher mit ihr verbanden, ließen schließlich eine besondere Vertretung in Berlin als wünschenswert erscheinen, die dann auch im Jahre 1900 eingerichtet wurde und 1909 in neuen Räumen (W, Potsdamerstraße Nr. 129/30) eine erhebliche Erweiterung auch dadurch erfuhr, daß ihr ein öffentliches Lesezimmer angeschlossen wurde, in dem die Zeitschriften und Neuerscheinungen des Teubnerschen Verlages sowie eine Handbibliothek von gegenwärtig 4100 Bänden zur unentgeltlichen Benutzung zur Verfügung stehen. Ferner ist dort die Besichtigung sämtlicher Künstlersteinzeichnungen ermöglicht. Der Verlag bietet damit eine Gelegenheit zur bequemen Benutzung eines nicht unwichtigen Teiles der pädagogischen und fachwissenschaftlichen Literatur; die Einrichtung hat vielfache Anerkennung gefunden und erfreut sich lebhaften Besuches.

DER MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHE VERLAG



Schon oben ist gesagt, daß der Anfang der Verlagstätigkeit Teubners auf dem Gebiete der mathematischen und verwandten Wissenschaften in dieselbe Zeit fällt, in der der Verlag sich auf so vielen andern Gebieten – insbesondere dem belletristischen – versuchte. Es ist fast der bescheidenste aller damals neu aufgenommenen Wissenszweige. Der Verlagskatalog von 1861 zählt unter den 14 damals vom Verlage besonders gepflegten Gebieten an zehnter Stelle die angewandten Wissenschaften – d. h. Mathematik, Gewerbkunde, Maschinenwesen, Eisenbahnbau und Kriegswesen – mit nur 15 Verlagswerken auf – Anfänge, die die spätere Entwicklung nicht hätten ahnen lassen. Die gute Druckausführung, durch die sich alle diese Werke in gleicher Weise auszeichneten, und die bei mathematischen Werken in damaliger Zeit noch selten war, gab vielleicht die ersten Anknüpfungspunkte. Jedenfalls sprechen es die verschiedensten Autoren in ihren Briefen an den Verlag immer wieder aus, daß es gerade der schöne und sorgfältige Satz der bisher verlegten Werke sei, der sie veranlasse, auch ihrerseits ihre Werke dem Verlage anzubieten. Aber zu diesem äußern Grunde mußte noch ein tiefer liegender hinzukommen, der durch das wirklich dringende Bedürfnis nach guten, wissenschaftlichen und modernen Büchern auf den genannten Gebieten gegeben wurde. Seit den vierziger Jahren verbreitete sich die Erkenntnis, daß auch den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen Bildungswerte eigentümlich waren, die der Neuhumanismus in ihnen bisher nicht gesehen hatte. Es war dies eine natür-



Nach photographischer Aufnahme von Ernst Hoenisch in Leipzig



liche Folge der immer stärkeren Betonung, die das realistische Element überhaupt je länger je mehr in Bildung und Unterricht erhielt. Für die Mathematik und Naturwissenschaften im besonderen kam hinzu, daß infolge der glänzenden Erfindungen auf technischem Gebiete – der Dampfmaschinen und Einführung der Eisenbahnen – auch die technischen Disziplinen eine größere Wissenschaftlichkeit anstreben mußten, die nur durch ein Zurückgehen auf Mathematik und Naturwissenschaften zu erreichen war. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß man in immer gesteigertem Maße auf die allgemeinbildenden Elemente aufmerksam wurde, die diesen Wissenschaften spezifisch eigen sind – ganz abgesehen von dem praktischen Nutzen, den sie im Augenblick für eine rationellere Ausgestaltung der technischen Disziplinen lieferten. Und selbstverständlich ist, daß weiterhin mit der Ausbildung der wissenschaftlichen Technik auch diejenigen Bildungswerte zur Geltung kommen mußten, die wieder nur durch die technischen Disziplinen geliefert werden. Es hebt hier – beginnend mit den vierziger Jahren – eine Entwicklung an, die das ganze 19. Jahrhundert fortgedauert hat, und die in letzter Linie auf eine gegenseitige Durchdringung des humanistischen und des realistischen Bildungsideals hinzielt – d. h. eine Auffassung der gesamten Realität im Geiste des Humanismus. Für einen Verlag war es wichtig, zu erkennen, daß durch diese Entwicklung eine literarische Produktion bedingt wurde, die – wenn auch bescheiden und vielleicht Opfer fordernd in ihren Anfängen – in ihrem weiteren Verlaufe notwendig immer mehr an Umfang und Bedeutung gewinnen mußte. Und wenn auch Teubner selber in den vierziger Jahren dieses nicht alles so klar übersehen konnte, so hat er doch die ersten Beziehungen geknüpft, die seinen Mitarbeitern und späteren Erben es ermöglichten, den Verlag im Sinne dieser Entwicklung immer weiter auszugestalten.

In der Tat tragen die ersten Verlagswerke auf dem Gebiete der genannten Wissenschaften noch nicht den Charakter der

späteren Werke. Zunächst fehlen Mathematik und Physik überhaupt ganz. Den Beginn macht 1845 – die ersten Verhandlungen gehen in das Jahr 1843 zurück – ein rein technisches Werk: „Elemente der Maschinen, zunächst als ein Leitfaden für Gewerbeschüler“ von Fr. Kohl, Lehrer der Physik, Mechanik und des mathematischen Zeichnens an der Kgl. Gewerbeschule zu Plauen (H. 1 1845; H. 2 1851). Es wurde bald an mehreren niederen Fachschulen eingeführt und erlebte 1858 eine zweite Auflage. Ihm folgten später auf rein technischem Gebiete Werke des Direktors der sächsischen Eisenbahnen Frhrn. M. M. von Weber: „Die Technik des Eisenbahnbetriebes“ 1854; „die rauchfreie Verbrennung der Kohle“ 1859 u. a. Aber schon das zeitlich an zweiter Stelle stehende Werk betont neben der praktischen auch die wissenschaftliche Seite. Es ist dies das Buch C. J. Schneitlers: „Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst sowie der geometrischen Zeichenkunst, ihre Theorie, Konstruktion, Gebrauch und Prüfung“ (1848 in 1. A., 1861 in 4. A.). Schneitler war Zivilingenieur in Berlin und bot das Buch unterm 15. Januar 1848 von sich aus dem Verlage an mit der Begründung: „Die schöne Ausstattung Ihres Verlages bewogen mich, das Werk Ihnen anzubieten.“ Dabei betont er ausdrücklich, daß er das Werk ungern in die Kategorie der verschiedenen Anleitungen zum Messen gebracht sähe, da er gegen die handwerksmäßige Auffassung und Behandlung der Instrumente eingenommen sei: „Mein Buch soll jedem ‚denkenden‘ Meßkünstler und Mechaniker unentbehrlich sein.“ Damit knüpfte Teubner eine Beziehung, die für die Ausgestaltung seines Verlags auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften von besonderer Bedeutung hätte werden können. Als Redakteur der literarischen Korrespondenz hatte Schneitler weitestgehende Beziehungen in Berlin – 1848 kam er noch für einen zu gründenden Lehrstuhl für Geodäsie an der Bauakademie in Betracht. Aber die Märzrevolution, in die er tätig eingriff, brachte ihn als Ausländer in eine schwierige Lage und stellte ihn außer Zu-

sammenhang mit den eigentlich wissenschaftlichen Kreisen Berlins. Zudem wandte er sich in der Folge immer mehr der praktischen Technik zu, der dann auch vorzugsweise seine weiteren Publikationen gewidmet waren. So erschienen von ihm zusammen mit J. Andree von 1853–57: „Sammlung von Werkzeichnungen landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte", in sieben Heften. Nur sein „Lehrbuch der gesamten Meßkunst" (1. A. 1851; 3. A. 1861), das als Fortsetzung seines Buches gedacht war, gehörte noch der wissenschaftlichen Technik an. Bis in die siebziger Jahre haben die Schneitlerschen Bücher als gut orientierende Bücher auf dem Gebiete der Geodäsie gedient. Seitdem sind sie für den Verlag ersetzt durch F. R. Helmerts klassisches Handbuch: „Die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie", 2 Tle, 1880 u. 1884, das in einfacher und systematischer Form die wissenschaftlichen Grundlagen der Landesvermessungen und Erdmessungen zur Darstellung bringt, ohne dabei das praktische Ziel, die Anwendung, als Hauptsache außer acht zu lassen.

War so vielleicht der unmittelbare buchhändlerische Erfolg der Schneitlerschen Bücher nicht gering, so war er doch nicht von besonderer Bedeutung für den Verlag. Er blieb einzelnes Phänomen ohne Nachfolge – wie der Erfolg eines anderen kleinen technischen Buches, das 1851 in erster Auflage erschien und seitdem immer neue Auflagen (14. A. 1902; eine Neuauflage in der Neubearbeitung von R. Seifert, die das Werkchen wieder dem heutigen Stande der Wissenschaft anpassen soll, befindet sich in Vorbereitung) erlebt hat: G. H. A. Kröhnkes „Handbuch zum Abstecken von Kurven auf Eisenbahn und Weglinien" – ein bei jedem praktischen Geometer und Ingenieur wegen seiner konzisen Form und Bequemlichkeit bekanntes Taschenbuch. Ebenso wie Schneitler war Kröhnke ursprünglich Zivilingenieur – später ist er als Kgl. Regierungsrat und Baurat in Frankfurt a. O. gestorben – und stand so außerhalb jeder anregenden Beziehung zu den Fachgenossen,

die durch ihn dem Verlage hätten zugeführt werden können. Es mußte für diesen wichtig sein, allmählich eine Anknüpfung zu finden, die ihn mit mehreren Autoren auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften in Verkehr setzte. Eine solche Beziehung wurde eingeleitet in Dresden. Schon 1849 druckte Teubner in Dresden eine kleine Schrift zweier Professoren an der damals sogenannten Technischen Bildungsanstalt: „Die polytechnische Schule als Grundlage aller technischen Fachschulen Sachsens“ von T. Franke und J. A. Schubert. Es ist daher nicht zufällig, daß das erste Werk auf mathematischem Gebiete, das Teubner verlegte, ein Buch Frankes ist: „Lehrbuch der descriptiven Geometrie“, Heft 1 1849. Die Fortsetzung erschien nicht, da Franke 1849 einen Ruf an die Polytechnische Schule in Hannover annahm und durch andere Arbeiten an der Fertigstellung des Buches gehindert war. Aber die einmal geknüpfte Beziehung in Dresden löste sich nicht wieder. Sie übertrug sich auf Frankes Nachfolger im Amt, – auf Oskar Schlömilch. Es ist dies derjenige mathematische Forscher, der befreundet mit Teubners Schwiegersohn Albin Ackermann in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit dem Teubnerschen Hause die engste Fühlung hatte. Durch ihn wurden der Verlag auf mathematisch-naturwissenschaftlichem und auch technischem Gebiete in diejenige Richtung gewiesen, die er seitdem nie mehr verlassen und die in naher Beziehung steht zu der oben angedeuteten, auf die Durchdringung des humanistischen und realistischen Bildungsideals hinzielenden Entwicklung. Vielleicht ist es gut, diese Entwicklung hier ein wenig weiter zurückzuverfolgen, da sich so Gesichtspunkte bieten, die es gestatten, die literarische Produktion auf den genannten Gebieten, soweit sie der Verlag seitdem vorzugsweise gepflegt hat, in einen einzigen großen Rahmen zu spannen.

Für Europa ist das Aufblühen der mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Wissenschaften eng verknüpft mit den großartigen Entdeckungen und Erfindungen, die das

ausgehende 16. und das 17. Jahrhundert gemacht haben. Man hat später das 17. Jahrhundert geradezu das mathematische Jahrhundert nennen können. Das philosophische 18. Jahrhundert übernahm dann im wesentlichen den systematischen Ausbau des Neugefundenen und versuchte dessen erste tiefere Auffassung nach einheitlichen Gesichtspunkten. Vielleicht forderte es das Staatsinteresse, daß das Zeitalter der Aufklärung wie überall, so auch hier dabei dem Utilitätsstandpunkt die erste Stelle zuwies. Es schätzte Mathematik und Naturwissenschaften vornehmlich wegen des unmittelbaren Nutzens, den sie für die Theorie und Praxis des Lebens hatten; aber es sah noch nicht in ihnen diejenigen Werte, die diese Disziplinen notwendig und nur sie allein für eine allgemeine Bildung liefern konnten. Wohl gliederten die deutschen Universitäten in reicher Zahl gewissermaßen kleine Fachschulen für alle neu bearbeiteten Gebiete der alten philosophischen Fakultät an, die sich damit von einer nur für die drei „oberen Fakultäten" vorbereitenden zu einer selbständigen vierten Fakultät erhob. Aber das gemeinsame Band, welches alle diese einzelnen Disziplinen in der philosophischen Fakultät umspannen konnte, war noch nicht gefunden. Wohl wurden in Deutschland im 18. Jahrhundert auch Schulen mit realistischer Tendenz gegründet – gehen doch die Anfänge des Realschulwesens in diese Zeit zurück. Aber der Gedanke, daß diese Schulen um deswillen notwendig seien, damit schon in den Jugendunterricht diejenigen Bildungselemente hineingetragen würden, die allein Mathematik, Naturwissenschaften und Technik vermitteln können, wurde nur erst leise gestreift. Am Ausgange des 18. Jahrhunderts erhob sich in Deutschland im sogenannten Neuhumanismus – eingeleitet durch die zu neuem Leben erweckte Philologie und genährt durch die Begeisterung für die Antike – ein neues Bildungsideal, das in gleicher Weise sich an den mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen wie den philologisch-historischen Disziplinen hätte orientieren können. Man lernte erkennen, was

für jeden einzelnen eine freie, selbständige Auffassung der Wissenschaft überhaupt bedeutet, daß es nicht darauf ankommt, eine möglichst große Summe von nützlichen Kenntnissen und Fähigkeiten sich zu erwerben und sie in glänzender Virtuosität vorzuführen, sondern daß es der Ernst und die Tiefe der Wissenschaft erfordert, daß ein jeder sich nach seiner eigentümlichen Befähigung bescheidet, aber an der ihm so zugewiesenen Stelle in letzter Linie an der Herausarbeitung derjenigen Werte mithilft, die für die Allgemeinheit in Bildung und Lebensführung notwendig sind. Aber Mathematik und Naturwissenschaften harrten noch der Neubelebung, die ihnen in Frankreich bereits durch die große Revolution gegeben waren, zuerst entdeckte man hier die philologisch-historische Welt. Es war natürlich, daß damit auf Universität und Schule auch zunächst nur die historisch-philologischen Disziplinen im Geiste dieses neuen Humanismus umgestaltet wurden. Aber wenn auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen zuvörderst diese weitgehende wissenschaftliche Vertiefung nicht erhielten, so blieben sie doch wenigstens den Universitäten, mit denen sie seit langer Zeit eng verwachsen waren, erhalten. Die Ansätze, die zu einer wissenschaftlichen Entwicklung der Technik – mochten sie auch noch so bescheiden sein –, im 18. Jahrhundert auf den Universitäten gegeben waren, wurden aber gänzlich fallen gelassen. Hier machte sich das Fehlen des äußeren Impulses, der etwa 30–40 Jahre später durch die glänzenden Entdeckungen auf technisch-gewerblichen Gebiete gegeben wurde, am stärksten fühlbar. Man überließ es der Technik gerne, sich neue Heimstätten zu suchen. Sie fand sie z. T. in den Gewerbe- und Handelsschulen, deren erste Entstehung zeitlich mit dem Einzuge des humanistischen Geistes auf Universität und Schule zusammenfällt, z. T. auch auf besonderen, für sie begründeten Anstalten, wobei als Muster die neue Schule der französischen Revolution: die École polytechnique galt. So wurde 1807 die Ingenieurschule in Karlsruhe gegründet, 1815 das Poly-


K. F. GAUSS
LEONHARD EULER
C. G. J. JACOBI
N. J. LOBATSCHEFSKI
NIELS HENR. ABEL



technische Institut in Wien, 1826 bzw. 1827 die Real- und Technische Schule in Darmstadt und München, 1828 die Technische Bildungsanstalt in Dresden, 1829 bzw. 1832 die Gewerbeschule in Stuttgart, 1831 die Höhere Gewerbeschule in Hannover, 1832 die Industrieschule in Zürich, und 1835 wurde das seit 1745 bestehende Collegium Carolinum zu Braunschweig zeitgemäß als spezifisch technische Bildungsanstalt umgestaltet.

Durch diese merkwürdige Entwicklung am Eingang des 19. Jahrhunderts wurde in Deutschland für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissenschaften einerseits und anderseits für die technisch-gewerblichen Disziplinen der Zustand geschaffen, der ihre Ausgestaltung in Forschung und Unterricht und ihre gegenseitige Verständigung für die Folgezeit in hervorragendem Maße bedingt hat. Es hebt hier diejenige Entwicklung an, auf die oben Bezug genommen wurde, und die in letzter Linie auf eine gegenseitige Durchdringung des humanistischen und realistischen Bildungsideals hinzielt. Der Beginn des 20. Jahrhunderts sieht Mathematik und Naturwissenschaften von dem Geiste des neuen Humanismus durchdrungen, die technischen Disziplinen folgen ihnen nach, und in der Ferne mag man schon zwischen ihnen jene Einheit sich bilden sehen, die zwischen ihnen notwendig besteht, wenn auch die äußere Entwicklung ihre Pflege in Forschung und Unterricht nicht auf eine Hochschule und eine Schule, sondern vorläufig auf zwei gleichberechtigte Hochschulen und auf drei gleichberechtigte Schulgattungen verteilt hat.

Es ist hier nicht der Ort, diese Entwicklung in ihren einzelnen Phasen eingehender zu verfolgen, sondern nur insoweit, als sie den Rahmen liefert für eine solche literarische Produktion auf mathematisch-naturwissenschaftlich-technischem Gebiete, wie sie aus dem Teubnerschen Verlage hervorgegangen ist. Dabei sei gleich an dieser Stelle betont, daß exakte Naturwissenschaften und Technik gegenüber der Mathematik anfangs weit zurückstehen, und daß erst infolge des Zusammenflusses der gemein-

samen Interessen, die den Ausgang des 19. Jahrhunderts bezeichnen, der Verlag Veranlassung nahm, auch auf jenen Gebieten sich weiter auszugestalten. Es ist daher natürlich, wenn in der folgenden Darstellung zunächst immer die Mathematik in den Vordergrund gerückt ist.

Eine erste Phase der Entwicklung war ihrem Abschluß nahe, als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Verlagstätigkeit Teubners auf mathematischem Gebiete einsetzt. Ihr Anfang fällt etwa in die Mitte der zwanziger Jahre. Das beginnende 19. Jahrhundert hatte auf den Universitäten noch eine Generation gesehen, die sich gebildet hatte an den Mathematikern des 18. Jahrhunderts. Neben der alle überragenden Gestalt von Gauß in Göttingen, der gleich den großen Meistern früherer Jahrhunderte alle Teile der Mathematik gleichmäßig beherrschte und die Wissenschaft in einer umfassenden Einheit repräsentierte, sah diese Generation die Fortentwicklung der Mathematik nach theoretischer Seite in einer Richtung, die je länger je mehr zu einer unfruchtbaren Spekulation werden mußte – der damals herrschenden kombinatorischen Schule fehlte der gesunde Lebensnerv, weil sie den gedanklichen Inhalt durch einen bis zur Virtuosität entwickelten Formalismus ertötete. Erst eine jüngere Generation, die unter dem allmählich sich geltend machenden Einfluß von Gauß stand und anderseits ihre Ausbildung wesentlich durch die moderne französische Mathematik gefunden hatte, brachte für Deutschland eine neue Blüte der mathematischen Wissenschaften. Man ist gewohnt, diese Entwicklung an die Namen Jacobi und Dirichlet zu knüpfen, die zuerst in Forschung und Unterricht an den deutschen Universitäten denjenigen Hochbetrieb herbeiführten, den die philologischen historischen Wissenschaften seit Gründung der Universität Berlin kannten. Es ist nicht zufällig, daß Jacobi durch das Böckhsche Seminar hindurchgegangen ist, und daß Dirichlet – der seine mathematische Ausbildung in Paris genommen – seinen Verkehr in Berlin in demjenigen Kreise suchte, der sich um Rahel und

Bettina zusammenfand. Beide fanden dort den wissenschaftlichen Ernst und den hohen Bildungsbegriff wieder, in denen sie ihrer eigenen Wissenschaft leben wollten. Daneben erhielt die Geometrie durch Möbius, Plücker und Steiner neue Lebensimpulse – in Nachwirkung insbesondere von Monge, Carnot und Poncelet. Aber eines versäumte diese Generation – sie nahm nicht die Fäden auf, die die Mathematik auf den Universitäten vorläufig noch immer mit den Anwendungen verknüpfte, um damit auch diese im Sinne einer tieferen wissenschaftlichen Auffassung umzugestalten. Diese Disziplinen wurden von der älteren Generation im Sinne der Tradition des 18. Jahrhunderts weiter gepflegt, bis das eintrat, was nicht ausbleiben konnte. Mit dem Hinscheiden dieser älteren Generation sank ein Zweig der angewandten Wissenschaften nach dem anderen von der Universität hinab, wenn auch ein kleiner Teil – z. B. praktische Geometrie – sich bis weit in die sechziger Jahre auf einzelnen Universitäten erhielt. Es war das Bedürfnis des Unterrichts, welches sich hier geltend machte. Zwar war die Schule wesentlich in dem engen Geiste des Neuhumanismus umgestaltet worden, d. h. es wurde das Schwergewicht auf die sprachlich-historischen Disziplinen gelegt, aber ganz konnten Mathematik und Naturwissenschaften dabei nicht vernachlässigt werden. Und wenn auch bei der Mathematik naturgemäß wesentlich ihr formalbildender Wert betont wurde, worin lag, daß zunächst die Mathematik nach der rein abstrakten Seite unterrichtet werden sollte, so brachten doch die Lehrer von den Universitäten vorläufig immer noch eine genügende Summe von Kenntnissen in den angewandten Disziplinen mit, um den Unterricht durch sie nach den verschiedenen Seiten beleben zu können. Aber entsprechend dem auf den Universitäten erteilten Unterricht war es für sie im wesentlichen ein totes Kapital – sie vermochten nicht diejenigen Werte aus ihm für den Unterricht herauszuheben, um deretwillen jene Disziplinen allein verdienen auf den Schulen unterrichtet zu werden. So kam es, daß in der folgenden

Phase der Entwicklung die Anwendungen ganz von selbst auch aus der Schule verschwinden mußten. Man gewöhnte sich allmählich an die Auffassung, daß Mathematik und Naturwissenschaft am besten auf diejenigen Anstalten verwiesen würden, die – als Real- oder Gewerbeschulen – die Ausbildung für das unmittelbar praktische Leben in erster Linie bezweckten. In der Tat war es der Gesichtspunkt der Fachschule für die technischen Wissenschaften, unter dem man diese Anstalten in dieser Phase der Entwicklung zunächst betrachtete – da mochten denn Mathematik und Naturwissenschaften als notwendige vorbereitende Wissenschaften auf ihnen ihre eigentliche Heimstätte im Unterrichte finden. Aber es waren auf diesen Anstalten doch auch schon die Vorbedingungen gegeben, daß man allmählich die allseitigen Bildungselemente auffassen lernte, die Mathematik und Naturwissenschaften zu geben vermögen. Es war die lebendige Beziehung, die diese Wissenschaften hier mit der unmittelbaren Wirklichkeit immer aufrecht erhielten, die diese Entwicklung notwendig auslösen mußte. Neben den neueren Sprachen wurden auf den Realschulen Mathematik und Naturwissenschaften die Hauptunterrichtsgegenstände für die Erzielung einer Allgemeinbildung, die in dem Kampfe, den das Realgymnasium später führte, nach einer Gleichberechtigung mit dem Bildungsideale des alten Gymnasiums strebte. Die Gewerbe- und technischen Fachschulen aber wurden durch das immer steigende Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Behandlung der technischen Wissenschaften auch ihrerseits dazu geführt, die Mathematik und Naturwissenschaften als notwendige „Grundwissenschaften" anzusehen und in einer „Allgemeinen Abteilung" ihnen diejenige Stellung zu sichern, die es ihnen gestattete, sich zu freien, selbständigen Wissenschaften im Sinne derjenigen Entwicklung, die die reine Mathematik auf den Universitäten bereits gefunden, zu entfalten. Die technischen Anstalten begannen sich emporzuheben über das Niveau der reinen Fachschulen für die handwerksmäßige Praxis zu wissen-

schaftlichen Anstalten, die nun ihrerseits eine Gleichberechtigung mit den Universitäten beanspruchen konnten. Der Titel der obengenannten Schrift von Franke und Schubert deutet diese Entwicklung bereits an: „Die polytechnische Schule als Grundlage aller technischen Fachschulen". Mochte sich der Umfang der Mathematik zunächst auch nicht weit über die Elemente der Differential- und Integralrechnung und deren Anwendungen in Mechanik und Physik erstrecken, der Geist, in dem diese Wissenschaften auf den technischen Fachschulen unterrichtet wurden, wurde allmählich der gleiche, in dem sie auf den Universitäten von der jüngeren Generation gelehrt wurden.

Die literarische Produktion spiegelt diesen kurz geschilderten Entwicklungsgang auf das Deutlichste wieder. Das beginnende 19. Jahrhundert kennt von der älteren Generation – wenn man von Gauß und vielleicht Pfaff absieht – nach theoretischer Seite lediglich eine Reihe von Büchern und Monographien, in denen sie ihre häufig so unfruchtbaren Untersuchungen zur Kombinatorik niederlegten – nach praktischer Seite eine Anzahl von Lehrbüchern über einzelne Gegenstände der angewandten Disziplinen – insbesondere der Mechanik und praktischen Geometrie –, die aber je länger je mehr den alten Stoff immer wieder ohne diejenige tiefe wissenschaftliche Durchdringung darboten, die allein zu einer fruchtbaren Fortentwicklung dieser Disziplinen führen konnte. Die jüngere Generation legte das Hauptgewicht auf die eigene wissenschaftliche Produktion, deren Typus die in den Berichten einer Akademie veröffentlichte Abhandlung oder der Aufsatz einer Zeitschrift war. Die Gründung des „Crelleschen Journals" für reine und angewandte Mathematik 1826 eröffnet die Epoche dieser neuen Art mathematischer literarischer Produktion in Deutschland – es wurde das Organ der „haute volée der Mathematiker in allen Sprachen" –; dabei fanden die Anwendungen von vornherein immer nur eine nebensächliche Berücksichtigung. Daneben stehen dann die verschie-

denen Monographien, in denen die eigenen Untersuchungen zusammengefaßt wurden – Jacobis „Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum" 1829; Möbius' „Barycentrisches Calcul" 1827; Plückers „Analytisch-geometrische Entwicklungen" 1828 und 1831; „System der analytischen Geometrie" 1835 usw.; Steiners „geometrische Konstruktionen" 1833 sind Typen dieser Art mathematischer Produktion. Von diesen Forschern verfaßte Lehrbücher, die in die moderne Behandlung der Mathematik einführen konnten, findet man aber nicht. Hier mußte sich der Studierende – soweit er die Originale nicht selbst zur Hand nahm – mit der Übersetzung der französischen Bücher von Lagrange, Legendre, Cauchy, Navier, Poisson usw. begnügen. Erst ganz allmählich wurde der Versuch zu einer selbständigen Bearbeitung der höheren Teile der Mathematik auch in Deutschland gemacht. Vielleicht ist Mindings „Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung" 1835, das auch die Mechanik umfaßt, eines der ersten Bücher, ihm folgte 1839 Raabes „Differential- und Integralrechnung", 3 Bde 1839–47; von 1845 datiert Schlömilchs „Handbuch der algebraischen Analysis". Charakteristisch dabei ist, daß alle drei genannten Autoren gerade zu technischen Anstalten in engster Beziehung standen: Minding war Lehrer an der Kgl. Bauakademie und dem Gewerbeinstitut in Berlin, Raabe Professor an der Polytechnischen Schule in Zürich, und Schlömilch fand bald (1849) seine Wirksamkeit an der Technischen Bildungsanstalt in Dresden. Es dokumentiert sich eben schon hiermit rein äußerlich, daß die Neubelebung des mathematischen Unterrichts für die große Menge der Studierenden gerade von den technischen Anstalten ausgegangen ist, indem hier die hohe Wissenschaft diejenige Verarbeitung fand, die für eine erfolgreiche Aufnahme in einen weiteren Kreis notwendig war. Dabei war ein wesentliches Moment immer dieses, daß hier die Anwendung und Anwendbarkeit der Mathematik nie außer acht gelassen wurde.

So war es denn für Teubner entscheidend, daß er bei der Be-

gründung seines mathematischen Verlags gleich zu Anfang mit der Technischen Bildungsanstalt in Dresden die engste Fühlung bekam. Es genügte nicht der äußere Grund, daß so gelegentlich leichter weitere Beziehungen zu anderen Autoren angeknüpft werden konnten, es mußte der weit tiefer liegende hinzukommen, daß die technischen Anstalten, in lebhaftester Entwicklung begriffen, eine Bewertung der Mathematik und Naturwissenschaften betonten, die im Verein mit der von der Universität einseitig bevorzugten, zu einer allseitigen richtigen Bewertung dieser Wissenschaften in Forschung und Unterricht führen konnte, wodurch zugleich die literarische Produktion auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete notwendig einen viel breiteren Umfang und nach verschiedenen Seiten eine neue Wendung erfahren mußte. Insbesondere waren damit auch die Bedingungen gegeben, daß sich in der folgenden Periode der Entwicklung der mathematische Verlag Teubner immer mehr wissenschaftlich ausgestalten konnte, wie er es auf dem Gebiete der Philologie schon längere Zeit war. Daß sie eine Entwicklung auf dem Umweg über die ersten Lehrbücher für den Unterricht an den wissenschaftlich emporstrebenden technischen Anstalten mit hat anbahnen helfen, darin liegt die eigentlich tiefste Bedeutung, die die anfangs der fünfziger Jahre geknüpfte Beziehung mit Schlömilch für den Verlag gehabt hat.

Der Anfang der Beziehungen zu Schlömilch war für den Verlag nicht gerade sehr ermutigend. Das Hauptwerk Schlömilchs, sein „Kompendium der höheren Analysis“ erschien bei Vieweg. Schlömilchs Versuch, die zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage unter dem Titel „Lehrbuch der höheren Mathematik für polytechnische Institute und Universitäten“ Teubner zu übergeben und bei Vieweg nur den unveränderten Abdruck des Kompendiums erscheinen zu lassen, schlug fehl. Anderseits war der Verlag des „Lehrbuches der analytischen Mechanik von Duhamel in der Übersetzung von Eggers“ (1853),

zu der Schlömilch die Veranlassung gab, mit erheblichen finanziellen Opfern verbunden, weil Eggers sich seine Aufgabe allzu leicht gemacht hatte. In einem Briefe vom 19. Dezember 1852 schrieb Schlömilch an Teubner: „Nehmen Sie im voraus die Versicherung, daß der ärgerliche Eggerssche Handel Niemanden fataler sein kann, als mir selbst, der ich Sie sozusagen in die Dinte geführt habe. Freilich ist dies insofern meine Schuld nicht, als man einem Manne, dem es an tüchtigen Kenntnissen nicht fehlt, und den das sonst löbliche Streben literarisch bekannt zu werden, beseelte, doch wohl kaum zutrauen wird, daß er bei seinem ersten Versuche mit solchem bodenlosen Leichtsinn verfahren werde." Um wenigstens einiges zu bessern, entschloß sich Schlömilch, während der Satz bereits weit fortgeschritten war, das Original selbst noch einmal zu übersetzen. Ein weiterer Grund des Mißerfolgs war, daß gleichzeitig von Wilhelm Wagner im Viewegschen Verlage ebenfalls eine Übersetzung von Duhamels Mechanik erschien, die allerdings auch nicht den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht wurde. Eine zweite Auflage erschien 1857/58, deren Bearbeitung Schlömilch auf Grund der inzwischen erschienenen zweiten Auflage des Originals 1853 allein besorgte und durch „eine Reihe eigener Arbeiten, die teils in Aufgaben, teils in Darstellungen von den Arbeiten nicht französischer Mathematiker bestand, ergänzte". Sie wurde ein wirklich gutes Lehrbuch und hat als solches lange zur Einführung in die theoretische Mechanik gedient.

Ein erster Erfolg war das 1855 erschienene „Lehrbuch der analytischen Geometrie" von Fort und Schlömilch, dessen erster Teil, analytische Geometrie der Ebene, von Fort bearbeitet war (7. A. 1904 von R. Heger), während Schlömilch im zweiten Bande die analytische Geometrie des Raumes behandelte (6. A. 1898, ebenfalls von R. Heger). Es wurde nicht nur von den beiden Autoren, sondern auch anderwärts sofort den Vorlesungen über analytische Geometrie, wesentlich an technischen Anstalten, zugrunde gelegt. Eine gleich gute Aufnahme fand Schlömilchs

1867/68 erschienenes „Übungsbuch zum Studium der höheren Analysis", an dem er aber gleich nach Vollendung seines „Kompendiums der höheren Analysis" fortgesetzt gearbeitet hat, und das er als eine notwendige Fortsetzung des Buches betrachtete. Schlömilch legte besonderen Wert auf die stufenweise Anordnung der Aufgaben und die ausführliche Behandlung derjenigen Partien (Reihenentwicklungen, doppelte und dreifache Integrale, Integration der Differentialgleichungen), die in der Astronomie, Physik und Mechanik fortgesetzt zur Anwendung kommen. Er meint daher auch: „Das Buch hat einerseits keinen nennenswerten Konkurrenten, anderseits ist es ein wirkliches Bedürfnis für alle auf Universitäten oder polytechnischen Schulen Studierende. Auch kann es nur einer schreiben, der jahrelang die Repetitionen und Übungen selbst geleitet hat und deshalb weiß, wo die Anfänger Schwierigkeiten finden, und wo nicht." Seitdem ist dieses Übungsbuch in zwei Teilen: Aufgaben aus der Differentialrechnung in dritter Auflage (bearbeitet von E. Naetsch 1904), und Aufgaben aus der Integralrechnung in vierter Auflage (bearbeitet von R. Henke 1900) erschienen. Was die literarische Tätigkeit Schlömilchs – wie überhaupt seine Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule in Dresden, die er bis 1874 ausübte, von wo an er als Referent für das sächsische Realschulwesen im Kultusministerium tätig war – auszeichnete, war das gesunde Ebenmaß, das er zwischen der reinen Abstraktion einerseits und den Forderungen der Praxis anderseits zu finden wußte. Man hat von ihm gesagt, daß er „gleichweit entfernt war von unfruchtbaren philosophischen Redensarten wie von einer möglichst eiligen praktischen Abrichtung, ohne deshalb eine fortwährende Verbindung mit der Praxis zu opfern" (G. Helm). Es kam hier zur Geltung, daß Schlömilch in seiner Jugend in Jena durch Fries eine philosophische Schulung erhalten hatte. So legte er auch in seiner Darstellung immer wieder auf die Anschauung und die Herausarbeitung des heuristischen Moments den größten Wert. Be-

sonders ausgezeichnet sind in dieser Richtung seine „Grundzüge einer wissenschaftlichen Geometrie des Maßes“. Dieses Buch verfaßte er im Revolutionsjahr 1849, welches für ihn ein „Not- und Hungerjahr“ war, und verkaufte es für den „Spottpreis von zehn Reichstalern pro Bogen an Bäricke“ in Eisenach. Aber schon die erste Auflage des zweiten Teils (Geometrie des Raumes, 3. A. 1874) wurde 1854 bei Teubner gedruckt, ebenso wie die folgenden Auflagen des ersten Teils (Planimetrie und ebene Trigonometrie, 6. A. 1880). 1874 ging dann auch das Verlagsrecht an Teubner über.

Die „Grundzüge“ sind ein erstes Symptom der Bestrebungen Schlömilchs, auch auf die Schulmathematik fördernd einzuwirken, die später noch besonders dadurch zum Ausdruck kamen, daß er an der Technischen Hochschule in Dresden die Bedingungen schuf, daß hier auch die Kandidaten des höheren Lehramts in den Fächern der Mathematik und Naturwissenschaften ihre wissenschaftliche Ausbildung sich erwerben konnten. Aber schon während seiner Jenenser Lehrtätigkeit hatte er daran gedacht, durch Gründung einer neuen Zeitschrift – neben dem von Grunert seit 1840 redigierten „Archiv der Mathematik und Physik“ – noch in breiterem Maße für die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Schulen zu sorgen. Die neue Zeitschrift sollte unter dem Titel „Revue für Mathematik und Physik“ von 1847 an bei F. Enke in Erlangen erscheinen. Vielleicht hat auch hier das Revolutionsjahr 1848 die Absicht vereitelt. Den einmal gefaßten Plan ließ Schlömilch jedoch nicht fallen und richtete 1855 an den Verlag den in Faksimile beigefügten „Prospectus zur Zeitschrift für Mathematik und Physik“. Hierin führt Schlömilch unter anderem folgendes aus: In Deutschland existieren nur drei Zeitschriften für Mathematik und Physik: An erster Stelle steht Crelles Journal für Mathematik, das lediglich Originalarbeiten der haute volée der Mathematiker in allen Sprachen bringt und für die große Klasse der Lehrer völlig ungenießbar ist. Das gleiche gilt für Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie, die nur des-

Warsch…

Ihr Herr Schwie…
geneigt wären …
u. Physik oder, …
u. deren Anwend…
Näheres mitzuthe…
Thatsache ist daß…
Mathematik (wo…
Heft Schenkt rüdig…
Zeitschriften die…
als 3 Abhandlun…
Jeden oder nicht…
eigenes Studium…
auch bestünde …
nisterium nicht…
zu halten gewiss…
Beförderung K. …
gut den u. was…
aufgehört seitde…
Abhandlungen*)…

*) Diese sind ma…
mathemat…, während…
ist nur mathema…
bei Grunert …
rechnet daher G…
sondern mehre…
die Grunert'…
Formelmach…

geeignet sich …
nicht auf jed…
hungsliebe…
zu Dank od…
steht sich …
Dieselben …
Knoch müss…
hier gleich b…
übernehmen…
Mathemati…
matiker …
seitigen Rich…
Archiv für …
…
Titel nicht …
Physikalische…
Als einen …
Reise…
Hankel in …
zuschlagen; …
entweder …
zu gewinnen…

Haben Sie …
was näher …
Auseinandersetz…
nung wissen …
Mit bekannte…

Dresden
am 1sten Jan. 1854.

Verehrtester Herr Hofrath!

Ihr Herr Schwiegersohn hat mir mitgetheilt, daß Sie nicht ab-
geneigt wären auf die Idee einer Revue für Mathematik
u. Physik oder, wenn Sie wollen, für exacte Wissenschaften
u. deren Anwendungen einzugehen, u. ich erlaube mir daher Ihnen
Näheres mitzutheilen.
Thatsache ist daß in Deutschland zur Zeit nur 2 Zeitschriften für
Mathematik (wie Crelle u. Grunert) existiren, die beide meister-
haft schlecht redigirt wären. Als Beweis kann jedes Heft dieser
Zeitschriften dienen; Crelle's letztes Heft enthält nichts weiter
als 3 Abhandlungen von Steiner – complet unverständlich für
Jeden der nicht seit 1828 den ganz originellen aber auch ein
eigenes Studium erfordernden Arbeiten Steiners gefolgt ist,
auch bestünde Crelle längst nicht mehr wenn das preuß. Mi-
nisterium nicht die Gymnasien gezwungen hätte das Journal
zu halten verpflichtet u. auf dem Titel heißt, „mit thätiger
Beförderung d. preuß. Behörden". – Grunert ließ sich anfangs
gut an u. erwarb sich daher viele Freunde, das hat aber
aufgehört seitdem Grunert seine eigenen meistens entsetzlichen
Abhandlungen*) in den Vordergrund geschoben hat, die aber

*) Diese sind manchmal nichts weiter als eine langweilige Formeln-
macherei, während bei andern Leuten die Formel nur die Sprache
ist um mathematische Gedanken kurz auszudrücken, ist sie
bei Grunert die Hauptsache – mein Freund Dr. Baltzer hier
rechnet daher Grunert nicht mehr unter die Mathematiker
sondern unter die „Tapetendrucker" u. in der That sehen
die Grunert'schen Abhandlungen wegen der bogenlangen
Formelmacherei ohne Text den Tapeten nicht unähnlich.

Niemand liest. Im letzten (oder vorletzten) Heft z. B. finden
Sie einen Aufsatz über die Berechnung der Ludolph'schen Zahl
(Quadratur des Kreises) worin der Verf. seine seitenlangen
Zahlenrechnungen verführt – reinen Unsinn dem Publikum
dergleichen vorzusetzen. – Am allerschlimmsten sind Mathema-
tiker u. Physiker mit der Literatur daran; die [illegible] u. die
Hallesche Literaturzeitung sind todt, Crelle u. Poggendorf
nehmen keine Recensionen; Grunert liefert zwar einen
sogen. literarischen Bericht, aber er besteht in der Regel nur
aus Titeln, denen dann u. wann ein Stück der Vorrede an-
gehangen wird – an Vollständigkeit ist gar nicht zu denken,
denn nur das wird angezeigt was Grunert geschenkt er-
halten hat oder gelegentlich ihm zu Gesicht gekommen ist.
Über Ericson's Erfindung z. B. findet sich im ganzen Archiv
nur eine kurze Anzeige von Redtenbacher's Schrift darüber,
wobei aber Grunert bemerkt, daß er über die Sache kein
Urtheil habe u. daher nur die Schrift anzeigen könne! Über
Foucault's Pendelversuch stehen ein paar unbedeutende Auf-
sätze von ein paar Schulmeistern im Archiv, die tieferen
Untersuchungen einiger französischen Mathematiker u. die
genaue Arbeit von Hansen in Gotha sind nicht einmal
erwähnt. –
Ich bitte Sie zunächst, sich rücksichtlich dieser Bemerkungen
über die Zeitschriften von Crelle u. Grunert auch anderweit

. Im letzten (oder vorletzten) Hefte z. B. findet
z über die Berechnung der Ludolph'schen Zahl
Kreises) worin der Prof. seine Spitzfindigkeiten
nd vorführt - seinen Unsinn dem Publikum
zusetzen. - Am Allerschlimmsten sind Mathemat.
r mit der Literatur daran; die Brewüsche u. die
aturzeitung sind todt, Crelle u. Poggendorf
Recensionen; Grunert liefert zwar einen
ischen Bericht, aber er besteht in der Regel nur
nen dann u. wann ein Stück der Vorrede an,
d - an Vollständigkeit ist garnicht zu denken,
. wird angezeigt was Grunert geschenkt erh.
r gelegentlich ihm zu Gesicht gekommen ist.
Erfindung z. B. findet sich im ganzen Archiv
n Anzeige von Redtenbacher's Schrift darüber,
Grunert bemerkt, daß er über die Sache keine
. daher nur die Schrift anzeigen könne! Über
[illegible] stehen ein paar unbedeutende Aufs.,
paar Schulmeister im Archiv; die tieferen
d einiger französischen Mathematiker u. die
von Hansen in Gotha sind nicht einmal

zumuthst, Dich rücksichtlich dieser Bemerkungen
schriften von Crelle u. Grunert auch anderweit

Ansichten erregt
Bestätigungen de
Klage schon oft a
Meine Idee ist e
Profession ist una
wesentlich; wenn
der Wissenschaft z
schritte der Wisse
werden in einem
Aufbau. Das Ge
da findet der Ge
ein paar Zeilen
als die gewöhnlic
Achtung doch wa
selber genauer
entwickelt sich una
Gründe sehr sta
jeder praktische
oder die Aufga
das Futter penn
Von den Andere
~~zu Wege~~ ~~bi~~ ve
können gar zu
an solchen Wa
im Publikum j

Forschern zu folgen
Die Schüler von Mo
Steiner u. jeder Be
auch in die Auf
seit 20 Jahren hab
aufgebraucht, derer
Crelle u. eine Haup
eingefallen daran
über die Sache zu g
hat das Alles zu g
Diese Theorie bet
Folge davon ist, d
Kunstschriftsteller nic
hundert weiß u.
die kleinen Leute
lieber ich, meine O
der Wissenschaft g
u. die eigentlichen
Geschichte der
Die Verhältn
Steiner schon,
Die Fortschritte
~~nur~~ eine Schöpf
Lehrbuch zeigte
mit einem Worte
den vorhin geschild
nur auf die Forts

Ansichten competenter Beurtheiler einzuholen, Sie werden wohl Bestätigungen der meinigen hören, wenigstens habe ich diese Klage schon oft aussprechen hören.

Meine Idee ist nun diese. Der Mathematiker oder Physiker von Profession ist meist Lehrer u. hat in der Regel seine 16–18 Stunden wöchentlich; wenn er sich nun zuweilen fühlt, so thut er es nur um mit der Wissenschaft ~~[illegible]~~ in gleichem Schritte zu bleiben. Diese Fortschritte der Wissenschaft sind von zweierlei Art, sie beziehen sich entweder in einem <u>inneren Ausbau</u> oder in einem <u>äußeren Anbau</u>. Das Erste ist der Tummelplatz aller kleinen Geister; der findet daß man den oder jenen Satz der Geometrie um paar Zeilen kürzer beweisen kann wenn man eine andere als die gewöhnliche Hülfslinie zieht, ein Anderer macht die Entdeckung daß man bei dieser oder jener Rechnung ein paar Decimalstellen genauer rechnet wenn man so u. so verfährt, ein Dritter erdenkt sich eine geodätische Aufgabe (darin ist namentlich Grunert sehr stark!) u. giebt umständliche Lösungen, über die jeder praktische Geometer lächelt weil sie nicht anwendbar sind oder die Aufgaben so gar nicht vorkommen etc. – das aber ist das Futter womit Grunert fortwährend das Publikum speist. – Von den Andern, die wirkliche Erweiterungen der Wissenschaft ~~[illegible]~~ erreichen, geht jeder seinen eigenen Weg; oft kommen zwei zu denselben Resultaten, dann begnügen sie sich mit solchen [illegible] und – gehen weiter. Der Einzelne im Publikum hat in der Regel nicht die Zeit u. Geduld beide

[illegible] zu folgen, er geht mit dem neuen den er gerade gemacht hat. Die Schüler von Möbius gehen mit Möbius, die von Steiner mit Steiner u. jeder sagt, es wird mir schwer, oder ich habe keine Zeit mich in die Anschauungsweise eines Andern hineinzufinden. Seit 20 Jahren haben Abel u. Jacobi die sogen. elliptischen Functionen mehr bereits, darüber existiren gedruckt circa 70 Aufsätze in Crelle u. ein Hauptwerk von Jacobi, es ist aber noch Niemandem eingefallen dem Publikum einen Bericht oder eine Übersicht über die Sache zu geben, damit auch der, der nicht gerade Zeit hat das Alles zu studiren eine klare Einsicht in das Wesen dieser Theorie bekomme (ich selbst habe 2 Jahre daran studirt) die Folge davon ist, daß die ganze große Schaar der Gymnasial- u. Realschullehrer nichts von dieser wichtigen Entdeckung als die Ueberschrift weiß u. nur Universitätslehrer sie kennen. — Auf die kleinen Leute nun, welche die Mehrzahl ausmachen, speculire ich, meine Absicht ist sie auf bequeme Weise am Niveau der Wissenschaft zu erhalten u. dazu sollen die historischen u. die eigentlichen kurzen Artikel dienen; also z. B.

Geschichte der elliptischen Functionen,
Das Verhältniß der Möbius'schen Betrachtungsweise zur Steiner'schen,
Die Fortschritte der Theorie der Determinanten (gelegentlich [illegible] eine Schöpfung Jacobi's über die nicht einmal ein Lehrbuch existirt)

mit einem Worte; die großen Artikel sollen sich nicht auf den vorher geschilderten Darstellungen der Wissenschaft sondern nur auf die Fortschritte im Ganzen u. Großen erstrecken;

…), er geht mit dem einen den er gerade gern hat
…Arbeit gehen mit Möbius, die von Steiner mit
…ist, es wird mir schwer, oder ich habe keine Zeit
…handlungsweise eines Andern hineinzufinden.
…und Abel u. Jacobi die sogen. elliptischen Functionen
…ber existiren gedruckt circa 36 Aufsätze in
…tiert von Jacobi, es ist aber noch Niemandem
…Publikum einen Bericht oder eine Übersicht
…geben, damit auch der, der nicht gerade Zeit
…studiren, eine klare Einsicht in das Wissen
…(ich selbst habe 2 Jahre daran studirt); die
…ist die ganze große Schaar der Gymnasial- u.
…lehrer von dieser wichtigsten Entdeckung des Jahrh.,
…nur Universitätslehrer sie kennen. — Auf
…nun solche die Mehrzahl aufmerksam machen, später,
…Absicht ist, sie auf bequeme Weise an niveau
…zu erhalten u. hierzu sollen die historischen
…kleinen Artikel dienen, also z. B.
…elliptischen Functionen,
…ist der Möbius'schen Entwicklungsweise zur
…der Theorie der Determinanten (gleichfalls
…ung Jacobi's über die nicht einmal eine
…ist)
…; die großen Artikel sollen sich nicht auf
…ten Detailfragen der Wissenschaft, sondern
…breiten im Ganzen u. Großen einlassen,

sie sollen Viertelj
pie wie es denn
u. wenn sie dem
liefert, soll nicht
u. Ansprüchen an
Welt zusammengü
werden Journa
zu widmen; sie
alle einigermaßen
Recension Platz
gehen. – Leonie
lehre etc.) etwas
besonderen Grün
hier ist der Math
theile der einzigen
daß er ungefähr
Maschine, elektr
ein Gewerbeverein
u. Handschuhmach
matiker soll a
gar nichts von
Bedingung g
denn ist die il
Leuten wollte ich
das Material le
gesetzt, wonach die

gewiss sich
nicht auf ge
bezogen haben
zu Dinte od
steht sich von
Dieselben Ge
Kreis müss
hier gleich b
übernehmen
Mathemati
matiker e
zeitige Rich
Archiv für
etwas Physi
Titel nicht
Physikalische
Als einen e
Rücksichten
Hankel in
zuschlagen;
anknüpfen
zu gewinnen

haben Sie
was näher
Auseinandersetz
ung müssen
Mit bekannten

Dresden
am 1sten Jan. 1854.

sie sollen Vierteljahrschrift oder Jahresberichte für den Mathematik
hier wie es deren noch nicht giebt. Der Kleinhandel, der dann
Jenem für den Unterricht brauchbar ist, soll es Material
liefert, soll nicht ausgeschlossen aber in Form von Notizen
u. Auszügen aus den mathemat. Zeitschriften der ganzen
Welt zusammengedrängt mit Angabe der Quellen gegeben
werden (Journalrevue). Besondere Rücksicht ist der Literatur
zu widmen; sie soll vollständig angegeben werden u. über
alle erscheinenden bedeutenden Werke soll eine gründliche
Recension Platz finden; auch Programme wären nicht zu ver-
gessen. – Ferner wäre die Praxis (praktische Geodäsie, Maschinen-
lehre etc.) etwas zu berücksichtigen. Dazu habe ich einen
besonderen Grund. In den zahlreichen Städten von 8–12000
Ew. ist der Mathematiker des Gymnasiums oder der Real-
schule der einzige Mensch, an den das Publikum verweist,
daß er ungefähr wisse, was eine Dampfmaschine, calorische
Maschine, elektr. Telegraph, Centrifugalregulator etc. sei;
ein Gewerbeverein ist auch vielleicht da, Gewerbe-Schneider
u. Handschuhmacher lesen in den Zeitungen u. der Mathe-
matiker soll erklären; in der Regel aber versteht letzterer
gar nichts von solchen Dingen (sofern nicht wenn er den
Bildungsgang Gymnasium-Universität gemacht hat), u.
dann ist die illustrirte Zeitung die Quelle. – Diesen
Leuten wollte ich gleichfalls unter die Arme greifen u. ihnen
das Material liefern über wenigstens das physikalische Princip,
z. B. worauf die neue Erfindung beruht, u. das Constructive,

genug, sich d. Andern begreiflich zu machen. Daß hierbei nicht auf jede Verbesserung von Zungenventilen, Verschiebungsschiebern etc etc eingegangen wird, u. daß neue Rezepte zu Dinte oder Kaffeesurrogat gleichfalls nicht Platz finden, versteht sich von selbst.

Dieselben Grundsätze die ich vorhin für die Mathematik aussprach müssen auch für die Physik gelten, aber ich muß hier gleich bemerken daß ich den physikalischen Theil nicht übernehmen könnte. Als Redakteur einer Zeitschrift für Mathematik und Physik dürfte ebensowenig ein Mathematiker als ein Physiker allein im Stande sein eine einseitige Richtung zu vermeiden. Grunert's Zeitschrift d. h. sog. Archiv für Mathematik und Physik aber ist fast niemals etwas Physikalisches darin, wenigstens rechtfertigt sich der Titel nicht wenn alle 3 Hefte einmal eine kümmerliche physikalische Notiz von 6–8 Zeilen auch wirklich vorkommt. Als einen ebenso thätigen als wissenschaftlich ausgezeichneten Rüstig strebenden Mann wüßte ich Niemand besser als Prof. Hankel in Leipzig zum Redakteur des physik. Theiles vorzuschlagen, auch ließe sich vielleicht mit Prof. d'Arrest anknüpfen um einen practischen Vertreter der Astronomie zu gewinnen.

Haben Sie nun die Güte sich meine Speculationen etwas näher anzusehen auch Herrn Prof. Hankel die vorliegende Auseinandersetzung mitzutheilen u. mich dann Ihre Meinung wissen zu lassen.

Mit bekannter Hochachtung u. herzlichem Neujahrsgruß

Ihr
ergebenster
Schlömilch

Dresden
am 1sten Jan. 1854.

u. Andern begreiflich zu machen. Daß hierbei
die Verbesserung und [illegible]; Versehen
etc etc eingegangen wird, u. daß neue Recep-
der [illegible] gleichfalls nicht Platz finden, [illegible]
selbst.

Grundsätze die ich vorhin für die Mathematik [illegible]
[illegible] auch für die Physik gelten, aber ich muß
bemerken daß ich den physikalischen Theil nicht
[illegible] könnte. Als Redakteur einer Zeitschrift für
[illegible]k und Physik dürfte ausnahmsweise ein Math.,
[illegible] ein Physiker allein im Stande sein eine [illegible]
[illegible]ung zu vermeiden. Grunert's Zeitschrift f. [illegible]
Mathematik und Physik aber es steht niemals
[illegible]tikalisches darin, wenigstens rechtfertigt sich der
Name alle 3 Hefte einmal eine kümmerliche
Notiz von 6 – 8 Zeilen auch wirklich vorkommt.
[illegible] thätigen als wissenschaftlich [illegible]
[illegible] Mann wüßte ich Niemand besser als Prof.
[illegible] Leipzig zum Redakteur des physik. Theiles vor[illegible]
[illegible] ließe sich vielleicht mit Prof. d'Arrest
[illegible] einem geachteten Vertreter der Astronomie
[illegible].

[illegible] um die Güte Sich meine Speculation ab-
[illegible]zusehen auch Herrn Prof. Hankel die vorliegende
[illegible]tzung mitzutheilen u. mich dann Ihre Mei-
[illegible] zu lassen.

[illegible] Hochachtung u. herzlichem Neujahrsgruß

Ihr
ergebenster
Schlömilch

halb ein größeres Publikum haben, weil sie die einzige physikalische Zeitschrift sind, und weil zugleich alle Chemiker sie halten. Drittens Grunerts Archiv der Mathematik und Physik. Daß diese unter aller Würde redigierte Zeitschrift sich noch hält, ist nur ein Beweis für ein großes vorhandenes Bedürfnis. Grunert hat den Vermittler zwischen theoretischer Wissenschaft und Schulmeisterei bilden wollen (es scheint ihm dunkel so ein Gedanke vorgeschwebt zu haben); die Ausführung hat aber etwas anderes ergeben. Erstens ist von Physik durchaus keine Rede, das Archiv ist so rein mathematisch wie Crelles Journal, bekümmert sich zweitens um die Arbeiten anderer gerade so wenig wie Crelle und gibt wie dort nur Originalaufsätze, jedoch mit dem Unterschiede, daß Grunert selbst mit seinen entsetzlich breiten und ihrem Gehalte nach meistens unbedeutenden Aufsätzen die reichliche Hälfte des Platzes füllt. „Ich kann versichern, daß ich noch keinen Menschen gefunden habe, der die Grunertschen Aufsätze wirklich gelesen hätte und der nicht entweder über diese unnütze Formelmacherei geseufzt oder wie die Berliner schlechte Witze gemacht hätte. Gleichwohl hält der Schulmann das Archiv, weil eben nichts anderes für ihn da ist," setzt Schlömilch hinzu. Als maßgebend für die Haltung der von ihm zu begründenden Zeitschrift –: „von der Ansicht ausgehend, daß die Spekulation auf die Bequemlichkeit und Beschränktheit anderer immer die beste ist" – hebt er sodann folgende Punkte hervor: In etwas größeren Artikeln sollen die Fortschritte der einzelnen Zweige der Mathematik und Physik der Reihe nach besprochen werden (unter genauer Angabe der Quellen). Kleinere Aufsätze über vereinzelte Gegenstände sollen zwar nicht ausgeschlossen, aber doch in zweite Reihe gesetzt werden. Dabei ist Kürze und pädagogische Brauchbarkeit unerläßlich. Die Literatur wird vollständig ausgebeutet. In kleineren Notizen sollen schließlich allerhand brauchbare Mitteilungen aus technologischen Journalen gegeben werden.

„Dazu habe ich einen besonderen Grund. In allen kleineren Städten ist an dem Gymnasium der Mathematikus zugleich Physikus und wohl oder übel ein Stück von einem Chemikus, außerdem aber Mitglied oder gar Präsident eines Gewerbevereins usw. Da muß er nun alles wissen, Paraffinkerzen und elektromagnetische Telegraphie, Dampfmaschinen mit Ätherdämpfen, Stiefelwichse ohne Schwefelsäure, mit einem Worte, alles gehört in sein Departement, was irgend nach praktischer Technik aussieht."

Überhaupt wollte Schlömilch der Praxis Aufmerksamkeit zuwenden, sobald die Praxis auf einer theoretischen Grundlage beruht. So denkt er daran, seinen Kollegen, den Ingenieur Nagel, für die praktische Geodäsie, den Telegrapheninspektor Galle in Leipzig für Berichte über die Fortschritte seines Faches zu gewinnen. Für die Redaktion des physikalischen Teils zog er B. Witzschel, Lehrer am Krauseschen Institut in Dresden, heran, der aber mehr und mehr zur Mathematik hinüber neigte und selbst im Verlag ein Werk „Grundlinien der neueren Geometrie" erscheinen ließ, das in Anlehnung an die Arbeiten von Chasles, Steiner und insbesondere Möbius eine Einführung in die projektive Geometrie bot. Es hätte in erster Linie für diesen Teil eines führenden Physikers bedurft. Der Verlag dachte etwa an W. G. Hankel in Leipzig, indessen fiel auch nach dem Tode Witzschels die Wahl Schlömilchs auf einen Mathematiker E. Kahl, Lehrer an der Kriegsschule zu Dresden, der seit 1857 durch seine „Mathematischen Aufgaben aus der Physik" (2. A. 1854) mit dem Verlag in Verbindung stand. Erst eine spätere Entwicklung hat hier umgestaltend eingreifen können, als in den neunziger Jahren die angewandten Disziplinen von seiten der Mathematiker wieder eine allseitige Berücksichtigung fanden. Vielseitiger gestaltete sich bald die Literaturzeitung aus, besonders nachdem seit 1859 Moritz Cantor auf Veranlassung des Verlags in die Redaktion der Zeitschrift eintrat. In der Tat haben sich unter seiner Leitung neben ausführlichen Referaten über die Geschichte der mathematischen Wissenschaften, der die Mathe-

matiker – beginnend von den sechziger Jahren – ein erneutes Interesse zuwandten, von Jahr zu Jahr auch die Originalaufsätze über Geschichte der Mathematik in der Zeitschrift gemehrt, so daß später der Gedanke der Abtrennung der Literaturzeitung unter dem besonderen Titel einer „Historisch-literarischen Abteilung" erwogen werden konnte. Zur Ausführung gelangte er aber erst in der folgenden Periode, 1875, von dem 20. Bande ab, wozu dann noch als Supplemente die in zwangloser Folge erscheinenden „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik" (1. Supplement 1877) kamen. Es wurde damit dieser Teil der Zeitschrift geradezu zum Organ für die Geschichte der mathematisch-physikalischen Disziplinen und ist es geblieben, bis für diese in der Bibliotheca mathematica (1900) eine neue Zeitschrift geschaffen wurde. Sieht man zwanzig Jahre später sich L. Koenigsberger, der 1875 Schlömilchs Nachfolger in Dresden wurde, mit G. Zeuner zur Herausgabe seines „Repertoriums der literarischen Arbeiten der reinen und angewandten Mathematik" (Band 1 und 2 1876–79) vereinigen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß eine solche Persönlichkeit von vornherein Schlömilch hätte zur Seite stehen müssen, um so tatkräftig die Beziehungen fördern zu helfen, die zwischen der aufstrebenden wissenschaftlichen Technik und der Mathematik in dieser Zeit überall noch bestanden. So war es denn nicht zu vermeiden, daß entgegen der ursprünglichen Absicht Schlömilchs auch die Zeitschrift für Mathematik und Physik ähnlich wie Grunerts Archiv in seinem ersten Teil allmählich immer mehr eine rein mathematische Zeitschrift wurde. Befördert wurde dies noch durch den allgemeinen Aufschwung, den bald darauf die rein mathematischen Studien an allen deutschen Universitäten fanden.

Mit der Wirksamkeit derjenigen Generation, die sich an Jacobi und Dirichlet gebildet hatte, beginnt die zweite große Phase in der Entwicklung der Mathematik während des neunzehnten Jahrhunderts sich zu entrollen, die etwa von der Mitte

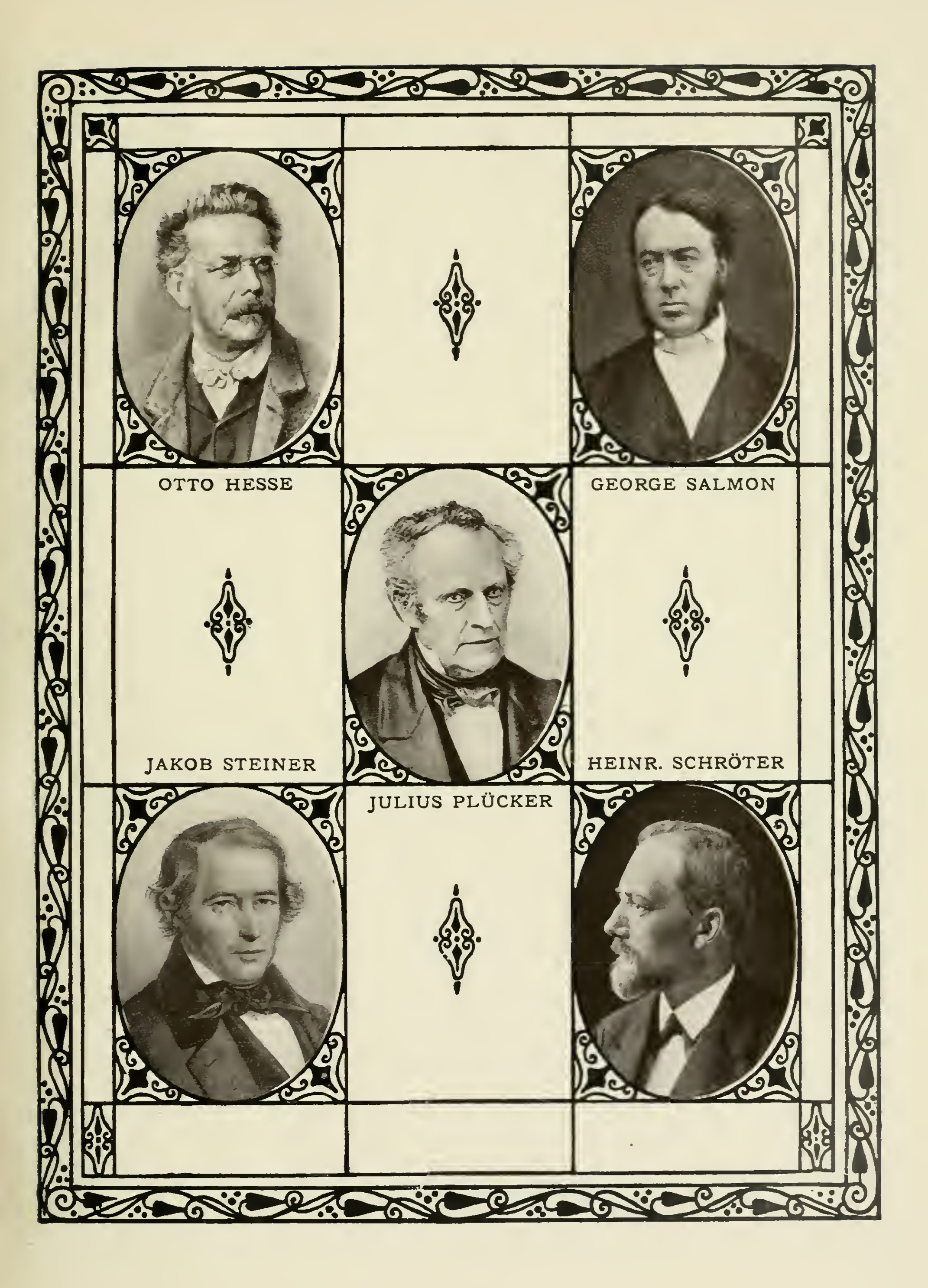
der sechziger Jahre an zur vollen Entfaltung kam. Zunächst sind es die neuere Geometrie und die Cauchy-Riemannsche Funktionentheorie, die, in junger Entwicklung begriffen, in monographischen Darstellungen durch die Zeitschrift weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Für den Verlag bedeutete das – und dies ist das Entscheidende – daß er so durch die wachsende Zahl der Mitarbeiter über den engeren Kreis der Mathematiker in Dresden hinaus auch Beziehungen zu den übrigen Mathematikern Deutschlands gewann, wodurch sein Bemühen, auch den mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Verlag – ähnlich dem philologischen – immer mehr wissenschaftlich auszugestalten, nur gefördert werden konnte. Allerdings war es in erster Linie nur der mathematische Verlag, der so zuerst seine wissenschaftliche Ausgestaltung gewann, wenn nebenher natürlich auch die Physik und gelegentlich auch die wissenschaftliche Technik ihre Berücksichtigung fanden. Letztere ist in dieser Zeit namentlich durch E. Hartigs „Versuche über den Kraftbedarf der Maschinen" vertreten, die von 1864 an in den „Mitteilungen der Polytechnischen Schule zu Dresden" erschienen (Heft 1–3 1864–73), und in denen die Ergebnisse der ersten planmäßigen Versuche über den Arbeitsverbrauch der verschiedenen für die Fabrikindustrie besonders wichtigen Arbeitsmaschinen niedergelegt sind. Daneben steht C. H. Schmidts „Lehrbuch der Spinnereimechanik" 1857 und Hartigs Übersetzung aus dem Französischen von E. Stamms „Theoretischen und praktischen Studien über den Selfaktor oder die selbsttätige Mule-Feinspinnereimaschine" 1862. Die Physik wird eingeleitet durch Wüllners „Lehrbuch der Experimentalphysik", das von 1862 an erschien und in erster Auflage 1865 in zwei Bänden von je zwei Teilbänden abgeschlossen war. Die Verhandlungen wegen Übernahme dieses Werkes gehen in das Jahr 1860 zurück. Den Anlaß bot das Erscheinen von Jamins „Cours de physique de l'École polytechnique", dessen Übertragung Wüllner auf Anregung seines Lehrers Jolly be-

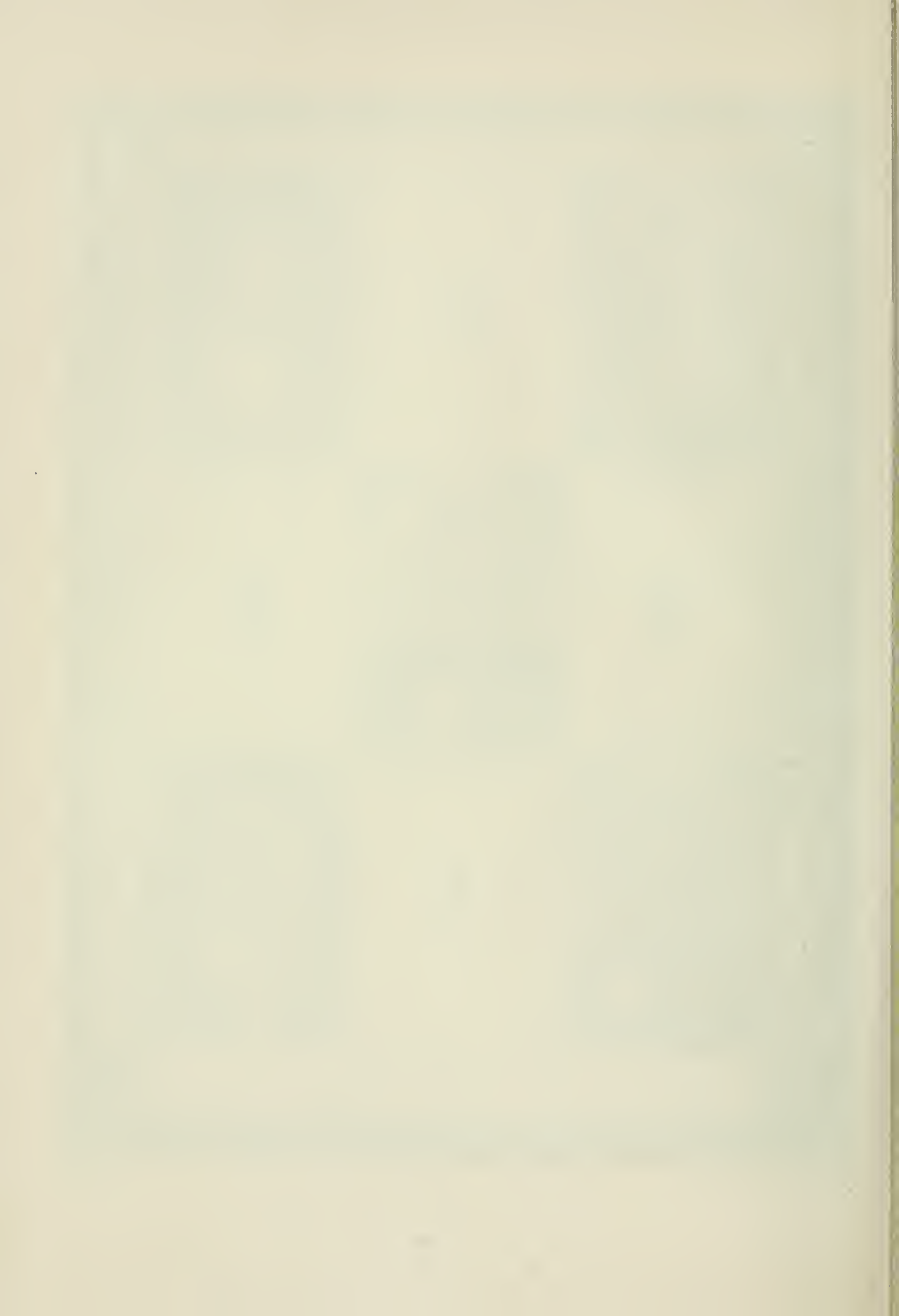
absichtigte. Dabei hatte Wüllner von vornherein keine einfache Übersetzung des Jaminschen Buches im Auge. Es sollte vielmehr nur die Grundlage des deutschen Werkes werden, wobei der berühmte Name des Verfassers auch der deutschen Ausgabe als Empfehlung dienen mochte. So wurde zunächst die Einteilung in Leçons durch eine systematische Einteilung in Kapitel und Paragraphen ersetzt, ferner entsprechend dem Unterricht an den deutschen Anstalten eine andere Anordnung des Stoffes gewählt und jedem Kapitel ein Nachweis der wichtigsten Literatur beigegeben, welchen bis dahin kein derartiges Buch besaß. So wurde es das erste Buch, das unter stetem Hinweis auf die Originalarbeiten eine Übersicht gab, sowohl über den augenblicklichen Stand der experimentellen Physik wie auch der theoretischen Auffassungen, zu denen die Physik zurzeit gelangt war. In den nächsten zwanzig Jahren folgten noch drei Auflagen. Dann verringerte sich der Absatz des Lehrbuchs infolge der Abnahme des Studiums der Mathematik und der Naturwissenschaften in Deutschland ein wenig (die Zahl der Studierenden etwa 1892 mochte ein Viertel von denjenigen 1884 sein), wozu noch kam, daß die Pfaundlersche Bearbeitung des Müller-Pouilletschen Buches ihm Konkurrenz machte. Dennoch konnte von 1895–1898 die fünfte Auflage erscheinen, und heute liegt der erste Band in der Neubearbeitung von Hagenbach 1907 in sechster Auflage vor. Bei dem starken Anwachsen des Umfangs des Wüllnerschen Buches, das es für die Zwecke der Studierenden ungeeignet machte, entschloß sich Wüllner 1879, ein gekürztes „Kompendium der Physik" in zwei Bänden herauszugeben. Daneben brachte der Verlag bereits 1866 Wüllners „Einleitung in die Dioptrik des Auges" heraus, durch welche den Ärzten die physikalischen Vorkenntnisse vermittelt werden sollten, die sie benötigten, um die seit etwa 1856 in die Ophtalmologie aufgenommene physikalische Behandlung des Auges verstehen zu können. Einige andere physikalische Bücher, die in den sechziger Jahren neben den

genannten erschienen, stehen deutlich im Gefolge des sich inzwischen immer glänzender ausgestaltenden eigentlich mathematischen Verlags, als dessen Geburtstag man den 29. Dezember 1860 bezeichnen kann. An dem genannten Tage wandte sich der Verlag auf Anregung von W. Fiedler, der erst vor kurzem noch an die Firma schreiben konnte: „Ich habe an der Wiege Ihres modernen mathematischen Verlags gestanden," an O. Hesse in Heidelberg mit der Anfrage, ob er geneigt sei, seine im Manuskript der Vollendung entgegengehenden „Vorlesungen über analytische Geometrie des Raumes" bei ihm erscheinen zu lassen. Hesse stimmte sofort zu und schrieb an den Verlag:

„Nach dem Urtheil meiner Sachverständigen Freunde, ist das Werk das eleganteste und beste in seinen Grenzen nicht bloß im Vergleich zu den deutschen Arbeiten, die auf diesem Felde nicht hoch anzuschlagen sind. Es ist berechnet ebenso für Lernende als für Lehrende eine sichere Handhabe zu bilden. Ich zweifle daher nicht, daß es sich ebenso auf Universitäten wie auf polytechnischen Schulen und anderen Lehranstalten in kurzer Zeit Eingang verschaffen wird."

In der Tat hat der folgerichtige Aufbau der Vorlesungen und die bestrickende Eleganz der Rechnung, die stets nur den Gedanken begleitet, jeden Leser des Buches entzückt. Wie Hesse es einmal selbst ausdrückt: „sind Formeln der Sand der Wüste, die der Leser zu seiner Unbehaglichkeit immer wieder vor sich sieht. Er erwartet heutzutage das geflügelte Rad, die Macht des Gedankens, welcher ihn über die Unebenheiten der Rechnung forttragen soll." Der Absatz des Buches, das 1861 herauskam, entsprach zunächst nicht den Erwartungen Hesses, trotzdem es nach dem Ausspruche von Clebsch „das eigentlich erste Lebenszeichen war, das die moderne Algebra außerhalb des engern Journalkreises von sich gab". Erfolgreicher war Salmons 1860 in erster, 1866 in zweiter Auflage erschienene „Analytische Geometrie der Kegelschnitte" in der Bearbeitung Fiedlers. Auch dieses Buch bestach durch „die Eleganz und Konsequenz der Methode, die Allgemeinheit und Klarheit der


OTTO HESSE
GEORGE SALMON
JAKOB STEINER
HEINR. SCHRÖTER
JULIUS PLÜCKER



Auffassung, die Reichhaltigkeit des dargebotenen Materials, durch eine gewissenhafte Benutzung namentlich auch der in den Journalen von Crelle und Liouville niedergelegten Schätze". Dies war mit der Grund, daß das Buch neben den Originalarbeiten der deutschen Geometer (Möbius, Plücker und v. Staudt), die nie die ganze Wissenschaft, sondern nur einzelne schwierige Teile zum Gegenstand hatten, in mathematischen wissenschaftlichen Kreisen sofort einer hervorragenden Teilnahme gewürdigt wurde. Von der fünften Auflage an (1887/88) wurde das Buch in zwei Teile zerlegt, von denen der erste, der 1904 in siebenter Auflage herauskam, die elementaren Teile enthält, während der zweite Teil die Anwendung der allgemeinen Methoden auf die Theorie der Kegelschnitte umfaßt. Diesem ersten Werk Salmons folgte 1865, ebenfalls in Fiedlers Bearbeitung, die „Analytische Geometrie des Raumes", deren erster Teil, der die Elemente und die Theorie der Flächen zweiten Grades enthält, 1898 in vierter Auflage erschien, während der zweite Teil, die Analytische Geometrie der Kurven im Raume der Strahlensysteme und der algebraischen Flächen, in dritter Auflage 1880 herauskam. Das Jahr 1863 brachte die Übertragung von Salmons „Vorlesungen über die Algebra der linearen Transformationen" (2. A. 1877), die notwendig zu den geometrischen Werken gehörte. Zur Einführung in die Algebra der linearen Transformationen schrieb Fiedler vorweg seine „Elemente der neueren Geometrie und der Algebra der binären Formen", die zunächst als monographische Darstellung für Schlömilchs Zeitschrift gedacht war, ihres Umfangs wegen später aber separat erschien. So weit war bereits 1865 das Gesamtwerk Salmons über die analytische Geometrie bis auf die „Analytische Geometrie der höheren ebenen Kurven" (1. A. 1873, 2. A. 1882) in den Händen des deutschen Publikums. Es hat neben Hesses „Raumgeometrie" (3. A. 1876, bearbeitet von Gundelfinger) in dieser Zeit am meisten zu einer Verschmelzung der analytischen und synthetischen Geometrie

beigetragen, durch Hervorkehrung der projektivischen Anschauung, in Anlehnung an die Begriffsbildung der Algebra, wie sie in der Formen- oder Invariantentheorie in jener Zeit neu ausgebildet wurde. Hesses Plan, auch seinerseits seine „Vorlesungen" zu einem Gesamtwerk einer analytischen Geometrie auszugestalten, ist demgegenüber nicht zur Ausführung gelangt. Es erschienen 1865 nur die Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der geraden Linie, des Punktes und des Kreises in der Ebene (4. A. von Gundelfinger 1906), denen später in der Schlömilchschen Zeitschrift zunächst vier weitere Vorlesungen, insbesondere über Homographie und dann 1874 als Fortsetzung – nach Hesses Tode – „sieben Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der Kegelschnitte" folgten.

Wie Fiedler durch seine Mitarbeit an Schlömilchs Zeitschrift, in der er in größeren zusammenhängenden Referaten über die Fortschritte der modernen Algebra, besonders in Frankreich und England berichtet hatte, mit dem Verlag in Beziehungen trat, knüpften sich auf dem gleichen Wege auch die ersten Beziehungen zu W. Schell. Von ihm erschien bereits 1859 die „Allgemeine Theorie der Kurven doppelter Krümmung" (2. A. 1898). Diese Schrift gab vom rein geometrischen Standpunkte unter Zuhilfenahme der Methode des unendlich Kleinen und ohne Zugrundelegung eines Koordinatensystems eine Einführung in die Kurventheorie. Auch die Verbindung mit H. Durège, von dem die ersten Lehrbücher über Funktionentheorie erschienen, verdankt der Verlag der Schlömilchschen Zeitschrift. Zu der „Theorie der elliptischen Funktionen" (1861, in fünfter Auflage vollständig neu bearbeitet von L. Maurer 1908), die den Schüler Richelots verrät, gab er als Ergänzung eine erste Darstellung der Theorie, wie sie auf Grund der Cauchyschen und insbesondere Riemannschen Behandlung der Theorie der Funktionen komplexer Variabler sich gestaltet hatte. Dieser selbst widmete er dann zwei Jahre später (1863) ein besonderes Buch: „Elemente der Theorie der Funktionen einer komplexen veränderlichen Größe".

Selbst kein Schüler Riemanns, hatte er dennoch bei der Abfassung des Werkes einige Nachschriften von Riemanns Vorlesungen benutzen können. Neben der Darstellung der Riemannschen Ideen von seinem Schüler G. Roch in Schlömilchs Zeitschrift bot dieses Buch die beste Einführung in die modernen mathematischen Anschauungen der Funktionentheorie, bei denen das gewöhnliche, mehr rechnende Verfahren durch die direkte Betrachtung der Eigenschaften der Funktionen ersetzt wurde. Seitdem ist auch dieses Buch in fünfter Auflage 1906 von L. Maurer entsprechend den Fortschritten der Wissenschaft neu bearbeitet worden, aber unter genauer Festhaltung an der ursprünglichen Tendenz, in erster Linie die Kenntnis der Riemannschen Anschauungsweise zu vermitteln.

Bisher sind die Namen zweier Autoren noch nicht genannt, deren Verbindung mit dem Verlag für diesen von der allergrößten Bedeutung werden sollte, und die ihn in raschem Fluge bald gegen Ende der sechziger Jahre auf die Höhe des modernsten wissenschaftlichen mathematischen Verlags führten. Es sind dies Alfred Clebsch und Carl Neumann. Beide waren von früh an durch enge Freundschaft verbunden, hatten in ihrer gemeinsamen Heimatstadt Königsberg zusammen die Studienjahre verlebt und aus dem Seminar Franz Neumanns, des Vaters Carl Neumanns, entscheidende Anregungen mitgenommen. Im Begriff, sein erstes größeres Werk, ein Lehrbuch der Elastizität, abzuschließen, das im Gegensatz zu Clebsch' späterer Produktion noch unter Franz Neumanns bestimmendem Einfluß ausschließlich mathematisch-physikalischen Problemen gewidmet war, unternahm Clebsch, damals Professor in Karlsruhe, am 15. Februar 1862 über Heidelberg eine Reise nach Mannheim, um mit Bassermann über den Verlag „eines für das Polytechnikum wichtigen Teils der Mechanik" zu verhandeln. Er besuchte dabei seinen früheren Lehrer Hesse und besprach mit ihm seinen Plan. Dieser riet, das Buch dem Teubnerschen Verlag anzubieten.

„Ich glaube die kurze Reise nach Mannheim unwirksam gemacht zu haben und fordere Sie auf in Ihrem Interesse den Professor Clebsch durch ein ähnliches Schreiben als an mich, durch Fiedler hervorgerufen, für Sich zu gewinnen. Er braucht die Sachen zu seinen Vorlesungen am Polytechnikum u. der jährliche Absatz von ca. 50 Exemplaren ist, so lange er dort wirkt, ziemlich gewiß. Der Name den sich mein vormaliger Schüler in der wissenschaftlichen Welt erworben, kann Ihnen Bürge sein für den Wert seines Werkes"

so schreibt Hesse noch am gleichen Tage an Teubner, und schon zwei Tage später (am 17. Februar 1867) richtet Clebsch seinen ersten Brief an den Verlag:

„Im Begriff ein Lehrbuch auszuarbeiten, welches einer meiner hiesigen Vorlesungen zu Grunde liegen soll, bin ich so frei mich an Sie zu wenden, um so mehr, da wie mein College Prof. Schell mir mittheilt, Sie nicht abgeneigt sind, Ihren mathematischen Verlag zu vermehren. Das betreffende Buch betrifft die „Theorie der Elasticität fester Körper". Der Plan, nach welchem ich beschäftigt bin dasselbe auszuarbeiten, wird es ebenso für rein wissenschaftliche Gelehrte von Interesse sein lassen, als für denjenigen Theil des Technischen Publicums, welchem es um strenge Begründung der technischen Grundlagen zu thun ist, in denen die Begründung des Zusammenhangs der wissenschaftlichen Theorien mit denjenigen deren die Techniker sich bedienen, einen Hauptgegenstand desselben ausmacht, so wie die Ableitung der Grundlagen, von welchen Maschinenbauer und Ingenieure ausgehen."

Mit diesen eigenen Worten von Clebsch ist der Charakter dieses klassischen Buches am besten bezeichnet. Es schließt für Clebsch die Periode ab, in der seine eigenen Arbeiten sich noch wesentlich auf dem Gebiete der mathematischen Physik bewegen, und verrät nach anderer Seite den Einfluß der an der Karlsruher Hochschule besonders durch Redtenbacher geförderten Bestrebungen, den technischen Disziplinen in der Mathematik eine ihnen notwendige wissenschaftliche Grundlage zu geben. Das Buch erschien noch im Jahre 1862, aber der Fortgang Clebsch' nach Gießen 1863 war seinem unmittelbaren Absatz nicht günstig, wozu noch kam, daß es in seiner Tendenz ohne Nachfolge blieb. Es ist gewissermaßen das erste und auch letzte Buch, in dem ein Mathematiker nach allseitiger Durch-

dringung der mathematischen, physikalischen und technischen Seite einer Disziplin rang. Es kündigt sich auch hierin schon die zweite Phase der Entwicklung der Mathematik und die fernere Gestaltung ihres Verhältnisses zu den angewandten Disziplinen an. Clebsch war übrigens nicht nur für seine Person dauernd dem Verlag gewonnen, er versprach auch in dem Gefühl, ungewöhnliches Entgegenkommen gefunden zu haben: „Sie können sich überzeugt halten, daß, soweit es mir möglich ist, ich bestrebt sein werde, jedes etwa einschlagende Werk meiner Bekannten Ihrem ausgezeichneten Verlage zuzuwenden." Das erste war, daß Clebsch sich bemühte, die Vorlesungen und nachgelassenen Schriften Jacobis, deren Redaktion er übernommen hatte, an den Verlag zu bringen. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen, da durch Borchardt in Berlin, den Verwalter des Jacobischen Nachlasses, bereits Beziehungen zu Reimer angeknüpft waren, bei dem dann auch Jacobis Dynamik (1866) erschien. Wenn das Scheitern dieses Plans für Teubner auch keinen unmittelbaren finanziellen Nachteil bedeutete, so wäre nach einem Briefe Schlömilchs an Albin Ackermann „die Firma durch den Verlag dieses Werkes sofort die erste der Welt für die Mathematik geworden, wie sie es für die Philologie schon war", und insbesondere wäre damit ein erster Schritt getan worden, um in den Berliner mathematischen Kreisen festen Fuß zu fassen. Clebsch suchte durch Anknüpfung anderer Beziehungen den Verlag bald zu entschädigen. Am 19. Februar 1864 weist er den Verlag darauf hin, daß Carl Neumann, damals Professor in Basel, ein Buch über Abelsche Funktionen vorbereitete, und führt diesen für die Entwicklung des Verlags ungemein wichtigen Autor, den geistigen Urheber der Annalen, mit den folgenden Worten ein: „Hr. N. hat mehrere Schriften in einem Halleschen Verlag erscheinen lassen, welche nicht nur von Bedeutung, sondern auch mehrfach in Recensionen sehr gelobt sind. Ich glaube also bei Ihrem mir früher mitgetheilten Bestreben Ihren Verlag mit wirklich gediegenen Wer-

ken zu versehen, Ihrer Aufmerksamkeit diese zu erwartende Schrift aufs Beste empfehlen zu dürfen.“ Neumann sagte zu, und im Januar des Jahres 1865 war das Manuskript endlich fertig, das Neumann mit folgender Charakteristik dem Verlag eingeschickt:

„Es soll mein Buch die Umkehrung der Abelschen Integrale in solcher Darstellung bieten, daß dieselbe auch denen verständlich wird, deren mathematische Kenntnisse noch geringe sind. Der Student, welcher sein erstes oder seine beiden ersten Semester einigermaßen gut angewendet hat, soll durch mein Buch in den Stand gesetzt werden, in das Innere jener schwierigen und bis jetzt fast vollständig unzugänglichen Theorie sofort, und mit vollem Verständnis einzudringen. Es sind das hohe Anforderungen, die ich an meine Arbeit gestellt habe; ich habe keine Mühe gescheut, um dieselben zu erreichen. Und hierin liegt der Grund, weßhalb sich die Vollendung meiner Arbeit um mehr als ein halbes Jahr verzögert hat.“

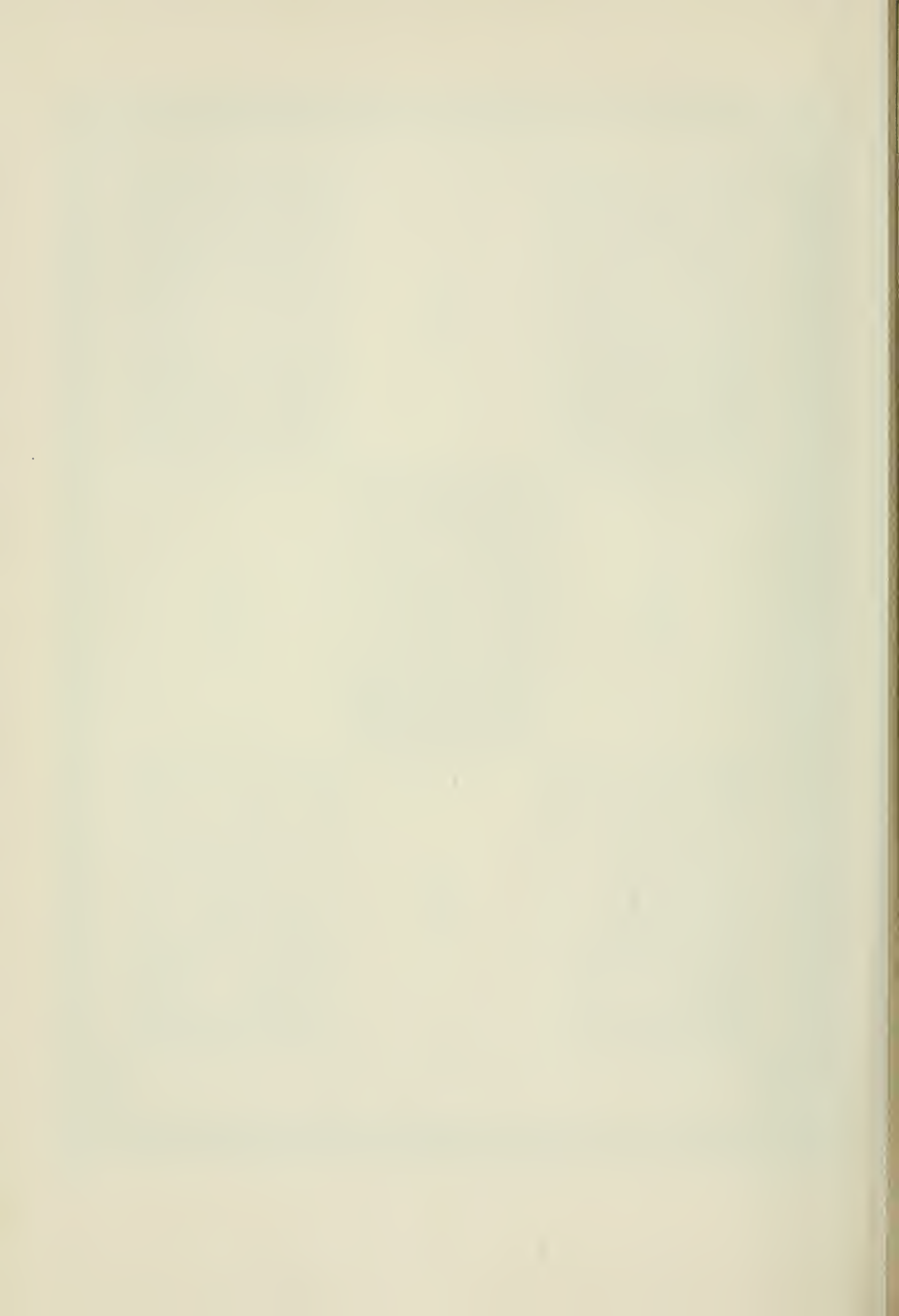
Und in der Tat wurde das Buch – neben dem Buche von Durège – das erste, das durch die anschauungsmäßige Art der Exposition die Riemannschen Ideen einem größeren Publikum zugänglich machte. Dabei enthielt das Werk in seiner ersten Auflage nur die Theorie der elliptischen und hyperelliptischen Integrale – um nur dasjenige zu geben, was wirklich in sich abgeschlossen war. Insofern die Theorie der allgemeinen Abelschen Integrale sich bei Riemann auf das Dirichletsche Prinzip stützt, das aber der erforderlichen Strenge entbehrte, unternahm es Neumann, diesem in einer kleineren, parallellaufenden Schrift „Das Dirichletsche Prinzip in seiner Anwendung auf die Riemannschen Flächen“ (1866) eine besondere Darstellung zu widmen. Erst die zweite Auflage der „Abelschen Integrale“, die 1884 erschien, umfaßte auch die Theorie der allgemeinen Abelschen Integrale und enthält namentlich das diesen Integralen zugehörige Abelsche Theorem und das denselben entsprechende Jacobische Umkehrungsproblem. Hierbei ist von dem Dirichletschen Prinzip in der Begründung vollständig abgesehen, indem die notwendigen Existenztheoreme durch die Methode

des arithmetischen Mittels unter Zuhilfenahme kombinatorischer Methoden abgeleitet werden, an deren Ausbildung Neumann selbst in der Zwischenzeit in hervorragender Weise mitgearbeitet hatte.

So war auch der zweite der obengenannten Autoren dem Verlag gewonnen und in deren Gefolge eine große Zahl weiterer jüngerer Kräfte. Es war die Zeit, in der um Clebsch und Neumann, insbesondere um den ersteren, sich eine Schar junger hochstrebender Mathematiker sammelte, die den Mitarbeiterstamm bilden sollte, mit dem drei Jahre später die von Clebsch und Neumann begründeten „Mathematischen Annalen" unter den günstigen Auspicien, die ihnen durch den Gang der allgemeinen Entwicklung innerhalb der Mathematik gestellt wurden, an die Öffentlichkeit traten. Zunächst erschien 1866 von Clebsch selber gemeinsam mit P. Gordan ein Werk, das gegenüber den bisher verlegten einen neuen Typus repräsentierte. Waren die früheren Werke in der Hauptsache Bücher, die dem Studierenden entweder als Lehrbücher oder als Einführung in moderne Zweige der Wissenschaft dienen sollten, so wurde hier ein Werk geboten, das direkt für das wissenschaftliche Publikum bestimmt war. Im Vergleich zu dem Neumannschen Buche behandelt es die „Theorie der Abelschen Funktionen" auf eine ganz andere und vollständige Weise. Unter Voranstellung des algebraischen Gesichtspunktes, mit den Hilfsmitteln der analytischen Geometrie und unter Zurückgehen auf Jacobische Methoden, suchte es die gesamten funktionentheoretischen Fragen Riemanns in neuer Weise an der algebraischen Kurve zur Ableitung zu bringen. Es wurde so einmal das Mißliche aller Betrachtungen von Funktionen im allgemeinen vermieden, anderseits aber ein direkter Übergang zu der Θ-Funktion, die bei Riemann nicht als notwendiges Glied in der Theorie naturgemäß eingeführt erscheint, ermöglicht. Im gleichen Jahre gab Carl Neumann in seinem „Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems" (2. A. 1893) eine elementare Darstellung der durch Gauß, Möbius und Bessel

begründeten Theorie und ließ 1867 seine „Theorie der Besselschen Funktionen" folgen, für deren Entwicklung er den Cauchyschen Satz als Ausgangspunkt wählte. Den gleichen Gegenstand behandelte 1868 Lommel in seinen „Studien über die Besselschen Funktionen" unter anderem Gesichtspunkt, indem er die von Neumann entwickelte Analogie der Besselschen Funktionen und Kugelfunktionen beiseite läßt und die Eigenschaften derselben direkt aus der Differentialgleichung gewinnt. Dabei sucht er durch Beifügung der Hansenschen Tafeln die Besselschen Funktionen auch für die numerischen Anwendungen zugänglicher zu machen. A. Mayer, der als Schüler Hesses in Heidelberg bereits an der endgültigen Redaktion von dessen Raumgeometrie mitgearbeitet hatte, gibt in seiner Habilitationsschrift „Beiträge zur Theorie der Maxima und Minima der einfachen Integrale" (1866) eine Ausdehnung der Jacobischen Kriterien auf den allgemeinen Fall bei einer unabhängigen Variabeln. Als Buch für sich steht M. Reiß' „Theorie der Determinanten" (1867), das der Verlag auf Kosten des Autors druckte und verlegte. In einen größeren Zusammenhang aber gehören die geometrischen Verlagswerke. Schon 1864 wurde Chr. Wieners „Monographie über Vielecke und Vielflache" verlegt, das insbesondere den Poinsotschen regulären Sternpolyedern gewidmet war. 1867 erschienen Sturms „Synthetische Untersuchungen über Flächen dritter Ordnung" und gleichzeitig Jakob Steiners „Vorlesungen über synthetische Geometrie" in zwei Teilen (bearbeitet von W. Schroeter und C. F. Geiser, 3. A. 1887 bzw. 1898). Und schließlich wird – angeregt durch Wüllner – auch die Beziehung zu J. Plücker geknüpft. „Ein größeres Werk über Geometrie, dem Inhalte nach durchaus neu und in gewissem Sinne das Resultat aller meiner Arbeiten auf diesem Gebiete, liegt dem Wesentlichen nach vollendet vor. Die allgemeinen Principien auf welche die Arbeit beruht, sind bereits in einer Abhandlung niedergelegt, welche in den Phil. Transactions der Roy. Society für 1865 unter dem Titel ‚On a new Geometry of Space' erschienen ist"


ALFRED CLEBSCH
H. GRASSMANN
SOPHUS LIE
B. RIEMANN
H. MINKOWSKI



schreibt Plücker an den Verlag (22. August 1867), und Clebsch, der wie in vielen anderen Fällen die Firma mit seinem Rat unterstützt, prophezeit ein Werk „von größter Bedeutung für die Wissenschaft und eine Zierde des Verlags" (3. September 1867). Plücker wollte bis Pfingsten 1868 gerne den Druck vollendet sehen, aber seine letzte Krankheit hinderte ihn, die Partien des Manuskripts rechtzeitig einzusenden. Nur ein Teil, der im wesentlichen die Linienkomplexe ersten Grades behandelt, war gedruckt, als Plücker am 22. Mai 1868 starb; er erschien besonders mit einem Vorwort von Clebsch „Neue Geometrie des Raumes, gegründet auf die Betrachtung der geraden Linie als Raumelement". Der zweite Teil folgte in der Bearbeitung von Felix Klein ein Jahr später. Das Datum des 27. Mai 1868 ist dasjenige, an dem dieser seinen ersten Brief, unterzeichnet „F. Klein, stud. math., früherer Assistent bei Plücker", im Namen der Plückerschen Erben an den Verlag richtete, womit eine Verbindung eingeleitet wurde, die seither fortgesetzt bestanden, und an die sich der Verlag – wie es in der zum sechzigsten Geburtstage Felix Kleins vom Verlag diesem überreichten Glückwunschadresse heißt – „stets nur mit Freude und aufrichtigem Stolz erinnern wird". So erscheint denn das Jahr 1868 für die Entwicklung von Teubners mathematischem Verlag nach mehr wie einer Seite bedeutungsvoll. Aber mögen auch vielfach äußere Gründe für seine weitere Ausgestaltung maßgebend gewesen sein, in letzter Linie lassen auch diese sich als in der allgemeinen Entwicklung liegend auffassen, auf die daher hier zunächst mit einigen Worten eingegangen sei.

Die zweite Phase dieser Entwicklung, in die wir mit dem Jahre 1868 eintreten, reicht etwa bis in den Anfang der neunziger Jahre. Sie bedeutet eine kontinuierliche Fortsetzung der in der vorhergehenden Periode sich geltend machenden Auffassung sowohl von dem Werte der einzelnen Disziplinen wie ihrer Stellung zueinander. Es ist die Zeit des allgemeinen Auf-

schwungs der reinen mathematischen Studien an den deutschen Universitäten, wie er besonders durch die Generation der aus den Schulen von Königsberg und Berlin hervorgegangenen Mathematiker in Unterricht und Forschung vertreten wurde. Aus der Königsberger Schule sind vor allem Hesse, Clebsch und Carl Neumann, die eine große Zahl junger Dozenten herangebildet hatten. Dabei standen im Mittelpunkt des mathematischen Interesses zunächst, besonders in den siebziger Jahren, projektive Geometrie und Invariantentheorie auf der einen Seite und auf der anderen Seite Funktionentheorie von Cauchy und Riemann. In der Folgezeit traten daneben unter Einwirkung von Weierstraß die Untersuchungen über die Grundlagen, insbesondere der Funktionentheorie reeller Variabler und der Infinitesimalrechnung, sowie veranlaßt durch die Veröffentlichung von Riemanns Habilitationsschrift über die „Hypothesen“, welche den Tatsachen der Geometrie zugrunde liegen (1867), Untersuchungen über die Grundlagen der Geometrie und im Zusammenhang damit diejenigen über nichteuklidische Geometrie. Dieses Interesse nach der reinen mathematischen Seite übertrug sich auch auf diejenigen Mathematiker, die sich in dieser Periode an den technischen Anstalten betätigten, welche sich in dieser Zeit allmählich in Technische Hochschulen umwandelten, und damit war naturgemäß je länger je mehr eine Abkehr von den Anwendungen verbunden, wie sie für die wissenschaftliche Ausgestaltung der Technik notwendig waren, die in dieser Zeit durch die Aufnahme neuer Disziplinen sich immer mehr erweiterte. Die Verbindung mit der Technik wurde wesentlich nur aufrecht erhalten durch graphische Statik, Kinematik und darstellende Geometrie. Ebenso war dies für die Schule die Zeit, in der die Anwendung der Mathematik vollständig aus der Schule verschwand, das Interesse richtete sich mehr auf didaktisch-methodische Gesichtspunkte, wobei versucht wurde, den traditionellen Lehrstoff durch Aufnahme neuer Elemente zu ergänzen; insbesondere neuere Geometrie

und analytische synthetische Geometrie der Kegelschnitte und in der Algebra die Theorie der Determinanten kennzeichnen vor allem in den siebziger und achtziger Jahren diese Versuche. In diese Zeit fallen ferner auch die ersten Versuche, einen engen Zusammenschluß der verschiedenen Fachgenossen zustande zu bringen. Für die Lehrer an den höheren Schulen war in dieser Hinsicht die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Hannover 1864 bedeutsam, auf der zum ersten Male eine besondere mathematisch-pädagogische Sektion eingerichtet wurde, deren erster Vorsitzender ein bekannter Realschulmann, Adolf Tellkampf, war. Die wissenschaftlich arbeitenden Mathematiker waren allerdings schon seit 1828 lose in der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte vereinigt, aber es machte sich immer mehr das Bedürfnis nach einem engeren Zusammenschluß geltend. Die erste Anregung dazu gab Clebsch auf der Naturforscherversammlung in Frankfurt 1867, der eine Abzweigung in eine besondere Gesellschaft als wünschenswert hinstellte. Pfingsten 1868 fand dann auch eine zwanglose Zusammenkunft von zwanzig deutschen Mathematikern an der Bergstraße statt, deren Teilnehmer sich zum größten Teil aus Mitgliedern des von Clebsch in Karlsruhe begründeten mathematischen Kränzchens zusammensetzten. Allerdings hatte diese Zusammenkunft zunächst nicht den gewünschten Erfolg, wenn auch noch nach Clebsch' Tode (1872) im April des Jahres 1878 in Göttingen eine neuerliche Zusammenkunft stattfand, an der auch die Berliner Mathematiker, bei denen der Wunsch nach einem Zusammenschluß in der Gründung des Jahresberichtes der Fortschritte der Mathematik in dem Jahre 1868 zum Ausdruck gekommen war, teilnahmen. Immerhin war ein ideeller Zusammenhang derjenigen Mathematiker geschaffen, die sich in ihrem Arbeitsgebiet insbesondere um Clebsch gruppierten. Auf der Zusammenkunft 1868 wurde zum ersten Male der Gedanke, wenn nicht einer neuen Zeitschrift, so doch einer Reorganisation einer der bestehenden mathematischen

Zeitschriften erwogen, um für die sich mehrende mathematische Produktion einen Mittelpunkt zu schaffen. Bezeichnend für die leitenden Ideen ist der im Faksimile beigegebene Brief Carl Neumanns an den Verlag und das von Clebsch im Einverständnis mit Neumann entworfene gleichfalls hier reproduzierte Programm, in dem vor allen Dingen betont wird, daß es auf eine eilige und sorgfältige Kritik der eingereichten Arbeiten ankäme. Carl Neumann war es auch, der Clebsch als den allein in Frage kommenden Redakteur bezeichnete. Der Verlag griff diesen Gedanken sofort auf, und nach erneuten Verhandlungen mit Clebsch wurde die Gründung der „Mathematischen Annalen“ beschlossen, deren erstes Heft unter der Redaktion von Clebsch und Carl Neumann am 22. Dezember 1868 erschien. Zwar traf sie bald durch den jähen Tod von Clebsch (1872) ein harter Schlag. Neumann übernahm jetzt allein die Redaktion, aber bald, nämlich 1876, traten dann F. Klein und A. Mayer in die Redaktion ein. Zugleich wurden damit die Annalen auf eine breitere Basis gestellt, zumal jetzt neben projektiver Geometrie und Invariantentheorie insbesondere die Funktionentheorie im Sinne Riemanns zur Geltung kam und in den achtziger Jahren Zahlentheorie und dasjenige, was man neuerdings Präzisionsmathematik nennt, folgte. Für das Gedeihen der Annalen ist, wie Klein in dem Vorwort zu dem Generalregister zu den ersten bis 1898 erschienenen 50 Bänden sagte, „jedenfalls ein Grundsatz maßgebend gewesen, an welchem die Redaktion von Anfang an mit Bewußtsein festgehalten hat: der Grundsatz, an keiner einzelnen Richtung innerhalb der mathematischen Wissenschaften einseitig festzuhalten, sondern allen Leistungen, welche neu und bedeutend scheinen, des Inlandes wie des Auslandes, ganz besonders aber hervorragenden Publikationen jüngerer Fachgenossen bereitwillig die Spalten zu öffnen“. In den späteren Jahren, entsprechend des sich immer mehr ausbreitenden Wirkungskreises der Annalen, traten 1888 W. v. Dyck, 1897 D. Hilbert und 1906 O. Blumenthal in die

und ergebenst
Neumann. Prof.

Nachschrift. Da ich mich der Hoffnung hingebe, dass durch Ihren Beistand das Unternehmen in baldiger Zeit zu Stande kommen wird, und da ich andererseits von Ihnen selber ersehen habe, dass Ihnen der Verlag _kleiner_ Schriften wenig erwünscht ist, so bitte ich einstweilen auf meine Schrift über „Weber's Gesetz" nicht weiter zu rechnen, ebensowenig auf die dazu gehörige Notiz. Ich beabsichtige nämlich diese Untersuchung (deren Priorität auf anderem Wege bereits gesichert ist) Ihrem _Journale_ zu übergeben. N.

Tübingen. 10. Juni. 1868.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, mich an Sie in einer Angelegenheit zu wenden, welche für die Mathematische Literatur und überhaupt für die Math. Wissenschaft von größter Wichtigkeit ist.

Es giebt gegenwärtig in Deutschland eigentlich nur *zwei* Math. Journale, nämlich das Crelle = Borchardt'sche in Berlin, und das in Ihrem Verlag erscheinende Schlömilch'sche. Denn das Grunert'sche in Greifswald ist seines [struck through] Inhalts und seiner geringen Verbreitung wegen kaum noch mitzurechnen.

Diese Journale nun entsprechen *nicht* mehr den vorhandenen Bedürfnissen. Im Interesse der Wissenschaft ist es, falls man nicht etwa ein neues Journal begründen will, unumgänglich nothwendig, daß jene schon vorhandenen Journale (oder wenigstens *eines* derselben) einer gewissen Reform unterworfen werden. Eine solche Reform müßte dahin gehen, daß die Redaction des Journals in Bezug auf die ihr übersandten Artikel eine *sorgfältige* und gleichzeitig auch eine *schnelle* Kritik übt; sie müßte nämlich hinarbeiten auf die Erfüllung folgender Bedingungen:

1. Inhaltslose oder in der Form der Darstellung weitläufige Artikel sind zu excludiren. Dazu bedarf es einer *sorgfältigen* Kritik von Seiten der Redaction.

2. Artikel, welche tüchtig sind in Bezug auf Inhalt und Form, sollen *binnen möglichst kurzer Zeit* nach ihrer Einsendung zur Publication gelangen. Dazu bedarf es einer *schnellen* Kritik von Seiten der Redaction.

3). Die Anzahl der jährlich zu edirenden Hefte muss unbestimmt und ungeregelt bleiben; sie muss bald anschwellen bald abnehmen, je nachdem die Anzahl der aufzunehmenden Artikel eine grössere oder geringere ist. Sie darf aber nimmermehr constant zu erhalten gesucht werden dadurch, dass man im Jahre des Mangels unbrauchbare Artikel als Ballast hinzuzieht, oder dadurch, dass man im Jahre des Ueberflusses tüchtige Artikel ausschliesst, resp. zurückstellt.

Versuche zu einer derartigen Reform stossen bei dem Crelle=Borchardt'schen Journal auf nicht zu beseitigende Schwierigkeiten. Es fragt sich aber, ob eine solche Reform nicht vielleicht ausführbar wäre bei dem von Ihnen verlegten Schlömilch'schen Journal.

Sie würden sich, hochgeehrter Herr, ein grosses und bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wenn Sie dieser Angelegenheit Ihr Interesse zuwenden, und diejenigen Schritte unternehmen wollten, welche nothwendig sind, um eine solche Reform in Fluss zu bringen. Und Sie würden (kann ich hinzufügen) solches mit glänzendem Erfolg zu thun im Stande sein. Denn Sie würden für die Redaction des Journals einen der hervorragendsten Mathematiker unserer Zeit zu gewinnen im Stande sein, einen Mann, dessen Name allein schon Bürge wäre für das Gelingen des Unternehmens, einen Mann, durch dessen Talent und Energie das Journal wahrscheinlich binnen kurzer Zeit alle übrigen Math. Zeitschriften Europas überflügeln würde in Bezug auf Reichhaltigkeit, Eleganz und Verbreitung.

Schwag. von Prof. Clebsch in Giessen. Dieser nämlich würde, falls eine Aufforderung an ihn ergehen sollte, gern geneigt sein, an der Redaction des von Ihnen verlegten Journals sich zu betheiligen. Ich habe nämlich, da mir diese Sache schon lange am Herzen liegen, vor vier Tagen eine persönliche Zusammenkunft mit Clebsch benutzt, um mit ihm über diese Angelegenheiten zu sprechen. Er erklärte sich mit meinen Ansichten über die Nothwendigkeit einer Reform völlig einverstanden, und gab auf mein Befragen und zu meiner grossen Freude auch sofort seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sich an der Redaction des Journals betheiligen zu wollen.

Daß es Prof. Schlömilch und den übrigen Redacteuren des Journals unangenehm sein sollte, Clebsch als Mitredacteur anzunehmen, ist wohl nicht gut denkbar; um so weniger, als Prof. Schlömilch mit Clebsch persönlich befreundet ist. Es wird ja also schon kaum irgend Etwas, was diesem für die Math. Wissenschaft so überaus wichtigen Unternehmen hindernd im Wege stände.

Ich kann Sie nicht dringend genug bitten, diesem Unternehmen Ihren mächtigen Beistand zuzuwenden, und diejenigen Schritte thun zu wollen, welche nothwendig sind, um Clebsch in die Redaction des Journals hineinzuziehen. Sie würden sich den lebhaften Dank aller Mathematiker dadurch erwerben. Mancher ist gegenwärtig unwillig über die mangelhafte, langsame und schleppende Art, in welcher die den genannten beiden Journalen übersandten Artikel zur Publication gelangen. Manche schätzbare Arbeit wird unter dem Einfluß dieses Unwillens von

ihren Verfasser zurückgehalten, oder nur in unvollständigem
Abriß publicirt, oder wohl auch auf anderem Wege (als
selbstständige Schrift) zur Publication gebracht. Von dem
Augenblick an, wo Clebsch' Name auf dem Titel Ihres
Journals steht, werden die Schleusen geöffnet sein, welche der
drängenden Fluth bis jetzt sich entgegenstellen. Von dem
Augenblick an, wo durch Clebsch Name Bürgschaft dafür
gegeben ist, daß die eingesandten Arbeiten, jenachdem sie
tüchtig oder untüchtig sind, entweder sofort publicirt oder
sofort zurückgeschickt werden, — von diesem Augenblick an
werden von allen Seiten her schätzbare und ausgezeichnete
Artikel Ihrem Journale zufließen, vielleicht in Monaten
ebenso viele, als sonst in Jahren.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenst
Neumann. Prof.

Nachschrift. Da ich mich der Hoffnung hingebe, daß durch
Ihren Beistand das Unternehmen in baldiger Zeit zu Stande
kommen wird, und da ich andererseits von Ihnen selber ersehen
habe, daß Ihnen der Verlag kleiner Schriften wenig
erwünscht ist, so bitte ich einstweilen auf meine Schrift
über „Weber's Gesetz" nicht weiter zu rechnen, ebensowenig
auf die dazu gehörige Notiz. Ich beabsichtige nämlich diese
Untersuchung (deren Priorität auf anderem Wege bereits
gesichert ist) Ihrem Journale zu übergeben. N.

ihrem Verfasser zurückgehalten, oder nur in unvollständigem
Abriss publicirt, oder wohl auch noch anderen Wege (als
selbständige Schrift) zur Publication gebracht. Von dem
Augenblick an, wo Clebsch' Name auf dem Titel Ihres
Journals steht, werden die Schleusen geöffnet sein, welche der
drängenden Fluth bis jetzt sich entgegenstellten. Von dem
Augenblick an, wo durch Clebsch Name Bürgschaft dafür
gegeben ist, dass die eingesendeten Arbeiten, jenachdem sie
tüchtig oder untüchtig sind, entweder _sofort_ publicirt oder
sofort zurückgeschickt werden, — von diesem Augenblick an
werden von allen Seiten her schätzbare und ausgezeichnete
Artikel Ihrem Journale zufliessen, vielleicht in Monaten
ebenso viele, als sonst in Jahren.

Hochachtungsvoll

Redaktion ein. Daneben wirkten oder wirken als Mitredakteure Gordan, Noether, Von der Mühll und H. Weber. Die Gründung der Annalen hatte naturgemäß ein Zurückgehen der Bedeutung der Schlömilchschen Zeitschrift auf wissenschaftlichem Gebiete zur Folge.

Wenige Jahre nach Gründung der Annalen erfolgte auch durch J. C. V. Hoffmann die Gründung der „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht", die die Interessen der in der Mathematischen Sektion der Philologenversammlung und der allgemeinen Lehrerversammlung vereinigten mathematischen Lehrer vertrat und ihrem Namen entsprechend das Bestreben hatte, auf die Ausbildung des mathematischen Unterrichts der Schule einzuwirken. Die Hoffmannsche Zeitschrift wurde das Organ für Methodik, Bildungsgehalt und Organisation der exakten Fächer an Gymnasien, Realschulen, Lehrerseminaren und gehobenen Bürgerschulen. Hoffmann verstand es in dreißigjähriger Redaktion, als Mitarbeiter hervorragende Schulmänner zu gewinnen und so die Zeitschrift zum Sammelpunkt der gesamten Interessen der Schulmathematiker auszugestalten. Nach dem Rücktritt Hoffmanns im Jahre 1903 übernahm die Redaktion H. Schotten, der die Zeitschrift ihrem ursprünglichen Programm gemäß weiterführte, das neuerdings vom 40. Bande ab durch Aufnahme einer von W. Lietzmann redigierten Abteilung „Zur Reformbewegung auf dem Gebiete des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts" eine Erweiterung erfahren hat.

Gerade so wie seinerzeit durch die Gründung der Schlömilchschen Zeitschrift dem Verlag zahlreiche und gerade seine hervorragendsten Mitarbeiter zugeführt wurden, entstammen auch aus den Mitarbeitern an den „Mathematischen Annalen" und der Hoffmannschen Zeitschrift sowohl auf dem Gebiete der wissenschaftlichen wie der Schulmathematik seine namhaftesten Autoren. Dagegen vermochte der Verlag mit der eigentlichen Technik in dieser Zeit keine neuen Anknüpfungspunkte zu gewinnen.

Aus der großen Zahl der in jenem Zeitraume erschienenen Bücher, mit denen der Verlag bemüht war, den allseitigen Wünschen nach Spezialwerken über neu angebaute Theorien, nach orientierenden Übersichten über rasch sich entwickelnde Disziplinen, nach Lehr- und Handbüchern zur bequemen Einführung in die verschiedenen Zweigdisziplinen und zuletzt nach guten Schulbüchern zu entsprechen, können im folgenden nur einige der wichtigeren hervorgehoben werden.

Auf eine Anregung von Hesse geht die Übersetzung Wertheims von Serrets Handbuch der höheren Algebra zurück (1. A. 1868, 2. A. 1878 und vom zweiten Bande 3. A. 1879). Daneben erscheint 1882 Nettos Substitutionentheorie und ihre Anwendung auf die Algebra und 1896–99 die umfassenden Vorlesungen über Algebra, die den Gegenstand unter eigenartigen und neuen Gesichtspunkten betrachten. Als Lehrbucheinführung für Studenten verdienen Bauers Vorlesungen über Algebra (1903, 2. A. 1910) Erwähnung. Daran schließt sich als neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiete Bôcher, Einführung in die höhere Algebra, mit einem Geleitwort Studys an (1910), das vor allem das zur allgemeinen Ausbildung des Mathematikers nötige Wissen enthält, und zwar in einer Weise, von der Study sagt: „Wer lernen will, klar und einfach zu schreiben, ohne platt zu werden, systematisch und gründlich zu sein ohne Trockenheit, der wird es, wenn überhaupt, hier lernen können.“ Kroneckers Vorlesungen über Allgemeine Arithmetik 1901ff. (von Hensel als zweiter Teil der von der Preußischen Akademie herausgegebenen Gesammelten Vorlesungen über Mathematik) umfassen in gleichem Maße die Theorie der algebraischen Gleichungen, die Determinantentheorie und die Zahlentheorie.

Die Arithmetik erhält im Verlage eine erste Bearbeitung durch E. Schröder, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für Lehrer und Studierende (1873), das auf vier Bände berechnet war, und im wesentlichen auf diejenigen Anregungen zurückgeht, die Schröder als Schüler von Hesse in Heidelberg erfahren hatte. Den

gleichen Ursprung hat W. F. Schülers Arithmetik und Algebra, Teil I, 1873, während Hesse selbst nur die „Vier Spezies" 1872 – wie er selbst in einem Briefe sagt – „als kleinen wissenschaftlichen Roman" publizierte. Statt der Fortsetzung seines Lehrbuches veröffentlichte Schröder entsprechend der Wahl seines besonderen Arbeitsgebietes 1877 den „Operationskreis des Logikkalkuls", der eine Vorarbeit war für seine umfassenden „Vorlesungen über Algebra der Logik (drei Bände, 1890 ff.), das erst nach seinem Tode auf Grund der hinterlassenen Aufzeichnungen von E. Müller in Konstanz abgeschlossen wurde. Ein Kapitel der Zahlentheorie behandelt Bachmanns Lehre von der Kreisteilung und ihre Beziehungen zur Zahlentheorie (1872). In der Folge wurde das Werk als dritter Teil seiner auf sechs Bände berechneten Gesamtdarstellung dieser Wissenschaft in ihren Hauptteilen 1892 ff. aufgenommen. Es umfaßt außer der Lehre der Kreisteilung die Elemente der Zahlentheorie, die analytische Zahlentheorie, die Arithmetik der quadratischen Formen und die allgemeine Theorie der Zahlen. Als Supplement hierzu kam die niedere Zahlentheorie in zwei Teilen 1902 und 1910 heraus.

Von neuen Gesichtspunkten sind Minkowskis weitgreifende Arbeiten „Geometrie der Zahlen" (1896–1910) und „Diophantische Approximationen" (1907) getragen, die auf dem Wege über Theoreme über allgemeine komplexe Flächen ein neues Band zwischen der Analysis des Unendlichen und der Zahlentheorie knüpfen, und von denen das letztere Buch namentlich als Einführung in die Theorie der algebraischen Zahlkörper dient. Den gleichen Zweck verfolgen, in Anlehnung an die Arbeiten von Hurwitz, Hilbert und besonders von Minkowski, Sommers 1907 erschienene „Vorlesungen über Zahlentheorie". Dem speziellen Problem, die Lehre von den Primzahlen zu vertiefen, ist Landaus „Handbuch der Lehre von der Verteilung der Primzahlen", in zwei Bänden 1909, gewidmet.

Eine erste abschließende Darstellung der Invariantentheorie unter Beschränkung auf binäre Formen gibt Clebsch in seiner

„Theorie der binären algebraischen Formen“ (1871), in der neben den algebraischen Untersuchungen auch die geometrische Interpretation, die zugleich die Grundlage der projektiven Geometrie liefert, ihre Behandlung findet. Als „Einleitung in die Theorie der binären Formen“ ist Faà di Brunos gleichnamiges Werk (1881) zu nennen und abschließend das umfassende Werk von Gordan und Kerschensteiner „Vorlesungen über Invariantentheorie“ (1885 ff.). Ganz neue Gesichtspunkte bringen Studys „Methoden zur Theorie der ternären Formen“ (1889). Es wird dort insbesondere der Zusammenhang der linearen Transformationen in der von Lie begründeten Theorie der Transformationsgruppen behandelt. Das Gebiet der Kombinatorik und der Determinantentheorie repräsentieren die Werke von Netto „Lehrbuch der Kombinatorik“ (1901), Pascal „Die Determinanten“ (1900), deutsch von Leitzmann und Muth, „Theorie und Anwendung der Elementarteiler“ (1899).

Entsprechend dem besonderen Interesse, das neben der Invariantentheorie der Funktionentheorie im Sinne Riemanns und weiterhin der Theorie der Differentialgleichungen komplexer Variabler zugewandt wurde, brachte der Verlag eine große Reihe von Werken über diese Gebiete heraus. Schon 1868 erscheint Koenigsberger „Die Transformation, die Multiplikation und die Modulargleichungen der elliptischen Funktionen“. In den siebziger Jahren folgten dann als Lehrbuch seine Vorlesungen über die Theorie der elliptischen Funktionen (1874), bei denen die Darstellung so gewählt ist, daß auch Studierende, die nur mit den Elementen der höheren Analysis vertraut sind, das Buch benutzen können. Das Jahr 1878 bringt dann die Vorlesungen über die Theorie der hyperelliptischen Integrale. Als eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit der Funktionentheorie folgte 1879, veranlaßt durch das 50jährige Jubiläum, das die „Fundamenta nova functionum ellipticarum“ von Jacobi in diesem Jahre feierten, eine kleine „Geschichte der Theorie der elliptischen Transzendenten“ in den Jahren 1826–29. Seine

P. P.

Bei dem stets wachsenden Umfange der mathematischen Disciplinen und bei der regen Production, welche dieselben seit Jahrzehnten in Deutschland hervorgerufen haben, ist schon seit längerer Zeit die Gründung eines neuen mathematischen Journals von rein wissenschaftlicher Haltung vielseitig nicht nur als wünschenswerth, sondern selbst für nothwendig zur Erfüllung eines dringenden Bedürfnisses erhalten. In Uebereinstimmung mit dieser Ansicht haben sich die beiden Unterzeichneten bestimmt, die Redaction einer solchen Zeitschrift zu übernehmen, welche unter dem Titel

Mathematische Annalen

in zwanglosen Heften erscheinen soll. Dieselbe wird allen Originalarbeiten rein wissenschaftlichen Inhalts geöffnet sein, welche für das Gebiet der Mathematik selber oder für ihre wissenschaftlichen Anwendungen in irgend einer Weise förderlich sind. Dagegen ist die Absicht der Herausgeber weder auf Abfassung literarischer Berichte, noch auf Recensionen, um so weniger als dieselben in einer in dem gleichen Verlage erscheinenden

Zeitschrift bereits in ausgezeichneter Weise v…
treten wird. Andererseits glauben die Unter…
zeichneten allerdings den Bedürfnissen des
Publicums in so weit Rechnung tragen zu so…
als sie denselben wünscht und nicht, die ihnen
übersandten Aufsätze [illegible] (durch geeignete
Citate ~~oder~~ auch wohl durch kurze einleitende Worte)
allgemeinerem Verständniss möglichst na…
gebracht zu sehen.

Da (Verlagshandlung ~~und~~ Redaction) vor
Allem die Dienste im Auge haben, welche sie
der Wissenschaft zu leisten bestrebt sind, ~~sich gegen die Ver~~
~~pflichtung fühlen~~, so wird es sowohl im In…
esse der Autoren, als im Interesse des Publ…
cums, ganz vorzugsweise ihre Sorge s…
alle ihnen etwa anzuvertrauenden Arbeit…
möglichst schnell zum Druck zu beförde…
Um eine schnellere Publication zu ermö…
lichen, wird daher auch von einem bestim…
Maass für die Grösse eines Heftes Um…
gang genommen; dagegen soll jeder Ban…
etwa die Stärke von 40 Bogen Octav erhalt…
Die Verlagshandlung ist bereit, die Druck
bogen mit Rthlr 6. zu honoriren; jedem
Autor werden ausserdem 25 Freiexem
plare seiner Arbeiten zur Disposition
gestellt werden.

Indem wir uns erlauben Ihre Auf-

Aufmerksamkeit auf die Mathematischen Annalen zu lenken, sprechen wir die vertrauensvolle Bitte aus, uns mit Beiträgen für dieselben gütigst beehren zu wollen, und die Versicherung, dass alles was von Ihnen kommt, oder was Sie in Ihrem Kreise für als Beiträge für unser Journal gewinnen, mit der gebührendsten Berücksichtigung behandelt werden soll. Frankirte Beiträge und Zusendungen nehmen die Verlagshandlung und die unterzeichneten Redacteure entgegen.

Genehmigen Sie den Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher wir unser Unternehmen Ihnen ans Herz zu legen wagen.

September 1868.

~~Die Verlagshandlung B. G. Teubner in Leipzig~~

Dr. A. Clebsch
Prof. a. d. Univ. Göttingen

Dr. C. Neumann
Prof. a. d. Univ. Leipzig

B. G. Teubner in Leipzig,
als Verleger

mehrfachen Untersuchungen zur Theorie der Differentialgleichungen faßte Koenigsberger 1882 in seinen „Allgemeinen Untersuchungen aus der Theorie der Differentialgleichungen" zusammen, denen er 1889 das „Lehrbuch der Theorie der Differentialgleichungen mit einer unabhängigen Variabeln" anschloß.

Bei diesem gesteigerten Interesse, das die Funktionentheorie erhielt, mußte natürlich der Wunsch entstehen, daß vor allem auch Riemanns eigene Arbeiten, die zum Teil nur erst durch seine Vorlesungen bei seinen unmittelbaren Schülern bekannt waren, einem größeren Publikum zugänglich gemacht wurden. In der Tat erwog Clebsch schon 1872 mit Dedekind zusammen die Herausgabe der gesamten mathematischen Werke Riemanns. Auch hier verschob der Tod von Clebsch die Ausführung, so daß erst im Jahre 1876 Dedekind zusammen mit Heinrich Weber die Veröffentlichung besorgte (2. A. 1892). „Nachträge" hierzu, insbesondere aus dem Gebiete der Theorie der Abelschen Funktionen und der linearen Differentialgleichungen gaben 1902 M. Noether und W. Wirtinger heraus. Ein Bruchstück aus den Vorlesungen, die Riemann über elliptische und Abelsche Funktionen zuerst 1855/56, dann 1861/62 gehalten hat, bearbeitete H. Stahl 1899 als „Vorlesungen über elliptische Funktionen". An der Riemannschen Funktionentheorie sind auch die ersten zusammenfassenden Werke, welche F. Klein in dem Verlage erscheinen ließ, orientiert. Im Jahre 1881 bot er dem Verlage als Ergänzung der gewöhnlichen Darstellung eine kleine Monographie „Über Riemanns Theorie der algebraischen Funktionen und ihre Integrale" an, die eine Darstellung der Theorie auf anschauungsmäßiger geometrisch-physikalischer Grundlage gibt, indem sie zu zeigen sucht, daß Riemanns Theorie der algebraischen Funktionen und ihre Integrale nichts anderes ist als eine mathematische Formulierung derjenigen Anschauungen und Tatsachen, welche die physikalische Betrachtung der Lehre von stationären Strömungen der Wärme oder Elek-

trizität zutage fördert, sofern man sie auf den Fall beliebig zusammenhängender geschlossener Flächen überträgt. Es war zugleich eine Vorarbeit für Kleins sämtliche weiteren funktionentheoretischen Publikationen. Die früheste dieser Publikationen waren die Vorlesungen über das Ikosaeder und die Auflösung der Gleichungen vom fünften Grade (1884). Sie bildeten den ersten Teil einer umfassenden Theorie der automorphen Funktionen einer Veränderlichen, in welchem die algebraischen Fälle dieser Funktionen durch funktionentheoretische Erfassung der geometrischen Theorie der regulären Körper in einfacher Weise zur Erledigung gebracht werden. Die Auflösung der Gleichungen fünften Grades ergibt sich als eine bloße Anwendung, wobei die alten, ursprünglich schwer zugänglichen Arbeiten von Hermite, Kronecker und Brioschi über diesen Gegenstand als ebenso viele Schritte auf die damals noch unbekannte Ikosaedertheorie hin in ihrem inneren Zusammenhange verständlich werden. Den ihn bei diesen Publikationen leitenden Gesichtspunkt drückt F. Klein in einem Briefe an den Verlag vom 24. August 1883 in folgenden Worten aus: „Lassen Sie mich ferner die allgemeine Absicht angeben, von der aus ich diese Bearbeitung unternehme. Daß es mit den abgerissenen Monographien in den Zeitschriften nicht genug sei, daß es gelte dieselben, sobald sie ein größeres Gebiet zum Abschluß geführt haben, in zusammenhängender Darstellung zusammenzufassen, ist seit langem mein Grundsatz."

Den ersten wichtigen Spezialfall der transzendenten automorphen Funktionen behandeln die 1890–92 unter Mitwirkung von Fricke herausgegebenen „Vorlesungen über elliptische Modulfunktionen", während die „Allgemeine Theorie der automorphen Funktionen" in den noch nicht abgeschlossenen Vorlesungen 1897ff. zur Behandlung gelangen. Nach der anderen Seite schließen sich an Riemann die Untersuchungen seines Schülers Prym an und in weiterer Folge diejenigen von Krazer und Rost. Von Prym erschienen 1882 die „Untersuchungen

über die Riemannsche Thetaformel und die Riemannsche Charakteristikentheorie", an die sich Krazer in seiner „Theorie der zweifach unendlichen Thetareihen" 1882 anschließt. Gemeinsam bearbeiten dann Krazer und Prym die „Neuen Grundlagen einer Theorie der allgemeinen Thetafunktionen" (1892). Das ganze Gebiet umfaßt Krazers „Lehrbuch der Thetafunktionen" (1903). Durch eine Preisaufgabe der Benecke-Stiftung in Göttingen wurden Wirtingers „Untersuchungen über Thetafunktionen" 1895 veranlaßt. Ebenfalls an die Eigenschaften der Thetafunktionen knüpft Schottky in seinem „Abriß einer Theorie der Abelschen Funktionen von drei Variabeln" im Jahre 1880 an. Stahl endlich gibt in seiner „Theorie der Abelschen Funktionen" (1896) eine lehrbuchmäßige Bearbeitung dieses Gebietes.

Die Theorie der linearen Differentialgleichungen – bereits von Riemann in seinen Vorlesungen weit fortgeführt – erhielt in dem „Handbuch der Theorie der linearen Differentialgleichungen" von Schlesinger (1895–98) eine zusammenfassende Darstellung, zu deren Ergänzung die „Vorlesungen über die Theorie der linearen Differentialgleichungen" (1908) des gleichen Autors erschienen, die auch zugleich als Einführung in diesen wichtigen Zweig bestimmt sind. Einen zusammenfassenden „Bericht über die Entwicklung der Theorie der linearen Differentialgleichungen seit 1865" erstattete Schlesinger 1909 der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, der in den Beiheften des Organs dieser Gesellschaft zum Abdruck gelangte. Als bequemes und erstes Lehrbuch bleibe Heffters „Einleitung in die Theorie der linearen Differentialgleichungen" (1894) nicht unerwähnt. Schließlich kann man in diesem an Riemann orientierten Zusammenhange auch die Publikationen C. Neumanns und Harnacks zur Potentialtheorie nennen, insbesondere des ersteren „Untersuchungen über das logarithmische und Newtonsche Potential" (1877) und über die „Methode des arithmetischen Mittels" (1887–88) und des letzteren „Grundlagen der Theorie des logarithmischen Potentials" (1887). Sie haben, zunächst aus der Absicht heraus entstan-

den, das Dirichletsche Prinzip durch strengere Schlußweisen zu ersetzen, darüber hinaus in neuerer Zeit in Anlehnung an die Probleme der mathematischen Physik zu der Ausbildung der Theorie der allgemeinen Randwertaufgaben geführt, zu der in dem Buche von Pockels „Über die partielle Differentialgleichung $\Delta u + k^2 u = 0$“, (mit einem Vorwort von F. Klein, 1891) durch eine zusammenhängende Darstellung eines der wichtigsten Spezialfälle ein erster Beitrag geliefert wurde.

Im Anschluß an die seit den achtziger Jahren durch Weierstraß angeregten „Untersuchungen über die Grundlagen insbesondere der Funktionentheorie reeller Variabler“ und damit der Fundierung der höheren Analysis überhaupt, tritt der Verlag mit Werken hervor, die die Weierstraßsche Kritik und Strenge in der Darstellung zur Geltung bringen. Bereits 1881 bringt der Verlag in dieser Richtung Harnacks „Elemente der Differential- und Integralrechnung“, 1882 folgt Paschs „Einleitung in die Differential- und Integralrechnung“ und dann etwas später Stolz' „Allgemeine Arithmetik“ (1885–86), deren Hauptabschnitte in teilweiser Neubearbeitung von Stolz und Gmeiner unter dem Titel „Theoretische Arithmetik“ (1902) und „Einleitung in die Funktionentheorie“ (1905) erschienen sind. Von gleicher Gründlichkeit und Strenge zeugen auch Stolz' „Grundzüge der Differential- und Integralrechnung“ (1893–99) und Genocchis „Differential- und Integralrechnung“, deutsch von Bohlmann (1899). Die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen funktionentheoretischer Natur, die an Weierstraß anknüpfen, finden in der „Theorie der eindeutigen analytischen Funktionen“ (1906) von Vivanti, deutsche Umarbeitung von Gutzmer, eine zusammenhängende Darstellung.

Die Theorie der analytischen Funktionen im Sinne von Weierstraß waren 1887 zum ersten Male von Biermann in seinem gleichnamigen Werke unter Zugrundelegung der Weierstraßschen Vorlesungen an der Berliner Universität einem größeren Publikum erschlossen worden. Als modernes Buch, das


ELW. CHRISTOFFEL
L. KRONECKER
ADOLPH MAYER
OTTO STOLZ
JACOB LÜROTH



gleichmäßig dem Weierstraßschen und dem Riemannschen Standpunkte Rechnung trägt, ist Osgoods „Lehrbuch der Funktionentheorie“ in zwei Bänden, erster Band 1907, zu nennen. Dinis „Theorie der Funktionen einer veränderlichen reellen Größe“, deutsch von Lüroth und Schepp (1892), orientiert noch immer zuverlässig jeden, der in die Ergebnisse der modernen Forschung über die Grundlagen der Funktionentheorie reeller Variabler eingeführt werden will. Als allgemeines Lehrbuch der höheren Analysis, das die nötige Strenge mit der pädagogischen Forderung einer zweckentsprechenden und für ein erstes Studium auch stofflich ausreichenden Darstellung in glücklicher Weise verbindet, hat sich nunmehr Serrets „Lehrbuch der Differentialrechnung und Integralrechnung“, in deutscher Übertragung zuerst 1884–85 von Harnack bearbeitet, jetzt in vollständig neuer (dritter) Auflage von Scheffers herausgegeben, entwickelt. Neben ihm stehen andere einführende Bücher, die besonderen Bedürfnissen angepaßt erscheinen. Biermanns „Elemente der höheren Mathematik“ (1895), Cesàros „Elementares Lehrbuch der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung“, deutsch von G. Kowalewski (1904), Czubers „Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung“, zwei Bände (1. A. 1899, 2. A. 1906), Burkhardts „Vorlesungen über die Elemente der Differential- und Integralrechnung und ihre Anwendung zur Beschreibung von Naturerscheinungen“, Kowalewskis „Grundzüge der Differential- und Integralrechnung“ (1909), Dziobeks „Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung“ (1910), dem sich als umfassendes Lehrbuch Goursats „Lehrbuch der Analysis“ in zwei Bänden, von dem eine durch Kowalewski und Schwarz besorgte deutsche Ausgabe sich in Vorbereitung befindet, anschließen wird. Die speziellen Funktionen, denen schon in den sechziger Jahren die Werke von C. Neumann und Lommel gewidmet waren, erhielten eine weitere Vertiefung in Franz Neumanns „Beiträgen zur Theorie der Kugelfunktionen“ (1878) und „Vorlesungen über die Theorie

des Potentials und der Kugelfunktionen“ (1887), ferner durch Carl Neumanns „Über die nach Kreis-, Kugel- und Zylinderfunktionen fortschreitenden Entwicklungen (1881). Umfassende Handbücher sind Nielsens „Theorie der Zylinderfunktionen (1904), „Theorie der Gammafunktionen“ (1906) und „Theorie des Integrallogarithmus und verwandter Transzendenten“ (1906). Eine historische Gesamtdarstellung bietet Burkhardts „Bericht über die Entwicklungen nach oszillierenden Funktionen“ (1901–08).

Über die Theorie bestimmter Integrale erschien bereits 1871 ein Werk von G. F. Meyer, das sich insbesondere auf die Vorlesungen von Dirichlet im Sommer 1858 stützt und eine vollständige Wiedergabe der unvergleichlich schönen, strengen und doch so einfachen Dirichletschen Behandlungsweise gibt, wobei auch die Vorlesungen Dirichlets über partielle Differentialgleichungen und über die Kräfte, welche im umgekehrten Verhältnis des Quadrates der Entfernung wirken, einer sorgfältigen Berücksichtigung unterzogen wurden. Auch die Vorlesungen Dirichlets selbst über den letztgenannten Gegenstand erschienen 1876 von F. Grube herausgegeben (2. A. 1887) im Verlage. Über Variationsrechnung trat der Verlag erst verhältnismäßig spät, nämlich 1899 mit selbständigen Werken, und zwar zuerst mit Pascals „Variationsrechnung“, deutsch von Schepp, hervor, brachte aber dann 1909 durch die Veröffentlichung der „Vorlesungen über Variationsrechnung“ von Bolza eine umfassende Darstellung des ganzen Gebietes.

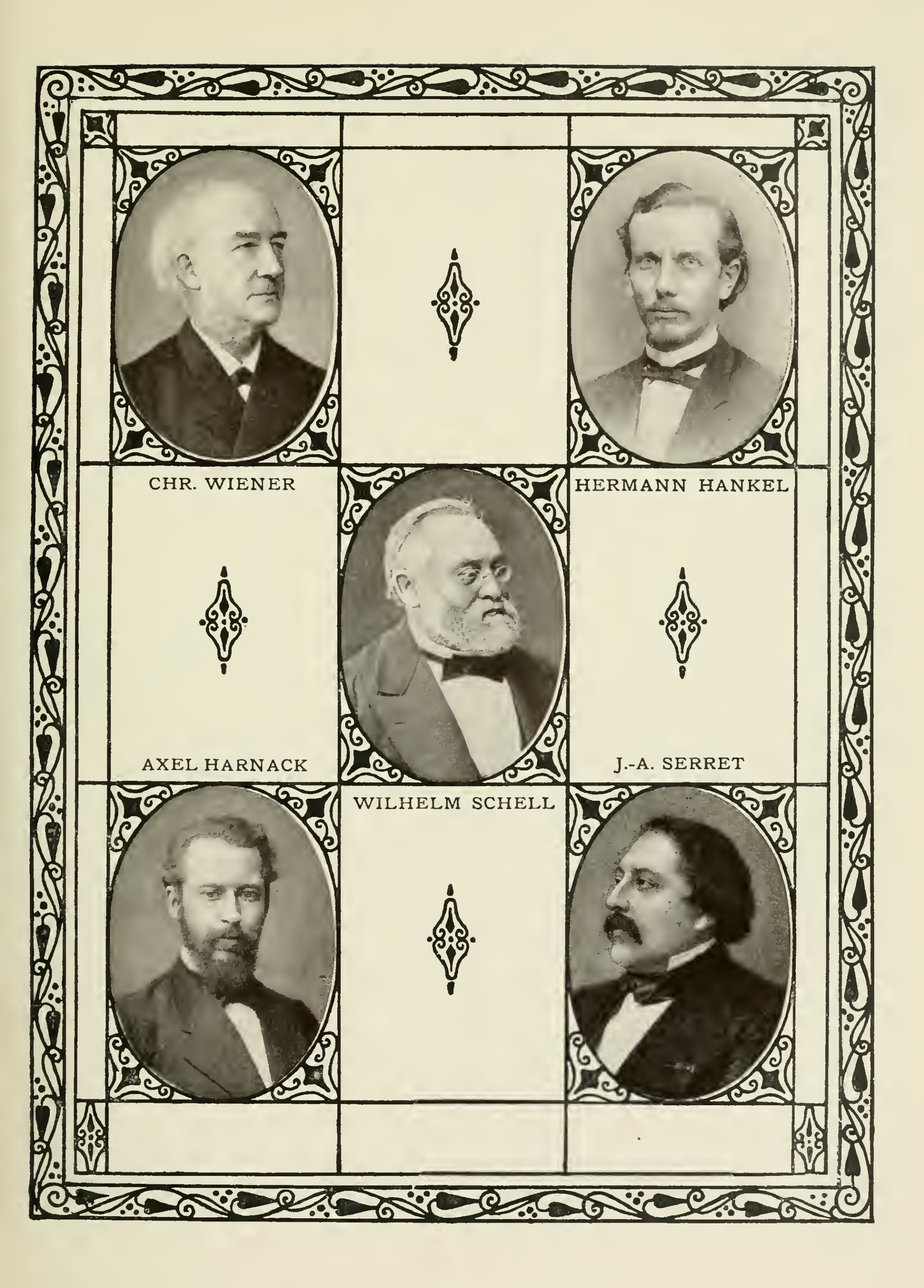
Nach dieser knappen Übersicht der Bestrebungen des Verlags auf dem Gebiete der Arithmetik, Algebra und Analysis, bei der nur einige der wichtigsten Werke genannt werden konnten, wenden wir uns jetzt dem Ausbau auf geometrischem Gebiete zu. Das erste Werk knüpft hier wieder an den Namen von Clebsch an. Bald nach dessen Hinscheiden entstand unter seinen Schülern der Gedanke, seine Vorlesungen überhaupt, insbesondere seine „Vorlesungen über Geometrie“, welche für

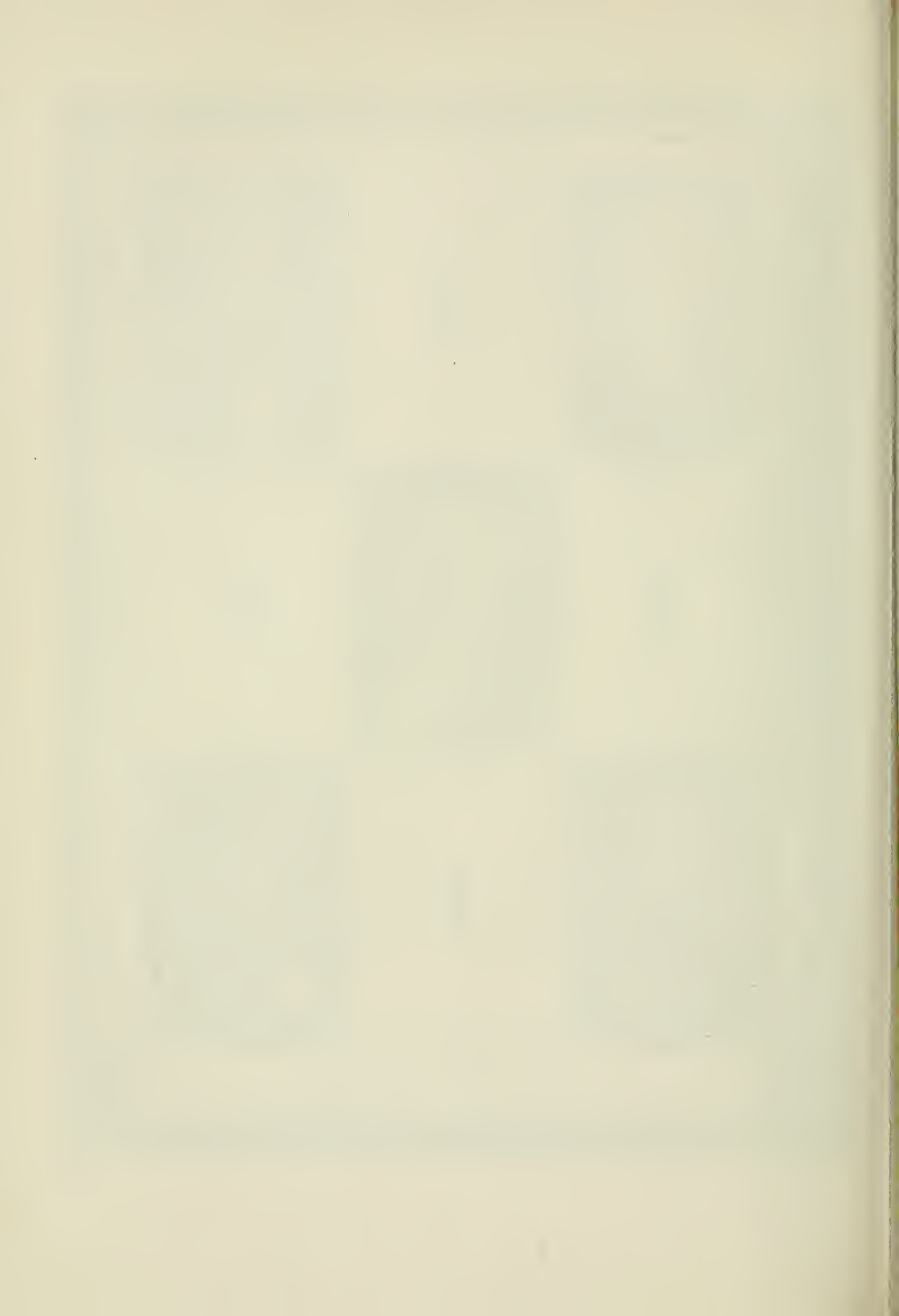
das Studium der Wissenschaft von hervorragendem Einfluß waren, allgemein zugänglich zu machen. Es bezog sich dies sowohl auf die ausschließlich geometrischen als auch auf die einzelnen Abschnitte der Vorlesungen, soweit die letzteren geometrische Probleme gelegentlich behandelten. Die Bearbeitung übernahm F. Lindemann, unter dessen Hand sich die „Vorlesungen über Geometrie" zu einem umfassenden Gesamtwerk derjenigen Vorlesungen auswuchsen, in denen projektive Geometrie, Invariantentheorie und Funktionentheorie in gegenseitiger befruchtender Vereinigung sich zusammenschlossen. Der erste Band „Geometrie der Ebene" erschien mit einem Vorwort von F. Klein 1876 (2. A. 1906 ff.), der zweite Band „Geometrie des Raumes", Teil I „Flächen erster und zweiter Ordnung und der lineare Komplex" folgte 1891 (letzte Lieferung 1910).

Neben der algebraischen Behandlung, die die projektive Geometrie in den genannten Werken Plückers, Salmons, Fiedlers, Hesses, Clebsch' u. a. erfährt, steht die sich an J. Steiner anschließende synthetische Behandlung. Außer Steiners eigenen Vorlesungen sind hier insbesondere die Werke Schroeters zu nennen, die sich geradezu das von Steiner in seiner „Systematischen Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander" (Berlin 1832) aufgestellte Programm auszuführen zur Aufgabe gemacht haben: „Theorie der Oberflächen zweiter Ordnung und der Raumkurven dritter Ordnung" (1880), „Die Theorie der ebenen Kurven dritter Ordnung" (1888), „Grundzüge einer rein geometrischen Theorie der Raumkurve vierter Ordnung erster Spezies" (1890). Fortgesetzt und auf das Gebiet der Liniengeometrie übertragen, erscheinen diese Untersuchungen in Sturms umfassendem Buche „Die Gebilde ersten und zweiten Grades der Liniengeometrie" (1892–97), dem schon 1867 die „Synthetischen Untersuchungen über die Flächen dritter Ordnung" vorangegangen waren, und dem in einem vier Bände umschließenden Werke die „Lehre von den geometrischen Verwandtschaften" jetzt folgt (1908/09).

Ein umfassendes Lehrbuch sind Enriques' „Vorlesungen über projektive Geometrie", in deutscher Bearbeitung von H. Fleischer, mit einem Einführungswort von F. Klein (1903). Es werden in diesen Vorlesungen die Elemente der projektiven Geometrie im Sinne der v. Staudtschen Richtung unter Zugrundelegung eines Systems von visuellen (graphischen, deskriptiven) Axiomen entwickelt. Eine getrennte Behandlung finden die metrischen Anwendungen. Nach einer anderen Seite knüpft Fiedler an die synthetische Geometrie in seinem in erster Auflage 1870 veröffentlichten – jetzt in vierter bzw. dritter Auflage vorliegenden Buche: „Die darstellende Geometrie in organischer Beziehung mit der Geometrie der Lage" an. Die gleiche enge Verknüpfung von synthetischer und darstellender Geometrie, die der letzteren erst eine wissenschaftliche Behandlung gestattet, zeigt Chr. Wieners „Lehrbuch der darstellenden Geometrie" (1884–87). Neben diesen beiden Werken zur darstellenden Geometrie hat das besondere Interesse, das man in den Anwendungen der Mathematik der darstellenden Geometrie als eines wertvollen Hilfsmittels zur Ausbildung der Raumanschauung zuwendet, eine weitere große Reihe von Werken über darstellende Geometrie gezeitigt, von denen hier nur kurz auf die Bücher von v. Dalwigk, Hessenberg, Loria, Schur, Sturm u. a. hingewiesen sei. Unter Heranziehung der projektiven Geometrie gibt Burmesters „Theorie und Darstellung der Beleuchtung gesetzmäßig gestalteter Flächen" eine analytisch-geometrische Beleuchtungstheorie (2. A. 1875). Als Ergänzung zum Perspektivunterricht an Kunstakademien, Kunstgewerbeschulen und technischen Lehranstalten veröffentlichte er 1883 seine „Grundzüge der Reliefperspektive zur Herstellung reliefperspektivischer Modelle".

Über die Grundlagen der Geometrie sowie über nichteuklidische Geometrie ist aus früherer Zeit Frischaufs Bearbeitung von Bolyais „Absoluter Geometrie" (1872) zu nennen, der bald ein eigenes Werk Frischaufs „Elemente der absoluten Geome-


CHR. WIENER
HERMANN HANKEL
AXEL HARNACK
J.-A. SERRET
WILHELM SCHELL



trie“ (1876) folgte. Killings „Nichteuklidische Raumformen“ (1885) suchen den Gegenstand einer erneuten Kritik zu unterziehen, während Stäckel und Engel in ihrer „Theorie der Parallellinien von Euklid bis auf Gauß“ (1895) und den „Urkunden zur Geschichte der nichteuklidischen Geometrie“ (1899) der historischen Seite dieses Gegenstandes nachgehen. Die Grundlagen der Geometrie überhaupt unterzieht schon Pasch in seinen „Vorlesungen über neuere Geometrie“ (1882) einer eingehenden Kritik, der 1894 Veroneses tiefsinnige „Grundzüge der Geometrie“, deutsch von Schepp, folgen. Sie bauen streng synthetisch, ohne Rechnung und in voller Allgemeinheit die Geometrie von den ersten Grundlagen auf, wobei zum erstenmal das Stetigkeitsaxiom nicht durchgängig vorausgesetzt ist. Abschließend in dieser Richtung sind Hilberts bahnbrechende „Grundlagen der Geometrie“ (1899; 3. A. 1909), in denen der Versuch gemacht wird, für die Geometrie ein vollständiges und möglichst einfaches System von Axiomen aufzustellen und aus ihnen die wichtigsten geometrischen Sätze in der Weise abzuleiten, daß dabei die Bedeutung der verschiedenen Axiomgruppen und die Tragweite der aus den einzelnen Axiomen zu ziehenden Folgerungen möglichst klar zutage tritt. Eine systematische Behandlung der Grundlagen der Geometrie versucht Vahlens „Abstrakte Geometrie“ (1905). Bonolas „Nichteuklidische Geometrie“, deutsch von Liebmann (1908), will in möglichst elementar gehaltener Darstellung Ziele und Methoden der nichteuklidischen Geometrie auch denen verständlich machen, die nur mit elementaren mathematischen Vorkenntnissen ausgestattet sind. Rein topologischen Studien der Geometrie, besonders der Analysis situs sind neben Wieners „Vielecken und Vielflachen“ (1864) Werke von Eberhard, Brückner, Dingeldey u. a. gewidmet.

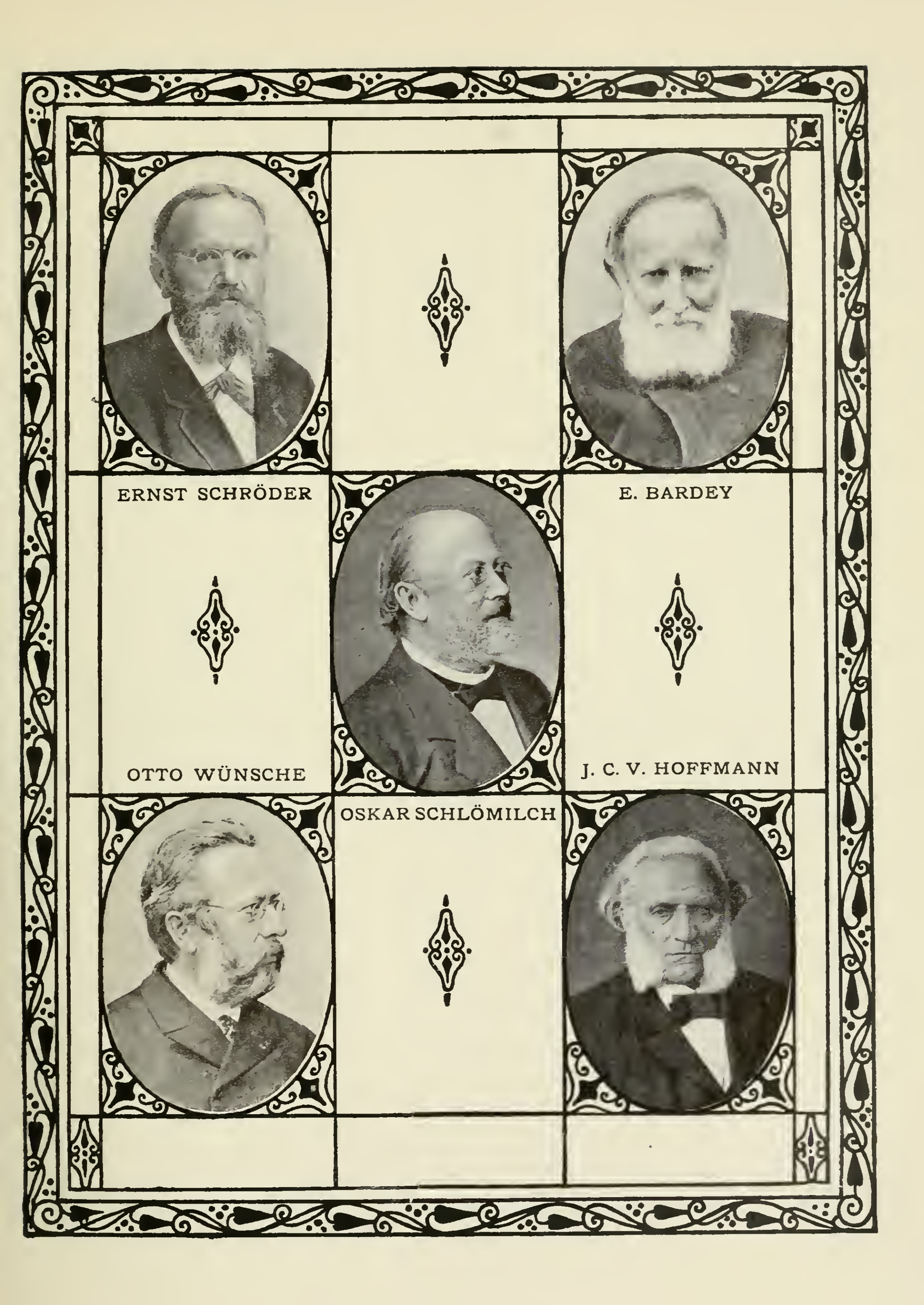
Neben diese die Grundlagen behandelnden Werke stellt sich auf der andern Seite die Weiterbildung der Geometrie, für die ähnlich wie in der Funktionentheorie neben den Riemannnschen Ideen die Einführung des Gruppenbegriffs (und zwar

des Begriffs der diskreten endlichen wie unendlichen Gruppe) wichtig war, hier die insbesonders von Lie entwickelten Ideen der kontinuierlichen (endlichen, wie unendlichen) Gruppe, des erweiterten Begriffs des Raumelements und der Transformation entscheidend sind. Zugleich erweisen sie sich auch als die fruchtbarsten Begriffe der modernen Theorie der Differentialgleichungen. Lies unter Mitwirkung von Engel herausgegebene „Theorie der Transformationsgruppen" (1888–1893) bildete das Hauptwerk, das Lies vieljährige, seit 1870 begonnene Untersuchungen in systematischer Darstellung zusammenfaßt. Er führte darin – wie Engel sagt – den kühnen Gedanken aus, „alle endlichen kontinuierlichen Transformationsgruppen auf Normalformen zu bringen", und ging von den Gruppen auf der Geraden, bei denen er rasch zu diesem Ziele kam, zur „Bestimmung aller endlichen kontinuierlichen Gruppen von Punkttransformationen und von Berührungstransformationen der Ebene" über. Es wird ergänzt durch die in Gemeinschaft mit Scheffers 1893 herausgegebenen „Vorlesungen über kontinuierliche Gruppen", die in erster Linie als Einführung in das Gebiet dienen sollen, und denen dann noch die „Geometrie der Berührungstransformationen" (1896) an die Seite tritt, die eine der wichtigsten Klassen der Transformationen, insbesondere auch im Zusammenhange mit der Theorie der partiellen Differentialgleichungen behandelt. Die elementaren „Vorlesungen über gewöhnliche Differentialgleichungen" (1891) sollen vor allem die in den gebräuchlichen Lehrbüchern über gewöhnliche Differentialgleichungen enthaltenen elementaren Integrationsverfahren als Ausfluß einer allgemeinen, an der Gruppentheorie orientierten Methode aufzufassen lehren. Ebenfalls am Gruppenbegriff orientiert sind Studys systematisierende Arbeiten zur Geometrie. Außer den bereits erwähnten „Methoden zur Theorie der ternären Formen" (1889) sind hier „Die sphärische Trigonometrie, orthogonale Substitutionen und elliptische Funktionen" (1893) sowie die „Geometrie der Dynamen (1903) zu nennen.

Wie die höhere Analysis von den achtziger Jahren an, insbesondere in neueren Lehrbüchern der Differential- und Integralrechnung, immer erneute Verarbeitung fand, die, dem jeweiligen Stande der Wissenschaft entsprechend, als zweckmäßig für die Einführung oder auch für die Weiterführung erkannt wurde, galt dies ebenso für die längst angebauten Gebiete der Geometrie wie der analytischen Geometrie sowohl der Ebene wie des Raumes, der Differentialgeometrie usw. 1881 erscheint Escherichs „Einleitung in die analytische Geometrie des Raumes", das sich vor den Werken von Heß und Salmon durch eine viel weitergehende Berücksichtigung und Verwendung der Methoden und Begriffe der sogenannten synthetischen projektiven Geometrie auszeichnet. Ganter und Rudios „Elemente der analytischen Geometrie", in zwei Teilen, I. Teil: Ganter und Rudio, Die analytische Geometrie der Ebene (7. A. 1910), II. Teil: Rudio, Die analytische Geometrie des Raumes (4. A. 1908), suchen von vornherein den zu behandelnden Stoff in enge, einem ersten Studium entsprechende Grenzen einzuschließen, innerhalb dieser Grenzen aber eine möglichst große Vollständigkeit, verbunden mit einer streng wissenschaftlichen Darstellung, anzustreben. Die Werke von Graefe und Hochheim geben Aufgaben aus der analytischen Geometrie. Heffter und Koehlers „Lehrbuch der analytischen Geometrie" (1905 ff.), in zwei Bänden, sucht den Leser auf einen höheren Wissensstandpunkt zu heben. Es wird mit projektiver Geometrie begonnen, diese durch Auszeichnung der uneigentlichen Ebene zunächst zu einer „affinen" Geometrie und diese erst durch Auszeichnung des imaginären Kugelkreises innerhalb der uneigentlichen Ebene zur „äquiformen" Geometrie, d. h. zu dem Gesamtbereich der geometrischen Eigenschaften, erweitert. Runges „Lehrbuch der analytischen Geometrie", das aus Vorlesungen an der Technischen Hochschule zu Hannover entstanden ist, sucht den Stoff so zu wählen, daß er den Bedürfnissen der Ingenieure entspricht, wodurch einerseits eine Beschränkung, anderseits aber eine Ausdehnung der Themata,

die sich andere Lehrbücher der analytischen Geometrie stellen, bedingt wird. Insbesondere wird der Begriff des Vektors eingeführt und die rechnerische Ausführung von Konstruktionen, die mit Zirkel und Lineal gemacht werden können, ausführlich behandelt. Ein Gesamtwerk über die analytische Geometrie, das ein Lehrbuch und zugleich auch ein Handbuch zum Gebrauch neben akademischen Vorlesungen sein will, ist Staudes „Analytische Geometrie des Punktes, der geraden Linie und der Ebene“ (1905) und die „Analytische Geometrie des Punktepaares, des Kegelschnittes und der Fläche zweiter Ordnung“, in zwei Teilbänden (1910), zu nennen. Neben dem Text enthält das Buch in Form von Anmerkungen eine Einführung in die Quellenschriften, wobei zugleich auf die neueren historischen Werke und die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften vielfach hingewiesen wird. Eine Monographie, in der Staude eine zusammenfassende Darstellung der von ihm entdeckten Vokaleigenschaften der Flächen zweiter Ordnung gibt, ging 1896 diesen Werken voran.

Die Differentialgeometrie findet in Joachimsthals einst sehr beliebtem Buche „Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die allgemeine Theorie der Flächen und der Linie doppelter Krümmung“ (1. A. 1871 von Liersemann, 3. A. 1890 von Natani), sowie in den Werken von Knoblauch „Einleitung in die allgemeine Theorie der krummen Flächen“ (1888), in Stahl und Kommerells „Die Grundformeln der allgemeinen Flächentheorie“ (1893), ferner in Cesàros „Vorlesungen über natürliche Geometrie“, deutsch von Kowalewski (1901), in Lilienthals „Vorlesungen über Differentialgeometrie“, zwei Bände (I. Band 1908), und vor allem in Bianchis „Vorlesungen über Differentialgeometrie“, deutsch von Lukat (1. A. 1896–99, 2. A. 1910), Berücksichtigung und eingehende Behandlung. Das Bianchische Werk namentlich entwarf ein auch dem Anfänger verständliches, kurzes, übersichtliches Bild über den modernen Stand der Differentialgeometrie. Wilczynskis „Projective differential Geome-


ERNST SCHRÖDER
E. BARDEY
OTTO WÜNSCHE
J. C. V. HOFFMANN
OSKAR SCHLÖMILCH



try of Curves and ruled Surfaces" (1906) ist ein systematisches Lehrbuch der projektiven Differentialgeometrie.

Wie bisher die Entwicklung des wissenschaftlichen mathematischen Verlags dem sich ständig erweiternden Ausbau der Mathematischen Annalen parallel gegangen ist, läßt sich auch die Entstehung und der Ausbau des mathematischen Schulverlags an die Hoffmannsche Zeitschrift anknüpfen. Schon oben war gesagt, daß durch diese dem Verlage hervorragende Schulmänner zugeführt wurden, von denen viele mit selbständigen Unterrichtswerken hervortraten. Am bedeutungsvollsten sollten für den Verlag seine Beziehungen zu Bardey werden. Die erste Publikation Bardeys waren seine 1868 erscheinenden „Algebraischen Gleichungen", der dann 1871 die „Methodisch geordnete Aufgabensammlung" folgte. Seit dieser Zeit sind von der Aufgabensammlung neue Auflagen und Neubearbeitungen immer wieder erschienen, so daß sie gegenwärtig zu einem der verbreitetsten, wenn nicht zu dem verbreitetsten mathematischen Lehrbuche geworden ist. In einer neuen, von Lietzmann veranstalteten Ausgabe für höhere Knabenschulen wird das Buch auch den Reformbestrebungen Rechnung tragen und insbesondere den Funktionsbegriff an der Hand graphischer Darstellung von der Unterstufe an heranziehen. In die gleiche Zeit fällt die erste Ausgabe von Brockmanns „Lehrbuch der elementaren Geometrie" (1869) in zwei Bänden (3. bzw. 2. A. 1887 bis 1892) und 1880 (2. A.) als Ergänzung dessen „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie". Als Aufgabensammlung zur Trigonometrie und Stereometrie ist Reidts Sammlung (1872) in zwei Teilen, I. Teil: Trigonometrie, bearbeitet von H. Thieme (5. A. 1907), II. Teil: Stereometrie, bearbeitet von A. Much (4. A. 1897) zu nennen. Eine Reform des geometrischen Unterrichts durch neuere Betrachtungsweise erstrebte Hubert Müllers „Leitfaden der ebenen Geometrie", zwei Teile (1. A. 1874 in 3. bzw. 2. A. 1889 und 1878) und als Fortsetzung der „Leitfaden der Stereometrie" (1877).

An der neueren Geometrie ist auch orientiert Henrici und Treutleins „Lehrbuch der Elementargeometrie“ in drei Teilen, (1. A. 1881/83, 3. bzw. 2. A. 1897, 1907 und 1901). Ebenfalls gehen auf diese Zeit zurück die Bücher, die aus den Bestrebungen entstanden, die Determinantentheorie in die Schule einzuführen. Hesses „Determinanten“ erschienen 1871 in 1. Auflage, in 2. Auflage 1872, Reidts „Vorschule der Determinanten“ 1874. Die elementare darstellende Geometrie ist vertreten durch Prix' „Elemente der darstellenden Geometrie“, in zwei Teilen 1883, die synthetische Theorie der Kegelschnitte durch Erlers „Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung“ und Milinowskis „Elementar-synthetische Geometrie der Kegelschnitte“ (1. A. 1882, 2. wohlfeile Auflage 1896), das in Anlehnung an seine „Geometrie für Gymnasien und Realschulen“ (1881) entstand. Auch für die Bedürfnisse besonders in der elementaren Arithmetik suchte der Verlag in dieser Zeit zu sorgen, so durch Schützes „Praktische Anweisung zur Behandlung der Bruchrechnung und der bürgerlichen Rechnungsarten für angehende Lehrer“ (1877), Särchinger und Estels „Aufgabensammlung für den Rechenunterricht in den Unterklassen der Gymnasien“ sowie Servus' „Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra“ in vier Heften (1888/89).

Dies wäre der eigentliche Platz, in ähnlicher Weise auch über die Verlagsunternehmungen auf dem Gebiete der Mechanik und Physik, wie sie sich im Anschluß an Wüllners Lehrbuch entwickelt haben, einzugehen. Indessen möge das noch zurückgestellt werden und zuerst die moderne Wendung, die seit den neunziger Jahren die mathematischen Wissenschaften und damit der Verlag genommen haben, vorher behandelt werden. Diese Wendung ist charakterisiert durch den schon oben angedeuteten Zusammenfluß der Interessen, die auf eine Wiedervereinigung und innere Verschmelzung der einzelnen Gebiete der mathematischen Wissenschaften hinzielen. Äußerlich be-

zeichnend war hierfür das endliche Zustandekommen der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, die 1890 sich auf der Naturforscherversammlung in Bremen konstituierte. Neben den dadurch erhofften engeren persönlichen Beziehungen der einzelnen Fachkollegen war es vornehmlich die Beschaffung von größeren Sammelreferaten über die verschiedensten Gebiete der Mathematik, auf die sich das Hauptaugenmerk der Vereinigung richtete. Diese Sammelreferate, die in den 1891 zum ersten Male erscheinenden Jahresberichten der Gesellschaft zum Abdruck gelangten, gaben denn auch anfangs zweifellos den festesten Zusammenhalt. Vom fünften Bande (1896) gingen die Jahresberichte in den Verlag über und wurden vom elften Bande an von A. Gutzmer in Form von Monatsheften herausgegeben. In dieser erweiterten Form sind sie bestimmt, als eine Ergänzung neben sämtlichen anderen deutschen mathematischen Zeitschriften die Gesamtinteressen der Mathematiker zusammenzufassen. Von den Referaten ist Burkhardts Bericht über oszillierende Funktionen bereits genannt, daneben steht Kötters „Entwicklung der synthetischen Geometrie" (1898 ff.), Bohlmanns „Übersicht über die wichtigsten Lehrbücher der Infinitesimalrechnung" (1899), Czubers „Die Entwicklung der Wahrscheinlichkeitstheorie und ihre Anwendungen" (1899) und Schoenflies' umfassendes Lehrbuch über „die Entwicklung der Lehre von den Punktmannigfaltigkeiten". Von dem letzteren Werk befindet sich unter Mitwirkung von H. Hahn eine Neubearbeitung, die den Bericht modernen Anschauungen anpassen soll, in Vorbereitung. Neuerdings sind zu den Monatsheften noch Ergänzungsbände hinzugekommen, in denen u. a. Simons Berichte über die Entwicklung der Elementargeometrie sowie einige der schon erwähnten Berichte erschienen sind (1906).

Als Ausfluß eines verwandten Bestrebens, eine Übersicht über die Entwicklung der Mathematik und ein eingehendes Studium ihrer bedeutendsten Arbeiten zu ermöglichen, ist hier die Veröffentlichung der gesammelten Werke und Abhandlungen her-

vorragender Mathematiker zu nennen. Neben Riemanns Werken und Abels „Œuvres complètes“ (1881) stehen der Zeitfolge nach die Werke von Kronecker, Plücker, Graßmann und die Fortsetzung der Herausgabe von Gauß' Werken, die demnächst mit dem zehnten Bande abgeschlossen sein wird. Als das bedeutsamste Unternehmen in dieser Richtung muß hier die in Vorbereitung befindliche Herausgabe der Gesamtwerke Leonhard Eulers genannt werden, deren Zustandekommen in erster Linie einer Anregung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und dem tatkräftigen Einsetzen F. Rudios zu danken ist. Die auf 43 Bände veranschlagte Ausgabe steht unter Redaktion von Rudio, Stäckel und Krazer und folgt im wesentlichen in der Anordnung demjenigen Plane, den Stäckel in den „Jahresberichten der Deutschen Mathematiker-Vereinigung“ entwickelt hat. Der Herbst des Jahres 1910 brachte ferner noch Christoffels „Gesammelte Abhandlungen“, die L. Maurer unter Mitwirkung von A. Krazer und G. Faber edierte, sowie Minkowskis „Gesammelte Abhandlungen“, herausgegeben von D. Hilbert. In der vorangeschickten „Gedächtnisrede“ gibt Hilbert ein Bild von Minkowskis Wesen und von seiner die Grenzen der Fachwissenschaft überschreitenden Arbeit: „Minkowski hat stets danach gestrebt, nicht nur über die Methoden der reinen Mathematik die Herrschaft zu erlangen, sondern auch den wesentlichen Inhalt aller derjenigen Wissensgebiete sich anzueignen, in denen die Mathematik als Hilfswissenschaft eine entscheidende Rolle zu spielen berufen ist.“ Noch im Erscheinen begriffen sind ferner die gesammelten Werke von Franz Neumann, dessen Vorlesungen schon seit den achtziger Jahren im Teubnerschen Verlag von Schülern Neumanns in sieben Bänden veröffentlicht waren, weil sie in „der zweckmäßigen Auswahl der behandelten Gegenstände, die sich besonders in der Erläuterung der allgemeinen Theorie durch passende Beispiele dokumentiert, und in der Klarheit und Eleganz der Darstellung“ dauernde Vorzüge besaßen.

Auch das Interesse an der Geschichte der Mathematik, zuerst nur vereinzelt gepflegt, wird von den achtziger Jahren an wieder allgemeiner. So wurde es Cantor ermöglicht, seinen bereits 1869 gefaßten Plan, eine Geschichte der Mathematik herauszugeben, zu verwirklichen. Im Jahre 1880 erschien der erste Band über „Vorlesungen der Geschichte der Mathematik", seitdem liegt der erste Band in dritter, der zweite und dritte Band in zweiter Auflage vor, und ein vierter Band, der unter Mitwirkung verschiedener Gelehrter die „Geschichte der Mathematik bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts" fortführt, erschien 1907.

Als größere Monographien, die einzelne Zeiträume oder spezielle Disziplinen behandeln, können hier genannt werden: Hankels wertvoller Abriß „Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter" (1874), H. G. Zeuthens „Geschichte der Mathematik im 16. und 17. Jahrhundert" (1903), Stäckels und Engels „Urkunden zur Geschichte der nichteuklidischen Geometrie" (1899 ff.), v. Braunmühls „Vorlesungen über die Geschichte der Trigonometrie" (1900–03) und Rudios „Geschichte des Problems der Quadratur des Zirkels" (1892). In gleicher Weise werden in immer größerer Zahl kritische Textausgaben der antiken Autoren besorgt; den Scriptorum metrologicorum reliquiae, der Ausgabe des Autolycus von Hultsch reihen sich Proclus' Euklidkommentar von Friedlein, des Archimedes, Apollonius, Euklid und Ptolemaeus Werke von Heiberg, Diophants Werke von Tannery, die Heronausgabe von W. Schmidt u. a. an. Die „Urkunden zur Geschichte der Mathematik im Altertum" sollen insbesondere der genauen Erschließung der griechischen Mathematik dienen. Als Organ für die Gesamtinteressen der Geschichte der Mathematik besteht seit 1900 die von Eneström herausgegebene dritte Folge der „Bibliotheca Mathematica", die von ihm schon in anderer Form 1884 begründet wurde.

Nach anderer Seite bedeutungsvoll ist die Herausgabe von Kleins „The Evanston Colloquium, Lectures on Mathematics" (1894), das im Zusammenhange über die moderne Entwicklung

der hauptsächlichsten Zweige der neueren reinen Mathematik unterrichtet, und zu dessen weiterer Ergänzung die erste Serie der von Klein 1889–96 herausgegebenen „Autographierten Vorlesungshefte“ dienen kann, die sich gerade über diejenigen Gegenstände (nichteuklidische Geometrie, höhere Geometrie, Riemannsche Flächen, hypergeometrische Funktion, lineare Differentialgleichungen zweiter Ordnung und Zahlentheorie) verbreiten, die seit 1870 im Mittelpunkte des mathematischen Interesses gestanden haben. Das charakteristische Unternehmen aber bleibt die seit 1894 vorbereitete, im Auftrage der Akademien zu Göttingen, Leipzig, München und Wien herausgegebene „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen“. In der Vorrede zum ersten Bande hat W. v. Dyck die Entstehung der Enzyklopädie eingehend geschildert. „Die erste Anregung zu diesem Unternehmen rührt von Felix Müller, der ein reines Wortlexikon, und dann besonders von Franz Meyer her, der zunächst ein alphabetisches Wort- und Fachlexikon der mathematischen Wissenschaften mit historisch-kritischen Artikeln über die einzelnen Disziplinen im Auge hatte.“ „Das damals gegründete Kartell deutscher Akademien erschien geeignet, nicht nur eine finanzielle Unterstützung zu bieten, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung den Fortgang der sich nicht rasch vollziehenden Arbeiten zu sichern. Die Deutsche Mathematiker-Vereinigung aber sollte in erster Linie das Unternehmen zu dem ihrigen machen durch das Zusammenwirken ihrer Mitglieder.“ „Auf der Naturforscherversammlung in Wien im September 1894 beschloß die Deutsche Mathematiker-Vereinigung, den Plan der Abfassung eines Wörterbuchs der reinen und angewandten Mathematik aufzunehmen. Zu Anfang des Jahres 1895 wurde der erste Entwurf des Wörterbuchs, verbunden mit einem vorläufigen Plane der Finanzierung, welcher mit Beiziehung des Verlags aufgestellt war, den Akademien vorgelegt. In eingehenden Vorarbeiten, welche die Gliederung des Stoffes

und seine Einordnung in größere zusammenfassende wie in kleine Einzelartikel sodann den in Aussicht zu nehmenden Umfang des ganzen Werkes zum Gegenstand hatten, verging der Sommer 1895. Die Entscheidung über die Durchführbarkeit des Unternehmens aber brachte eine Konferenz der Delegierten der Akademien, F. Klein, W. v. Dyck, G. v. Escherich, an der neben Franz Meyer und Wangerin an Stelle von Weber, der die Deutsche Mathematiker-Vereinigung vertrat, auch Alfred Ackermann-Teubner teilnahm, im September 1895 zu Leipzig. Hier kam auf Antrag von W. v. Dyck der Beschluß zustande, die Idee eines eigentlichen Lexikons fallen zu lassen und an Stelle des künstlichen Systems einer alphabetischen das natürliche System einer rein sachlichen Anordnung und Darlegung der mathematischen Wissensgebiete zu setzen." Zunächst wurden die Bände 1–3, Band 1 „Arithmetik und Algebra" unter der Redaktion von Franz Meyer, Band 2 „Analysis" unter der Redaktion von Heinrich Burkhardt und später gemeinsam mit W. Wirtinger, und Band 3 „Geometrie" unter der Redaktion von Franz Meyer disponiert. Band 4–6 sollte der angewandten Mathematik, der Mechanik, Physik, Astronomie und Geonomie gewidmet sein. Die Durchführung dieser Bände wurde gesichert durch die persönlichen Beziehungen und Bemühungen wesentlich F. Kleins, der selbst die Redaktion des vierten Bandes „Mechanik" gemeinsam mit Conrad Müller übernahm. Die Physik steht unter der Redaktion von Sommerfeld, die Geonomie unter der Redaktion von Wiechert und Furtwängler und die Astronomie unter derjenigen von Schwarzschild. Der siebente Band soll Philosophie und didaktische Fragen behandeln. So ist es Aufgabe der Enzyklopädie, „in knapper, zu rascher Orientierung geeigneter Form, aber mit möglichster Vollständigkeit eine Gesamtdarstellung der mathematischen Wissenschaften nach ihrem gegenwärtigen Inhalt an gesicherten Resultaten zu geben und zugleich durch sorgfältige Literaturangaben die geschichtliche Entwicklung der mathematischen

Methoden seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nachzuweisen. Sie soll sich dabei nicht auf die sogenannte reine Mathematik beschränken, sondern auch die Anwendungen auf Mechanik und Physik, Astronomie und Geodäsie, die verschiedenen Zweige der Technik und andere Gebiete ausgiebig berücksichtigen und dadurch ein Gesamtbild der Stellung geben, die die Mathematik innerhalb der heutigen Kultur einnimmt". Zurzeit liegen der erste Band sowie zwei Teilbände vom vierten Bande abgeschlossen vor, während von den übrigen Bänden bereits im ganzen 48 Hefte erschienen sind. Auf Anregung des Verlags und nach eingehenden Beratungen besonders mit W. v. Dyck als Vorsitzenden der Akademischen Kommission wurde gleich von vornherein der Plan einer französischen Bearbeitung der Mathematischen Enzyklopädie ins Auge gefaßt, die unter der Redaktion von J. Molk und für die angewandten Bände unter Hinzuziehung von Appell, Langevin, Perrin, Lallemand und Andoyer erscheint und gemeinsam mit Gauthier-Villars in Paris unternommen wurde. Sie bringt unter tatkräftigem Zusammenwirken der deutschen Autoren und der französischen Bearbeiter nicht eine einfache Übersetzung, sondern zum Teil eine wesentliche Ergänzung und Fortführung bis auf die neueste Zeit. Bisher sind 14 Hefte erschienen. Es ist nicht gering anzuschlagen, daß durch die französische Ausgabe der Mathematischen Enzyklopädie ein sehr viel innigerer Gedankenaustausch zunächst der Forscher beider Länder angeregt wurde, dessen befruchtende Folgen sich allenthalben bereits geltend machen.

In diesem Zusammenhang muß auch Pascals „Repertorium der höheren Mathematik" genannt werden, das zuerst 1900–02 in zwei Bänden erschien, das aber in seiner zweiten, im Erscheinen begriffenen Auflage unter Hinzuziehung von verschiedenen Autoren und unter der Redaktion von Epstein und Timerding sich zu einer kleinen Enzyklopädie der gesamten Mathematik ausgewachsen hat. Im Anschluß daran soll als dritter Band,

ebenfalls unter der Redaktion von Timerding, ein „Repertorium der angewandten Mathematik“ folgen.

Ein ganz neues Unternehmen ist die von O. Blumenthal seit 1910 herausgegebene Sammlung „Fortschritte der mathematischen Wissenschaften in Monographien“, die ohne spezielle Vorkenntnisse verständliche Darstellungen wichtiger neuer Lehren und Anschauungen der reinen und angewandten Mathematik bringen sollen. Sie wurde 1910 mit einer Schrift aus Minkowskis Nachlaß (zwei Abhandlungen über die Grundgleichungen der Elektrodynamik) eröffnet, die durch eine scharfe Formulierung des Relativitätsprinzips „Grundgleichungen für bewegte Körper in einer durch dieses Prinzip völlig identisch bestimmten Fassung“ zu gewinnen strebte. Arbeiten von Blumenthal, Carathéodory, Hilbert und S. Bernstein werden sich in nächster Zeit anschließen. Auch die „Mathematischen Vorlesungen an der Universität Göttingen“, die in zwangloser Folge erscheinen, sind als Orientierung über die verschiedensten modernen Probleme in der Mathematik zu erwähnen.

Eine Enzyklopädie der Elementarmathematik ist Weber und Wellsteins gleichnamiges Werk in drei Bänden (1. A. 1903–05; Bd. I in 3., Bd. II und III in 2. A.). Dieses Werk will, unter Beiseitelassung alles Historischen eine Verbindung herstellen zwischen der höheren Mathematik und der Mathematik der Schule, indem es einerseits dem Studierenden ein Führer ist, wo er der Auffrischung und Ergänzung früher erworbener Kenntnisse bedarf, vor allem will die Enzyklopädie aber auch dem Lehrer ein Wegweiser sein, um das im Studium der höheren Mathematik Erworbene der Vertiefung und Bereicherung des Unterrichts nutzbar zu machen. Dabei ist besonderes Gewicht auf die wissenschaftliche Ausgestaltung der allgemeinen Grundlagen gelegt.

Doch es erscheint unmöglich, jetzt noch weiter auf alle einzelnen der besonders seit dem Jahre 1900 zahlreich erschienenen Verlagsunternehmungen auf dem Gebiete der reinen und auch angewandten Mathematik aufmerksam zu machen. Es genüge

hier nur Teubners „Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften“ zu nennen, die aus dem Wunsche entstanden ist, die umfangreichen sachlichen und historischen Vorarbeiten, welche insbesondere die Mitarbeiter an der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften zu diesem Werk unternommen haben, literarisch ausgiebiger zu verwerten und die zahlreichen Einzelforschungen einem weiteren Kreise unter einheitlichen Gesichtspunkten geordnet zugänglich zu machen. Bisher sind 34 Werke dieser Sammlung erschienen, und eine weitere Reihe befindet sich in Vorbereitung.

Um nun gleich zu der Entwicklung der übrigen, der Mathematik nahe verwandten Fächer überzugehen, so steht hier die Mechanik voran, die eine Art Mittelstellung zwischen Mathematik und Physik einnimmt. Der reinen Mechanik war als erstes Buch Schells „Theorie der Bewegung und der Kräfte“ (1. A. 1868–70, 2. A. 1879/80) gewidmet, der 1873 Kirchhoffs berühmte „Vorlesungen über Mechanik“ folgten. Die Herausgabe dieses Werkes bedeutete in jeder Hinsicht einen unmittelbaren Erfolg. Schon 1877 erschien die zweite Auflage, heute liegt es in vierter Auflage (1897) von W. Wien bearbeitet vor. Die „Vorlesungen über Mechanik“ bilden den ersten Band von Kirchhoffs „Vorlesungen über mathematische Physik“, von denen nach seinem Tode (1891–94) drei weitere Bände, Optik, Elektrizität und Wärme, herausgegeben von Hensel bzw. von Planck, erschienen sind. Kirchhoff bot die Mechanik spontan dem Verlag an, nachdem allerdings schon elf Jahre vorher der Verlag mit der Anfrage an ihn herangetreten war, ob er ihm nicht seine Vorlesungen zur Veröffentlichung übergeben wollte. Die Vorlesungen über Mechanik umfassen das ganze Gebiet der reinen Mechanik, d. h. der Lehre von denjenigen Erscheinungen, bei welchen ausschließlich Bewegungen zu berücksichtigen sind, soweit die Körper als kontinuierlich aufgefaßt werden dürfen. Hierbei werden die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollkommen und auf die einfachste Weise beschrieben,

d. h. angegeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, aber keine Hypothesen über ihre Ursachen aufzustellen versucht. Somoffs „Theoretische Mechanik" (1878/79) ist nicht so weitreichend, indem sie sich in der vorliegenden Form auf Kinematik und Statik beschränkt, zeichnet sich aber ebensowohl durch den hohen Grad von Allgemeinheit der Begriffe und Methoden wie durch den Reichtum von Anwendungen aus. Auf das Bestreben, den in Deutschland etwas verkümmerten Sinn für wirkliche Mechanik wieder zu beleben, geht die Monographie von Klein und Sommerfeld „Über die Theorie des Kreisels" (1907 bis 1910) zurück. Durch eine reichliche Aufgabensammlung wertvoll ist Rouths in England und Amerika weitverbreitetes Buch „Die Dynamik der Systeme starrer Körper", deutsch von Schepp, mit einem Vorwort von Klein (1898), das dadurch zur Einführung in die Mechanik besonders geeignet erscheint. Föppls erfolgreiche „Vorlesungen über technische Mechanik" (1898 ff.) – jetzt zum Teil in vierter bzw. zweiter Auflage – erstrecken sich über alle Gebiete der Mechanik, die für den Ingenieur von Bedeutung sind, wobei aber auch die Bedürfnisse des Mathematikers, der die Mechanik von seiten ihrer Anwendungen kennen lernen will, nicht außer acht gelassen werden. Das Werk ist jetzt auf sechs Bände ergänzt, indem den früheren vier Bänden (Einführung, graphische Statik, Festigkeitslehre und Dynamik) zwei Bände über die wichtigsten Lehren der höheren Elastizitätstheorie und der höheren Dynamik hinzugefügt sind. Heuns „Referat über die kinetischen Probleme der wissenschaftlichen Technik" (1901) gibt eine Zusammenfassung der in dem Bereiche der technischen Maschinenlehre sich darbietenden kinetischen Probleme, deren Behandlung ein Zurückgehen auf die Prinzipien der rationellen Dynamik erfordert. Besonders für die Bedürfnisse des Physikers bestimmt erscheint Fr. Neumanns „Einleitung in die theoretische Physik", herausgegeben von Pape 1883, der sich neuerdings Websters „Dynamics" (1904) angefügt hat. Sie gibt in möglichst gedrängter Form eine solche

Darstellung der Mechanik der starren, flüssigen und festen Körper, wie sie jedem Studierenden der Mathematik und Physik geläufig sein sollte. Auch der Potentialtheorie ist ein umfassender Abschnitt des Werkes gewidmet. Von diesem Werke befindet sich eine deutsche Bearbeitung von Conrad Müller in Vorbereitung. Ferner seien hier noch die von Timerding besorgte deutsche Ausgabe von Marcolongos „Lehrbuch der theoretischen Mechanik" (1911) und Hamels „Elementare Mechanik" (1911) genannt.

Neben diesen umfassenderen Darstellungen der Mechanik stehen die vielfachen Monographien und Einzeldarstellungen spezieller Gebiete. Den Prinzipien der Mechanik sind die Bücher von Steinitz, H. Klein, Volkmann, Koenigsberger u. a. gewidmet. Die Kinematik behandelt insbesondere Schoenflies' „Geometrie der Bewegung in synthetischer Darstellung" (1886), während die graphische Statik durch Föppls „Fachwerk im Raum" (1892), Eddys „Neue Konstruktionen aus der graphischen Statik" (1880) und neuerdings Hennebergs „Graphische Statik der starren Systeme" (1910) bereichert wird. Der Elastizität und Hydrodynamik gehören aus frühester Zeit Clebsch' klassische Darstellung der „Elastizität fester Körper" (1862), Beers noch immer nützliche „Einleitung in die mathematische Theorie der Elastizität und Kapillarität" (1869), dann weiter Fr. Neumanns „Vorlesungen über die Theorie der Elastizität der festen Körper und des Lichtäthers" an – ihr Herausgeber O. E. Meyer führt sie mit den Worten ein, „daß diese Vorlesungen, durch welche einstmals die mathematische Physik in Deutschland ins Leben gerufen wurde, auch noch heutigentags eine vortreffliche Schule für alle diejenigen bilden werden, welche in den Geist und Inhalt der physikalischen Theorien eindringen wollen", – ferner Weyrauchs „Theorie elastischer Körper" (1884), denen sich die beiden modernen englischen Lehrbücher in deutscher Bearbeitung: Loves „Lehrbuch der Elastizität" (1907) und Lambs „Lehrbuch der Hydrodynamik" (1907), anreihen.

Auf dem Gebiete der Experimentalphysik tritt neben Wüllners


F. KOHLRAUSCH
ADOLPH WÜLLNER
GUSTAV KIRCHHOFF
GUSTAV ZEUNER
FRANZ NEUMANN



großem Lehrbuche 1870 Kohlrausch' „Lehrbuch der praktischen Physik", von dem 1910, unmittelbar vor Kohlrausch' Tode, die elfte Auflage erschien. Es hat sich in seinen späteren Auflagen wesentlich zum Nachschlagebuch bei wissenschaftlichen Arbeiten ausgestaltet, so daß es zweckmäßig erschien, als Auszug für die Bedürfnisse des Studenten den gekürzten Leitfaden der praktischen Physik zu publizieren (1. A. 1899, 2. A. 1908). Neben den Werken von Wüllner und Kohlrausch stehen auf dem Gebiete der theoretischen Physik aus früherer Zeit die beiden Vorlesungsserien von Fr. Neumann „Vorlesungen über mathematische Physik" (in acht Heften 1881 ff.) und von G. Kirchhoff „Vorlesungen über mathematische Physik" (in vier Bänden 1892 ff.). Daneben stehen Dirichlets „Vorlesungen über die im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernung wirkenden Kräfte" (1887) sowie C. Neumanns zahlreiche Monographien über einzelne Teile (Hydrodynamik und Elektrizität) der Physik. Über geometrische Optik hat der Verlag zahlreiche Werke veröffentlicht, so insbesondere Steinheil und Voits „Handbuch der angewandten Optik" (1891; nur Bd. I erschienen). Zur physikalischen Optik brachte der Verlag schon 1883 das erste Lehrbuch der elektromagnetischen Lichttheorie von Tumlirz. Ein Buch Volkmanns „Vorlesungen über die Theorie des Lichts" (1891) ist der vergleichenden Betrachtung der elastischen und elektromagnetischen Lichttheorie gewidmet. Neuerdings kommt Schusters „Einführung in die theoretische Optik" (1907 in deutscher Bearbeitung von H. Konen) dazu, das durch Reichhaltigkeit bei einfachster und klarster Behandlung, durch scharfe und kritische Fassung der Begriffe und nicht zuletzt durch pädagogisch geschickte Wahl und Anordnung des Stoffes gleich ausgezeichnet erscheint und den Leser lückenlos zum Studium der Originalabhandlungen hinleitet. Speziell der Kristalloptik widmet Pockels 1906 ein eigenes Buch, in dem sowohl Beobachtungmethoden wie Beobachtungsresultate eingehende Besprechung finden, während W. Voigts „Lehrbuch der Kristallphysik" (1910) die Kri-

stalloptik ausschließt und Pockels' Werk durch eine Darstellung „der physikalischen Eigenschaften der Kristalle vom Standpunkt der Symmetrielehre" ergänzt, deren „mathematische Schärfe und Eleganz" die Anerkennung kompetenter Beurteiler gefunden hat. Die Thermodynamik – zu der der Verlag schon 1875 C. Neumanns „Vorlesungen über die mechanische Theorie der Wärme" brachte – erfährt durch Bryans „Thermodynamics" 1907 eine der rationalen Mechanik analoge Behandlung. Was aber dem neueren physikalischen Verlage das charakteristische Gepräge verleiht, ist die Entwicklung der modernen Elektrizitätslehre, die, ausgehend von der Maxwell-Hertzschen Theorie, sich in kurzer Zeit bis zur Elektronentheorie hin entwickelt. Schon 1894 bringt der Verlag Föppls „Einführung in die Maxwellsche Theorie der Elektrizität", die, in der Bearbeitung von Abraham (1904 bzw. 1907) ergänzt durch einen zweiten Band „Elektromagnetische Theorie der Strahlung" (1905) eine umfassende Kenntnis des gegenwärtigen Standes der theoretischen Elektrizitätslehre vermittelt. Richarz' „Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität" (1902) haben den Zweck, in zwar wissenschaftlicher, aber gemeinverständlicher Weise, ohne Zuhilfenahme mathematischer Entwicklungen, diejenigen Vorstellungen und Versuche auseinanderzusetzen, welche dem elektrischen und magnetischen absoluten Maßsysteme, den Hertzschen elektrischen Schwingungen und seinen elektrischen Wellen, der drahtlosen Telegraphie und den Teslaströmen zugrunde liegen. In seinen „Anfangsgründen der Maxwellschen Theorie" gibt er gleichfalls eine Darstellung der Elektronentheorie (1909). Die experimentelle Elektrizitätslehre hat durch Starke 1904 eine Bearbeitung gefunden, die – in erster Linie als Grundlage für den Universitätsunterricht gedacht – gerade die neueren Anschauungen und Ergebnisse der Forschung besonders behandelt. Auch hier wird in der zweiten, 1910 erschienenen Auflage die Elektronentheorie eingehend berücksichtigt. Zur Elektronentheorie sind dann hier vor allem noch die Werke der beiden hervorragend-

sten Forscher auf diesem Gebiete in Holland und England zu nennen: H. A. Lorentz' „Versuch einer Theorie der elektrischen und optischen Erscheinungen in bewegten Körpern" (Neuauflage 1906) und seine Vorlesungen an der Columbia-Universität, betitelt: „The Theory of Electrons and its Applications to the Phenomena of Light and Radiant Heat" (1909), sowie J. J. Thomsons „Elektrizitätsdurchgang in Gasen" (deutsche Bearbeitung von Marx 1906). Voigts „Magneto- und Elektrooptik" gibt ebenfalls eine Grundlegung der Elektronentheorie und zugleich eine umfassende Darstellung und Ableitung aller Erscheinungen, die durch die Einwirkung eines magnetischen oder elektrischen Feldes auf eine Lichtquelle oder auf einen das Licht fortpflanzenden Körper hervorgerufen wird. Auch Wiecherts „Grundlagen der Elektrodynamik" (1899) dürfen hier nicht vergessen werden. Ihren Abschluß mag diese kurze Übersicht durch den Hinweis auf die gesammelten physikalischen Abhandlungen von Plücker (1896), von Graßmann (1902), auf die im Erscheinen begriffenen physikalischen Werke von Fr. Neumann sowie auf H. A. Lorentz' „Abhandlungen über theoretische Physik" (1907) finden, in denen der Verfasser seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten oder als Monographien erschienenen Arbeiten über theoretische Physik, z. T. neubearbeitet, herausgibt. Ebenfalls eine zusammenfassende Darstellung ist Lord Kelvins „Molekulardynamik und Theorie des Lichtes" („Baltimore Lectures", deutsch von B. Weinstein 1909), an der Kelvin fast 20 Jahre gearbeitet hat. Beginnend mit den älteren Betrachtungen der Undulationstheorie, schreitet es zur elektromagnetischen und im weiteren Verlaufe zur neueren Elektronentheorie fort.

Der Umkreis der sog. exakten Wissenschaften ist geschlossen, wenn noch kurz ein Blick auf die Geonomie und Astronomie geworfen wird, wobei hier unter dem Namen Geonomie Geodäsie und Geophysik zusammenbegriffen sind. Speziell der Geodäsie hat der Verlag seit frühester Zeit seine Aufmerksamkeit gewidmet. 1871 erscheint zum erstenmal Helmerts „Ausglei-

chungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate" (2. A. 1907) und 1880–84 sein umfassendes Handbuch, „die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie". Nicht so weitgehenden Ansprüchen suchten Baules „Lehrbuch der Vermessungskunde" (2. A. 1901), Eggerts „Einführung in die Geodäsie" (1907), Hammers „Lehrbuch der elementaren praktischen Geometrie" (1911) sowie Hohenners „Geodäsie" (1910) zu genügen. Endlich liegen jetzt Gauß' vielfache Untersuchungen zur Geodäsie, insbesondere über die Hannoversche Gradmessung, in dem 1903 erschienenen neunten Bande seiner Werke vor. Der Verlag auf dem Gebiete der Geophysik erscheint initiiert durch Darwins „Ebbe und Flut" (deutsch von A. Pockels, 1. A. 1902, Neuauflage unter der Presse), dem sich Traberts „Lehrbuch der kosmischen Physik" (1911) anschließt. Bezüglich der Astronomie muß an erster Stelle auf den seit langem erwarteten, 1906 erschienenen siebenten Band der Werke von Gauß hingewiesen werden, in dem die Theoria motus und der theoretisch-astronomische Nachlaß (Parabolische Bewegung, Störungen der Ceres und der Pallas, Theorie des Mondes) nun endlich in genauer Durcharbeitung vorliegen. Im übrigen genüge es, auf die Referate der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften und zwei oder drei weitere Bücher hinzuweisen. Die Mechanik des Himmels wird Bruns in seinen „Vorlesungen über Astronomie" in einer besonders für den Mathematiker passenden Form darstellen. Seeligers „Grundfragen der Astronomie, der Mechanik und Physik der Himmelskörper" wollen den Zusammenhang zwischen den Grundfragen der Mechanik und Physik und den Fundamenten, auf denen die Resultate der Astronomie ruhen, wieder mehr in den Vordergrund rücken. Der Astrophysik widmen Schwarzschild und Scheiner von verschiedenem Standpunkte aus eine Darstellung. Insbesondere des letzteren „Populäre Astrophysik" (1908) versucht zum erstenmal in allgemeinverständlicher Weise die Instrumente, Theorien und Ergebnisse des Gesamtgebietes der Astrophysik in ausführlicher Weise,

als dies in den populären Astronomien möglich ist, einem gebildeten Leserkreise vorzuführen. Speziell der Sonnenphysik sind E. Pringsheims „Vorlesungen zur Physik der Sonne“ (1910) gewidmet, die in allgemeinverständlicher Form unsere modernen Methoden und Resultate der Beobachtung, unterstützt durch gute Abbildungen, möglichst anschaulich zur Darstellung bringen. Von besonderer Bedeutung waren ferner Emdens „Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie“ (1907 unter dem Titel „Gaskugeln“), die „die Vorstellung einer Gaskugel in ihren Konsequenzen“ verfolgen und damit ein Fundament legen wollten, „auf welches sich jeder stützen kann, der sich in besonderer Forschung der Sonne, einem Nebelfleck, einer kosmischen Staubmasse oder überhaupt einem beliebigen Himmelskörper zuwendet, falls er nur diesen ganz oder teilweise aus einer Materie aufgebaut annimmt, welche der Zustandsgleichung der Gase gehorcht“.

Auf alle mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete erstrecken sich die zahlreichen Monographien in den Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften (mathematisch-physische Klasse), die der Verlag 1897 übernahm. Damit gingen Arbeiten von Fechner, den Astronomen Möbius und Hansen, den Physikern Wilhelm Weber und W. G. Hankel, dem Mineralogen Karl Friedrich Naumann, dem Physiologen Ernst Heinrich Weber, dem Anatomen Carl Ludwig an den Verlag über, an die sich in neuerer Zeit Untersuchungen von Wundt, Ostwald, Wislicenus, His, C. Neumann, Scheibner, Credner, O. Fischer u. a. anschlossen. Gleichzeitig mit der Gesellschaft der Wissenschaften hatte die 1768 begründete Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft die wertvollsten der von ihr veranlaßten Preisschriften zu veröffentlichen begonnen und mit einer Arbeit Graßmanns über geometrische Analyse 1847 den Anfang gemacht. Auch ihre Schriften, unter denen sich Arbeiten von Geinitz, Zech, Fikentscher, Engelhardt, Wangerin, Rohn, Loos, Braun, Harzer, Tresse, Büttner, E. R. Neumann finden,

um hier nur die mathematisch-naturwissenschaftlichen zu nennen, gingen 1898 in den Verlag über.

Im Anschluß an die eben berührte Übernahme verschiedener Gesellschaftsschriften mag hier auch gleich darauf hingewiesen sein, daß der Verlag in immer mehr spezialisierten Zeitschriften – dem steten Anwachsen der Einzelgebiete der verschiedenen Disziplinen entsprechend – den verschiedenen Interessen des wissenschaftlichen Publikums gerecht zu werden bedacht war. Besonders auf mathematisch-physikalischem Gebiete hat sich in den letzten Jahren diese Differenzierung immer mehr vollzogen. Genannt sind bereits die „Mathematischen Annalen“, die „Bibliotheca Mathematica“, die „Jahresberichte der Deutschen Mathematiker-Vereinigung“ und die „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht“. Daneben erscheint im Verlage seit 1901 die dritte Reihe des von Grunert begründeten „Archivs der Mathematik und Physik“, herausgegeben von Jahnke, W. Fr. Meyer und Lampe, welche sich nicht bloß die Erweiterung der mathematischen Erkenntnis, sondern auch die Verbreitung mathematischer Forschung und neuer Anschauungen als Ziel steckt und sich so in gleicher Weise an die Oberlehrer wie an die Hochschulprofessoren, an die Studierenden der Universität wie der technischen Hochschule wendet.

Die Redaktion der von Schlömilch 1856 begründeten „Zeitschrift für Mathematik und Physik“, die dieser bis 1896 gemeinsam mit M. Cantor herausgab, ging in dem genannten Jahre mit dem 40. Bande an R. Mehmke über, der sie seit 1901 zusammen mit C. Runge besorgt. Die Zeitschrift gestaltete sich nunmehr zum ausschließlichen Organ für angewandte Mathematik. Als Bibliographie der reinen und angewandten Mathematik dient die „Revue semestrielle des Publications mathématiques“. Ihr liegt die Aufgabe ob, die verschiedenen Abhandlungen über Gegenstände der reinen und angewandten Mathematik, die sich in den wichtigsten Zeitschriften der ganzen Welt vorfinden, sobald wie möglich nach ihrem Erscheinen

dem Titel und auch dem Inhalte nach durch kurz gehaltene Referate zu kennzeichnen. Endlich seien hier auch die „Sitzungsberichte der Berliner Mathematischen Gesellschaft“ genannt sowie die „Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg“. Die biologischen Naturwissenschaften umfassen mit die „Mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn“. Einige weitere im Verlage erscheinende Zeitschriften, insbesondere auch über allgemeines Unterrichtswesen und allgemeine Didaktik, können später genannt werden, wenn im Zusammenhange auf die Entwicklung der gesamten Unterrichtsfragen etwas näher eingegangen wird.

Als eine jährlich wiederkehrende Publikation sei hier den Zeitschriften das „Taschenbuch für Mathematiker und Physiker“ angeschlossen, unter der Redaktion von F. Auerbach für den physikalischen und R. Rothe für den mathematischen Teil. Ausser den größeren Referaten der beiden Herausgeber über Mathematik und Physik bringt der Jahrgang 1911 neben einem Nekrolog auf Minkowski von D. Hilbert, Berichte über Integralgleichungen (O. Töplitz), mathematische Grundlagen der Luftschiffahrt (H. Reißner), Mengenlehre (G. Hessenberg), mathematischen Unterricht (W. Lietzmann), Versicherungsmathematik (R. Ziegel), nichteuklidische Geometrie (H. Liebmann), Fermatschen Satz (A. Wieferich), Relativitätstheorie (W. Wien), Radioaktivität (H. Greinacher), Astronomie (O. Knopf), allgemeine und physikalische Chemie (Fr. Auerbach), Elektrotechnik (K. Simons). Weiterhin enthält es in gedrängter Kürze und in übersichtlicher Form alles das, was Mathematiker und Physiker bei der täglichen Arbeit gebrauchen: Formeln und Sätze, Tabellen und sonstige wissenschaftliche Nachweise; daneben auch Personalien, Zeittafeln, Kalendarium, Listen über Zeitschriften, neuerschienene Bücher, Bezugsquellen mathematischer Instrumente und physikalischer Apparate u. dgl. m. Endlich darf der grosse Katalog der Firma für Mathematik, Technik und Naturwissenschaften, der zuletzt 1908 erschien und dem

vierten Internationalen Mathematikerkongreß in Rom gewidmet war, infolge seiner historischen Einleitung, seines „Gedenktagebuches für Mathematiker" und der den Werken beigefügten Inhaltsangaben auch als Orientierungsmittel betrachtet werden.

Entsprechend der Zeittendenz nach erneutem allseitigem Zusammenschluß der mathematischen Wissenschaften wandte der Verlag auch den technischen Wissenschaften, die den Rückschlag auf die im neunzehnten Jahrhundert lange herrschende Tendenz zur „reinen Mathematik bedeuten", wieder mehr Aufmerksamkeit zu. Dabei erscheinen jetzt die technischen Wissenschaften gegenüber der früheren Zeit, wo sie wesentlich durch die bereits erwähnten Werke zur mechanischen Technologie (Hartig, C. H. Schmidt, Stamm) vertreten waren, mehr nach der Seite ihrer wissenschaftlichen Ausbildung berücksichtigt. Bezeichnend für solche neue Tendenzen in den exakten Wissenschaften ist etwa die von F. Klein in Gemeinschaft mit H. v. Böttinger 1898 ins Leben gerufene „Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik". Zu ihren allgemeinen Zielen gehört – wie Klein zur Jubelfeier der Charlottenburger Technischen Hochschule entwickelte – insbesondere auch: „an den deutschen Universitäten eine allgemeine Bewegung im Sinne einer Annäherung an die Technik auszulösen." Gleichzeitig ist die Vereinigung als organisatorische Neubildung erwähnenswert, wie sie wohl auch das Vorbild der neuen „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" gebildet haben wird. Ihr gehören außer den Professoren an der Universität Göttingen, die auf einschlägigem Gebiete arbeiten, eine Anzahl Industrieller, unter ihnen auch Alfred Ackermann an. Gelegentlich der Einweihung der physikalischen Neubauten der Göttinger Universität am 9. Dezember 1905 veröffentlichte die Vereinigung im Verlage eine „Festschrift über die physikalischen Institute der Universität Göttingen", mit Beiträgen von F. Dolezalek, L. Prandtl, E. Riecke, C. Runge, H. Th. Simon, W. Voigt und E. Wiechert. Die gleiche Tendenz, die Beziehungen

der Technik zu den exakten Wissenschaften, zu betonen, liegt schon in dem Namen des von O. v. Miller, W. v. Dyck und C. v. Linde geleiteten „Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik" ausgesprochen, dessen Begründung am 28. Juni 1903 unter dem Vorsitz Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern erfolgte. Wie die bestehenden Museen den Meisterwerken der Kunst und des Gewerbes, so sollte das Deutsche Museum den früher so wenig beachteten Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik eine dauernde Heimstätte bieten. So sollte es „eine lebendige Geschichte des Forschungs- und Erfindungsgeistes aller Zeiten und Länder" werden, „in welcher der Einfluß der wissenschaftlichen Forschung auf die Technik zu allseitiger Darstellung gelangt". Es war für den Verlag eine besondere Auszeichnung, daß in den Vorstandsrat Alfred Ackermann gewählt wurde, in dessen Amtstätigkeit die Grundsteinlegung des Museums am 13. November 1906 fiel, und daß ihm die Veröffentlichung des von dem Museum herausgegebenen wissenschaftlich bearbeiteten „Führers durch die Sammlungen" sowie des Bibliothekskataloges übertragen wurde.

Von technischen Werken des Verlags sind die von Föppl und Heun über angewandte Mechanik schon genannt. Daneben steht Perrys „Angewandte Mechanik" für Studenten (deutsch von R. Schick, 1908). Dann müssen hier aber noch einige Werke über Spezialgebiete der Mechanik nachgetragen werden. Cranz' „Lehrbuch der Ballistik" (1. A. 1896) wird nunmehr in vier Bänden bearbeitet, von denen Band I und IV 1910 erschienen sind; Ostenfelds „Technische Statik" gibt eine Theorie der Tragkonstruktion (1903). Besondere Erwähnung verdienen verschiedene größere Werke, die das modernste Gebiet der Technik, die Luftschiffahrt, behandeln. Als Gesamtwerk über das Fliegen ist hier vor allem Lanchesters „Aerodynamics" (in deutscher Bearbeitung von C. Runge) in zwei Bänden zu nennen (erster Band 1909). Die wissenschaftlichen „Grundlagen

der Ballonführung", d. h. alles, was der Führer eines Motor- oder Freiballons an mathematischen und physikalischen Kenntnissen benötigt, behandelt R. Emdens gleichnamiges kleines Taschenbuch (1910). In einem größeren „Lehrbuche der Luftschiffahrt und Flugtechnik" des gleichen Verfassers soll dieses Gebiet zum erstenmal für die Zwecke des Hochschulunterrichts zusammengefaßt werden. Ferner seien noch Weyrauchs vielseitige Beiträge zur Elastizität und Festigkeit, insbesondere der Trag- und Eisenkonstruktionen nachgetragen (1884–88). Die Theorie und Praxis der Dampfmaschinen behandeln J.W. Mayer und Czaps „Praktische Wartung der Dampfkessel und Dampfmaschinen" (3. A. 1906), Musils „Bau der Dampfturbinen" (1904) und „Grundlagen der Theorie und des Baues der Wärmekraftmaschinen", zugleich deutsche erweiterte Ausgabe von Ewings „The Steam-Engine and other Heat-Engines" (1902). Daneben stehen Schrebers „Theorie der Mehrstoffdampfmaschinen" (1903) und „Kraftmaschinen" (2. A. 1907) sowie Perrys deutsche Ausgabe von „Die Dampfmaschine, einschließlich der Dampfturbine der Gas- und Ölmaschinen" (1909). Der moderne Schiffbau, vertreten durch Blochmann, Neudeck und Schulz' großes dreibändiges Werk, von dem der zweite von B. Schulz bearbeitete Teil: „Kessel und Hauptmaschine, ihre geschichtliche Entwicklung, Theorie, Bauausführung sowie Behandlung in und außer Betrieb" (1910), erschienen ist, ferner E. Müllers „Eisenschiffbau" (1910). Eingehende Berücksichtigung findet die Elektrotechnik. Ferraris „wissenschaftliche Grundlagen der Elektrotechnik" (deutsch von Finzi 1901; neue Auflage im Erscheinen) gibt in organischem Aufbau einen Überblick über das gesamte theoretische Gebiet der Elektrotechnik. Es ist ebensowohl ausgezeichnet durch seine folgerichtigen Ableitungen wie durch eine leichtfaßliche Darstellung, unter stetem Eingehen auf die für die Praxis wichtigen Verhältnisse. Janets unter der Presse befindliche „Vorlesungen über allgemeine Elektrotechnik" (in der deutschen Bearbeitung von Süchting und Riecke) bilden

die Brücke zwischen den als bekannt vorausgesetzten Grundzügen der Elektrotechnik und der Konstruktion und Berechnung einzelner Maschinen. Sie vermitteln mit besonderer Eleganz des Vortrags ohne Voraussetzung irgendwelcher erheblichen mathematischen Vorkenntnisse möglichst mit anschaulichen Begriffen und graphischen Methoden das Verständnis für die elektrischen Erscheinungen.

Es erscheint unmöglich, hier die weitere große Zahl der noch in Vorbereitung befindlichen Werke über fast alle Gebiete der Technik (Maschinenbau, Hydraulik, Schiffbau, Hydraulische Motoren und Luftschiffahrt, praktische Elektrotechnik, chemische Technologie usw.) zu nennen. Aber auf zwei Sammlungen muß noch besonders aufmerksam gemacht werden. Die von Jahnke herausgegebenen „Mathematisch-physikalischen Schriften für Ingenieure und Studierende" setzen sich zum Ziel, dem Ingenieur Werke zu bieten, welche für ein engbegrenztes Gebiet die mathematischen Methoden einfach und leichtfaßlich ableiten und deren Verwendbarkeit in den einzelnen Teilen von Physik und Technik aufdecken. Des weiteren ist besonders Wert darauf gelegt, Dinge, die für die Anwendungen von Wichtigkeit sind, nicht zugunsten wissenschaftlicher Strenge zurücktreten zu lassen. So werden die verschiedenen mathematisch-physikalischen Disziplinen in derjenigen Bearbeitung geboten, welche diesem besonderen Zwecke angepaßt ist. Bisher sind in der Sammlung zwölf Bände erschienen, u. a. Ignatowsky, „Vektoranalysis", Schäffer, „Maxwellsche Theorie", Gans, „Magnetismus", Wagner, „Elektromagnetische Ausgleichsvorgänge" u.a., insbesondere aber von Jahnke und Emde selbst eine Sammlung von „Funktionentafeln mit Formeln und Kurven", die die praktische Anwendung der Resultate der mathematischen Formeln durch übersichtliche Zusammenstellung der überall zerstreuten Tafeln leicht ermöglichen soll. Unter dem Titel „Naturwissenschaft und Technik in Lehre und Forschung" setzt sich die von F. Doflein und K. T. Fischer herausgegebene Sammlung von Lehr-

und Handbüchern das Ziel, die großen Werte, welche im Stoffe und in der Methode der naturwissenschaftlichen Forschung in den rein wissenschaftlichen Resultaten und in deren praktischen Anwendungen verborgen liegen, hervorzuheben und nutzbringend zu verwerten. An dieser Stelle kommt zunächst nur die erste von K. T. Fischer herausgegebene Hauptgruppe „Physik und Chemie" in Betracht. Wir haben bereits auf das in dieser Sammlung erschienene Werk von Hohenner „Geodäsie" hingewiesen. Ferner verdient in diesem Zusammenhange das sich seinem Abschluß nähernde Werk von H. Ebert „Grundlinien einer Experimentalphysik für Ingenieure" Erwähnung.

Schließlich können hier auch gleich die Publikationen betr. den Unterricht an technischen Lehranstalten angereiht werden. Die von Girndt herausgegebenen Beiträge „Technik und Schule" (1906 ff.) entstanden aus dem Bedürfnisse nach einem besonderen Unterrichtsorgan für Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und andere technische Fachschulen. Sie brachten kritische Abhandlungen, die, von den oft noch nicht klar genug erkannten, im Grunde aber scharf umrissenen Endzielen der technischen Fachschulen ausgehend, zur Feststellung von didaktischen Grundsätzen und Vorschlägen für den weiteren Ausbau der technischen Lehranstalten führen können. Trotz der sachlichen Anerkennung, die dieses Unternehmen in allen Kreisen fand, konnte es aus äußeren Gründen bisher doch nicht weitergeführt werden. Ebenfalls seit 1906 von Girndt herausgegeben, erscheint daneben unter dem Titel „Der Unterricht an Baugewerkschulen" eine Sammlung von Leitfäden, die den besonderen Zielen der bautechnischen Fachschulen sorgfältigst angepaßt sind und den Stoff unter sorgsamer Berücksichtigung sowohl dessen, was in der unterrichtlichen Praxis die Probe bestanden hat, als auch dessen, was Praxis und Schule notwendig brauchen, ausgewählt nach zumeist neuen und im Unterricht schon durchaus bewährten Prinzipien, enthalten.

Die Darstellung hat auf den letzten Seiten mehr den Charakter einer Aufzählung einiger der Hauptverlagsunternehmen – geordnet unter die einzelnen Hauptzweige der verschiedenen Disziplinen – annehmen müssen. Sie kann wieder mehr den Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung hervortreten lassen, wenn im folgenden auf das Unterrichtswesen etwas näher eingegangen wird.

Das höhere Schulwesen in Deutschland hat im neunzehnten Jahrhundert eine Entwicklung genommen, die in jüngster Zeit zur Anerkennung der Gleichberechtigung der drei höheren Lehranstalten: Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule geführt hat. Es war ein zuerst von 1859 an vom Realgymnasium allein, seit 1879 auch von den Oberrealschulen geführter Kampf um die Anerkennung des allgemeinbildenden Wertes von Mathematik und Naturwissenschaften neben den sprachlich-historischen Fächern. Daß hierbei die Mathematik zunächst eine besondere Rolle spielte, ist schon oben erwähnt und liegt darin begründet, daß sie im Lehrplan des Gymnasiums von jeher eine zentrale Stellung einnimmt. Daneben machen sich die mannigfachsten Tendenzen in der Bewertung der Mathematik als Unterrichtsfach in den verschiedenen Lehrbüchern geltend, von denen bereits einige oben genannt sind. Zu der Schätzung der Mathematik als formalen Bildungselements kommt noch die stärkere Berücksichtigung der Anwendungen, wie sie dann vor allem die Braunschweiger Beschlüsse des Vereins für mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht (1891) prinzipiell verlangten. Neben Büchern, die den Standpunkt der dogmatischen Lehrweise vertreten, stehen solche, die die heuristische Methode auszugestalten suchen. Andere wieder wollen den traditionellen Lehrstoff durch die Aufnahme der neueren und analytischen Geometrie usw. ergänzen. Aber alles dies sind in früherer Zeit nur tastende, an keinem einheitlichen Gesichtspunkt orientierte Versuche zur Besserung von Lehrstoff, Methode und Ziel. In den Rahmen einer begin-

nenden Neuordnung des höheren Schulwesens erscheinen diese Bemühungen zum erstenmal gestellt durch die Schulkonferenz von 1890, als deren Ergebnis die neuen Schulpläne von 1892 anzusehen sind. An diese schließt sich als charakteristisches Lehrbuch der Elementarmathematik das „Methodische Lehrbuch der Elementarmathematik" von G. Holzmüller, dem Redakteur der Zeitschrift für lateinlose Schulen an (1894–1901).

Einen noch wichtigeren Einschnitt für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer bezeichnet der Kaiserliche Erlaß vom 26. November 1900 und die darauf beruhenden Lehrpläne von 1901. Sie statten die drei genannten höheren Lehranstalten mit gleichen Rechten aus und geben ihnen die Freiheit, in den einzelnen Lehrfächern je nach ihren Absichten sich spezifisch auszugestalten. Für die Mathematik bedeutet dies, daß auch sie auf den verschiedenen Anstalten ihren verschiedenen Tendenzen gemäß entweder mehr nach der reinen oder der angewandten Seite ausgestaltet werden kann. Als Lehrbuch sucht diesen verschiedenen Forderungen H. Müllers „Mathematisches Unterrichtswerk" (1901 ff.) zu entsprechen, das in vier Abteilungen sich zum Lehrbuch der Mathematik nicht nur für Gymnasien, Realanstalten und Reformschulen, sondern für alle Unterrichtsanstalten bis hin zur Volksschule ausgestaltet hat. Daneben stehen dann Bücher über einzelne Disziplinen, insbesondere über elementare darstellende Geometrie, elementare analytische Geometrie und die Anfangsgründe der Infinitesimalrechnung, Gegenstände, deren Einführung in die Schulen in neuester Zeit oft diskutiert wurde. Es seien hier besonders erwähnt die Unterrichtswerke von Pietzker, Schuster, Schülke, Müller und Presler. Das Charakteristische dieser neuesten Bestrebungen, im Gegensatz zu denen aus früherer Zeit, ist, daß es sich hierbei nicht um eine einfache Angliederung neuer Stoffe an den alten Lehrstoff handelt, sondern daß der ganze Lehrstoff einheitlich gestaltet erscheint – orientiert an der starken Betonung des in der Mathematik zentralen geometrischen

Funktionsbegriffs. „Die Gewohnheit funktionellen Denkens" – sagt Kerschensteiner, indem er diese von Felix Klein aufgestellte Grundforderung des mathematischen Unterrichts in einem Münchener Vortrag weiter ausführt – „ist in der außermathematischen und außernaturwissenschaftlichen Welt gleichfalls eine der allerwertvollsten, echt humanistischen Eigenschaften eines Menschen von Bildung. ... Wohin wir blicken in die vergangenen Zeiträume der Geschichte, in die Tiefen der vergleichenden Sprachwissenschaften, in das Werden und Vergehen der Rechtsnormen, in das Reich der Bewegungen des unendlichen Weltraumes wie in die enge Welt unserer seelischen Natur – überall taucht der Funktionsbegriff, vielleicht sagen Sie auch: der Kausalbegriff auf." Die Ausbildung „des funktionalen Denkens" unter steter Übung der lebendigen Raumanschauung, bei gleicher Berücksichtigung des demonstrativen Elements in der Mathematik wird als eine erste Forderung für die auf wirklich moderner Basis ruhenden Lehrbücher aufgestellt. In dieser Hinsicht ist vor allem das Lehrbuch von Behrendsen und Götting „Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen" zu nennen. Die „Elemente der Mathematik" von Borel, deutsch von Stäckel, sowie J. Tannerys „Elemente der Mathematik", deutsch von Klaess, mit einer Einführung von F. Klein, können dazu dienen, zu zeigen, wie die parallelgehenden Reformbestrebungen in Frankreich, die hier zu den Lehrplänen von 1900 geführt haben, ihre Verwirklichung gefunden haben.

Eine wesentliche Ergänzung der Reformbestrebungen bedeuten die 1909 erschienenen neuen Lehrpläne für den Mädchenschulunterricht, die ebenfalls den Forderungen nach einer Vertiefung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts Rechnung tragen. Sie schlossen sich naturgemäß an die genannten Lehrbücher für Knabenschulen, neue Ausgabe für die Bedürfnisse der Mädchenschulen, an. In erster Linie muß hier genannt werden das Lehrbuch der Mathematik von Crantz

und die Aufgabensammlung von F. Kundt, ferner Behrendsen und Götting sowie Müller und Mahlert.

Daß bei dieser Neuordnung des mathematischen Lehrstoffs auch die Handbücher der Elementarmathematik für Lehrer einer Neubearbeitung bedurften, erscheint natürlich. Die „Grundlehren der Mathematik“ von Meyer und Thieme sowie Netto und Färber in zwei Teilen zu je zwei Bänden, von denen H. Thiemes „Elemente der Geometrie“ und C. Färbers „Arithmetik“ erschienen sind, waren als ein dem heutigen Stande entsprechendes Gegenstück zu Baltzers „Elementen der Mathematik“ gedacht. Sie bilden kein Handbuch, in dem aller irgendwie wissenswerte Stoff aufgespeichert werden soll, sondern sie sind in erster Linie dem Unterricht, und zwar auch dem Selbstunterricht gewidmet. Dabei geht das Werk den tieferen Fragen durchaus nicht aus dem Wege und führt so durch gelegentliche Ausblicke hinüber in das Gebiet der eigentlich höheren Mathematik. Die Fragen der Elementargeometrie von Enriques wollen demselben Zweck dienen wie Kleins „Vorträge über ausgewählte Fragen der Elementargeometrie“ (1895) und eine Sammlung derjenigen Fragen sein, bei welchen die Ergebnisse der mathematischen höheren Theorien oder eine feinere logische Kritik es möglich gemacht haben, dem Inbegriff klassischer Lehren, als deren Zusammenfassung das Werk Euklids gewöhnlich betrachtet wird, etwas Grundlegendes hinzuzufügen. Die zwischen dem mathematischen Unterricht an den höheren Schulen und dem Hochschulunterricht klaffende Lücke sucht auch Th. Vahlen in seinem soeben erschienenen Werke „Konstruktionen und Approximationen in systematischer Darstellung“, einer Ergänzung der niederen, einer Vorstufe zur höheren Geometrie, zu überbrücken. Direkt der Schule wollen dienen: Schwerings „Handbuch der Elementarmathematik für Lehrer“ (1907) und nach anderer Seite das „Handbuch des mathematischen Unterrichts“ von Killing und Hovestadt (Bd. I 1910). Von der Ansicht ausgehend, daß der Unterricht leide, wenn seine Be-

ziehungen zur Wissenschaft sich lockern, wollen die Verfasser mit diesem Buche zwischen Wissenschaft und Schule vermitteln sowie durch Auswahl passender methodischer Lehrgänge zum Nachdenken über den Unterricht anregen. Auch Simons zahlreiche Beiträge zur Geschichte, Methodik und Didaktik der Elementarmathematik müssen hier ihren Platz finden. Die von Lietzmann und Witting bearbeitete „Mathematische Bibliothek" will gemeinverständliche Darstellungen aus der Elementarmathematik für Schule und Leben bringen, wobei auch der historischen Seite Berücksichtigung zuteil werden soll. In erster Linie wendet sie sich an reifere Schüler, die sich mit einigen interessanten über den Rahmen der Schule hinausgehenden Gebieten vertraut machen wollen.

Ähnlich wie auf den mathematischen Unterricht etwas näher eingegangen ist, könnten einige Bücher über den physikalischen, chemischen, astronomischen Unterricht namhaft gemacht werden, die aus dem Wunsch der Neuordnung und Vertiefung des Stoffes, insbesondere auch der besseren Gestaltung der Methodik (z. B. Einführung von Schülerübungen) entstanden sind. Sie stehen alle mehr oder weniger im Zusammenhange mit den modernen Bestrebungen der Reformbewegung auf dem Gebiete des gesamten realistischen Unterrichts, wie sie im besonderen von der 1904 eingesetzten Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte vertreten werden. Es sei daher an erster Stelle auf den Gesamtbericht hingewiesen, den im Auftrage der Unterrichtskommission 1907 Gutzmer als Vorsitzender herausgegeben hat. Unter dem Titel: „Die Tätigkeit der Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte" will der Gesamtbericht ein möglichst vollständiges Bild der Bestrebungen und Reformvorschläge, wie sie in dreijähriger Tätigkeit erarbeitet wurden, zusammen mit den Vorverhandlungen auf den Naturforscherversammlungen in Kassel und Breslau (1903/04) allen interessierten Kreisen vorlegen. Das Charakteristische an die-

ser Bewegung war, daß hier zum erstenmal die Mathematiker und Physiker mit den Biologen sich zu gemeinsamer Aktion verbanden. Wir werden an einer späteren Stelle noch eingehender darauf zu sprechen kommen. Wer sich im Zusammenhang über die gesamten Reformbestrebungen nach allen Richtungen orientieren will, findet in F. Kleins „Vorträgen über den mathematischen Unterricht an höheren Schulen", bearbeitet von F. Schimmack, reiches Material. In dem erstgenannten Buche wird auch vielfach Bezug genommen auf zwei frühere Publikationen, die Klein zusammen mit Riecke im Verlage herausgegeben hat: „Über angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht an höheren Schulen" (1900) und „Neue Beiträge zur Frage des mathematischen und physikalischen Unterrichts an den höheren Schulen" (1904), denen in zwei weiteren autographierten Vorlesungsheften, bearbeitet von Hellinger, sachliche Ausführungen über die Beziehungen zu der höheren und Elementarmathematik folgten.

In diesem Zusammenhange verdienen namentlich auch zwei größere Sammelwerke hervorgehoben zu werden. Es ist einmal – neben dem „Handbuche für Lehrer höherer Schulen" (1906) – die auf zehn Bände berechnete, von Höfler und Poske herausgegebene „Sammlung didaktischer Handbücher für den realistischen Unterricht", die den praktischen Bedürfnissen des Lehrers entgegenkommen soll, der durchdrungen ist von der Größe der Aufgaben, die durch einen allseitigen Sachunterricht und nur durch ihn zu lösen sind. Erschienen ist hier Höflers „Didaktik des mathematischen Unterrichts" (1910) und Landsbergs „Didaktik des botanischen Unterrichts" (1910). Es ist schon jetzt ersichtlich, daß mit diesem Unternehmen etwas Neues und Eigenartiges ins Leben gerufen ist. Nicht im Gefolge einer Didaktik der sprachlichen Fächer wie bisher, sondern unabhängig davon soll die Didaktik der realistischen Fächer hervortreten. Dadurch soll keineswegs einer Zersplitterung in Einzeldisziplinen Vorschub geleistet werden, sondern die Darstellung ist

stets von dem Gedanken beherrscht, daß der gesamte realistische Unterricht für sich eine große didaktische Einheit bildet, die sich in sachlicher wie in formaler Hinsicht ebenbürtig neben den Komplex der sprachlich-literarischen Fächer stellen darf. In „Weltanschauung und Bildungsideal" (1911) gibt G. F. Lipps eine philosophische Begründung des Bildungswertes der Mathematik. Mehr als die Sprache, die nur Ausdruck von vorhandenem Leben ist, scheint ihm die Mathematik für Erziehung und Unterricht zu bedeuten, weil an ihr das Wesen des Lebens selbst begriffen werden kann, das Lipps im Vorhandensein des Vergangenen im Gegenwärtigen erblickt. Unmittelbar der Praxis dient die von K. T. Fischer unter dem Titel „Die Schule der Naturwissenschaft in der Erziehung" herausgegebene Sammlung von Lehrbüchern für Lehrer, Schüler und Studierende, indem sie zugleich in drei verschiedenen Serien den Bedürfnissen des Volks-, Mittel- und Hochschulunterrichts entsprechen soll. Auch hier werden die einzelnen Bände beherrscht sein von der Erkenntnis, daß die Naturwissenschaften berufen sind, schon in der Schule ein Erziehungsmittel von ganz besonderem und durch andere Fächer nicht ersetzbarem Werte zu bilden, wenn sie nach der richtigen Methode gelehrt werden, d. h. wenn nicht das Wissen von vielerlei das Unterrichtsziel bildet, sondern durch passend ausgewählte Naturgeschehnisse und -gesetze eine Entwicklung jener wertvollen Fähigkeiten und Eigenschaften des Schülers und Studierenden erstrebt wird, welche die Naturwissenschaften, insbesondere Physik und Chemie, gewissermaßen zwangsweise zu wecken und zu steigern vermögen.

So kommt denn schon in dieser Darstellung zur Geltung, daß auf der Basis des Unterrichts derjenige *Zusammenschluß* gefunden wird, auf den, wie oben angedeutet wurde, die Entwicklung der mathematisch-physikalischen und auch technischen Disziplinen vom Ausgang des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hinzielt. Das überall auflebende Interesse, das sowohl die wissenschaftlichen Mathematiker wie

Lehrer und Ingenieure der allseitigen zweckmäßigen Ausgestaltung des Unterrichts entgegenbringen, weist darauf hin, daß in den Unterrichtsfragen ein Mittelpunkt geschaffen ist, der sie innerlich zusammenhält. Nach außen tritt dies gemeinsame Streben in der Einsetzung verschiedener Kommissionen hervor, die sich mehr oder weniger an die ursprüngliche Kommission der Naturforscherversammlung anschließen. Am unmittelbarsten gilt das für den unter Vorsitz von A. Gutzmer stehenden Deutschen Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, der seit 1908 seine Tätigkeit aufgenommen hat und in den im Verlage seit 1909 erscheinenden Schriften und Mitteilungen des „DAmnU" regelmäßig über den Fortgang seiner Arbeiten berichtet. Eine ähnliche Organisation hat der Deutsche Ausschuß für technisches Schulwesen unter Vorsitz von O. Taaks und C. Matschoß, dessen Bestrebungen, unterstützt von dem Verein Deutscher Ingenieure, in erster Linie darauf hingehen, den Unterricht an technischen Mittelschulen und im weiteren Verlauf den technischen Unterricht überhaupt auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. Auch die Veröffentlichungen des „DAtSch" hat der Verlag übernommen. Bisher erschienen als erster Band „Arbeiten auf dem Gebiete des technischen Mittelschulwesens" (1910).

Während sich DA und DAtSch lediglich mit den Unterrichtsfragen in Deutschland befassen, zielen die Bestrebungen der Internationalen Mathematischen Unterrichtskommission auf einen Zusammenschluß der Mathematiker aller Länder. Angeregt von Smith, Fehr und Greenhill auf dem Mathematikerkongreß in Rom 1908 steht sie unter der Führung F. Kleins. Sie bildet den Ausgangspunkt für die in der Folge in den einzelnen Ländern entstandenen Unterkommissionen. In den deutschen Unterausschuß der Internationalen Mathematischen Unterrichtskommission traten neben F. Klein P. Stäckel und P. Treutlein. In einem Bericht, den F. Klein am 10. August auf einer Sitzung der Internationalen Unterrichtskommission auf der

Weltausstellung in Brüssel erstattete, führte er aus: daß die Bedeutung der „IMUK“ für jedes einzelne mitwirkende Land eine nationale und eine internationale Periode der Betätigung besitzt. Die erste ist die Periode, in der wir z. Z. stehen, die Periode der Berichterstattung über den im einzelnen Lande vorhandenen Unterrichtsbetrieb. Die Arbeit erscheint äußerlich national begrenzt, aber nur durch das Vorhandensein der IMUK konnten die Hemmungen verschiedener Art, die sich der Unternehmung in den verschiedenen Ländern entgegenstellen, überwunden werden. In der Tat: man kann es schon als fraglich betrachten, ob wir ohne das Bestehen einer ideellen internationalen Verpflichtung auch nur in einem Lande dazu gekommen wären, eine so umfassende Arbeit, wie sie jetzt überall in die Wege geleitet ist, überhaupt zu planen und in Gang zu bringen. Jeder von uns bedarf, wenn er Energien entwickeln soll, des äußeren Anstoßes, man kann aber beispielsweise auch bezweifeln, ob gegenüber bloßen nationalen Anregungen die Regierungen aller Länder die an sich bescheidenen, aber doch sehr notwendigen Summen bewilligt hätten, ohne die an unsere Arbeit nicht herangegangen werden konnte. Dann aber ein weiteres: mit dem bloßen Beginn der Arbeiten ist es nicht getan, es bedarf ihrer Durchführung; der Fleiß und der Eifer der Mitwirkenden dürfen nicht allmählich erlahmen. Und wieder ist es das internationale Moment, welches über die Hemmungen hinweghilft, indem doch keine Nation hinter den anderen zurückbleiben will, vielmehr jede versuchen wird, den anderen zuvorzukommen. – Und nun die zweite, die im engeren Sinne internationale Periode. Es ist eine zu äußerliche Auffassung, wenn man diese damit erledigt glaubt, daß das Zentralkomitee der IMUK, wie es versprochen hat, die von den verschiedenen Ländern ausgearbeiteten Berichte zusammenstellt und vergleicht. Nein, jedes Land muß und wird diesen Vergleich für sich machen und damit in die Lage kommen, unbeschadet der Aufrechterhaltung seiner Eigenart, von überallher diejenigen Anregungen in sich

aufzunehmen, die es für sich selbst für nützlich hält. Es gibt kein Land, das hierbei nicht für sich gewinnen könnte, und wenn sich hinterher ergeben sollte, daß das eine Land schließlich mehr als das andere vorbildlich gewirkt hat, so wird ihm die darinliegende Anerkennung nicht nur eine Belohnung für vorhandene Leistungen, sondern selbst wieder ein Sporn zu weiterer Vervollkommnung seiner Einrichtungen sein.

Bei den Schriften des Deutschen Unterausschusses der IMUK handelt es sich einerseits darum, das deutsche Publikum durch geeignete Mitteilungen und Übersetzungen über den allgemeinen Stand der Arbeiten der Kommission auf dem laufenden zu halten, anderseits aber die verschiedensten Seiten des deutschen mathematischen Unterrichts in ausführlichen Darlegungen zur Geltung zu bringen. Dieser Aufgabe dienen zwei Reihen von Veröffentlichungen: nämlich erstens die Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die Internationale Mathematische Unterrichtskommission, die in zwanglosen Heften erscheinen, und zweitens die umfassenden Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland, die von F. Klein herausgegeben werden. Die Abhandlungen sind auf fünf Bände veranschlagt, von denen der erste Band die höheren Schulen in Norddeutschland, der zweite die höheren Schulen in Mittel- und Süddeutschland, der dritte einen Bericht allgemeiner Art über den höheren mathematischen Unterricht, der vierte Band die Mathematik an den technischen Schulen und endlich der fünfte Band die Mathematik an den Volksschulen behandeln wird. Von allen Bänden sind bereits mehrere Abhandlungen erschienen, von denen hier nur W. Lietzmann, „Stoff und Methode im mathematischen Unterricht an den norddeutschen höheren Schulen auf Grund der vorhandenen Lehrbücher“ (1909), Lietzmann, „Die Organisation des mathematischen Unterrichts an den höheren Knabenschulen in Preußen“ (1910), Timerding, „Die Mathematik in den physikalischen Lehrbüchern“ sowie noch die Abhandlungen von Cramer, Geck, Grünbaum, Schimmack, Schnell,

Thaer, Wieleitner, Witting, Zühlke usw. erwähnt sein mögen. Im Anschluß hieran brachte der Verlag, einer Anregung Gutzmers folgend, 1911 die im Auftrage der ungarischen mathematischen Reformkommission des Landesvereins der Mittelschulprofessoren von E. Beke und S. Mikola herausgegebenen „Abhandlungen über die Reform des mathematischen Unterrichts in Ungarn“ heraus.

Vielleicht darf hier zum Schluß auf das größte Unternehmen des Verlags, die „Kultur der Gegenwart“, in der auch die Fragen des mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Unterrichts in hervorragender Weise zur Geltung kommen sollen, hingewiesen sein. Entsprechend dem Plane, eine Gesamtdarstellung aller Wissensgebiete zu geben, und zwar nicht vom enzyklopädischen, sondern vom Standpunkt der kulturellen Wirkung, wird hier zum ersten Male versucht, überhaupt Mathematik, Naturwissenschaft und Technik zu einem einheitlichen Bilde zu verschmelzen. Vielleicht wird es so erreicht, daß damit der allgemeine Bildungswert, der den genannten Disziplinen in Forschung und Unterricht innewohnt, zur lebendigen Anschauung gebracht wird.

Die zunehmende Ausgestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Verlags führt dazu, auch auf die benachbarten Gebiete der organischen Naturwissenschaften überzugreifen. So nimmt der Verlag nacheinander auch Geographie und Biologie in sein Programm auf; man könnte sogar von einer Wiederaufnahme reden, denn isolierte Versuche, die freilich unter ganz anderen Verhältnissen gemacht worden waren, hatten ja bereits in früherer Zeit vorgelegen. Jetzt erhalten diese Bestrebungen systematischen Charakter, drängen in der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Abteilung der „Kultur der Gegenwart“ nach engem Zusammenschluß und in der Sammlung „Wissenschaft und Hypothese“ (1904ff.) nach

philosophischer Fundierung. Will die erste Untersuchung den Kulturwert der exakten Disziplinen allen Gebildeten eindringlich machen, so hat die zweite die Aufgabe: „Die Wissenschaften in dem Bewußtsein ihres festen Besitzes, in ihren Voraussetzungen darzustellen und ihr pulsierendes Leben, ihr Haben, Können und Wollen aufzudecken," anderseits aber auch „auf die durch die Schranken der Sinneswahrnehmung und der Erfahrung überhaupt bedingten Hypothesen" hinzuweisen.

Auf dem Gebiete der Geographie war zwar der Teubnersche Verlag schon um die Mitte des Jahrhunderts durch Herausgabe einiger geographischer Handbücher, unter denen das von B. Volz sich einer weiten Verbreitung erfreute (1876), tätig gewesen. Ein fester Mittelpunkt für seine Bestrebungen auf diesem Gebiete wurde aber erst durch Begründung der von A. Hettner herausgegebenen „Geographischen Zeitschrift" (1895) geschaffen. Die Zeitschrift wendet sich nicht nur an Fachgelehrte, sondern vornehmlich auch an alle gebildeten, geographisch interessierten Laien. Sie will es jedem ermöglichen, sein geographisches Wissen den neuesten Erkenntnissen entsprechend zu vervollständigen. Daher bringt sie ebenso längere Abhandlungen wie kurze Nachrichten über alle Veränderungen, die sich in bezug auf Kenntnis der Erdräume, der wissenschaftlichen Hypothesen und Lehrmeinungen, der politischen Gestaltung und der kulturellen Entwicklung vollziehen.

Zu ihren Mitarbeitern haben fast alle Hochschullehrer der Geographie, von Richthofen, der schon zum ersten Heft einen hervorragenden Beitrag lieferte, Ratzel, Kirchhoff, Rein, H. Wagner, Th. Fischer bis zum jüngsten Privatdozenten, gehört. Eine ganze Reihe größerer Aufsätze wurde entsprechend vielfach geäußerten Wünschen in Sonderdrucken veröffentlicht, von denen die „Monographie über das europäische Rußland" von A. Hettner (1905) die weiteste Anerkennung gefunden hat. Auch die Broschüre: Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert, von dem gleichen Autor (1898), entstammt der Zeitschrift. Sie

führt in das Gebiet der Geschichte der Geographie, auf welchem der Verlag noch durch die besonderen Studien: Marinelli „Erdkunde bei den Kirchenvätern" (1884), Fiorini „Konstruktion und Geschichte der Erd- und Himmelsgloben" (1895, herausgegeben von Günther), Beschorner „Geschichte der sächsischen Kartographie" (1907), Hantzsch „Die ältesten gedruckten Karten der sächsisch-thüringischen Länder" (1905) sich tätig erwies.

Mit den letztgenannten Werken war der Verlag den Fragen der Kartographie nähergetreten, die dann in den beiden Werken von Zondervan „Allgemeine Kartenkunde" (1901) und Zöppritz „Leitfaden der Kartenentwurfslehre" (zwei Teile, 2. A. 1899 bis 1908) eine Darstellung fanden, welche einmal zum tieferen Verständnis der Karte und zum anderen zur Aufzeichnung von Karten anleiten; es sind beides Arbeiten, die direkt fehlen würden.

Eine Zeit regeren Schaffens setzte vornehmlich ein, als im Jahre 1901, veranlaßt durch die engen freundschaftlichen Beziehungen von A. Penck und Alfred Ackermann die „Geographischen Abhandlungen" aus dem Verlage von Eduard Hölzel in Wien in den Verlag von Teubner übergingen. Die „Geographischen Abhandlungen" wurden 1886 als eine Sammlung zwanglos erscheinender, voneinander unabhängiger Arbeiten aus dem Gebiete der gesamten Erdkunde durch Albrecht Penck ins Leben gerufen. Die Weite des Programms erfuhr nur dadurch eine Einschränkung, daß von einer Veröffentlichung von Arbeiten rein kompilatorischen Charakters, wie sie zum großen Nachteil der Geographie nur allzu häufig sind, und ebenfalls von bloßen Referaten von vornherein abgesehen wurde. Das Schwergewicht wurde auf rein wissenschaftliche Untersuchungen gelegt. Dieses Programm ist durch die beinahe 25 Jahre des Erscheinens der Abhandlungen konsequent befolgt worden: sie enthalten durchweg streng wissenschaftliche Monographien, von denen nicht wenige grundlegender Art sind, es sei nur an die Arbeiten von Hann über „Die Verteilung des Luftdruckes in Mittel- und Südeuropa, von Brückner „Über die Klimaschwan-

kungen“, von Cvijić „Über das Karstphänomen“, von Richter „Seenstudien“ und an Grunds Untersuchungen über die Karstländer erinnert. Ursprünglich war der Kreis ein weiterer, seit Band V beschränkt er sich vornehmlich auf Schüler des Herausgebers, und es geben seit 1891 die „Geographischen Abhandlungen“ ein getreues Bild von dem regen geographischen Leben, das sich an der Wiener Universität entwickelt hat. Manche für die Landeskunde Österreichs wichtige Arbeit, wie Grunds Untersuchungen über die Veränderungen der Topographie im Wiener Becken, wie die schönen Monographien von Krebs über die nordöstlichen Alpen und Istrien sind in ihnen erschienen. Auch in Zukunft werden die Abhandlungen noch Arbeiten aus der Schule des Herausgebers bringen, doch soll sich der Kreis der Mitarbeiter von nun ab wieder erweitern.

Neuerdings ist der Verlag bestrebt, durch das Baessler-Archiv die besonders für die Ethnographie bedeutsamen Schätze größerer Sammlungen durch kunstgerechte Nachbildung weiten Kreisen zum Zwecke wissenschaftlicher Bearbeitung zugänglich zu machen (1910). In zwanglos erscheinenden Heften, von denen je sechs einen Band von 36 Bogen bilden, werden in einer an die großen amerikanischen Publikationsorgane erinnernden, nach Inhalt und Form den höchsten Ansprüchen genügenden Weise die kulturwissenschaftlichen Belegstücke und Dokumente der Museen sowie die authentischen Beobachtungen aus allen Völkerkreisen der Erde in kritischer Verarbeitung und mit ausgiebiger Illustrierung der Öffentlichkeit übergeben.

Sodann ist es dem Verlag gelungen, die nach Inhalt wie Methode gleichbedeutsamen Arbeiten des berühmtesten amerikanischen Geographen W. M. Davis zu erwerben und ausgezeichnete Fachleute (Braun, Oestreich, Rühl) zu gewinnen, welche die Anschauungen des amerikanischen Meisters auf deutsche Verhältnisse zu übertragen verstehen.

Einmal näher bekannt geworden mit einer Reihe von führenden Geographen der Neuzeit hat der Teubnersche Verlag

sein Bestreben auch darauf gerichtet, Werke herauszugeben, welche bestimmte Erdgebiete wissenschaftlich allseitig behandeln, also nicht Reisebeschreibungen und Länderschilderungen gewöhnlichen Stils, sondern wirklich geographisch durchgearbeitete Monographien. Hierbei sei an Philippson „Das Mittelmeergebiet" (1904, 2. A. 1907), Fischer „Mittelmeerbilder" (1906), Nordenskjöld „Die Polarwelt und ihre Nachbarländer" (1909), Giesenhagen „Java und Sumatra" (1902) und Doflein „Ostasienfahrt" (1906) erinnert, die zum Teil auch wertvolle biologische und anthropologische Beiträge enthalten. Aber auch das mehr unterhaltende und politische Genre wurde von seiten des Verlags gepflegt, daher die Werke von P. Rohrbach „Vom Kaukasus zum Mittelmeer" (1903), E. v. Hoffmeister „Kairo–Bagdad–Konstantinopel" (1910), J. Meurer „Weltreisebilder" (1906), Funke „Aus Deutsch-Brasilien" (1902), „Unter den Coroados" (1905), Daiber „Eine Australien- und Südseefahrt" (1902), welch letztere Werke auch der reiferen Jugend zur Unterhaltung und Belehrung in die Hand gegeben zu werden verdienen. In den Dienst der Jugend stellen sich weiter die nach methodischen Grundsätzen bearbeiteten Lehrbücher, die Atlanten, wie die Arbeiten über spezielle Methodik des geographischen Unterrichts.

Von den Lehrbüchern hat sich Grubers „Wirtschaftsgeographie" (1902, 2. A. 1908), das die in dessen Werke „Geographie als Bildungsfach" (1904) niedergelegten Grundsätze verwirklicht, sehr rasch Einführung in kaufmännische und gewerbliche Schulen zu erringen verstanden. Für Mittelschulen liegt die auf Grund der ministeriellen Verordnung von 1910 sich aufbauende Arbeit von Lehmann vor, der sich als Mitarbeiter des Franke und Schmeilschen Realienbuches sehr rasch ein Ansehen in weitesten Kreisen erworben hatte. Seinem wichtigsten Grundsatze entsprechend baut sich die politische Geographie durchaus auf die physikalische auf. – Gleichfalls in der Erfassung des eingehenden Verständnisses der zu behandelnden Erdräume sehen Steinhauff und Schmidt die beste Basis für alle geographischen Un-

terweisungen (1910). Klare Vorstellungen von räumlicher Ausdehnung, Gestalt und Lage zu entwickeln, die Erscheinungen auf der Erdoberfläche als Gewordenes und der Veränderung Unterworfenes aufzufassen, überall zum Verständnis der Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt anzuleiten, das haben die Autoren trefflichst verstanden und so ein Werk geschaffen, das von der gesamten pädagogischen Kritik mit Beifall aufgenommen wurde. – Speziell die Geographie Deutschlands behandelt in ansprechender Weise und mit Betonung der kulturellen Erfolge des deutschen Volkes das Buch von Zweck, das sich daher ebenso zur Orientierung für Laien wie als Lehrbuch in höheren Schulen eignet. – Da den Fortschritten der Wissenschaften entsprechend die Geologie mehr denn je zur Fundierung des geographischen Erkennens herangezogen werden muß, war es für den Verlag sehr erfreulich, in P. Wagner einen Autor gefunden zu haben, der in seinem „Lehrbuch der Geologie und Mineralogie" (1907, 2. u. 3. A. 1910) die schwierige Materie in durchgehend fesselnder und faßlicher Weise darstellt, so daß die Einführung sehr rasch in vielen Schulen erfolgte. Für die Lehrer kann als mustergültiges Beispiel für Erarbeitung geologischer Kenntnisse im Anschluß an die Beobachtung der Heimat die Arbeit von Volk „Geologische Wanderungen am schwäbischen Meere" (1910) genannt werden.

Für die Hand der Schüler bietet Lampe eine Anthologie zur Einführung in die Eigenart der tonangebenden geographischen Meister (1905). Auch die Gruppe der Heimatkunden, die dem im Jahre 1901 erworbenen Hofmannschen Verlag noch entstammt, aber stets mit der Entwicklung Schritt hält, paßt sich dem Schulgebrauch an. Ebenfalls dem Hofmannschen Verlag entstammte der Schulatlas von Amthor und Ißleib, der früher in Deutschland mit an erster Stelle stand und durch Keil und Riecke derart verbessert wurde, daß er den fortgeschrittenen Ansprüchen gerecht wurde. In neuerer Zeit ist der Atlas die Grundlage für eine Reihe von Spezialatlanten geworden, wie

des Atlasses für Berlin, für Köln, des Deutschen Schulatlasses, des Atlasses für Österreich-Ungarn und des Handelsschulatlasses von Brunner und Voigt.

Über das gesamte Gebiet der geographischen Methodik orientiert den Grundsätzen der Gehrigschen Sammlung gemäß Bargmann (1906). Hier ist Ernst gemacht mit den Ritterschen Gedanken, daß der Geographieunterricht geographisches Denken erwecken, den Sinn für den Kausalnexus zwischen Natur und Menschenwerk stählen soll. Auch Tromnau hat die Grundsätze für Erteilung des geographischen Unterrichts in der Volksschule klar und übersichtlich zusammengestellt und die Reformbestrebungen nach Eigenart und Wirkungsweise gekennzeichnet (1897). Besondere Einzelfragen werden von Trunk und Itschner behandelt, von denen jener alles hervorhebt, was zur größeren Veranschaulichung der geographischen Lehr- und Lernstoffe zu dienen imstande ist (Die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichts, 4. A. 1902), und dieser die Frage der Stoffgestaltung unter Beziehung des Ganzen auf einen künstlerisch erfaßten Kerngedanken eingehend behandelt (Lehrproben zur Länderkunde von Europa 1904, 2. A. 1908). Für höhere Schulen ist eine Didaktik in Vorbereitung, welche sich in den Bahnen von Landsbergs „Didaktik des botanischen Unterrichts“ (1910) bewegen und als wegeweisend in der Zukunft sich bewähren soll.

In der Chemie, die sich spät in den Verlag eingliedert, sind es vorwiegend Werke, die der mathematischen und physikalischen Behandlung chemischer Probleme zuneigen. Hinrichsens „Vorlesungen über chemische Atomistik“ (1908) schließen sich direkt an den gleichnamigen Artikel Hinrichsens und Mamlocks in der Mathematischen Enzyklopädie an. Dem Gebiet der Stereochemie gelten Meyerhoffers „Gleichgewichte der Stereomeren (1906 herausgegeben von van't Hoff) und Mamlocks „Stereochemie“ (1907). Der physikalischen Chemie Anhänger aus den Kreisen der Industrie zuzuführen und zu ihrer Verwertung in der Praxis beizutragen, ist der Zweck von Jüptners „Chemischem

Gleichgewicht auf Grund mechanischer Vorstellungen“ (1910). Gleichfalls praktischer Tendenz war vorher schon Kohlrausch und Holborns „Leitvermögen der Elektrolyte“ (1898), ein Buch, das besonders die Methoden und Instrumente für Messung dieses Leitvermögens eingehend behandeln wollte.

Die Veröffentlichungen Karl Scheids führen zum chemischen Unterricht hinüber. Sein „Chemisches Experimentierbuch für Knaben“ (1904; 2. A. 1908) will vor allem ein „Spielbuch im besten Sinne des Wortes“ sein und spielend an alltäglichen Dingen zur Kenntnis chemischer Grundgesetze anleiten. Daran schließt sich als Lehr- und Merkbuch für den Laboratoriumsunterricht der Schule sein „Praktischer Unterricht in Chemie“ (1906) an. Die Wichtigkeit solcher Schriften wuchs durch die Voraussetzung, daß das Experiment Ausgangspunkt des chemischen Unterrichts überhaupt sei, wie sie Löwenhardts Leitfaden für die chemischen Schülerübungen (1909) energisch und auf Grund langjähriger Erfahrung vertritt. Diese Anleitung muß dann allmählich zur systematischen Kenntnis der chemischen Vorgänge übergehen, wie sie etwa Bräuers „Lehrbuch der anorganischen Chemie“ (1905) bietet. Es steht auf modernem Boden und führt vor allem die von Svante Arrhenius begründete Theorie der elektrolytischen Dissoziation in den chemischen Unterricht höherer Lehranstalten ein.

Bereits in der älteren belletristischen Periode, die überhaupt eine Zeit des Versuchens auf den verschiedensten Gebieten war, hatte der Verlag sein Interesse den biologischen Wissenschaften und deren Grenzgebieten, vor allem der Medizin, zugewandt. Wir haben schon an anderer Stelle Günthers umfangreiches „Lehrbuch der Physiologie“, ferner die von S. Frankenberg besorgte deutsche Ausgabe von Lisfrancs „Operativer Medizin“, sowie einige der zahlreichen populär-medizinischen Schriften, die der Verlag in jener Periode herausgab, erwähnt. Vor

allem verdient dann noch der bekannte von Dr. A. G. T. Leisering, Professor an der Kgl. Tierärztlichen Hochschule zu Dresden, bearbeitete „Atlas der Anatomie des Pferdes und der übrigen Haustiere“ (Atlas 1861, Text 1866) hervorgehoben zu werden. Die großen in schwarzer und farbiger Lithographie nach Zeichnungen des Dresdener Kunstmalers M. Krantz ausgeführten und bei M. Singer in Leipzig gedruckten Tafeln können zum Teil noch heute als mustergültig bezeichnet werden. Eine zweite wesentlich erweiterte Auflage des Leiseringschen Atlas erschien 1888 ebenfalls im Verlage. Dann aber ging das Werk in den Verlag von R. Trenkel über, der im Jahre 1898/99 in der Bearbeitung von W. Ellenberger, Professor an der Kgl. Tierärztlichen Hochschule zu Dresden, eine dritte Auflage herausbrachte. Endlich sei hier auch noch Reichenbachs „Lehrbuch der Naturwissenschaften“ in vier Bänden (1856–58) sowie Küchenmeisters „Lehrbuch der in und an dem Körper des lebenden Menschen vorkommenden Parasiten“ gedacht. Wenn auch der Verlagstätigkeit auf biologischem Gebiete ein festes Programm fehlte, so handelte es sich doch z. T. um recht bedeutende Erscheinungen. Trotzdem konnte es keines der genannten Werke, abgesehen von dem Leiseringschen Atlas, zu einem wirklichen Erfolge bringen. Die Bücher gingen daher teils in andere Hände über oder wurden nicht neu aufgelegt. In dem folgenden Jahrzehnt ruhte die Verlagstätigkeit auf diesen Gebieten völlig.

Ein neuer Aufschwung erfolgte erst, als der Verlag Ende der siebziger Jahre mit Friedrich Otto Wünsche, damals Lehrer am Gymnasium zu Zwickau, in Verbindung trat. Wünsche, als Sohn eines Kunstgärtners in Milkel bei Bautzen im Jahre 1839 geboren, zeigte schon früh eine Vorliebe für Naturwissenschaften und eine scharfe Beobachtungsgabe und blieb dieser Neigung auch in seinem späteren Leben treu. Als er im Jahre 1867 nach Zwickau versetzt wurde, machte sich ihm bei seinem Unterricht und seinen eigenen Forschungen der Mangel eines brauchbaren Bestimmungsbuches der sächsischen Flora geltend

und reifte bei ihm den Gedanken, selbst ein solches Büchlein zu verfassen. Er unterbreitete seinen Plan der Firma, diese griff den Gedanken sofort lebhaft auf, und nach kurzem Briefwechsel kam es im Februar 1869 zum Vertragsabschluß über die „Exkursionsflora für das Königreich Sachsen“. Die Auflage wurde gleich auf 2000 Exemplare festgesetzt, und noch in demselben Jahre, unmittelbar nach den Hundstagsferien erschien die Exkursionsflora im Buchhandel. Außer den im Königreich Sachsen selbst vorkommenden Pflanzen hatte Wünsche auch die Pflanzenwelt Thüringens weitgehend berücksichtigt, um dem Büchlein so eine weitere Verbreitung zu schaffen.

Bereits am 6. Februar 1871 trat Wünsche mit einem neuen Plane einer Schulflora von Deutschland an den Verlag heran. Infolge des wenig günstigen Erscheinungstermins, hauptsächlich aber wohl bedingt durch die politischen Ereignisse, die alle Aufmerksamkeit absorbierten, war der Absatz der Exkursionsflora in dem ersten Jahre ein so ungünstiger, daß der Verlag sich nur nach längerem Zögern zu der Herausgabe dieses zweiten Werkes entschloß. Er sollte jedoch diesen Entschluß nicht zu bereuen haben. Im Juli 1871 war die Schulflora zum erstenmal erschienen, und bereits nach einem Jahrzehnt lag die dritte Auflage vor. Auch die Exkursionsflora bürgerte sich dank ihrer Zuverlässigkeit, Übersichtlichkeit und ihrer knappen Definitionen bald ein. Sie wurde an zahlreichen Anstalten eingeführt, so daß sich 1875 eine zweite und 1878 eine dritte Auflage nötig machte. Jetzt liegt von ihr unter dem Titel „Die Pflanzen des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Gegenden“ die neunte Auflage vor. Auch von der Schulflora erlebte Wünsche bis zu seinem am 6. Januar 1905 erfolgten Tode acht Auflagen. Er hatte sogar über seinen Tod hinaus für seine Werke gesorgt und in J. Abromeit (Königsberg) einen gewissenhaften und kenntnisreichen Bearbeiter gewonnen, von dem bereits 1908 die neunte Auflage des mit der Zeit auf über vierzig Bogen angewachsenen Werkes unter dem Titel „Die Pflanzen Deutsch-

lands, eine Anleitung zu ihrer Kenntnis" erschien. Eine gekürzte Ausgabe der Pflanzen Deutschlands unter dem Titel „Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands", die vor allem den Bedürfnissen der Schule Rechnung trug, fand ebenfalls eine günstige Aufnahme. 1909 gab B. Schorler (Dresden) eine fünfte Auflage heraus, deren Brauchbarkeit durch Einfügung von mehreren hundert Umrißzeichnungen sehr gewonnen hat.

Von den übrigen im Verlage erschienenen Werken Wünsches seien die 1896 in zweiter Auflage herausgegebenen „Alpenpflanzen", „Die verbreitetsten Pilze Deutschlands" (1896), „Die Kryptogamen Deutschlands" (1875), „Die verbreitetsten Käfer Deutschlands" (1895) und endlich das dreibändige in Verbindung mit D.H.R.v.Schlechtendal verfaßte Bestimmungsbuch „Die Insekten" (1879) erwähnt, von dem eine Neubearbeitung geplant ist.

Von noch größerer Bedeutung sollte für den Verlag die im Jahre 1875 angeknüpfte Verbindung mit Karl Kraepelin werden, dessen kurzgefaßter Leitfaden der Botanik in demselben Jahre erschien. Es war in seiner ersten Auflage ein schmächtiges Heftchen von nur 58 Seiten. Ihm folgte 1877 als eine notwendige Ergänzung eine „Exkursionsflora für Nord- und Mitteldeutschland". Wie der Verfasser in der Vorrede zur ersten Auflage hervorhebt, darf das „Bestimmen" der Pflanzen niemals Zweck des botanischen Unterrichts sein, sondern stets nur ein Mittel, um den Schüler mit den Charakterformen der heimatlichen Flora, die zum Verständnis der gesammten Pflanzenwelt in Bau und Leben besonders geeignet erscheinen, vertraut zu machen. Die knapp bemessenen Unterrichtsstunden aber sollten mit besseren Dingen als mit wissenschaftlichen Differentialdiagnosen ausgefüllt werden. Die Exkursionsflora war daher unter Hintansetzung aller sogenannten „Wissenschaftlichkeit" als möglichst leicht zu benutzendes Tabellenwerk angelegt, das jedem auch ohne Anleitung gestattete, die heimatlichen Gefäßpflanzen, denn nur diese konnten des Umfangs wegen Aufnahme finden, sicher zu bestimmen.

Schon in diesen Werken, mehr noch in dem 1881 folgenden „Leitfaden für den zoologischen Unterricht“ zeigt sich das Bestreben, den biologischen Unterricht aus den Fesseln der reinen Systematik zu befreien, den Schüler zu einem kausalen Verständnis der Lebensvorgänge zu führen, ihn zur Selbstbeobachtung und zur Erkenntnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeit, der wie die anorganische Natur auch die Organismenwelt unterworfen ist, zu erziehen, mit einem Wort dem eminenten Bildungsgehalt, der in den Naturwissenschaften steckt, einen ebenbürtigen Platz in dem Schulunterricht zu schaffen. Der biologische Unterricht lag damals arg danieder, war doch im Jahre 1879 die Biologie aus dem Unterrichtspensum der höheren Schulen auf Verordnung des damaligen Kultusministers Falk infolge des sogenannten „Lippstädter Falles“ nach langem Kampfe im Abgeordnetenhaus gestrichen worden. Den unmittelbaren Anlaß zu dieser Verordnung bot die gegen den bekannten Naturforscher und Pädagogen Dr. Hermann Müller erhobene Anschuldigung, er sollte in seinem Unterricht an der Lippstädter Realschule den Schülern in dogmatischer Form „ungewisse darwinistische Theorien“ vorgetragen haben. Der erste Erfolg der sich gegen H. Müller erhebenden Zeitungshetze war eine an ihn ergehende Verordnung des Kultusministeriums, „daß Theorien und Hypothesen, wie sie in den Schriften von Darwin, Haeckel und Carus Sterne vielfach zum Ausdruck kommen, nicht vor Schülerkreise preußischer höherer Lehranstalten gebracht werden sollen“. Im folgenden Jahre erfolgte dann die gänzliche Beseitigung des biologischen Unterrichts aus den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. So ging denn, während die biologische Forschung immer gewaltigere Fortschritte machte, der biologische Unterricht an den Schulen immer mehr zurück. Dieser unhaltbare Zustand konnte nicht andauern, die Schule durfte sich nicht eines Bildungsmittels berauben, von dem kein Geringerer als Friedrich Paulsen sagte: „Ohne Biologie kein Verständnis der philosophischen Probleme und ihrer

Lösungen.“ An einer anderen Stelle schreibt Paulsen: „Die Schule, die auf den biologischen Unterricht verzichtet, verzichtet auf den interessantesten und wichtigsten Teil naturwissenschaftlicher Erkenntnis, den Teil, an dem die Naturwissenschaften am unmittelbarsten mit den letzten und allgemeinsten Fragen menschlicher Erkenntnis sich berühren. Sie verzichtet damit zugleich auf den Teil der Naturwissenschaften, dem das lebendigste und spontanste Verlangen der zum Nachdenken erwachenden Jugend entgegenkommt“. Und immer zahlreichere Stimmen aus Schul- und Universitätskreisen erhoben sich, um die Wiedereinführung des biologischen Unterrichts in die Oberklassen der höheren Lehranstalten zu erreichen. Den Stein ins Rollen brachte die bedeutsame Naturforscher- und Ärzteversammlung 1901 in Hamburg. Nach einer begeisternden Rede F. Ahlborns „Über die gegenwärtige Lage des biologischen Unterrichts an höheren Schulen“ traten eine Anzahl hervorragender Schulmänner und Hochschullehrer zu einer Beratung zusammen, deren Ergebnis sich in den sog. Hamburger Thesen verdichtete:

Die Biologie ist eine Erfahrungswissenschaft, die zwar bis zur jeweiligen Grenze des sicheren Naturerkenntnisses geht, aber dieselbe nicht überschreitet. Für metaphysische Spekulationen hat die Biologie als solche keine Verantwortung und die Schule keine Verwendung. — In formeller Hinsicht bildet der naturwissenschaftliche Unterricht eine notwendige Ergänzung der abstrakten Lehrfächer, im besonderen lehrt die Biologie die sonst so vernachlässigte Kunst des Beobachtens an konkreten, durch den Lebensprozeß ständigem Wechsel unterworfenen Gegenständen und schreitet wie in der Physik und Chemie induktiv von der Beobachtung der Eigenschaften und Vorgänge zur logischen Begriffsbildung vor. — Sachlich hat der naturgeschichtliche Unterricht die Aufgabe, die heranwachsende Jugend mit den wesentlichsten Formen der organischen Welt bekannt zu machen, die Erscheinungen des Lebens in ihrer Mannigfaltigkeit zu erörtern, die Beziehungen der Organismen zur unorganischen Natur zueinander und zum Menschen darzulegen und einen Überblick über die wichtigsten Perioden der Erdgeschichte zu geben. Besonderer Berücksichtigung bedarf auf der Grundlage der gewonnenen biologischen Kennt-

nisse die Lehre von der Einrichtung des menschlichen Körpers und der Funktion seiner Organe, einschließlich der wichtigsten Punkte aus der allgemeinen Gesundheitslehre. — In ethischer Beziehung weckt der biologische Unterricht die Achtung vor den Gebilden der organischen Welt, das Empfinden der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen und wird so zu einer Quelle reinsten von den praktischen Interessen des Lebens unberührten Lebensgenusses. Gleichzeitig führt die Beschäftigung mit den Erscheinungen der lebenden Natur zur Einsicht von der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und somit zu innerer Bescheidenheit. — Eine solche Kenntnis der organischen Welt muß als notwendiger Bestandteil einer zeitgemäßen allgemeinen Bildung betrachtet werden: Sie kommt nicht etwa nur dem künftigen Naturforscher und Arzte zugute, dem sie den Eintritt in sein Fachstudium erleichtert, sondern sie ist im gleichen Maße für diejenigen Abiturienten der höheren Schulen von Wichtigkeit, denen ihr späterer Beruf keinen direkten Anlaß zum Studium der Natur bietet. — Der gegenwärtige naturgeschichtliche Unterricht kann dieses Ziel nicht erreichen, weil er von der Oberstufe ausgeschlossen ist, und weil die Lehre von dem Lebensproblem und den Beziehungen der Organismen zur umgebenden Welt erfahrungsgemäß nur von Schülern reiferen Alters verstanden wird, denen die physikalischen und chemischen Grundlehren bereits bekannt sind. — Aus diesen Gründen ist es dringend notwendig, daß der biologische Unterricht an den höheren Lehranstalten – mit etwa zwei Stunden wöchentlich durch alle Klassen geführt werde, wie es früher an Realgymnasien der Fall war. — Am Realgymnasium und der Oberrealschule dürfte sich die erforderliche Zeit voraussichtlich durch geeignete Verteilung der für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht vorgesehenen Stundenzahl eventuell durch Abgabe einer sprachlichen Stunde gewinnen lassen. — Der jetzt bestehende Mangel geeigneter Lehrkräfte wird verschwinden, sobald sich den Studierenden die Aussicht eröffnet, die für Oberklassen erworbene Facultas docendi in den beschreibenden Naturwissenschaften in ihrem späteren Lehramte auch wirklich ausnützen zu können.

Wie Bernhard Landsberg in seiner im Verlage erschienenen Didaktik des botanischen Unterrichts mit Recht hervorhebt, besteht der Kernpunkt der sogenannten Reformbestrebung darin: die Lebenserscheinungen in den Mittelpunkt der Betrachtungen des Schulunterrichts zu stellen. „Der Lehrstoff soll daher so dargeboten werden, daß nach Möglichkeit dem Übergang der Wissenschaft aus einer beschreibenden in eine erklärende Rech-

nung getragen wird." Außerdem sollte der Unterricht immer mehr auf eine Selbstbetätigung des Schülers hinzielen.

Bei der im Jahre 1903 stattgefundenen Naturforscher- und Ärzteversammlung in Kassel wurden die Hamburger Thesen von der Versammlung einstimmig angenommen und im folgenden Jahre in Breslau eine Kommission eingesetzt, die die Frage der Durchführung des biologischen Unterrichts weiter verfolgen sollte. Auch der Verlag stand dieser kräftig einsetzenden Bewegung nicht untätig gegenüber. Schon im Jahre 1900 ventilierte er mit verschiedenen Schulmännern die Idee der Gründung einer besonderen Zeitschrift, die den Interessen des naturwissenschaftlichen Unterrichts aller Schulen dienen sollte. Und nach eingehender Besprechung vor allen Dingen mit Walther B. Schmidt und den drei späteren Herausgebern trat im Jahre 1902 unter der Redaktion von Bernhard Landsberg, Otto Schmeil und Bastian Schmid „Natur und Schule" ins Leben, die sich ganz in den Dienst dieser so großen Sache stellte und sich rasch Eingang in allen biologisch interessierten Kreisen schaffte. Aus dem reichen Inhalte der Zeitschrift seien hier nur einige größere Aufsätze hervorgehoben, die für die Fortentwicklung des naturwissenschaftlichen Unterrichts von besonderer Bedeutung wurden. So vor allem Bastian Schmid, „Die Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, ihr Einfluß auf das Geistesleben und die Aufgaben der Schüler", Friedrich Paulsen, „Die Biologie im Unterricht der höheren Schulen", E. Wagner, „Über das Zeichnen im naturwissenschaftlichen Unterricht", F. Pfuhl, „Der Pflanzengarten an der höheren Lehranstalt, seine Verwertung, Anlage und Pflege", Mühlberg, „Die Möglichkeit der Durchführung des naturhistorischen Unterrichts in den oberen Klassen des Gymnasiums", Beyer, „Über Schülerbeobachtungen", Reinke, „Was heißt Biologie?" und zahlreiche andere.

Gelang es der Zeitschrift, durch solche und viele ähnliche Aufsätze sowie durch eine besondere Rubrik Schulversuche, manche schon seit langer Zeit behandelte Fragen mit neuem

Leben zu erfüllen, manche neu zu formulieren und zu fördern, zumal überall neue fruchtbare Ideen dem vielfach ins Stocken geratenen Unterrichtsbetrieb zuzuführen, so durfte sie doch auch nicht vor einer Kritik der bestehenden Verhältnisse, vor allem der Lehrpläne der einzelnen Staaten und der Verordnungen über Ausbildung der Lehrer der Naturwissenschaften zurückschrecken. Natürlich erstreckte sich diese Kritik auch auf die neuen Vorschläge und Pläne, die aus der Mitte der von der Naturforscherversammlung eingesetzten Unterrichtskommission hervorgingen.

In ihrer Tendenz schloß sich an „Natur und Schule" bzw. an die „Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht" die von O. Schmeil in Verbindung mit W. B. Schmidt begründete „Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen" (1904) an. Diese Sammlung war für Arbeiten bestimmt, die ihres Umfanges wegen über den Rahmen der Zeitschrift hinausgingen, anderseits zu knapp waren, um ein Buch zu füllen. Von den bedeutsameren Beiträgen, die hier erschienen, seien genannt Norrenberg, „Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen Deutschlands" (1904); Claußen, „Pflanzenphysiologische Versuche und Demonstrationen für die Schule" (1904, 2. A. 1910); F. Kienitz-Gerloff, „Physiologie und Anatomie des Menschen"; M. Wagner, „Biologie unserer einheimischen Phanerogamen"; O. Braun, „Das Zeichnen im naturwissenschaftlichen Unterricht" (1910). Seit dem Rücktritte Schmeils von der Redaktion im Jahre 1908 werden die Abhandlungen von W. B. Schmidt allein herausgegeben.

Sollte die Biologie wieder in das Unterrichtspensum der höheren Schulen aufgenommen werden, so galt es in erster Linie den Lehrer bei seinem Unterricht durch geeignete Lehrbücher zu unterstützen. Von diesem Gedanken ausgehend erschien 1907 die erste Auflage von K. Kraepelins „Leitfaden für den biologischen Unterricht", der in Anlehnung an die Vorschläge der Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher

Naturforscher und Ärzte die biologischen Tatsachen, die bei Behandlung der Biologie in den oberen Klassen Berücksichtigung verdienen, in übersichtlicher Form darstellt. Der Leitfaden zerfällt in drei Abschnitte, deren erster die Abhängigkeit der Tiere und Pflanzen von äußeren Bedingungen und die Beziehungen der Organismen zueinander behandelt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem inneren Bau der Lebewesen und mit den Leistungen, die sich aus ihm ergeben. Und endlich der dritte Abschnitt gibt ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Niemand war wohl geeigneter, ein derartiges Werk zu schreiben, als Kraepelin, der ja einer der eifrigsten Vorkämpfer in der großen Bewegung war. Das Buch fand denn auch rasch weite Verbreitung, so daß schon 1909 unter dem Titel „Einführung in die Biologie" eine zweite, wesentlich erweiterte, mit Schwarz- und Farbentafeln geschmückte Auflage erscheinen konnte. Im Anschluß an seine Unterrichtswerke veröffentlichte Kraepelin im Jahre 1896 seine bekannten „Naturstudien im Hause", als „Plaudereien in der Dämmerstunde, ein Buch für die Jugend" von ihm selbst bezeichnet (4. A. 1910), dem dann rasch die „Naturstudien im Garten" (1901, 3. A. 1909), die „Naturstudien in Wald und Feld" (1901, 3. A. 1909), die „Naturstudien in der Sommerfrische" (1906, 2. A. 1911) und endlich im letzten Jahre die „Naturstudien in fernen Zonen" folgten. In der Form des Dialogs wird in den „Naturstudien" die lern- und wißbegierige Jugend in lebendiger Darstellung zum naturwissenschaftlichen Denken angeregt und ihr die sie umgebenden Naturobjekte geistig und gemütlich näher gebracht, so daß diese Werke in ausgezeichneter Weise einem modernen biologischen Schulunterricht vorarbeiten. Wie Friedrich Paulsen schreibt, entzücken diese Jugendschriften durch die wundervolle „Begabung, in Form liebenswürdig zwangloser Unterhaltung zur lebendigen Betrachtung und aus der Betrachtung mitten in die Theorie zu führen". In richtiger Erkenntnis der großen Bedeutung der Naturstudien veranstal-

tete der Hamburger Jugendschriftenausschuß 1905 eine billige Volksausgabe (2. A. 1909), um so den inhaltreichen, das Interesse für die Natur weckenden und vertiefenden Büchern eine noch weitere Verbreitung zu schaffen. Von dem gleichen Gedanken getragen sind B. Landsbergs „Streifzüge durch Wald und Flur“, eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern (1. A. 1895, 4. A. 1908). Es will auf Spaziergängen Naturkunde lehren und gibt nach Jahreszeiten geordnet Schilderungen der heimischen Natur, wobei botanische, zoologische und geologische Fragen gleichmäßig behandelt werden. Von demselben Verfasser erschien 1901 ein „Lehr- und Übungsbuch für den botanischen Unterricht an höheren Schulen“, zu dessen Vollendung aber Landsberg infolge zahlreicher anderer Arbeiten nicht kam, und das nun leider infolge seines jähen Todes am 17. Januar 1911 ein Fragment bleiben sollte. In Gemeinschaft mit W. B. Schmidt hatte Landsberg schon früher die Bearbeitung eines für die Hand des Lehrers bestimmten „Hilfs- und Übungsbuches für den botanischen und zoologischen Unterricht an höheren Schulen und Seminaren“ in Angriff genommen. 1896 erschien der erste von Landsberg bearbeitete Teil „Botanik“, der 1901 die „Zoologie“ in der Bearbeitung von W. B. Schmidt folgte. Der gewaltige Wissensstoff, der in diesem Werke mit erstaunlichem Fleiße zusammengetragen ist, verbunden mit einer unbedingten Zuverlässigkeit, machen das Buch zu einer wahren Fundgrube, aus der jeder Lehrer für seinen Unterricht reiche Anregung schöpfen kann.

Die Ausdehnung des biologischen Unterrichts auf die Oberklassen der höheren Schulen machte eine erneute didaktische Durcharbeitung des zoologisch-botanischen Lehrstoffes der Unter-, Mittel- und Oberstufe notwendig. Denn die bisher vorliegenden Lehrbücher beschränken sich lediglich auf den Unterrichtsstoff, die Praktika auf den Übungsstoff, während die Didaktik ein Bild entrollen soll, wie Übungen und theoretischer Demonstrationsunterricht zusammenarbeiten, um die

Ziele zu erreichen, die die allgemeine Bildung der Biologie im Schulunterricht vorschreibt. Diesem Bedürfnis will für die Botanik die schon erwähnte, in der von A. Höfler und F. Poske herausgegebenen Sammlung „Didaktische Handbücher für den realistischen Unterricht an höheren Schulen" erschienene „Didaktik des botanischen Unterrichts" (1910) von B. Landsberg entsprechen. Soll eine philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage Unterrichtsfach werden, so muß jede einzelne naturwissenschaftliche Disziplin Bedacht nehmen, die allgemein philosophischen Elemente der Fächer sorgsam herauszuarbeiten, das heißt, die Tatsache, um deren Deutung gestritten wird, auch nach den Methoden ihrer Erforschung klarzulegen. Damit ist schon gesagt, daß sich der Unterricht mit breiter Basis auf praktisch-heuristischer Grundlage aufbauen muß, denn die Probleme der Naturwissenschaft lernt man nur durch persönliche Beschäftigung kennen; nur indem der Schüler durch Selbstbetätigung zum Interesse und Verständnis der biologischen Betrachtungsweise geführt wird, kann erreicht werden, was der bekannte Erlaß vom 19. Februar 1908 fordert: „Den Sinn für eigene Beobachtung in dieser Richtung anzuregen." Eine „Didaktik der Zoologie und menschlichen Somatologie" von C. Matzdorff befindet sich gleichfalls in Vorbereitung, der sich dann weiter „Himmelskunde und astronomische Geographie", „Physische Geographie", „Physik", „Chemie", „Mineralogie" und „Geologie" sowie „Philosophische Propädeutik" anschließen werden.

Das Bestreben, den naturwissenschaftlichen Fächern eine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung im Lehrplan der höheren Schule zu erkämpfen, entsprang auch Bastian Schmids „Naturwissenschaftlicher Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Naturwissenschaften" (1907); denn die Frage einer geeigneten Lehrerausbildung ist die wichtigste Vorbedingung für die Durchführbarkeit einer Reform des Unterrichts. Nach kurzer Schilderung der gegenwär-

tigen Reformbestrebungen wird der Bildungswert der Naturwissenschaften nach seiner sachlichen wie formalen Seite analysiert, und die einzelnen Unterrichtszweige werden abgehandelt. Besondere Abschnitte sind dem Zeichnen, der Exkursion und den Schülerübungen, mit einem Wort der Selbstbetätigung der Schüler gewidmet. Zwei Jahre später ließ B. Schmid diesem Werke ein „Biologisches Praktikum“ folgen für solche Lehranstalten, bei denen der biologische Unterricht mit praktischen Übungen verbunden ist. An dieser Stelle mag denn auch noch gleich das von demselben Verfasser in Verbindung mit v. Hanstein geplante „Lehrbuch der Biologie“ Erwähnung finden, für dessen Bearbeitung gleichfalls der ständige Hinweis auf Selbstbetätigung als Richtschnur dienen wird. In erster Linie für höhere Mädchenschulen und Lyzeen bestimmt ist der ebenfalls in Vorbereitung befindliche biologische Leitfaden von R. Erdmann und H. Poll. So erscheint die gesamte Tätigkeit des Verlags auf dem Gebiete des biologischen Schulunterrichts unmittelbar orientiert an den Arbeiten und Bestrebungen der Unterrichtskommission.

Neben modernen Lehr- und Übungsbüchern galt es aber auch, den Schüler für seine weitere Fortbildung zu Hause durch geeignete Literatur zu unterstützen. Wir haben in dieser Hinsicht bereits die „Naturstudien“ Kraepelins und Landsbergs anregende „Streifzüge“ genannt. Zu diesen Büchern tritt neuerdings die von B. Schmid herausgegebene „Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek“. Die Sammlung erstrebt in erster Linie einen geistigen Zusammenhang zwischen Unterricht und freiwilliger naturwissenschaftlicher Beschäftigung der Schüler. Um diesem Zweck gerecht werden zu können, setzen die Bändchen im Gegensatz zu anderen Sammlungen einen regelrechten Unterricht in den einschlägigen Gebieten voraus und sind außerdem den Schülern verschiedener Altersstufen angepaßt. „Ihre vornehmste Aufgabe erblickt“, wie der Herausgeber hervorhebt, „die Schülerbibliothek in der Anregung zur Selbsttätigkeit und

produktiven Arbeit, die wie keine andere geistige Beschäftigung schlummernde Kräfte und stille Talente zu wecken und fördern vermag." Von den bereits erschienenen oder in Vorbereitung befindlichen Bändchen seien genannt: K. G. Volk, „Geologisches Wanderbuch", J. Keferstein, „Große Physiker", H. Rebenstorff, „Physikalisches Experimentierbuch", P. Dahms, „An der See" usf. Der Popularisierung der Naturwissenschaft sind ferner im Verlage die Werke von G. Worgitzky „Blütengeheimnisse", eine Blütenbiologie in Einzelbildern (1901, 2. A. 1910), O. Kirchner „Blumen und Insekten" (1911), P. Deegener „Lebensweise und Organisation" sowie zahlreiche, die verschiedensten Gebiete der Biologie behandelnde Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" gewidmet. An die vom Verlage schon früh herausgebrachten Exkursions- und Bestimmungsbücher von Wünsche und Kraepelin schließen sich 1910 Steuers „Biologisches Skizzenbuch für die Adria" und Gothans „Botanisch-geologische Spaziergänge in die Umgebung von Berlin" an. 1908 empfing diese Richtung einen festen Mittelpunkt durch die Übernahme der seit mehr als zwanzig Jahren unter der Redaktion von P. Schwahn von der Urania in Berlin herausgegebenen naturwissenschaftlichen Monatsschrift „Himmel und Erde" in den Verlag. „Himmel und Erde" macht es sich zur Aufgabe, die Errungenschaften der Naturforschung, namentlich auf dem Gebiete der Astronomie, Astrophysik, Geologie, sodann aber auch biologische Fragen, soweit sie ein allgemeines, zur Entwicklung eines einheitlichen Weltbildes in Beziehung stehendes Interesse haben, in zusammenfassenden, allgemein verständlichen Abhandlungen zu verbreiten. Der Redaktion wird diese Arbeit dadurch erleichtert, daß die Vorträge hervorragender Forscher, welche in dem in Anschluß an die Urania im Jahre 1908 gegründeten „Wissenschaftlichen Verein zu Berlin" gehalten werden, meist in der Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangen. So erschienen in den letzten Jahren von größeren Beiträgen: E. Metschnikoff „Die natürlichen Heilkräfte des menschlichen

Organismus gegen Infektionskrankheiten", Haberlandts epochemachenden Untersuchungen über „Die Sinnesorgane der Pflanzen", Heims „Der Bau der Schweizer Alpen", K. Schwarzschild „Das System der Fixsterne", W. M. Davis „Der große Cañon des Colorado", O. Nordenskjöld „Ist der Nordpol erreicht" u. a.

Im Jahre 1910 konnte auch endlich nach siebenjähriger Vorarbeit der erste Band des großen von Hesse und Doflein bearbeiteten Werkes „Tierbau und Tierleben" erscheinen, das man mit Recht als die erste umfassende und auf den Grundlagen moderner Forschung sich aufbauende Tierbiologie bezeichnen darf. Durch seinen reichen Bilderschmuck und die klare Sprache erscheint das Werk geeignet, ein rechtes Hausbuch zu werden. Auch die wissenschaftliche Biologie fand im Verlage eingehende Berücksichtigung. Neben zahlreichen speziellen Werken – es seien hier nur genannt: Deegner „Die Metamorphose der Insekten", zur Strassen „Die neuere Tierpsychologie", Küster „Anleitung zur Kultur der Mikroorganismen – brachte der Verlag vor allem auch zahlreiche bedeutende fremdsprachliche Lehrbücher und umfassende Spezialwerke in deutscher Bearbeitung heraus. An erster Stelle verdient hier die von L. und H. Rhumbler besorgte Übertragung von Th. H. Morgans „Experimenteller Zoologie" (1909) Erwähnung, das die erste zusammenfassende Darstellung dieses modernsten Forschungszweiges ist. Weiter seien hier noch genannt H. S. Jennings „Das Verhalten der niederen Organismen unter natürlichen und experimentellen Bedingungen" (deutsch von E. Mangold, 1910), C. Cl. Morgan „Instinkt und Gewohnheit" (deutsch von Maria Semon, 1909) und endlich die soeben gleichfalls von M. Semon besorgte deutsche Ausgabe von Charles Darwin „Die Fundamente zur Entstehung der Arten", zwei in den Jahren 1842 und 1844 von Ch. Darwin verfaßte Essays, die jetzt von seinem Sohne Francis Darwin der Öffentlichkeit übergeben wurden (1911).

Vor allem ließ es sich der Verlag aber angelegen sein, durch die von F. Doflein und K. T. Fischer herausgegebene Sammlung

„Naturwissenschaft und Technik in Lehre und Forschung“ eine Serie von Lehr- und Handbüchern zu schaffen, die in wissenschaftlich strenger, aber nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem gebildeten Laien verständlicher Darstellung die großen Werte, die im Stoffe und in der Methode der naturwissenschaftlichen Forschung, in den rein wissenschaftlichen Resultaten sowie in deren praktischen Anwendungen verborgen liegen, hervorzuheben und nutzbringend zu machen. Die Sammlung eröffnete K. Goebels ausgezeichnete „Einleitung in die experimentelle Morphologie der Pflanzen“ (1908). Die Mehrzahl der in dem Buche angeführten Versuche ist so gehalten, daß sie jeder leicht wiederholen und nachprüfen kann. Man braucht dazu, wie der Verfasser sagt, meist nicht viel anderes als eine Pflanze, einen Topf und – eine Fragestellung. E. Stromer v. Reichenbachs „Lehrbuch der Paläozoologie“, dessen erster die wirbellosen Tiere behandelnder Teil 1909 herauskam, bietet eine in erster Linie von zoologischen Gesichtspunkten ausgehende, knappe Einführung in die Paläontologie. Die Protozoenphysiologie behandelt v. Prowazeks „Einführung in die Physiologie der Einzelligen“ (1909). Bei einem Gebiet, das noch so völlig im Fluß sich befindet, konnte allerdings im wesentlichen nur ein Momentblild des gegenwärtigen Forschungsstandes gegeben werden. Die sorgfältige Verarbeitung der ungeheuren Literatur macht diese Arbeit aber trotzdem zu einer nützlichen und dankenswerten Leistung. Endlich sei noch A. Steuers umfassender „Planktonkunde“ (1910) gedacht, die zum erstenmal dieses in den letzten Jahren zu so hoher Bedeutung gelangte Gebiet allseitig zusammenfassend behandelt.

Der wissenschaftlich-biologische Verlag erhielt 1909 dadurch einen festen Mittelpunkt, daß das von der Archiv-Gesellschaft unter der Redaktion von Alfred Ploetz sowie der ständigen Mitarbeit von A. Nordenholz, L. Plate, E. Rüdin und R. Thurnwald herausgegebene „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ in den Verlag überging. Gleichzeitig übernahm der

Verlag auch die von der Archiv-Gesellschaft herausgegebenen „Schriften", unter denen vor allem L. Plate, „Über den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre" und K. Pearson, „Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene" hervorgehoben sein mögen. Als vornehmste Aufgabe betrachtet das Archiv die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung. Von besonderer Bedeutung ist der Referatenteil, in dem alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gesamtgebiet der Biologie und der verwandten Disziplinen eine eingehende kritische Besprechung erfahren.

Den Abschluß dieser ganzen Übersicht über die Bestrebungen des Verlags auf biologischem Gebiete mag auch hier wieder die „Kultur der Gegenwart" bilden. In ihrem umfassenden Rahmen sind der Biologie unter Leitung von R. v. Wettstein vier Bände gewidmet, deren Bearbeitung bereits tatkräftig in Angriff genommen ist. Sie werden ein Bild entwerfen von dem gegenwärtigen Stande der Forschung und die Biologie als einen bedeutsamen Faktor unserer Kultur aufweisen.

DER PHILOLOGISCHE & SONSTIGE VERLAG DER JÜNGSTEN ZEIT



Im Mittelpunkt der Verlagstätigkeit stand hier bis zur Gegenwart die klassische Altertumswissenschaft. Zunächst erfolgte eine Fortführung der Bibliotheca durch eine Erneuerung sowohl fast aller gangbaren in ihr bis dahin erschienenen Ausgaben wie durch eine bedeutende Erweiterung. Das geht schon daraus hervor, daß im Jahre 1880 die B. T. 156 Bände zum Gesamtpreise von etwa M. 640 umfaßte, sie jetzt auf 545 Bände angewachsen ist, deren Preis etwa M. 1930 beträgt. Noch vorhandene Lücken wurden vielfach ausgefüllt; außer literarisch wichtigen Texten fanden solche der Erklärung dienende, die Literatur der Scholien und Kommentare, in größerem Umfange Aufnahme. Eine Erweiterung brachten auch die neuen Papyrusfunde. Aristoteles' Politeia, Herondas, Bacchylides, Menander wurden ja der Wissenschaft geschenkt. Besonders kam ferner zur Geltung das neuerwachte Interesse an der späteren Philosophie wie den religionsgeschichtlich bedeutsamen Schriften, auf der anderen Seite die auf die Erforschung der Geschichte der exakten Wissenschaften und der Mathematik gerichteten Bestrebungen. Endlich wurde auch eine nicht kleine Zahl byzantinischer Texte der Sammlung eingefügt. So darf diese wohl das Verdienst in Anspruch nehmen, in größtmöglicher Ausdehnung, soweit es mit privaten Mitteln erreicht werden konnte, das für den Handgebrauch des Philologen nötige Arbeitsmaterial in möglichst knapper Gestaltung zu mäßigen Preisen darzubieten. Die geschäftliche Grundlage verschob sich natürlich dabei in sehr ungünstiger Weise, zumal der Absatz der besonders gangbaren Texte immer mehr zurückging. Aus dem Schulgebrauch wurden sie durch neue, seinen Bedürfnissen besonders Rechnung tragende Ausgaben, z. T. allerdings des eigenen Verlags, verdrängt. Wo sie

früher im Auslande gebraucht wurden, schuf man mehr oder weniger selbständige Ausgaben, sich dabei auch nicht vor Nachdrucken, selbst solchen, die Firma und äußere Erscheinung nachahmten, scheuend. Die neu eingefügten, nur wissenschaftlichen Bedürfnissen dienenden Ausgaben selbst aber können, mit sehr wenig Ausnahmen, bei dem mäßigen Preise durch den Absatz die Herstellungskosten nicht aufbringen. Und doch scheint es notwendig, an diesen festzuhalten, denn Handausgaben zu unerschwinglichen Preisen sind ja im Grunde zwecklos. So wird jedenfalls die Sammlung nur weitergeführt werden können, wenn sie sich, bei Verfolgung dieses Zieles, auch im weiteren Ausbau wie bisher der einsichtigen und opferwilligen Mitwirkung seitens der Wissenschaft erfreuen kann, und wenn sie insbesondere seitens der deutschen Philologen als deutsches Unternehmen tatkräftige Unterstützung findet.

Bei dem im allgemeinen sinkenden Absatz philologischer Werke mußte es als Aufgabe betrachtet werden, wenn irgend möglich, Ausgaben in der eine knappere Gestaltung von vornherein bedingenden Form der Bibliotheca zu bringen. Die Veranstaltung großer kritischer Ausgaben mußte auf die Fälle beschränkt werden, wo es galt, für einen wirklich bedeutsamen Schriftsteller bei einer verwickelten Überlieferung diese ein für allemal klarzulegen. Ribbecks Vergil (1859–68; 2. A. 1894/95) und Vahlens Ennius (1854; 2. A. 1903) erschienen in Neubearbeitung, auch Vahlens Ausgabe der Schrift π. ὕψους ging an den Verlag über (4. A. 1910). Auf besserer Ausnutzung des handschriftlichen Materials beruhten Mendelssohns Ausgabe Ciceronischer Briefe (1893), die Ausgabe von Varros Schrift über die lateinische Sprache von Götz und Schöll (1910), die philosophischer Schriften Ciceros Plasbergs (Fasc. 1: 1908), die des Sueton von Ihm (1907). In anderen Fällen führte vor allem auch der Einblick in die Überlieferungsgeschichte zu neuer Wertung des Materials, so bei der Neuausgabe des Auctor ad Herennium durch Fr. Marx (1894), bei der des Onomasticon des Pollux



Nach phot. Aufnahme v. F. Reinhard (Atelier Perscheid) Leipzig



durch Bethe (1909) und, besonders augenfällig bei der auf Untersuchungen Reitzensteins beruhenden Neuausgabe des Etymologicum Gudianum (Fasc. 1: 1909). Bei diesen wie anderen Angaben war außerdem die Vergleichung weit verstreuten und entlegenen Materials notwendig. Als umfassendstes Beispiel solcher darf das von den Akademien zu Berlin, Kopenhagen und Leipzig unter den Auspizien der Internationalen Assoziation der Akademien unternommene Corpus medicorum Graecorum (Bd. 10, Heft 1: 1908) gelten. Hier wurde nicht nur auf Grund der vorliegenden gedruckten Kataloge, sondern vor allem durch von drei Gelehrten nach Italien, England und Spanien unternommene Reisen das in ganz Europa zerstreute handschriftliche Material aufgenommen, ungerechnet der weiteren Unterstützung durch Gelehrte aller Länder. Zwei Bände der Schriften der Berliner Akademie enthalten allein das Handschriftenverzeichnis. Hierbei wird vor allem die Photographie nutzbar gemacht, deren Verwendung „im Dienste der Geisteswissenschaften" Karl Krumbacher (1906) ausführlich behandelte, wozu ein Gegenstück bildet Stählins zusammenfassende Erörterung der Grundsätze der Editionstechnik.

Auch mit den äußeren Formen der Überlieferung der antiken Literatur im Zusammenhang beschäftigt man sich natürlich. Untersuchungen „über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens" gab Dziatzko (1900), die Geschichte der Buchrolle verfolgte Birt (1907) an der Hand der Monumente von der ägyptischen Kunst bis zu ihrem Verschwinden im vierten Jahrh. n. Chr. Für den Studenten bietet Ihms „Palaeographia Latina" (1909) Übungsmaterial. Die Erforschung der antiken Kurzschrift der tironischen Noten wird vor allem durch Schmitz' „Commentarii notarum Tironianarum" (1893) gefördert, die auf Heranziehung aller Handschriften beruhend, zuerst über Gruters Ausgabe von 1603 hinausführt, und durch die sie ergänzende Publikation des besonders wertvollen Materials einer vatikanischen Handschrift als „Miscellanea Tironiana" (1896).

Wie die Herausgabe vollständig erhaltener Werke, so ist auch die Sammlung der Fragmente verlorener Schriftwerke durch besonders wertvolle Werke gefördert worden. Preger bietet eine Sammlung der literarisch erhaltenen Epigramme als Gegenstück zu Kaibels Sammlung der auf Stein überlieferten. Auf historischem Gebiete ermöglichen die auf die Quellenscheidung der späteren Überlieferung gerichteten Untersuchungen einen Fortschritt, z. B. für die Historien Sallusts (B. Maurenbrecher 1891–93). Unsere Kenntnis der hellenistischen Philosophie erhält neue Grundlagen durch Useners Epicurea (1887) und Arnims Stoikerfragmente, Leistungen, die zeigen, „wie die hingebende Beschäftigung mit der äußern Form der Überlieferung für das letzte Verständnis des Gehalts unerläßliche Vorbedingung ist, während andererseits die kritische Herstellung der Überlieferung bereits universalste Beherrschung des Stoffes verlangt".

Aber nicht nur neues Material herbeischaffen und zugänglich zu machen galt es, sondern auch es zu verarbeiten, und der Verlag darf hier dankbar eine große Reihe von Werken verzeichnen, die eine Förderung der der Forschung gestellten Aufgaben bedeuten. Bei dem Eindringen in die Sprache ist die Auffassung als lebendigen sich ständig weiter entwickelnden Wesens maßgebend. Die Darstellung der lateinischen Sprache in der „Kultur der Gegenwart" durch Skutsch zeigt, wie falsch es sei, „dem Latein die Fähigkeit zu Ausbrüchen tiefen Gefühls und wiederum andererseits etwa zu zärtlicher Tändelei absprechen und zu meinen, daß himmelhoch Jauchzende und zum Tode Betrübte stumm bleiben mußten, wenn sie das Unglück hatten, Römer zu sein", und weist dafür auf Plautus hin. Von Bedeutung war dabei vor allem der Einfluß der Sprachwissenschaft und der vergleichenden Sprachforschung. Darum will dem Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Orientierung, gerade auch seitens des Philologen, die Übersetzung von Meil-

lets „Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen“ (deutsch v. Printz, 1909) entgegenkommen, nach kompetentem Urteil eine „reichhaltige nach dem neuesten Standpunkt der wissenschaftlichen Erforschung des Gegenstandes ausgeführte Belehrung“ bietend. Ein wie lebhaftes Interesse auch in weiteren Kreisen eine solche lebendige Auffassung der Sprache findet, kann der Erfolg des kleinen im Verlauf von neunzehn Jahren in vier Auflagen erschienenen Büchleins von Weise „Charakteristik der lateinischen Sprache“ zeigen. Auch den freilich so viel schwieriger zu deutenden Erscheinungen der Syntax wandte man (Hales Cum-Konstruktionen, 1891, und Dittmars Studien zur lateinischen Moduslehre, 1897) sich zu, suchte ihre Erscheinungen psychologisch verständlich zu machen, dabei wohl kaum über die subjektive Darlegung von Möglichkeiten zu objektivem Beweis vorschreitend. Der Plan einer zusammenfassenden Darstellung der lateinischen Grammatik ist in seiner Verwirklichung noch nicht weit gediehen. Laut- und Stammbildungslehre (von Fr. Stolz, 1894/95) und ein Abschnitt der Syntax (von H. Blase, 1903) liegen erst vor, C. F. W. Müllers Material für die von ihm übernommene Bearbeitung der Kasuslehre ist als Supplement (1908) erschienen. Eine andere Auffassung mußte naturgemäß so vor allem den nicht klassischen Perioden der Sprachentwicklung gegenüber eintreten, zumal andere Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit auf sie lenkten. Mit der „Sprache der römischen Juristen“ beschäftigt sich so W. Kalb (1890). Einen Einblick in das Wesen einer Sprache, für die Originaldokumente in allen Abstufungen zur Verfügung stehen: „Abschriften von Literaturwerken, offizielle Schreiben der Kanzlei und der Behörden, Privaturkunden, Konzepte, Briefe bis zu den flüchtigsten Aufzeichnungen des täglichen Lebens“, wie ihn Maysers „Grammatik der griechischen Papyri“ (1906) bietet, kann nur die Auffassung als einer lebendigen Erscheinung gewähren. Von dem Standpunkte des Neugriechischen aus sucht K. Dieterich in den „Untersuchungen zur griechi-

schen Sprache" (1898) für die Koine eigentümliche Spracherscheinungen festzustellen. Crönert (Memoria Graeca Herculanensis, 1903) sammelt alle Zeugnisse, welche sich auf die Rechtschreibung und Formenbildung beziehen, vornehmlich aus den herkulanensischen Rollen. Geschichtliche Gesichtspunkte beherrschen auch die Behandlung einer Erscheinung wie der des sog. poetischen Singular und Plural durch K. Witte (1907), wenn, wie Wackernagel in seiner historischen Darstellung der griechischen Sprache in der „Kultur der Gegenwart" (I, 8) ausspricht, „auch vielleicht die nüchterne Sprachforschung die Frage aufwerfen darf, ob nicht Plato ein Höchstes menschlichen Sprachkönnens darstelle, bei dem Wohlklang und Deutlichkeit, begriffliche Schärfe und poetische Anmut und Erhabenheit in unbeschreiblicher Harmonie vereinigt sind".

Und wie im Großen, so gilt es auch im Kleinen – das sich doch wieder eben dabei oft als Großes erweist –, die Geschichte des einzelnen Wortes zu erforschen. So spiegelt die Geschichte des Wortes „Elementum", die Hermann Diels als „Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus" (1900) behandelt hat, den ganzen Verlauf der antiken Geistesgeschichte wieder, wenn sie zeigt, wie der Begriff στοιχεῖα „Reihenglieder" sich über die Bedeutung „Buchstaben" dann „Anfänge", „Grundlagen", weiter „Elemente" bis zu der des „Gespenstes" entwickelt, wie andererseits das neugebildete lateinische Wort „elementum" diese Geschichte fortsetzt. An die Ausführung des großen lateinischen „Thesaurus" heranzutreten, hat nach Überwindung aller äußeren Schwierigkeiten auch das Bedenken, was jenes Beispiel zeigen konnte, nicht gehindert, daß im Grunde vor einem lateinischen ein griechischer Thesaurus stehen müßte –, den man aber so bald kaum in ähnlicher Weise in Angriff zu nehmen den Mut finden wird. Wir haben oben von dem Plane Ritschls und Halms gehört. In den achtziger Jahren nahm Wölfflin den Gedanken wieder auf, und zwar beschränkte er sich zunächst darauf, mit Unterstützung der Bayrischen Aka-

demie eine Heimstätte für Wortforschung in dem „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik“ zu schaffen. Entscheidend war dann das Eingreifen von Martin Hertz in Breslau. In seiner Begrüßungsrede der Görlitzer Philologenversammlung am 2. Oktober 1889 trat er, indem er aller Vorgänger ehrend gedachte, für die Ausführung des Planes ein. Vielleicht sei jetzt der Augenblick gekommen, „wie alle die gesamten deutschen Länder jetzt ein einheitliches Reich bilden, dem die größten und die gewaltigsten Aufgaben auf dem Gebiete unseres Staats-, unseres Rechts- und unseres gesellschaftlichen Lebens zugefallen sind, für dieses große Unternehmen das gesamte Deutschland auch auf geistigem Gebiete zu vereinigen“. Und vielleicht ließe sich bei einem solchem Zweck auch auf Deutsch-Österreich rechnen. Im Februar 1891 fand dann eine Konferenz wegen des Planes statt, an der Althoff als Vertreter des preußischen Kultusministers, Mommsen, Vahlen, Diels im Auftrag der Akademie teilnahmen. Ende 1893 trat dann der Verband der fünf Akademien (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien) zusammen; in den Ausschuß, der sich nun bildete, wurden von den beteiligten Körperschaften Diels, v. Wilamowitz, Leo, Ribbeck, Brugmann, Wölfflin und v. Hartel entsandt, die wiederum Bücheler, den einst von Ritschl schon ausersehenen Sekretär des Thesaurus, kooptierten. So konnte endlich das Werk vorbereitet werden. Nach Abschluß der Vorarbeiten hat dann im Oktober 1899 die eigentliche Arbeit am Thesaurus, d. h. die Abfassung der Artikel durch das unter Leitung eines Generalredaktors (bis 1905 Fr. Vollmers, seitdem E. Lommatzschs) arbeitende Bureau begonnen. Des Bearbeiters Aufgabe ist es, auf Grund des ihm gelieferten Stoffes die Geschichte des Wortes zu schreiben, indem er für seltenere Wörter das Material möglichst vollständig gibt, bei häufigeren Wörtern die Bedeutungsdifferenzen und -entwicklungen klarlegt, alles ohne viel eigene Worte, möglichst nur durch klare, übersichtliche Anordnung der Zitate. So liegen denn bis heute Band I, II und IV des großen Werkes

vor, die Artikel a bis Byzeres und con bis cyclus umfassend, ferner Band III, Fasc. I bis VII (c bis colo) und Band V, Fasc. I/II (d bis demergo), außerdem zwei Hefte des Lexikons der Eigennamen, die vom Buchstaben C ab von den andern Wörtern aus praktischen Gründen getrennt wurden und als Supplementum erscheinen.

Auch buchhändlerisch steht das Werk wohl ohne Beispiel da, denn es galt mit einem erheblichen Teil der Kosten, nicht nur der gesamten Herstellung, sondern auch eines Beitrages zu den Redaktionskosten ein ziemlich bedeutendes Risiko zu übernehmen. Welche Aufwendungen aber die der Herstellung sind, welchen Apparat sie erfordert, mag allein ahnen lassen, daß jeder achtseitige Bogen des Thesaurus über 83000 Buchstaben enthält, und daß bisher etwa 60 Bogen im Jahre gesetzt und in Korrektur gelesen, mehrfach korrigiert und gedruckt worden sind. Es darf wohl gesagt werden, daß wenig Druckereien das gleich befähigte Personal würden zur Verfügung stellen können – hier kommt tatsächlich die Schulung eines Jahrhunderts zur Geltung, und wie die alte Teubnersche Druckkorrektheit, so darf auch die des Thesaurus sich heute der Anerkennung aller am Werke Beteiligten erfreuen – und daß sie es darf, ist wieder aller in der „Offizin" Mitwirkenden Stolz. Geschäftlich schwierig war vor allem die Festsetzung des Preises. Würde ein so viel billigerer eine entsprechend größere Abonnentenzahl anlocken, und würde es möglich sein, so Ersatz für die aufgewandten Kosten zu finden? Die Frage ist durch den Erfolg in erfreulicher Weise bejaht worden – aber manches glückliche Moment mußte dazu beitragen, und vorauszusehen war es keinesfalls. Besonders kam ihm, wie der philologischen Produktion auch sonst, der Aufschwung des philologischen Studiums in Amerika zugute und das Ansehen, das die deutsche Philologie dort genießt. Man darf wohl sagen, daß ohne den Absatz nach auswärts ein großer Teil der philologischen Unternehmungen unmöglich wäre. So gehen vom Thesaurus un-

mittelbar nach Amerika und England 17% der Exemplare (ins Ausland überhaupt 35%). Dazu kommt noch eine sehr erhebliche durch deutsche Buchhandlungen ins Ausland gelieferte Zahl.

Wie in das Leben der Sprache, so hat man auch in die Formen der gebundenen Rede mit feineren Methoden einzudringen versucht, als es bis dahin geschehen. Freilich finden hier die Pfadfinder nur zögernde Nachfolge, in Voranzeigen heißt es: „Für jetzt wär' ich froh, wenn über ganz elementare Begriffe, als Katalexe, Fermate, Synaphie, Hebungsvers, sich einiges Licht verbreitet" (O. Schroeder, Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte, 1908). Und das Buch (Sudhaus, Aufbau und Metrik der Plautinischen Cantica, 1909), das bei Plautus „an die Stelle der bunten Polymetrie eine große Regelmäßigkeit und eine fast architektonische Strenge des Aufbaus" treten läßt, begegnet der Frage, wie man das bisher habe übersehen können, mit einem: „Es ist nicht anders, wir sind blind gewesen."

Die nächste Aufgabe der philologischen Arbeit und diejenige, die mit Recht immer in ihrem Mittelpunkt gestanden hat, die Interpretation und in weiterem Umfange die literarhistorische Forschung, hat eine besonders beachtenswerte Entwicklung in diesem Zeitraum gefunden. Zunächst erforderten auch hier neue Funde eine Erläuterung, wie sie für Herondas von Crusius (1908), für den Choliambendichter Phoinix von Kolophon von Gerhard (1909) geleistet wurde. Dann galt es, die Ergebnisse nicht nur der sprachlichen und literarischen, sondern namentlich auch der antiquarischen Forschung für der Erklärung besonders bedürftige Autoren zu sammeln. Christs Pindarausgabe (1896) vereinigte das notwendige kritische, metrische und sachliche Material, bei der Ausgabe von Theophrasts Charakteren der Leipziger philologischen Gesellschaften (1897) leistete historische, antiquarische und archäologische Hilfe vortreffliche Dienste. Für Lucilius löste Marx (1904/05)

die Aufgabe der Erklärung der einzelnen Bruchstücke wie der Erörterung der historischen und antiquarischen Fragen. Für Statius' Silven sucht Vollmers Ausgabe (1898), „in die raffinierte Sprache römischer Kunst und Gelehrtenpoesie“ einzudringen, anderseits „in die verstecktesten Einzelheiten römischen Staats- und Privatlebens“. Für Ciceros Briefwechsel sammelte O. E. Schmidts Buch (1893) die Ergebnisse der zahllosen Einzelarbeiten.

Über die nächste Wort- und Sacherklärung hinaus aber wird erstrebt das Eindringen in das Innere des Kunstwerkes und seines Schöpfers. So erwächst für die Interpretation die Aufgabe, wie sie Kaibel zur Einführung der von dem Verlag angeregten „Sammlung wissenschaftlicher Kommentare“ formuliert hat: „Die Zeit des Schriftstellers, seine innere Persönlichkeit, die äußeren und inneren Anregungen, die er seinen Vorgängern oder seinen Zeitgenossen verdankt, die allgemeinen wie die besonderen Bedingungen, unter denen er schafft, das Publikum, für das er schreibt, die Gelegenheit, die ihn zum Schreiben veranlaßt,“ sucht man festzustellen. „Wir gehen der zugrunde liegenden Idee nach, wie und woher sie konzipiert war, wie sie ausgeführt vorliegt, wir suchen die Kunstform als solche zu verstehen, das Traditionelle und Konventionelle vom rein Persönlichen zu scheiden, wir verfolgen den Gedankengang bis ins kleinste, wir machen uns die sprachlichen, stilistischen, rhetorischen, poetischen Mittel klar, durch welche der Schriftsteller seine Gedanken zum Ausdruck bringt, und durch welche er hier diese, dort jene Wirkung zu erzielen bestrebt ist.“ Kaibel hat dann die damit gestellte Aufgabe selbst für Sophokles' Elektra (1896) durchgeführt. Für die Erklärung von Lucrez' III. Buche durch R. Heinze (1897) ergibt sich die besondere, das Verhältnis der Gedanken zu früher Gedachtem zu untersuchen, Epikurs Lehre zum Vergleich heranzuziehen, zu zeigen nicht nur, wie Lucrez dies Material verarbeitet, woher er seine Terminologie schafft oder entlehnt, wie der Stoff disponiert

wird, sondern auch, wie ihn der Dichter „so im Geiste umbildet, daß er zum poetischen Vorwurf werde, und daß nicht versifizierte Prosa, sondern ein Gedicht zustande komme“. Für Vergil hat E. Norden in der Ausgabe des 6. Buches der Aeneis (1903) vor allem die Fragen der Quellenanalyse und die formaltechnischen zu lösen gesucht. „Was übernahm Vergil von der Überlieferung, was tat er selbst hinzu, und wie hat er dies Entlehnte und Eigene gestaltet?“ Aber auch hier dient die Vertiefung in das einzelne doch schließlich der Erfassung des Ganzen und der großen Zusammenhänge, in denen es steht. „Die vergilische Nekyia ist ohne den Hintergrund des augusteischen Zeitalters undenkbar. Auf der Basis dieser Weltkultur erhebt sich auch die unsrige: so erhält das Gedicht, das den Gedanken jener Kultur Ausdruck verliehen hat, eine über seine zeitliche und örtliche Beschränktheit hinausragende Bedeutung.“ Vor allem wird so Vergils Unterweltsgedicht in den großen Zusammenhang dieser Literatur eingereiht, die von der apokalyptischen Literatur des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. bis zu Dante reicht. Catulls Gedichtbuch hat dann G. Friedrich (1908) zu erklären versucht, indem er sich namentlich „durch möglichstes Erfassen und Ausschöpfen der jedesmaligen Situation, aus der heraus die einzelnen Gedichte entstanden sind, sich die beiden Liebenden ganz deutlich, greifbar vor die Augen zu denken“ bestrebt, anderseits Catulls großstädtischer Existenz durch eine Kenntnis des heutigen Großstadtlebens beizukommen hofft. Eine Interpretation in diesem Sinne, wenn auch nicht in der Form eines Kommentars, bietet auch R. Heinze in seinem Buche „Virgils epische Technik“ (1902; 2. A. 1908), das „nicht Werturteile fällen, sondern historische Tatsachen feststellen“ will. „Es fragt nicht, was Virgil gesollt und gekonnt, sondern was er gewollt hat.“ Das Ergebnis dieser Prüfung formuliert F. Leo dahin: „Wenn das Urteil über eine der literarischen Weltgrößen wieder einmal schwankend geworden ist, so beweisen die Größen immer, daß sie erstaunlich fest auf

ihren Füßen stehen," wenn nur „die reicheren Mittel der Zeit das Verständnis des Werkes gegenüber der Bewunderung früherer Zeiten fester begründen", wie es hier geschehen. Daneben reiht das Buch vor allem den Dichter in den großen geschichtlichen Zusammenhang ein, in dem ihm die überall uns entgegentretende Verinnerlichung seine Stellung anweist. Was er „seinen Helden erdulden läßt, ist seelisches Leid, das der Dichter selbst viel tiefer nachempfinden kann als körperliche Pein und Lebensgefahr; die Entbehrung der Heimat, die Bitternis der Verbannung, die immer wieder getäuschte Hoffnung, das jahrelange Suchen nach unbekanntem Ziel: das sind die Nöte des Äneas". Und diese Verinnerlichung tritt überall zutage. „Nicht eigentlich die Handlungen selbst und ihre Durchführung, sondern ihre psychologische Motivierung oder die psychischen Begleiterscheinungen beschäftigen den Dichter." Endlich aber wurzelt die Aeneis fest im Boden einer geschlossenen Weltanschauung, ganz im Gegensatz zu der hellenistischen Poesie, der nichts ferner gelegen hatte, „als sich in den Dienst einer Weltanschauung zu stellen, um Einfluß auf die Lebensführung ihres Publikums zu gewinnen". Dabei werden auch die Schwächen Virgils nicht übersehen, seine Abhängigkeit vor allem, erklärbar durch den Mangel an starker Phantasie, die ihn oft zu bereits geformten Werkstücken greifen ließ. Auch für die Schule zeigt eine solche Betrachtungsweise, wie von J. Ziehen hervorgehoben wird, „daß und wie das Erfassen feinerer poetischer Motive und das Eindringen in die dem Schönen zustrebende Absicht des Dichters aufs engste mit einer folgerichtigen und genauen Textinterpretation verbunden ist". So hatte schon Plüß mit seinen „Horazstudien" (1882) nicht bloß „das historische Verständnis des Horaz aus seiner eigenen Zeit" fördern, sondern auch den Wert zur Geltung bringen wollen, „den die horazische Lyrik als Propädeutik ästhetischen Empfindungslebens für die höhere Bildung haben könnte". Und so schien es erwünscht, insbesondere als Grundlage für die Behandlung der

antiken Literatur in den nichthumanistischen Anstalten, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für die in ihrer Fortwirkung bedeutsamsten Literaturwerke im Zusammenhang darzubieten. Geffcken behandelt das „griechische Drama" (1904), indem er die rein historische Behandlungsweise und die ästhetische vereinigt, zuletzt aber „aus der Fülle der dichterischen Produktionen das klare Bild des Dichters, des Menschen zu gewinnen sucht". Auch Finslers zusammenfassende Behandlung Homers (1908), die nicht nur eine Einführung in die Homerische Frage, sondern vor allem in das Verständnis der Homerischen Dichtung und ihre Welt sich zur Aufgabe macht, will nicht zum wenigsten die Menschen Homers lebendig werden lassen, so wenn etwa die Rede des Odysseus bei der Gesandtschaft an Achill charakterisiert wird als „ein Meisterstück überlegtester Klugheit in dem, was sie ausspricht, und in dem, was sie verschweigt. Unaufhaltsam gleitet der Strom der Worte, nirgends zeigt sich die geringste Lücke des Zusammenhangs, ein Gedanke schließt sich ungezwungen an den anderen. Glänzend tritt hervor, was Achilleus locken oder rühren kann, in der Tiefe bleibt, was ihn zu verstimmen geeignet schiene. Was die Freundschaft, die kindliche Pietät, den Edelmut und den Ehrgeiz des Helden bewegen kann, hat Odysseus in wohlerwogener Steigerung und mit schöner Wärme, aber auch mit namhafter Aufrichtigheit an sein Ohr klingen lassen".

Auf Grund der von der Philologie an den antiken Autoren geleisteten Arbeit sollen ferner den Kreisen der Gebildeten, die ein tiefergehendes Interesse an der antiken Kultur nehmen, die geplanten humanistischen Ausgaben antiker Literaturdenkmäler einen Zugang zu den Quellen in ihrer ursprünglichen Form bieten, der es ermöglicht, die künstlerische Form und den Kulturgehalt jener Schriften lebendig aufzunehmen. Sie sollen alles Fachphilologische oder Schulmäßige vermeiden; das anzustrebende Verständnis soll also das eines gebildeten modernen Menschen für bedeutsame Kulturdokumente und Persönlichkeits-

werte sein, nicht das eines gelehrten Philologen für alle Einzelheiten einer umfassenden antiquarischen Kenntnis. Hoffentlich ist es dem Verlag vergönnt, mit der erfolgreichen Durchführung dieses Planes das zweite Jahrhundert seiner Tätigkeit auf philologischem Gebiet zu beginnen.

An die Interpretation des Einzelwerkes schließt sich an die Aufgabe der Erfassung des Entwicklungsganges, der Arbeitsweise und der Persönlichkeit des Autors. Raeders Buch über Plato (1905) sucht auf Grund einer Feststellung der zeitlichen Aufeinanderfolge der platonischen Dialoge „zu einer neuen Gesamtauffassung der platonischen Philosophie den Weg anzubahnen“ und „einen kontinuierlichen philosophischen Entwicklungsgang Platons nachzuweisen“. Geffcken möchte den Theologen in seinem Kommentar zu „Zwei griechischen Apologeten“ (1907) zeigen, „daß es sich hier um ein wunderbar fesselndes Werden, nur in den seltensten Fällen aber um ein fertiges Können handelt; den Philologen, die nur zu oft die Apologeten als Quellen für ältere Weisheit ansehen, Menschen von Fleisch und Bein, mit voller Daseinsberechtigung für ihre eigene Zeit vorführen“. Skutsch (Aus Vergils Frühzeit I/II, 1906) nimmt die unter den Vergilischen kleinen Gedichten überlieferte Ciris für Cornelius Gallus in Anspruch, der fortan in der römischen Literaturgeschichte nicht mehr ein bloßer Name sein werde. Birt will die Gedichte des Catalepton als „Jugendverse und Heimatpoesie Vergils“ (1910) erweisen und „so die Kenntnis von der Entwicklung seiner Kunst wie seines Lebensganges erweitern“. Das Menippische Gut – als das eines der vielen fruchtbaren Schriftsteller des Altertums, von denen gerade infolge ihrer großen Wirkung selbst sich nichts erhalten hat – aus Lucian zu gewinnen sucht Helm (Lucian und Menipp, 1906), vor allem auf Grund der historischen Namen, Anspielungen usw., zugleich weitere Aufschlüsse über die Arbeitsweise Lucians selbst gebend. In großem Umfange und in einer auch an die weiteren Kreise der Gebildeten sich wendenden Form hat dann E. Schwartz eine

Reihe von „Charakterköpfen aus der antiken Literatur" (erste Reihe, 1903, 3. A. 1910; zweite Reihe, 1910) gezeichnet. Sie dürfen als besonders bezeichnend für die im vorstehenden skizzierten Bestrebungen gelten. Aber wenn es sein Bemühen ist, „die klassischen Gespenster sich verdichten zu lassen zu individuellen leibhaftigen Wesen", so weist er es ebenso ab, daß „wenn man die Neigungen und Leidenschaften, die individuellen Fehler und die Zufälligkeiten des einzelnen Menschendaseins herauspräpariere, damit das volle Verständnis einer geistigen Persönlichkeit und ihres Werkes gesichert sei. Des Menschen Eigenstes, das ihn überlebt, sind nicht die geheimen Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, nicht sein tägliches Getriebe, sondern das Spiegelbild, das sein Wesen im Handeln und Schaffen zurückwirft". So kommt in seiner Darstellung doch auch der bleibende Wert der von ihm geschilderten Persönlichkeiten zum Ausdruck. Das gilt von Hesiod, bei dem „wie bei den israelitischen Propheten das unmittelbare religiöse Gefühl das absolut Neue zuwege bringt, daß ein einzelner Mensch sich klar und deutlich seinem Volke gegenüberstellt", wie für Euripides, „der die innere Tragik des leidenden Individuums geschaffen", und darum „verdient, unter die Großen des Geistes gezählt zu werden, welche der Menschheit die individuelle Persönlichkeit erschlossen haben". So gewinnt Cicero als der große Vermittler des griechischen Wesens seine richtige Stellung, dem „die griechische Weltanschauung, die ihm ursprünglich nur die Rede verschönern sollte, eine innere Macht wurde, weil und je mehr seine politischen Hoffnungen ihn enttäuschten", so wird Paulus gewürdigt, der als Schriftsteller, „eine weltgeschichtliche Größe ist: daß die neue Religion mit einer Literatur einsetzt, die spontan, ohne literarische Ansprüche entstanden, für die wahre und echte Empfindung und Leidenschaft eine wahre und echte Sprache von originaler Frische und unmittelbarer Kraft findet, hat das Christentum dem Ziel, Weltreligion zu werden, rascher zugetrieben als Hunderte erfolgreicher Missionen".

Auf der anderen Seite geht das Streben dahin, in die Eigenart und den Entwicklungsgang einzelner Zweige der Schriftstellerei tieferen Einblick zu gewinnen, eine Aufgabe, die der im Altertum viel größeren Macht der Tradition gegenüber ihr besonderes Recht hat. So zeigt Immischs Vortrag (1904) die innere Entwicklung des griechischen Epos, so sucht Zielinski in dem Buche über die „Gliederung der attischen Komödie" (1885) in die „Anatomie und Physiologie" der altattischen Komödie einzudringen. Der rhetorische Begriff des „Ethos" mit seiner „mannigfaltigen und wechselnden Füllung" dient W. Süß (1910) als Leitfaden eines Querschnittes durch die Geschichte der älteren Rhetorik. F. Leo (1901) zeichnet die Entwicklung der „griechischen und römischen Biographie", die sich in zwei Hauptformen vollzieht, der von Anregungen des Aristoteles ausgehenden peripatetischen und der aus der literarischen Forschung herauswachsenden alexandrinischen. Aus einer gewissen Beschränkung – das ist das sich auch anderweit bestätigende Ergebnis – hat sich die antike Biographie nicht erhoben, „eine zusammenhängende, innerlich geformte Schilderung einer Persönlichkeit nach ihren Werken und Eigenschaften hervorzubringen, hat weder diese, noch die Entwicklung eines bedeutenden Menschen aus den Verhältnissen seiner Person und Zeit, die wirkenden Kräfte seines Charakters aus seinen Handlungen, seinen Anschauungen von Welt und Leben aus seinen Äußerungen historisch darzustellen jene vermocht". So erscheint schon hier die antike Entwicklung in gewissem Sinne als Vorstufe der späteren, und es muß die Aufgabe reizen, sie in den großen Zusammenhang der europäischen Geistesentwicklung einzufügen. Die Geschichte der „antiken Kunstprosa" in ihren Hauptzügen zu verfolgen, „von dem Augenblick an, wo sie sich in den Schulen der Sophistik entwickelt hat, bis zu der Epoche, in welcher sich an ihr die modernen Sprachen zur Zeit des Humanismus emporgerankt haben", stellt sich als Ziel E. Norden (1898; 2. A. 1909). „Weit über ihre zeitlichen Grenzen

hinaus“ erweist sich dabei „die Antike als die alles bewegende und belebende Kulturmacht. Die Barbarennationen, von denen sie zertreten zu werden in Gefahr war, hat sie ihrerseits veredelt und die rohen, planlos hinstürmenden Gewalten befähigt, durch edelste Menschenbildung die große Mission einer Zivilisation des Erdkreises zu vollbringen. Die feindliche Gewalt der neuen Religion hat ihre stolze Gegnerin nach einem Ringen, wie es länger und furchtbarer in der Weltgeschichte des menschlichen Denkens nicht stattgefunden hat, zu Boden geworfen, aber wie des Lichtes Fackel auch umgewendet emporschlägt, so ist die Besiegte von der hoheitsvollen Siegerin selbst wieder aufgerichtet worden und hat mit ihr wie auf allen Gebieten ebenso auch auf dem des kunstmäßigen Ausdrucks der Gedanken in Wort und in Schrift einen Freundschaftsbund geschlossen“. Neben Nordens Werk tritt der erste das Altertum behandelnde Band von Misch' „Geschichte der Autobiographie“ (1907). Sie beruht auf „der an den Namen Wilhelm Dilthey geknüpften Denkhaltung“, die die „vergleichende Betrachtung durch eine psychologische Methode ergänzt, welche vom erlebten Zusammenhang des Seelenlebens ausgeht und seine individuelle Inhaltlichkeit zu begreifen sucht“. Um den inneren Zusammenhang der isoliert auftretenden Selbstbiographien klarzustellen, „mußte versucht werden, die unsichtbaren Bedingungen und Zusammenhänge, die in der Geistesgeschichte wirken, auf diesem Teilgebiet des geistigen Lebens zu erfassen... Selbstbiographien im strengen Verstande sind uns bis in die Zeit Augustins kaum acht erhalten, und die Vorstellung, die man aus ihnen allein, ohne Betrachtung der tieferen Entwicklungen, gewinnen würde, müßte den Anschein erwecken, daß die alte Welt dem Begriff vom Wesen der europäischen Selbstbiographie widerspricht ... – erst mit dem Eintritt der christlichen Erfahrung in die antike Kultur hätte sie ihre Wurzeln tiefer geschlagen. In Wirklichkeit ist für all jene Richtungen der Selbstbiographie im Altertum der Grund gelegt worden, und das Werk Augustins ist

nicht ein Anfang, sondern eine Vollendung. ... Die antike Literatur enthält die gleichsam embryonale Entwicklung von Formen der Selbstanschauung, die dem Menschen dazu dienen, ihn mit sich selbst bekannt zu machen. Diese Schöpfung persönlicher literarischer Ausdrucksformen in der Selbstbesinnung führte über Cicero und Seneca zu Mark Aurels Selbstgesprächen, sie vollendet sich im Zusammenhang mit der hellenistischen Mystik in der Lyrik Gregors von Nazianz und der Seelengeschichte Augustins, und sie ging nun neu und stetig seit dem christlichen Mittelalter im religiösen Leben weiter, um in der Renaissance und dann in anderer Weise im 18. Jahrhundert die weltliche Selbstbiographie zu fördern".

So ist man auf literarhistorischem Gebiete von der Einzelforschung doch auch zur Zusammenfassung vorgedrungen, wenn freilich, wie es v. Wilamowitz-Moellendorff in der Darstellung der griechischen Literatur, die er in der „Kultur der Gegenwart" (I 8: 1906; 2. A. 1907) gegeben, ausspricht „die griechische Literaturgeschichte überhaupt noch in ihren Anfängen steht, wie das bei ihrer Jugend nicht anders sein kann"; ja selbst die Kultur des 21. Jahrhunderts, wenn sie auch „hoffentlich mitleidig auf das geringe Maß unserer heutigen Kenntnisse herabschauen und manches unserer Urteile berichtigt haben wird, ganz sicher ihrer Zukunft noch mehr zu tun überlassen wird, als sie uns gegenüber auch im günstigsten Falle voraus haben wird". Um so dankbarer wird man ihm und denen, die sich zu der Gesamtdarstellung der antiken Literatur und Sprache mit ihm vereinigt, sein dürfen, daß sie alle Bedenken überwunden und uns die Darstellung nun „in großen Zügen die griechisch-römische Kultur als eine kontinuierliche Entwicklung vorführt, die uns zu den Grundlagen der modernen Kultur führt. Hellenistische und christliche, mittelgriechische und mittellateinische Literatur erscheinen als Glieder dieser großen Entwicklung, und die Sprachgeschichte eröffnet uns einen Blick in die ungeheuren Weiten, die rückwärts durch die vergleichende Sprachwissen-

schaft, vorwärts durch die Betrachtung des Fortlebens der antiken Sprachen im Mittel- und Neugriechischen und in den romanischen Sprachen erschlossen sind“ (P. Wendland). „Die treibenden Kräfte, die herrschenden Strömungen, die Charakterbilder der bedeutenden Persönlichkeiten“ herauszustellen, ist die vornehmste Absicht. „Geschichtliches Verständnis und geschichtliche Würdigung muß jedes Werkes und jeden Schriftsteller zunächst in seiner Zeit und nach seinem Wollen erfassen, also von den Werturteilen der Späteren ebenso absehen wie von getrübter historischer Überlieferung oder sekundären Textgestaltungen. ... So verdienen auch die großen Athener, daß man ihr Wirken, ihre Person, entkleidet von dem klassischen Nimbus individuell und geschichtlich zugleich, erfasse, soweit es eben möglich. Dann lernt man mählich begreifen, was der Genius wollte, und wie er wirkte, aus seiner Zeit auf seine Zeit.“ Vor allem aber führt dies zu einer ganz anderen Würdigung des Hellenismus. „Mögen die ewigen Gedanken früher gedacht, die ewigen Kunstwerke vorher geschaffen sein: durch die Ausgestaltung der Wissenschaft ebenso wie durch die Weltherrschaft gewinnen beide erst die Macht, auf die Ewigkeit hin zu dauern und zu wirken“ – ohne daß damit jedoch die Bedeutung der klassischen Periode verkannt wird. „Tragödie, Komödie, Lustspiel, Dialog, Rede: das sind die attischen Gattungen, die höchsten und vollkommensten Offenbarungen der klassischen Griechenschönheit. Unverkennbar ist, was sie von dem Asiatischen, Ionischen scheidet, eben das, was sie klassisch macht. Der strenge und keusche Adel der schönen Form, die große Tektonik, die das Ornament im Zaume hält und dem Logos des Kunstwerkes dienstbar macht, die Unterordnung des subjektiven Beliebens unter das Gesetz, ein Gesetz, das nur das dynamisch Vorhandene zur Entelechie führt.“

Auch im einzelnen sucht man dann den Nachwirkungen des Altertums nachzugehen. Man beschäftigt sich mit der syrischen Philosophie (A. Baumstark, Aristoteles bei den Syrern, 1901)

als Vermittlerin zwischen der griechischen und arabischen. So hatte schon früher der Italiener Comparetti (Virgil im Mittelalter, deutsch von Dütschke, 1875) Vergils Nachleben verfolgt. Dem „Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance" geht E. Stemplinger (1906) nach – „wie dieser Vers einen Goethe zur Nachahmung reizte, jenes Bild Bismarck zu einer wirkungsvollen Pointe diente, jener Gedanke den Dichtern von Petrarca bis Geibel im Ohre nachklang; wie diese Ode einem Friedrich dem Großen sich zur Unterlage bot, jene Strophen zum Präludium der französischen Revolution umgemodelt wurden". Für keine Persönlichkeit aber erweist sich die Betrachtung fruchtbarer als für Cicero, wie sie Zielinski (Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 1897; 2. A. 1908) mit umfassendster Berücksichtigung der gesamten west-europäischen Kulturentwicklung angestellt hat, von einer Würdigung Ciceros ausgehend, die aus seiner Persönlichkeit und seiner kulturellen Bedeutung heraus die große Nachwirkung verständlich zu machen sucht, und andererseits von dem Einfluß, den Cicero in den drei Eruptionsperioden der späteren Entwicklung ausübt, „deren jede die Gesittung der voraufgehenden Zeit unter den Trümmern der gesprengten Schichtungen zu begraben drohte und sie doch neuverjüngt auf eine höhere Stufe der Vollendung führte: die Zeit der Ausbreitung des Christentums, die Renaissance und die Aufklärung mit der Revolution", eben auf jene Bedeutung zurückschließt.

Die Erforschung der antiken Religion folgt den von Hermann Usener vertretenen, von Erwin Rohde in seiner „Psyche" auf die Probleme der griechischen Religionsgeschichte angewandten Anschauungen, wie sie Usener etwa in dem Aufsatz „Mythologie" (Vorträge und Aufsätze, 1907) skizziert. Wenn diese „so, wie man sie früher verstand, die Gestalten der Götter und Heroen, wie sie im Kultus, in der Dichtung und bildenden Kunst hervortreten, wieder vor uns aufrichtet und den verschlun-

genen Wegen der Mythographie nachgeht, um Wachstum und Umbildung der Sagen zu ermitteln", so kann sie entfernt doch kein ausreichendes Bild der eigentlichen Religion liefern. Um dies zu gewinnen, ist es notwendig, „die Geschichte einer Volksreligion von den allerersten Anfängen menschlichen Vorstellens über die Höhe hinaus zum Verfall, ja bis ins Nachleben nach dem Tode durchzuführen". Scheint das aber nicht „eine Schöpfung aus nichts zu verlangen? – In Wahrheit ragen aus allen Stufen und Schichten der religiösen Entwicklung zahlreiche Trümmer bis in die geschichtliche Zeit hinein. Von den gottesdienstlichen Handlungen geht ohnehin dem Volke so leicht nichts verloren, die niedere Stufe wird in der höheren aufgehoben, und selbst das gänzlich Abgestoßene und Verworfene wird von den tieferen Schichten des Volkes zähe festgehalten und weitergeführt". Gerade der untersten Stufe der religiösen Praxis aber kommt eine besondere Bedeutung zu. Sie „war nicht nur der Ausgangspunkt alles Gottesdienstes, sondern ist auch immer die Grundlage aller ernsteren sakralen Handlungen geblieben. Ohne sie würden wir nie das Wesen des Sakraments, nie die Formen des polytheistischen Gottesdienstes verstehen, nie in die Geheimnisse christlicher Liturgie eindringen... Echter Aberglaube ist stets einmal Glaube gewesen. Erst dadurch, daß ein besserer Glaube der wissenschaftlichen Erkenntnis ihn verdrängte, ist der alte Glaube zum Aberglauben herabgesunken". Damit ergibt sich aber auch die Wichtigkeit der vergleichenden Religionsforschung. „Eine Einrichtung, die von einem Volk wert gehalten und lange fortgesetzt wird, kann von einem anderen zeitig abgestoßen und nur in dürftigen, bald nicht mehr verstandenen Resten fortgeführt worden sein. Man muß die Erscheinung bei dem Volk aufsuchen, bei welchem sie zur vollsten Entfaltung gekommen ist... So wird ein klares und lebendiges Bild gewonnen, das uns dazu verhilft, auch die trümmerhaften und unverständlichen Überlieferungen anderer Völker zu verstehen und zu verwerten."

Zur Erfüllung solcher Aufgaben wird zunächst die Überlieferung über die griechischen Kulte einzelner Landschaften gesammelt, so von Immerwahr (1891) die der arkadischen, von Wide (1883) die der lakonischen. von Prott und Ziehen bearbeiten die griechischen Sakralinschriften (1896 und 1906), die uns erhaltenen Festkalender wie die Urkunden über Ordnung von Festen, Orakeln, über Schutz und Pflege der Heiligtümer, Verordnungen über Aufstellung und Erhaltung von Weihgeschenken. Die Überlieferung über die griechischen Feste, außerhalb der von A. Mommsen (1898), wenn auch unter anderem Gesichtspunkte behandelten attischen, trägt Nilsson zusammen (1906). Auf gleicher Grundlage beruhen die Forschungen Stengels, dessen Abhandlungen unter dem Titel „Opferbräuche der Griechen“ (1910) gesammelt sind. Der Erforschung der römischen Religion sind vor allem Domaszewskis Arbeiten gewidmet, die ebenfalls gesammelt vorliegen (1909). Sie zeigen, „daß die schöpferischen Gedanken, welche die älteste Religion der Römer erzeugt haben, im Laufe vieler Jahrhunderte immer wieder tätig waren, neue Formen zu entwickeln“.

Besondere Bedeutung müssen unter diesen Gesichtspunkten neben den Resten ältester Anschauungen die Zeugnisse volkstümlicher Religion gewinnen. In den Zauberpapyri spürt man ihnen nach, einen Leidener publiziert Albrecht Dieterich in seiner Erstlingsarbeit (1888), um dann in dem „Abraxas“ (1891), von einem hellenistischen Weltschöpfungsmythus ausgehend, Untersuchungen folgen zu lassen, die den verworrenen Synkretismus der ersten nachchristlichen Jahrhunderte in seiner Abhängigkeit von ägyptischem Mythus und astrologischer Mystik, besonders aber auch von der Überlieferung der orphischen Religion begreifen wollen. Als Dokument ähnlicher Art veröffentlicht „Verfluchungstafeln“ römischer Wagenlenker Wünsch (1898); mit der aus dem Heidentum ins Christentum fortwirkenden Inkubation, der Lehre und Praxis der „gottgesandten“ Träume beschäftigt sich Deubner (1900). In den „Nekyia“ (1893)

zeigt Dieterich, daß die Vision von Himmel und Erde in dem damals neugefundenen Bruchstück der Petrusapokalypse bis in die Einzelheiten direkt aus orphischen Lehren in die christliche Offenbarung in Ägypten übergegangen ist. „Die apokalyptische Literatur der griechischen Kulte, die uns nur in so wenigen versprengten Trümmern erhalten ist, bildet eine geschichtliche Linie mit den ersten christlichen Offenbarungen vom Jenseits und mit dem Glauben von Himmel und Hölle in der christlichen mittelalterlichen Welt." Wie fest sich ursprüngliche Vorstellungen des Volksglaubens erhalten, zeigt auch das Beispiel der Sirenen, deren Geschichte in Religion, Literatur und Kunst G. Weicker verfolgt (1903). Die Vorstellung von der Fortexistenz der Seele als Vogel läßt die Totengeister in der Gestalt des menschenköpfigen Vogels sich verkörpern. In einem mehr als tausendjährigen Lauf durch das klassische Altertum bleibt der Kern ihres Wesens unverändert. Auch die bildliche Darstellung, die eine unendliche Fülle von Variationen seit der Übernahme des Typus aus Ägypten durch die ionischen Griechen der kleinasiatischen Küste hervorgebracht hat, bezeugt dies. Gleich zäh erhalten sich uralte Vorstellungen zuletzt orientalischen Ursprunges in der mit der Religion eng zusammenhängenden Astrologie. Der „Sphaera barbarica", die der „Sphaera graecanica", dem „Himmelsbild nach der Art und Anschauung der Griechen gegenübersteht als eine andere fremdartige, welche zwar die gemeingriechische Auffassung und Überlieferung zugrunde legt, dieselbe aber mit zahlreichen ägyptischen und babylonischen Elementen vermengt", spürt Fr. Boll (1902) nach, die vielverschlungenen Beziehungen von den Babyloniern wie zu den Griechen und Ägyptern, so zu den Indern und Chinesen und ihre Nachwirkungen auf das Mittelalter, vor allem auch das morgenländische, verfolgend.

Wie Dieterich in den „Nekyia", so ist man auch sonst insbesondere den Spuren des Heidnischen im Christlichen nachgegangen. Usener sucht zu zeigen, wie der heilige Tychon „kein

anderer als der Gott Priapos und das Hauptwunder des Heiligen ätiologische Legende für einen kultischen Brauch ist, der sich aus dem heidnischen Winzerkult in den christlichen Gottesdienst hinübergerettet hat“ (Sonderbare Heilige I, 1907), Wünsch, wie in einem Frühlingsfest der Insel Malta (1902) sich ein antikes Adonisfest erhalten hat, Deubner in der ersten Ausgabe der griechischen Legenden des Heiligenpaares Kosmas und Damian (1907), daß diese niemand anders vorstellen als die Dioskuren in christlicher Verkleidung.

Wie hier älteste religiöse Vorstellungen mit spätesten verknüpft erscheinen, so gewann überhaupt die Zeit der großen Religionsmischung naturgemäß ein besonderes Interesse für den Philologen. Dieterich unternimmt einen neuen Erklärungsversuch der merkwürdigen Grabschrift des Aberkios (1896). Eine Zusammenfassung der ausgebreiteten Forschungen Cumonts über die Mithrasreligion brachte die Übersetzung seines kleineren Buches über „Die Mysterien des Mithra“ (1902), das zu zeigen suchte, „wie und warum eine Abart des Mazdaismus unter den Cäsaren beinahe zur vorherrschenden Religion des römischen Reiches geworden ist“, dessen Fortschritte erst stocken, als er mit dem Christentum Fühlung bekommt, und der in dem nun folgenden heißen, unversöhnlichen Kampfe mit ihm um die Weltherrschaft unterliegt. In weiterem Umfange beschäftigt sich dann in einem zweiten Buche Cumont mit der Stellung der „Orientalischen Religionen im römischen Heidentum“ überhaupt (1910). Er zeigt ihre weltgeschichtliche Bedeutung, bei allen Schwächen, die man ihnen mit Recht vorwerfen kann. „Indem sie das göttliche Wesen der menschlichen Seele behaupteten, haben sie im Menschen das Gefühl seiner einzigartigen Würde gestärkt; und indem sie die innere Reinigung zum Hauptinhalt des Erdendaseins machten, haben sie das psychische Leben verfeinert und gesteigert und ihm eine fast übernatürliche Intensität verliehen, welche die antike Welt vorher nicht gekannt hatte.“ Ließen sich die Vorstellungen von der Eigenart dieser Re-

ligionen nicht vertiefen? Dieterich glaubt (Mithrasliturgie, 1903; 2. A. 1910) eine Liturgie der Mithrasmysterien „in dem großen Pariser Zauberbuch, unter dünner magischer Schuttschicht kaum verborgen“, zu entdecken, „die ein Höchstes des religiösen Kultus in sakramentalem Ritus darstellt: die Erhebung der Seele zum göttlichen Licht und ihre Vereinigung mit Gott“, ein Stück, das jedenfalls „nach Form und Inhalt nicht eine Zauberlitanei zu irgendeinem Hokuspokus im dunkeln Winkel, sondern ein gewiß in langer Tradition zu fester liturgischer Form geprägtes tiefsinniges Ritual eines mächtigen und religiös sehr hochstehenden Kultus“ darstellt. Das bleibt wohl bestehen, auch wenn, wie Reitzenstein es auffaßt, „die Zaubervorschrift nur eine Form der religiösen Literatur ist, die für die Vision und Wundererzählung eintritt“. Eben in diese Literatur hat Reitzenstein tiefe und weite Einblicke eröffnet in seinem „Poimandres“ (1904) wie in seinen „Hellenistischen Wundererzählungen“ (1906). Es zeigt sich, „daß mindestens seit Beginn unserer Zeitrechnung in Ägypten eine Fülle kleinerer Gemeinden besteht, deren Gründer nationale Traditionen, uralte Anschauungen, die zum Teil nur noch im Zauber und Volksglauben fortleben, mit neuen Gedanken wie den Grundlehren der astrologischen Religion oder babylonischen, bzw. persischen Mythen verbinden und ihr System in die Formeln und Begriffe der griechischen Philosophie kleiden... Zahlreich scheinen anderseits die Entlehnungen einzelner literarischer Typen, Bilder, Begriffe und Formeln aus dieser Literatur z. B. in dem Hirten des Hermas, dem Martyrium Petri, den Logia Jesu, aber schwächer auch schon in einzelnen Teilen der Apokalypse, des vierten Evangeliums und der Paulinischen Briefe“. Unmittelbar läßt sich dieser Zusammenhang in den Wundererzählungen nachweisen. „In den drei großen Epochen frühchristlicher Wundererzählung, der Evangelienliteratur, an die sich als Spätling die kanonische Apostelgeschichte reiht, den apokryphen Apostelakten, endlich der Mönchserzählung treffen wir die gleichen literarischen Zusammenhänge mit

der hellenistischen Literatur." Daß diese Zusammenhänge in der Entwicklung vom Hellenistischen zum Christlichen aber weit mehr als äußerliche gewesen sind, erweisen desselben Verfassers „hellenistische Mysterienreligionen". Hier zeigt er, wie die Mysterien eine sich immer steigende „Verinnerlichung von der rohen Zauberhandlung zur schriftlichen Darstellung rein seelischer Erlebnisse" erfahren haben. Macht schließlich „das Schauen Gottes, das als unmittelbares Schauen und Empfinden des Alls beschrieben wird, zu Gott, gibt die σωτηρία und heißt diese höchste Schau γνῶναι θεόν, ist die γνῶσις unmittelbares Erleben und Erfahren", so ist leicht zu sehen, wie diese Erkenntnis „zur Beantwortung der viel behandelten Frage nach dem Wesen des christlichen Gnostizismus" beizutragen vermag. Und anderseits ergibt sich, daß Paulus die höchst merkwürdige „Scheidung der Menschen in Pneumatiker und Psychiker den hellenistischen Mysterienreligionen entnommen hat, ... alle die verschiedenen Abtönungen, die das Wort bei Paulus annimmt, sich in den Zauberpapyri in geradezu klassischen Beispielen wiederfinden. Paulus muß die hellenistische religiöse Literatur gelesen haben; ihre Sprache redet er, in ihre Gedanken hat er sich hinein versetzt... Hierin liegt die größte und für die Weltgeschichte bedeutsamste Wirkung der antiken Mysterienreligionen".

Die sich so als immer enger erweisende Verknüpfung der frühchristlichen Entwicklung mit der ausgehenden Antike führt aber auch rückwärts in die Geschichte des hellenistischen Judentums. Wendlands Untersuchungen (1896) erweisen die von Philo geschilderten Therapeuten als einen wirklichen jüdischen Verein; die christliche Apologetik erscheint nach Geffckens obenerwähntem Buche als eine Tochter der jüdischen, während sie anderseits sich auch von den philosophischen Gegnern des alten Götterglaubens im Heidentum selbst die Waffen borgt. Besonderes Interesse gewinnen so auch die Gegner des Christentums, deren Schriften uns begreiflicherweise nicht direkt überliefert, die viel-

mehr nur aus den Abwehrschriften der Christen zu rekonstruieren sind, eine Arbeit, die von K. J. Neumann (1880) geleistet wird für Julians Schriften. Den Zusammenhang der Anschauungen des Kaisers mit den neuplatonischen zeigt Mau (Kaiser Julians Religionsphilosophie, 1907) durch eine genaue Analyse seiner Reden auf König Helios und die Göttermutter. Auch leistet die Philologie dem Theologen naturgemäß Hilfsdienste bei der Veröffentlichung schwierig überlieferter Stücke wie des drei alte Kirchenordnungen enthaltenden Veroneser Palimpsestes (Didascaliae apostolorum fragmenta ed. Hauler, 1900).

Von seinem eigentlichen Arbeitsgebiet wird aber der Philologe von selbst, wie auf der einen Seite zur Theologie, so auf der andern zur allgemeinen Religionswissenschaft geführt. Konnte O. Gruppe 1887 sein Buch über „die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen“ noch auf dem Satz aufbauen, „daß die Voraussetzung unzulässig sei, die Religion sei eine dem Menschen adäquate Lehre in dem Sinne, daß sich dieselbe überall von selbst erzeugen und gleichmäßig fortbilden müsse“, so wird jetzt die Auffassung der religiösen Äußerungen eine ganz andere. „Alle Erkenntnis der äußeren und inneren Welt ist von der Vorstellung göttlicher Wesen ausgegangen. Welche geschichtliche Erscheinung immer wir in höheres Altertum zurückverfolgen mögen, immer werden wir zuletzt auf Religion zurückgeführt“ (Usener). Und das Archiv für Religionswissenschaft stellt sich bei seiner Neubelebung durch Albrecht Dieterich die Aufgabe „der Aufdeckung des uralten, ewigen und gegenwärtigen, allgemein ethischen Untergrundes alles Historischen... Die Verbindung dessen, was von ‚Volksreligion‘ nachweisbar noch lebte in den Religionen der geschichtlichen Kulturvölker, dessen, was in unserem eigenen Volksleben für uns erkennbar ist, und dessen, was die Völker ohne geschichtliche Kultur besitzen, wird allein imstande sein, sichere Grundlagen für eine Entwicklungsgeschichte religiösen Denkens zu geben“. Dieses Programm sucht dann

Dieterich selbst in seinem Buche „Mutter Erde“ (1905) auszuführen, indem er „Brauch und Ritus prüft, der um die Grunderlebnisse und Grundrätsel menschlichen Lebens festgeblieben ist. Erzeugtwerden und Sterben ist das Geheimnis des Menschenanfanges und des Menschenendes; Zeugungskraft und Zeugungsdrang ist das Wunder seines Leibes und Lebens“. In dieser Richtung behandelt dann eingehender Samter „Geburt, Hochzeit und Tod“ (1911). In ähnlicher Weise werden im Anschluß an die obenerwähnte Mithrasliturgie von Dieterich die Vorstellungen der Vereinigung des Menschen mit der Gottheit verfolgt. „Menschliches Denken kann das Verhältnis des Menschen zur Gottheit nicht anders auffassen denn nach der Analogie menschlicher Verhältnisse. Nur im Bilde ihm bekannter Vorgänge kann er das Unbekannte erschauen, nur nach dem Bilde der Formen irdischer Beziehung der Wesen und Dinge zueinander kann er das ersehnte Unwirkliche gestalten... Jedes solche Bild aber ist einmal für eine Zeit voller Wahrheit und Wirklichkeit gewesen.“ In diesem Sinne sie auffassend durfte Dieterich „die religionsgeschichtlichen recht eigentlich als die Probleme unserer Zeit“ bezeichnen. „Wahrhafte geistige Befreiung auch aus den religiösen Fesseln und Nöten der Zeit wird dem wissenschaftlich Gebildeten nicht durch Negation oder Position, durch Vermittlung oder Umdeutung gewonnen, sondern allein durch geschichtliche Erkenntnis.“

Anderseits ergibt sich die Aufgabe der Erforschung wie der religiösen, so „der ganzen organisch zusammengehörigen Unterschicht alles geschichtlichen Volkslebens, aus deren Mutterboden alle individuelle Gestaltung und persönliche Schöpfung herausgewachsen ist“. Das stellt Dieterich als Aufgabe der zu einer Wissenschaft gestalteten Volkskunde, und an einem interessanten Beispiel, dem der Genossenschaften der noch unverheirateten jungen Leute – Junggesellenvereine, Bubenbruderschaften oder Burschenschaften – hat Usener gezeigt, wie diese Art der Betrachtung für die Erkenntnis rechtlich sozialer For-

men fruchtbar gemacht werden kann. In diesem Sinne sucht Bethe „Mythus, Sage, Märchen" (1905) als die drei Arten der Volksphantasie zu bestimmen; Dieterich selbst ist den Zusammenhängen in der volkstümlichen italienischen Dichtung in seinem „Pulcinella" (1897) nachgegangen und hat insbesondere die Kontinuität dieser komischen Hauptfigur von der römischen Zeit bis zur Commedia dell'arte zu erweisen gesucht. So stellt Sittl die Überlieferung über „die Gebärden der Griechen und Römer" (1890) zusammen, und Otto sammelt die „Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer" (1890).

Auf historischem Gebiete ist man zunächst bestrebt, für die ältesten Zeiten im Zusammenhang mit der orientalischen Geschichte feste chronologische Anhaltspunkte zu gewinnen. Das ist für die Perioden der kretischen und mykenischen Kultur auf Grund insbesondere der „in Ägypten gemachten Funde von Gegenständen aus dem Bereiche der Mittelmeerkultur und der im Norden entdeckten ägyptischen Gegenstände" das Ziel D. Fimmens (Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur 1909). Die ebenfalls der ägyptischen Forschung verdankten Aufschlüsse geben A. Wiedemann zu einer neueren Kommentierung des „zweiten Buches des Herodot" (1889) Anlaß. Wie sich die Kunde von dem kretischen Reich und seiner Kultur in der Sage von Minos und seinem Labyrinth erhalten, so sucht umgekehrt in die viel behandelte Frage der Hettiter W. Leonhard (1911) Licht zu bringen, indem er in der Amazonensage die griechische Tradition über die historischen Hettiter sieht, wozu die „völlige Übereinstimmung im Verbreitungsgebiet der Sagen und Denkmäler und des Zusammentreffens im Zeitansatz, in der Art des Auftretens in Tracht und Bewaffnung wie im Kultus" führe.

Das besondere Interesse der Forschung wendet sich dann dem hellenistischen Zeitalter zu, dessen umfassende Behandlung J. Kaerst anstrebt, davon ausgehend, daß „die Wurzeln unseres eigenen geschichtlichen Lebens zu einem nicht unwesentlichen

Teile in jener Periode liegen", und sich als Aufgabe stellend „die Umwandlung des in den engen Grenzen der Polis sich darstellenden Staates in die umfassenden politischen Gestaltungen der hellenistischen Zeit und der in der hellenischen Polis erwachsenen Kultur in die hellenistische Weltkultur nachzuweisen und das Wesen dieser neuen universalen Bildungen, die treibenden Kräfte, die wichtigsten Entwicklungstendenzen derselben darzulegen", die ein neues bringen ebenso in der Begründung der, sich erst in der Weltherrschaft vollendenden, Herrschaft, „auf das Recht und die Gewalt einer voll ausgebildeten, die höchste Autorität in sich tragenden Herrscherpersönlichkeit", die ihre Krönung in der Vergöttlichung des Herrschers findet, wie in der inneren Lebensgestaltung, wo an Stelle des Ideals sittlicher und geistlicher Gemeinschaft in der Polis, „ein anderes individualistisches Lebensideal beherrschend in den Vordergrund tritt, das die eigentümlichste Ausgestaltung und zugleich höchste Steigerung findet in dem vollkommenen und glückseligen Leben des einzelnen Weisen, in der Autarkie des philosophischen Individuums".

Einen eigenartigen Ausdruck findet die weltgeschichtliche Bedeutung des hellenistischen Zeitalters in der Rolle, die die Person Alexanders des Großen – wie keine andere des Altertums – in der Gedankenwelt der mittelalterlichen Völker spielt, zwar nicht der Alexander der Geschichte, sondern der Alexander eines alexandrinischen Volksbuchs, in dessen Überlieferung, Komposition und Entstehungsgeschichte Ausfeld einzudringen suchte (1907). Auch „die antike Idee der Oekumene", deren Geschichte ebenfalls Kaerst verfolgt (1903), überkommt „die mittelalterliche christliche Welt vom Altertum als ein bedeutsames und umfassendes Erbe".

Neben die zusammenfassende Darstellung tritt die Untersuchung einzelner wichtiger Faktoren der hellenistischen Kulturentwicklung und wichtiger Erscheinungen ihres geschichtlichen Verlaufes. Mit dem Heerwesen, das „den Mittelpunkt der Monarchie der Lagiden bildet", beschäftigt sich P. O. Meyer

(1900). Eine ganz besondere Stellung in der hellenistischen Kultur Ägyptens nimmt das Religionswesen ein, das in jener eigentümlichen ägyptisch-hellenischen Mischkultur natürlich auch unter dem Zeichen dieses Dualismus steht. „Priester und Tempel unter der ptolemäischen und römischen Herrschaft" behandelt W. Otto (1905/08). „Von der Organisation der Priesterschaft, von der Laufbahn der einzelnen Priester, ihrer sozialen Stellung, wirtschaftlichen Lage, Bildung und Moral, staatsrechtlichen Stellung sowie von den inneren Zuständen der Tempel, ihrem Besitz, ihren Einnahmen und Ausgaben und ihrer Verwaltung ein anschauliches Bild zu entwerfen und im Anschluß hieran das Verhältnis von Staat und Kirche im hellenistischen Ägypten zu untersuchen," stellt er sich als Aufgabe. Auch hier ergibt sich in manchen interessanten Punkten die fortwirkende Bedeutung damaliger Kulturzustände. So ist für den ägyptischen Tempel der gewerbliche Betrieb charakteristisch – in einer Tempelbrauerei des Faijum haben wir den ersten nachweisbaren Vorläufer der mittelalterlichen Klosterbrauereien vor uns. Und anderseits wird „für das hellenistische Ägypten genau dasselbe kirchenpolitische System festgestellt, welches dann auch für die christlichen römischen Kaiser maßgebend geworden ist".

Eine besonders interessante Erscheinung des hellenistischen Zeitalters bieten die kleinasiatischen Galater, deren Geschichte Stähelin (1907) verfolgt. Wie sich der griechische Kultureinfluß in den römischen Provinzen Nordwestafrikas, dem alten phönikischen Kulturland, äußert, stellt W. Thieling zusammenfassend dar (1911), sein Werden vor allem in Inschriften, Wörterbuch und Namen verfolgend.

Mit Fragen aus der Zeit der römischen Republik beschäftigen sich dann H. Willers und K. Lehmann, jener die „Geschichte der römischen Kupferprägung vom Bundesgenossenkrieg bis auf Kaiser Claudius" (1909) verfolgend, dieser „die Angriffe der drei Barkiden auf Italien" (1905), vor allem den viel behandelten Alpenübergang Hannibals neu untersuchend.

Wenden wir uns sodann zur römischen Kaiserzeit, so führt uns an ihre Schwelle die Biographie des Begründers der Monarchie Augustus von V. Gardthausen (1891–1904), dessen Wege und Ziele eine ausführliche Schilderung erfahren, und der danach seine Erfolge dem „kalten, völlig rücksichtslosen Egoismus, verbunden mit einer ganz ungewöhnlichen, ruhig abwägenden Klugheit" verdankt. „Er erkannte und berücksichtigte die vorhandenen Strömungen und war vielleicht allzusehr bemüht, Katastrophen vorzubeugen. Das ist aber auch der Grund, weshalb seine Schöpfungen den wirklichen Verhältnissen entsprachen und dauernde wurden, weil sie den vorhandenen Kräften entsprachen."

Für die Erforschung der späteren Kaisergeschichte bedarf es zunächst des Eindringens in das Wesen der literarischen Überlieferung. Wie sie sich gebildet und welcher Wert ihr beizumessen ist, untersucht in umfassender Weise H. Peter (Die geschichtliche Literatur über die Römische Kaiserzeit, 1897), wobei er „nicht allein den Wurzeln der Überlieferung nachgeht, sondern auch den Boden, aus dem sie ihre Nahrung gezogen haben, seiner Beschaffenheit nach" prüft. In umfassender Weise beantwortet Peter die Frage nach der Glaubwürdigkeit der antiken Historiographie in einem „Wahrheit und Kunst, Geschichtsschreibung und Plagiat im klassischen Altertum" (1911) betitelten Buche. Besonders hat sich die Einzelarbeit dann den sog. Scriptores historiae Augustae zugewandt, mit denen sich nächst Peter (1885) O. Th. Schulz beschäftigt hat (Leben des Kaisers Hadrian 1904; Das Kaiserhaus der Antonine 1907). Neben dem literarischen verwertet B. Weber in seinen „Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus" (1907) das epigraphische und das numismatische Material in seinem ganzen Umfange, um so vor allem Verlauf und Bedeutung der Reisen des Kaisers festzustellen, der – und darin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung – „entgegen der Politik der Kaiser des 1. Jahrhunderts, den Plan aufgegeben hat, römischen Geist und

römisches Wesen den Provinzen aufzudrängen. Die alte provinziale Kultur gewinnt mit römischen Mitteln neue Kraft aus eigenem Boden", womit freilich jener Auflösung der alten Kultur der Boden bereitet wird, welche die Severische Dynastie über das Reich gebracht hat. – Eine besonders eigenartige Quelle besitzen wir für Trajans dakische Kriege in der Trajanssäule; zu ihrer Verwertung für die historische Erkenntnis liefert E. Petersen Beiträge (1899 und 1903) im Anschluß an Cichorius' große Publikation. Der Erforschung der monumentalen Quellen der römischen Kultur in Deutschland, die in der Limesforschung gipfelt, stellt A. Riese unter dem Titel „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur" (1890) eine Sammlung der literarischen Zeugnisse über geschichtliche, geographische und kulturgeschichtliche Verhältnisse der Rheinlande im römischen Altertum zur Seite. Zur Erforschung der Verwaltungsgeschichte des römischen Kaiserreiches liefert W. Liebenam Beiträge (1888).

Auch hier darf mit einer zusammenfassenden Darstellung von Staat und Gesellschaft der Griechen geschlossen werden, die wieder v. Wilamowitz verdankt wird, und die, mit der Behandlung des römischen Staates durch B. Niese vereinigt, ebenfalls in der „Kultur der Gegenwart" (II 4, 1; 1911) erschienen ist. Gerade sie zeigt, daß eine historische Auffassung des Altertums ihm nichts an seiner Bedeutung für die Folgezeit und so auch für die Gegenwart raubt. „Die Tage von Marathon und Salamis entscheiden für den Augenblick und für die Ewigkeit, daß es eine eigene und höhere europäische Kultur, auch eine andere und höhere Form von Staat und Gesellschaft geben wird, als der Orient, seine Arier ebensogut wie seine Semiten, je besaß.... Unserem Auge verschwinden die Gegensätze zwischen oligarchischer und demokratischer Verfassung, um die die Hellenen selbst in den Tagen ihrer Unabhängigkeit leidenschaftlich gestritten haben, vor dem gemeinsamen Grundzuge, der Selbstverwaltung einer freien Gemeinde. Unleugbar aber ist, daß die athenische Demokratie die vollkommenste Verkörpe-

rung des hellenischen Staatsgedankens ist: den ersten Staat, der auf Freiheit und Bürgerpflicht gegründet ist, soll die Welt mit Ehrfurcht anschauen, solange sie selbst diese Grundlagen anerkennt." An dem spartanischen Staat aber, der „mit so unvollkommenen Organen, ohne Finanzverwaltung, ohne feste Einkünfte oder gar einen Schatz, ohne eigene Münze, mit ganz überwiegender Naturalwirtschaft die Herrschaft über Hellas erringen konnte", lernten die Philosophen, „was einem Gemeinwesen Konsistenz gibt: das Pflicht-, Ehr- und Gemeingefühl, die Zucht und den Gehorsam der Bürger" – wie wir den Dorern noch heute zu danken haben, daß sie „glücklicherweise eines Tages den Läufern den Lendenschurz abnahmen ... Es war die Vorbedingung für die hellenische Kunst, die uns allein den keuschen Adel des Menschenleibes zeigt, wie die Natur ihn schuf, deren Göttlichkeit sich in ihm nicht minder offenbart als im Elemente". „Und hatte der hellenische Staatsgedanke in den Schriften ihrer Philosophen und Geschichtsschreiber über ein Jahrtausend geschlummert", so erwachte er, „als der Okzident sich wieder zu der Fähigkeit freien Denkens erhoben hatte, und half ihm auch auf diesem Gebiete zur Selbstbefreiung." Demgegenüber tritt der Hellenismus stark zurück. „Es bleibt dabei, daß die solonisch-perikleische Demokratie einen höheren Typus des Staates darstellt als das makedonische Königtum, das nach einem großen Jahrhundert an der Unzulänglichkeit seiner Institutionen herunterkommt und weltgeschichtlich betrachtet nur als eine Vorbereitung auf das Weltreich der Cäsaren erscheint. Aber auch dieses erfüllt nur unvollkommen, was Alexander als Zukunftsbild in der Seele getragen hatte." Was sie geleistet, liegt auf dem Gebiete der äußeren staatlichen Kultur, so wenn „in Ägypten das Steuerwesen zu unheimlicher Vollkommenheit ausgebildet war. Da war die Ertragsteuer jedes irgendwie bebauten Bodens; jedes Stück Vieh bis auf Hühner und Tauben, jedes Gewerbe, Kauf und Miete waren mit einer Findigkeit immer neuer Objekte besteuert, die ihresgleichen nicht hat".

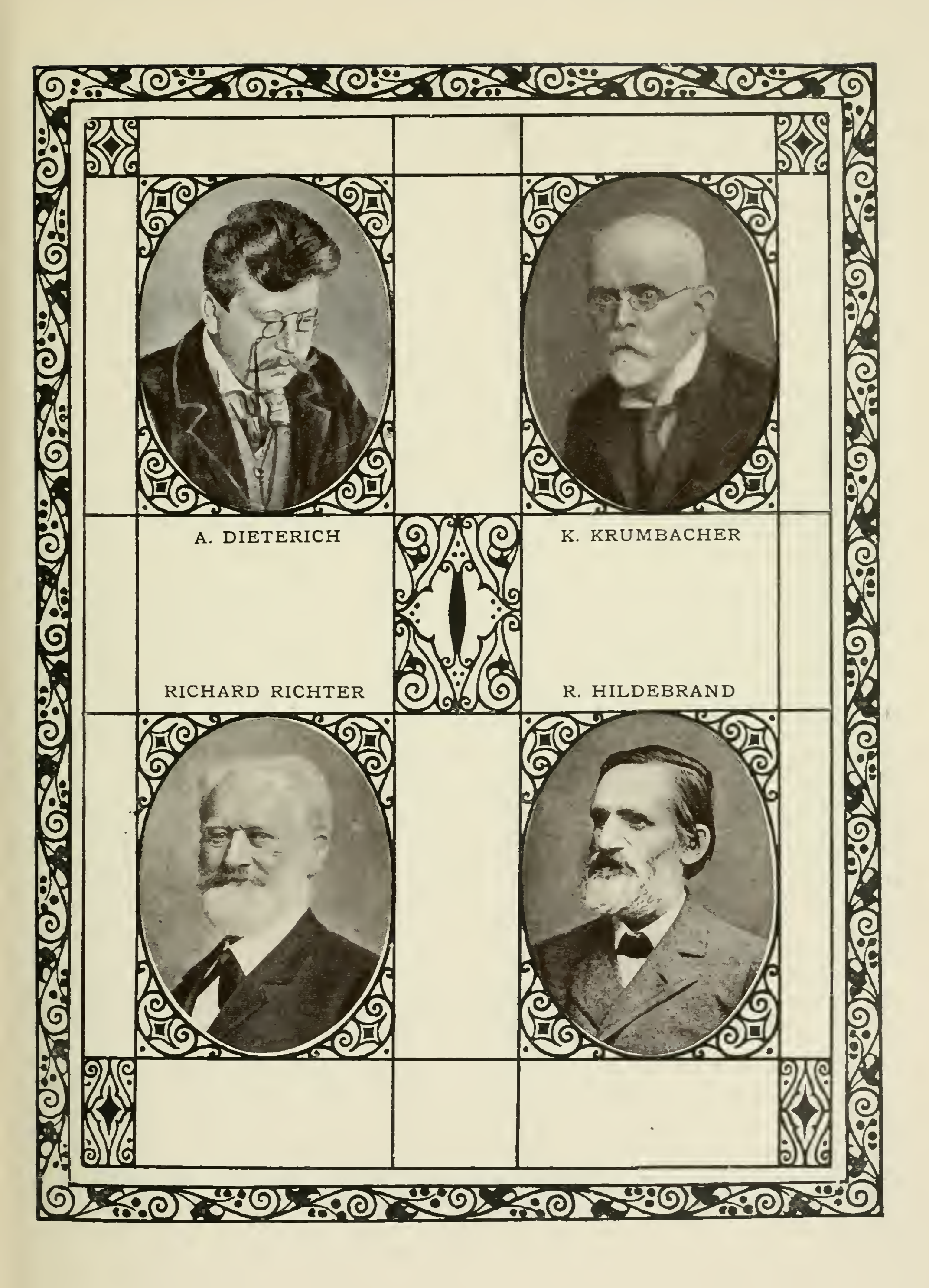
Eine besondere Bedeutung gewinnt die Erforschung des griechischen Rechts auf der Grundlage vor allem der neu erschlossenen Quelle der Papyri. Die Staatsverträge des Altertums überhaupt sammelt R. v. Scala (1898), K. Swoboda (1890) behandelt die griechischen Volksbeschlüsse als die staatlichen Formen, in denen die politischen Ideen und Bedürfnisse der Griechen zum Ausdruck gelangten. Besonders sucht man in Formen und Geschichte des griechischen Vereinswesens einzudringen. Nach der Arbeit von E. Ziebarth (1896), der vor allem gezeigt hatte „wie die staatsrechtlichen Einrichtungen sich in vielfachen Brechungen in den privatrechtlichen Gebilden widerspiegeln", behandelt F. Poland (1909) eingehend dessen unendlich mannigfaltige Ausgestaltung und geschichtliche Entwicklung vor allem in der hellenistischen Zeit, wo der Grieche „als Soldat oder Kaufmann, als Künstler oder Schauspieler in die fernsten Länder verschiedenster Art dringt, namentlich aber bis tief in den Orient hinein". In den Synodoi der Techniten, der Schauspieler, in den Stiftungen der Philosophenschulen, in den Kultgemeinden gewinnen die Vereine die größte Wichtigkeit, die noch gesteigert wird in der Kaiserzeit, in der gerade die Vereine der Techniten und Athleten von den Kaisern gefördert werden, „nicht nur als die Verkünder ihres Ruhmes, sondern vor allem auch als die Verbreiter der Idee vom weltumspannenden Kaisertume". Die Entwicklung des römischen Vereinswesens, die von „ursprünglich freien Vereinigungen durch anfangs gern angenommene Privilegien von seiten der Reichsregierung und durch den Druck der Verhältnisse allmählich zu Staatsinstituten und Zwangskorporationen" führt, untersucht W. Liebenam (1880).

Grundlegend für die Erforschung des Privatrechts ist sodann Mitteis' „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs" (1891), der im Gegensatz zu der bis dahin herrschenden Anschauung, „daß das römische Reich in der späteren Kaiserzeit ein einheitliches Gebiet der

Anwendung römischer Gesetze" gebildet habe, „den Fortbestand partikularischer Rechtsgebräuche erweist, welche stellenweise sogar den Gang der Gesetzgebung beeinflussen". Er zeigt, wie die „Herkunft derselben zumeist im griechischen Recht zu finden ist, welches die östliche Reichshälfte schon ehedem erobert hatte", „daß das römische Reichsrecht das griechische Volksrecht nicht hat überwinden können", und es ergibt sich anderseits, „daß das griechische Recht im gesamten Gebiet des Hellenismus eine gleichförmige Entwicklung genommen hatte, so daß dem römischen gewissermaßen ein hellenistisches Weltrecht vorangegangen war". Einen Beitrag zur Erkenntnis ebendieses Volksrechts, dessen freieren dem Reichsrecht entgegentretenden Formen liefert L. Wenger in seiner Untersuchung über „Die Stellvertretung im Rechte der Papyri" (1906), zu denen die aus einigen Urkunden erhellende, dem römischen Stadtrecht widersprechende Zulässigkeit direkter Stellvertretung im Vertragsabschlusse Anlaß gibt. O. Eger weist eingehender nach, „daß der Gedanke der Publizität des Grundbesitzes und der dinglichen Rechte an Grundstücken schon im Altertum mit Bewußtsein erfaßt war". Weiter zurück führen J. Partsch' Untersuchungen über das „griechische Bürgschaftsrecht" (1. Teil 1909), die zeigen, daß „die deutschen Denkformen von Schuld und Haftung, vom Bürgen, nicht als dem akzessorischen Schuldner der Pandektendoktrin, sondern als Hafter und Einsteher für die Schuld, für die der Schuldner als solcher gar nicht haftet, mit wunderbarer Plastik in den griechischen Rechtsquellen wiederkehren". Ferraris Untersuchungen über die griechischen Dokumente des mittelalterlichen und italischen Privatrechts (1910) zeigen dann, daß „das im Mittelalter übliche Formular kein anderes ist als das der subjektiven Chirographa, wie es aus den gräkoägyptischen Papyri bekannt ist", und läßt „die Rechtsgeschichte der byzantinisch, italischen Bevölkerung lediglich als ein Kapitel der allgemeinen Geschichte des griechisch-römischen Rechts" erscheinen. Wie das Papyrusmaterial, so fördert das

inschriftliche die Einsicht in die Entwicklung der Rechtsinstitute. So zeichnet namentlich unter dessen Benutzung die Entwicklung des kultur- und rechtsgeschichtlich interessanten Institutes des römischen Konkubinats P. Meyer (1895). Und anderseits eröffnen die Papyri neue Einblicke wie in die der rechtlichen, so das auch in die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse. In seinen Untersuchungen über „die Bodenpacht“ (1905) zeigt St. Waszynski, wie unter den Ptolemäern „der Pächter aus seiner inferioren rechtlichen Stellung, in der er sich kraft des ägyptischen Rechtes befunden hatte, befreit und zu einem dem Verpächter rechtlich gleichgestellten Gegenkontrahenten erhoben wurde“, und wie er dann wieder von dieser rechtlich selbständigen Stellung zum Kolonen herabsank. In umfassender Weise geht dem Problem der Entstehung des römischen Kolonats M. Rostowzew nach (1910). Dabei erweisen sich „der römische und vorrömische Hellenismus als eine geschlossene Einheit“. Die Mittel, mit denen der Staat auf diesem Gebiete einzugreifen sucht, „hat schon der Hellenismus in scharfe Formen gegossen, dieselben gebraucht auch der Staat der römischen Kaiserzeit nach dem Vorbilde der letzten Jahrhunderte der römischen Republik“. Dabei ist nicht an einfache Entlehnungen zu denken, es liegt vielmehr ein komplizierterer Doppelprozeß vor: „die wirtschaftlichen und sozialen Prozesse entwickeln sich direkt aus den älteren Zuständen, welche sich einmal in feste Formen gekleidet haben; sobald Bedingungen eintreten, welche die Entwicklung wieder an den einen ihrer Ausgangspunkte führen, stehen die alten Formen mit Notwendigkeit wieder auf.“ Die Entwicklung des Zinsfußes im griechischen Altertum verfolgt G. Billeter (1898), dessen Feststellung nicht nur zur Beurteilung der ganzen Sphäre des Kredites wesentlich ist, sondern weil „er in gewissem Sinne auch ein Gradmesser der wirtschaftlichen Entwicklung ist und so in der bloßen Konstatierung der Zinsfußverhältnisse schon ein Stück Kritik liegt gegenüber manchen allgemeinen Theorien“.

Schon aus dem Vorhergehenden ist die große Bedeutung erkennbar geworden, die das in den Papyri überlieferte Urkundenmaterial (ganz abgesehen von dem literarischen) für die verschiedensten Zweige der Altertumswissenschaft gewonnen hat. Es gibt uns, wie Mitteis schon in seinem Vortrage auf der sechsten Versammlung Deutscher Historiker zu Halle a. S. am 5. April 1900 sagen konnte, „Momentaufnahmen des lebendigen bürgerlichen Daseins... Heute läßt sich bereits die Hoffnung aussprechen, daß auch die antike Pragmatik und Kulturgeschichte wenigstens für gewisse Teile ihres Gebietes in absehbarer Zeit einen festen wirtschaftsstatistischen und wirtschaftsgeschichtlichen Untergrund besitzen wird". Und er führt dies an charakteristischen Beispielen, namentlich aus der Wirtschaftsgeschichte, aus. Diese Bedeutung des Papyrusmaterials für die verschiedensten Zweige der Forschung führt bald zu einer großen Zersplitterung, während doch gerade „zum vollständigen Verständnis der Urkunden ihre allseitige Aufklärung nach allen Richtungen hin notwendig ist, was der Jurist oder der Theologe von ihrer Seite zum Verständnis beisteuern, dem Historiker und Philologen ebenso wichtig ist, wie umgekehrt die Resultate dieser für jene". So führt der Wunsch, eine Zentralstelle zu schaffen, zur Begründung des „Archivs für Papyrusforschung" durch Wilcken (1898). Eine Zusammenfassung aber unseres gegenwärtigen Wissens auf dem Gebiete der Papyrusforschung sollen die von Wilcken und Mitteis bearbeiteten „Grundzüge der Papyrusforschung mit Chrestomathie" bieten (1911). Darstellung und Urkunden, mit Erläuterungen versehen, geben ein sich ergänzendes Bild der Verfassung, Verwaltung und Bevölkerungsgeschichte Ägyptens von Alexander bis zu den Chalifen, kulturgeschichtlicher Probleme, wie Religion, Erziehung, Volksleben, ferner der Finanzen, der Bodenwirtschaft, anderseits der rechtshistorischen Probleme des Prozeßrechts der ptolemäischen und römischen Zeit, der Lehre von den Urkunden, des Grundbuchwesens, des Pfandrechts, des Berufs, des


A. DIETERICH
K. KRUMBACHER
RICHARD RICHTER
R. HILDEBRAND



Familienrechts. Papyri und Inschriften liefern auch das Material für E. Ziebarths Schilderungen „aus dem griechischen Schulwesen“ (1909) und ermöglichen es, sie so anschaulich zu gestalten, daß man „versucht sein könnte, an ein Gegenstück zu den Schulgeschichten aus dem alten Görlitzer Kloster zu denken“ und der die Anschauung korrigiert, „als sei im alten griechischen Gymnasium nur geturnt worden“. Nicht nur über Schüler, Schulaufsichtsbehörden, Lehrer, Gehaltsverhältnisse und soziale Stellung und Unterrichtsbetrieb, unter Berücksichtigung der reichen Schulbücher- und Schulheftliteratur der Papyri, sondern auch über Schulgebäude, Schülerverbindung, Mädchenschulwesen, Religionsunterricht und Bürgerkunde wird gehandelt. Solches Material bieten dann in reicher Fülle die Publikationen der Papyrussammlungen, die auch in Deutschland an verschiedenen Stellen entstanden sind. So hat Mitteis „Griechische Urkunden der Papyrussammlung zu Leipzig“ (1906) herausgegeben, die „ein buntes Leben vor den Augen des Lesers ausbreiten. Vornehme und Geringe, Römer, Griechen und Ägypter, Heiden und Christen sehen wir in vielfachen Beziehungen und können ihre kleinen und großen Schicksale verfolgen“. Die von Kornemann und P. Meyer herausgegebenen Gießener Papyri (1900) bringen in drei Erlassen Caracallas aus den Jahren 212 und 215 lange erhofften Aufschluß über die constitutio Antoninia, daneben auch wieder in einer Reihe von Urkunden höchst anschauliche Kulturbilder und ebenso die auch von P. Meyer edierten Hamburger Papyri (1911).

Als ein neues Arbeitsgebiet wächst aus der klassischen Philologie auch, durch das Interesse für das neugriechische Volkstum angeregt, die byzantinische Philologie heraus, wie Karl Krumbacher, ihr Organisator, in der Zueignung zu seiner Sammlung „Populärer Aufsätze“ (1909) erzählt, daß in ihm schon auf dem Gymnasium eine „vorerst völlig stille Liebe ganz zufällig durch eine dem lesefrohen Gymnasiasten in die Hände gefallene

Erzählung vom griechischen Freiheitskampf und den Philhellenen entzündet worden war". Krumbacher stellt in dem Vorwort zur „Byzantinischen Zeitschrift" ihr die Aufgabe, „das ganze spätgriechische, byzantinische und neugriechische Zeitalter etwa vom fünften Jahrhundert nach Chr. bis auf den heutigen Tag als ein selbständiges, unentbehrliches Glied in der Geschichte der Menschheit zu studieren". Und dieses Programm ist unter seiner Leitung in den folgenden Jahrzehnten, wie er selbst noch mit Stolz sagen durfte, glänzend ausgefüllt worden. „Dank der treuen Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen hat die Byzantinische Zeitschrift in niemals unterbrochener Folge alljährlich erscheinen können, und heute zeugen 17 umfangreiche Bände von der emsigen, stetig angewachsenen Tätigkeit, durch die das früher so wenig bekannte Gebiet bis in die entlegensten Winkel erforscht und aufgeklärt worden ist." „Eine konkrete Vorstellung von der Mannigfaltigkeit des Inhalts", fügt er hinzu, „gewährt jetzt der wissenschaftliche Index zu den ersten zwölf Bänden (von Paul Marc bearbeitet), der einen mächtigen Band von gegen 600 kleingedruckten Seiten bildet und eine Art Lexikon dessen darstellt, was 1892–1903 auf dem Gebiete der byzantinischen Studien geleistet worden ist." Aber Krumbacher war nicht nur „der tiefgründige Erforscher des mittelgriechischen Altertums, seiner Sprache und Literatur, sondern ein geschmackvoller Gesellschafter, der auch außerhalb der Grenzen seines Lieblingsstudiums im modernen Leben und seinen künstlerischen Bestrebungen Bescheid wußte und aus einem reichen Wissensschatze mühelos blinkende Goldkörner hervorholte". Und so hat er in seinen schon erwähnten „Populären Aufsätzen" für weitere Kreise, wie er es von seiner Arbeit mit den Studenten sagt: „die byzantinische Kulturwelt, die allgemein als eine leblose, ja unbelebbare, unbewegliche, gleichförmige, seelenlose Masse gilt, in erfrischenden Zusammenhang mit der griechischen Gegenwart zu setzen und das Lebendige, Bewegliche, Mannigfaltige, menschlich Interessante in ihr aufzudecken" gesucht.

An der archäologischen Literatur ist der Verlag in geringerem Umfange, und zwar vor allem insoweit beteiligt, als die archäologische Forschung der Aufhellung der allgemeinen Kulturzusammenhänge und der Erhellung anderer Kulturgebiete dient. Gerade deren Beleuchtung aber durch die Monumente im weitesten Umfange ist charakteristisch für die wissenschaftliche Entwicklung. So stellt 1882 W. Helbig die Aufgabe auf Grund des archäologischen Materials „von der Außenwelt, welche die homerischen Dichter umgab und inspirierte, ein neues Gesamtbild zu entwerfen“ und sucht diese Aufgabe zu einem Teil zu lösen, indem er „die Andeutungen, welche das Epos über Produkte der Kunst und des Handwerkes gibt, durch erhaltene oder auf antiken Bildwerken dargestellte Typen veranschaulicht“. Dieses Bild hat sich dann durch die Vermehrung der Funde, vor allem aber durch die Entdeckung einer ganz neuen Kulturwelt, der kretischen, wesentlich verschoben, die neues Licht brachte, aber auch neue Probleme stellte. Aus der Architektur sucht F. Noack Ergebnisse für das Verhältnis dieser zu der mykenischen und der späteren griechischen Kultur zu gewinnen. „Die griechischen Paläste sind das Resultat einer eigenen baugeschichtlichen Entwicklung, in der sich kein Stadium zeigt, das gleichzeitig auch als eine Vorstufe der kretischen Palastanlage zu bezeichnen wäre.“ Das Haus aber, „das die homerischen Dichter meinen, eine überraschend einfache Anlage, ist weder in den griechischen noch in den kretischen Palästen wiederzuerkennen und kann sich nur mit einzelnen Elementen des mykenischen Palastes in Griechenland berühren“. Diese Untersuchungen über „Homerische Paläste“ (1903) erfahren dann eine Erweiterung und Ergänzung in dem Buche „Ovalhaus und Palast in Kreta“ (1908). Sie ergibt, daß sich auch „die kretische Architektur des zweiten Jahrtausends während ihrer ganzen Entwicklung gegenüber der Bauweise des Festlandes ablehnend verhalten hat, ... daß die hohe künstlerische und technische Intelligenz, die aus einer solchen Kultur zu uns

spricht, ein kostbares altes Erbe dieses Inselvolkes war, das lange, bevor es zu jenen Bauten kam, schon befähigt war, auch aus einer alten primitiven Raumform mehr zu machen als andere Stämme oder Völker". In die Kulturentwicklung der nachmykenischen Zeit bringen anderseits die Vasen Licht. Unter den Vasen des sog. geometrischen Stils, mit dem ein „Unterstrom, die bisher gering geschätzte Bauernkeramik, an das Licht trat, als mit der Zerstörung der Burgen das mykenische Service verschwand", bewahrt „der attische Stil, der Dipylonstil, den Vorrang durch die phantasievolle Originalität der Formen und Ornamente". Wird die attische Keramik dann „aus der Erstarrung der geometrischen Periode durch östliche Einflüsse erweckt", so sucht J. Böhlau (Aus griechischen und italienischen Nekropolen, 1898) „den Ausgangspunkt dieser lebenskräftigen Impulse für die Entwicklung der Kunst in jener Zeit in den ionischen und äolischen Kolonien der kleinasiatischen Küste" durch Grabungen in der Nekropole von Samos zu erkennen. Aus späterer Zeit geben dann die „Panathenäischen Preisamphoren", von G. von Brauchitsch (1910) behandelt, für die „Agonistik wie das Sakral- und private Leben der Hellenen" Aufschlüsse.

Weite kulturhistorische Ausblicke eröffnen die Untersuchungen von H. Thiersch (1909) über den antiken Leuchtturm Alexandrias, den Pharos. Die Grundlagen bildet die Feststellung seiner Gestalt, deren Rekonstruktion ein altes Problem der Archäologie ist, namentlich unter Heranziehung der Münzbilder, mit dem Ergebnis, „daß tatsächlich schon der Bau des Sostratos in drei Absätzen (Viereck, Achteck, Rund) aufgebaut war". Die mittelalterlich-arabischen Quellen bestätigen nicht nur diese Resultate (so besonders den dreiteiligen Aufbau), sondern fügen noch sehr wesentliche Züge zu diesem Bilde hinzu. Von hier aus wird dann das Fortleben des Pharos verfolgt. Die ägyptischen Minarette erscheinen nach Namen und Gestaltung als direkte Nachkommen des alten Pharos, und die gleiche Nach-

wirkung tritt in dem mehrteiligen, an die ägyptischen Minarette erinnernden Etagenaufbau italienischer, besonders die Küsten entlang sich verbreitender Campanili entgegen. Darüber hinaus werden die Zusammenhänge des weitverzweigten Gebietes des Minarettbaues auf der einen Seite, des Baues der christlichen Glockentürme auf der anderen verfolgt, und schließlich wird in einem Anhang auch der Baugeschichte der Moschee nachgegangen. In die Zeit der Wechselwirkung zwischen Orient und Okzident führen auch Strzygowskis Untersuchungen über den „Bilderkreis des griechischen Physiologus" (1900).

Daneben sind einige Werke zu nennen, die die wissenschaftlichen Forschungen für die Fachwelt, aber auch für weitere Kreise zusammenfassen wollen. Helbigs „Führer durch die römischen Antikensammlungen" ging mit der zweiten Auflage (1899) in den Verlag über. Die in ihm zutage tretende Vielseitigkeit des Verfassers spiegelt gleichsam die „Strena Helbigiana" (1900) wieder, einer „nicht nur dem Gelehrten, sondern ganz besonders auch dem Hausherrn der Villa Lante" geltenden Huldigung, als des „Stückchens wahrhaft römischer, das ist internationaler Erde, auf dem sich heimisch fühlen konnte, wer immer den Zauber des römischen Himmels und jener Künste empfinden konnte, die immer nur Fremde nach Rom gebracht haben, und die doch des römischen Himmels zum Leben bedürfen" (v. Wilamowitz). Schneider sucht ein Gesamtbild des alten Rom (1896) zu geben, in dem die Darstellung durch das Wort mit der in Bild und Plan zusammenwirkt. Imhoof-Blumer bietet ausgewählte Porträtköpfe römischer (1879; 2. A. 1893) und griechischer (1885) Münzen und zusammen mit Otto Keller Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen (1885).

Ein kleines bezeichnendes Beispiel moderner archäologischer Betrachtungsweise bietet Studniczkas Antrittsvorlesung über „Die Siegesgöttin" (1898), die zeigt, „welche Menge des wertvollsten neuen Stoffes uns durch die planmäßigen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zugeführt worden; wie dadurch ein Auf-

bau immer vollständigerer Typenreihen ermöglicht wird, die sich nicht bloß äußerlich in den Verlauf der Geschichte einordnen, sondern da und dort schon eine genetische Entwickelung des Kunstschaffens erkennen und begreifen lassen". Als ein Dokument aber der Ausgrabungstechnik, die „sich längst gewöhnt hatte, stolze Herrschersitze und große Heiligtümer erschöpfend zu untersuchen, und zuletzt wagte, ganze Städte durch beharrlich eindringende, langjährige Arbeit in möglichster Vollständigkeit aufzuklären", ist die Rekonstruktion des von Wiegand ausgegrabenen Priene (1910) zu erwähnen, die „ein wirklich farbenreiches Bild der lebensprühenden, sonnigen Art eines echt griechischen Gemeinwesens" vermitteln soll.

Ein bis dahin wenig gepflegtes und doch so fruchtbares Gebiet begann die Philologie mit der Erforschung der Geschichte der antiken Mathematik, Naturwissenschaft und Technik energisch in Angriff zu nehmen. „Nicht allein wer die hellenische und hellenistische Periode erkennen will, findet in der Natur- und Heilwissenschaft ein wichtiges Element ihres Wesens; die Nachwirkungen dieser griechischen Schöpfungen erstrecken sich durch viele Völker und Jahrhunderte." Was einer der besten Kenner des Gebietes (J. Heiberg) in Gercke und Nordens „Einleitung" über die Anfänge der antiken Wissenschaft bei den Ioniern sagt, „wer historisch zu denken gelernt hat, wird sich durch die kuriosen Naivitäten, die unsere Überlieferung mit Vorliebe erhalten hat, nicht stören lassen in der staunenden Bewunderung der Geisteskraft, die so vieles und so Großes ahnend vorwegnehmen konnte", gilt bis zu einem gewissen Grade von der antiken Naturwissenschaft überhaupt. Das zeigt z. B. die „Geschichte der meteorologischen Theorien des griechischen Altertums", die Gilbert (1907) eingehend dargestellt hat. Ihm sind „alle meteoren Wandlungen nichts anderes, als die Betätigung, die tatkräftige Wirksamkeit der Elemente; die Meteorologie ist die Lehre von den Bewegungen, dem Leben jener.

Und unzertrennlich mit ihnen verbunden sind die Grundqualitäten von Wärme und Kälte, von Trockenheit und Nässe, welche jenen Stoffen inhärieren und ihnen die Kraft der Betätigung, die Fähigkeit zu wirken, aber auch zu leiden verleihen". Weiter führen schon die Anschauungen über Erdbeben und Vulkanismus, die Sudhaus in seiner Ausgabe des interessanten Gedichtes Ätna (1898) verfolgt, das „den überlieferten mythischen Vorstellungen über Entstehung und Wesen der berühmten ‚Werkstätte des Vulkan', welche die Phantasie der Alten wie kein anderes Phänomen der Erdoberfläche beschäftigte, mit einer rationalistischen, physikalischen Erklärung entgegentreten will". Die Forschung gelangte hierbei „zu der Hypothese, daß nur gespannte Luft jene starken Wirkungen auszuüben imstande sei, und stand, wie es in unserem Gedichte von allen antiken Darstellungen am deutlichsten hervortritt, unmittelbar vor der Entdeckung komprimierter Gase". Auch auf dem geographischen Gebiete ist von den Alten ja schon Hervorragendes geleistet worden. Die Fragmente des Eratosthenes (1880) sammelt wie vorher die des Hipparch (1869) Berger, um so „die wahre Gliederung des vielgenannten Eratosthenischen Systems auf dem Wege der Rekonstruktion wiederzugewinnen, die Entstehung und Schicksale desselben zu verfolgen und für weitere Forschung gewisse Spuren der Umwälzung festzustellen, welche die alte Geographie durch Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde erfahren mußte". Eine der größten wissenschaftlichen Leistungen stellen aber die Ergebnisse der botanischen Forschungen dar, die Alexander der Große auf seiner Expedition in den fernen Osten von dem ihm begleitenden Stab von Gelehrten anstellen ließ, die uns Theophrast erhalten hat, und die Bretzl (1903) in ihrer wahren Bedeutung erkannte. Jener besaß „den wissenschaftlichen Sinn, diese Notizen für seine Systematik richtig zu verwerten; aber die Beobachter, die zum Teil auch den Nearch und Androsthenes auf ihren Fahrten begleitet haben, sind selbst wahrhaft

wissenschaftliche Männer gewesen“ (v. Wilamowitz). Nicht nur an sich betrachtet ist es eine großartige Leistung. Ein uns durch Theophrast erhaltenes Stück aus dem verlorenen Bericht des Nearch über die „Heimfahrt vom Indus zur Euphratmündung“, das „die eigentümliche Mangrovevegetation des Persischen Golfs mit einer Anschaulichkeit und Treue schildert, die uns noch heute entzückt, ist zusammen mit dem Originalberichte des Admirals Androsthenes über die Bahreininsel Tylos, der vor 2200 Jahren erschien, heute noch unsere einzige wissenschaftliche Quelle für die Mangrove des Persischen Golfs“. Die Schilderung der nyktitropischen Bewegungen an den Fiederblättchen von Tamarindus indica L. ist, um nur ein Beispiel zu nennen, „so scharf und doch so kurz geschrieben, daß sie bis in die Zeit unserer neuen physiologischen Arbeiten das Beste über Pflanzenschlaf blieb, wenn auch unbeachtet und vergessen“. Auf gleicher Höhe stehen die geographischen Schilderungen, so die der „Sandwüsten von Belutschistan, die mit denen Poschingers, des einzigen Reisenden jener Gegenden, ganz merkwürdig übereinstimmen“. Und noch weiter reicht der Blick. „Ein nicht leichtes Kapitel führt aus, wie Beobachtungen über die Verbreitung gewisser Pflanzen (Tanne, Lorbeer, Efeu, Wein) und die Lebensbedingungen der Gewächse, die im Innern Asiens und im Industale gemacht wurden, die geographischen Begriffe der an ihre Mittelmeerflora gewöhnten Griechen umgestalten mußten; von der Pflanzengeographie erhebt sich der Blick zu allgemein geographischen Problemen“ (v. Wilamowitz).

Ein ganz besonderes Interesse aber fand, wie schon der Plan des Corpus medicorum graecorum zeigt, die Geschichte der antiken Medizin. Auch für ihre Erkenntnis gilt Ähnliches wie für die anderen Wissenschaften. „Das vergleichende Studium eines der maßgebenden gynäkologischen Handbücher aus unserer Zeit belehrt uns, daß sich in diesem Zweige der modernen Wissenschaft seit Soran nicht so viel geändert hat, als man

meinen sollte. Ähnlich verhält es sich auf dem Felde der Chirurgie, worin die Griechen hervorragende Geschicklichkeit und weitgehende Erfahrungen besaßen, obwohl ihnen die Aseptik der letzten Jahrzehnte natürlich unbekannt war und eine Narkose nur selten zur Anwendung kam," sagt Ilberg in seinem Vortrag „Die Erforschung der griechischen Heilkunde", dem er dann anschauliche Bilder aus der Geschichte der Medizin an die Seite stellt, so des Römers Celsus (1907), „der griechische Heilwissenschaft in der kunstvoll entwickelten Sprache des alten Bauernvolkes darzustellen unternahm", und das nicht ganz so erfreuliche Galens (Aus Galens Praxis 1905), bei dem man doch aber auch anerkennen muß, daß seine Schriften „bei aller Unselbständigkeit in sehr vieler Beziehung doch auch einen Schatz eigner Erfahrungen verwerten". Wellmann schildert als den „letzten großen Arzt des Altertums" Asklepiades von Bithynien, der „von neuem die mechanische Naturbegreifung zum Ausgangspunkt eines großzügig angelegten Lehrgebäudes der Medizin gemacht hat, . . . dessen hohe wissenschaftliche Kapazität sich klar und deutlich in der steten Berücksichtigung der damals schon bis ins Endlose angeschwollenen Fachliteratur und in der experimentellen Methode seiner Forschung ausspricht". Einen Einblick in die medizinische Literatur gewährt der von Schöne veröffentlichte Kommentar des Apollonius von Kitium (1896) zu einer hippokratischen Schrift über Verrenkungen, deshalb so interessant, weil die in der Handschrift des 9. Jahrhunderts n. Chr. überlieferten Bilder zweifellos auf die von dem Verfasser selbst seinem Werke beigegebenen, also auf das 1. Jahrhundert n. Chr., zurückgehen. Auch an einer Art Naturheilkunde hat es nicht gefehlt, die sich aus der Gymnastik heraus entwickelt hatte, und über die uns die von Jüthner mit ausführlichem Kommentar herausgegebene historisch und literarisch gewürdigte Schrift des Philostratos „Über Gymnastik" (1900) unterrichtet. Da heißt es: „Krankheiten, die wir Kartarrhe und Wassersucht und Schwindsucht nennen,

und die Arten der Epilepsie heilen die Ärzte durch eine Einspritzung oder einen Heiltrank oder ein Pflaster, die Gymnastik aber bekämpft solches mittels Diät und Massage.“ „Tout comme chez nous,“ bemerkt eine medizinische Wochenschrift dazu.

Die Erforschung der antiken Welt im weitesten Umfange in allen ihren Lebensäußerungen ist die Aufgabe, die sich die Philologie heute stellt. Der Streit zwischen Hermann und Boeckh ist längst vergessen. Ihre Aufgabe, wie es Usener in seiner Rede „Philologie und Geschichtswissenschaft“ von 1882 ausspricht, „erstreckt sich auf die ganze Breite und Tiefe menschlicher, vor allem geistiger Existenz“. Aber wenn der „Boden aller geschichtlichen Wissenschaft das geschriebene Wort ist, so folgt, daß die Kunst, welche dasselbe feststellt und deutet mittels ihres grammatischen Vermögens, die letzte Voraussetzung aller geschichtlichen Forschung ist“. Und es wiederholen sich „auf den verschiedensten Stufen geschichtlicher Forschung nur an graduell verschiedenem Stoffe dieselben elementaren Operationen, welche die Philologie ausübt, recensio und interpretatio, Feststellung der durch Überlieferung gegebenen Tatsachen und deren geistige Durchdringung, ihr Begreifen“. Und J. Vahlen kann bei der Herausgabe der gesammelten Proömien aus den Berliner Vorlesungsverzeichnissen (1907/08), denen sich seine deutschen Aufsätze anschließen sollen, sie charakterisieren als „praecipiendi modum, quo ratiocinandi vi et exemplorum usu principiis artis philologicae instituerem primum eos qui his litteris se dedunt, tum quoniam haec ars demonstrandi a nullo doctrinae genere aliena est etiam alios aliarum disciplinarum alumnos“. Und ein anderer Meister philologischer Kunst, Franz Bücheler, bestätigt das: „Der Verfasser hebt gern und gefließentlich hervor, daß er kleine und geringfügige Sachen darbiete, und gewiß, wie sollten sie es nicht sein, gemessen an Umfang oder Ziel der gesamten Altertumswissenschaft? Aber weil rechtes und volles Textverständnis das ABC

aller Philologie bleibt, sind sie ihm und uns wichtig und bedeutend wie Ecksteine des Hauses." So ist die Philologie auch weit entfernt, auf die Leistungen früherer Generationen herabzusehen. Die Geschichte der Philologie findet vielmehr immer stärkeres Interesse, und wenn dies auch noch nicht zu einem großen darstellenden Werke geführt hat, so hat doch ein „Grundriß" wie der von Gudeman (1907; 2. A. 1909), der durch eine Sammlung von 160 „Imagines philologorum" (1911) ergänzt wird, weites Interesse gefunden.

Die Ausdehnung aber der Wissenschaft, die doch auch wieder gerade ihrer Einheit sich mehr als je bewußt ist, wie dies in der Zusammenarbeit der verschiedenen Zweige für die Erforschung der ja immer komplizierten Erscheinungen des Lebens zum Ausdruck kommt – Beispiele dafür sind uns nicht wenige begegnet –, macht immer notwendiger Hilfsmittel der Orientierung auf dem ganzen Gebiete erforderlich. Was von anderer Seite hier geschaffen, schien noch nicht allen Bedürfnissen zu genügen. Die Tatsache, daß das Lübkersche Reallexikon (1. A. 1854; 7. A. 1891) seinem eigentlichen Zwecke sich entfremdet hatte, ohne doch auch den Anforderungen eines wissenschaftliche Bedürfnisse erfüllenden Reallexikons des klassischen Altertums genügen zu können, führt zu dem Plan, ein solches zu schaffen, und es befindet sich, unter Redaktion von Geffcken und Ziebarth, unter Mitwirkung von B. A. Müller und Mitarbeit von Liebenam, Pernice u. a. ein Lübker redivivus in Vorbereitung, der freilich ein völlig anderer werden wird. Er soll „in knapper Form, durch Hinweise auf die nötigen Quellen und Hilfsmittel Belehrung über Einzelheiten aus der Literatur und dem ganzen Leben der Antike bringen. Nur der Apparat über Tatsachen und Forschung unter Enthaltung von subjektiven Urteilen wird gegeben" – auch dann wird es, um den ungeheueren Stoff auf einem Raum zu bewältigen, der einen erschwinglichen Preis ermöglicht, besonderer Anstrengungen bedürfen. Für den aber, der als Neuling an das weitausgedehnte Gebiet herantritt, und

der sich meist „angesichts der erdrückenden Fülle der Tatsachen und Probleme ratlos“ findet, ergab sich das Bedürfnis nach einer Einführung, dessen sich der das Werk anregende Verleger aus eigenen Erfahrungen erinnerte, und für das Abhilfe zu schaffen er berufenste Kräfte zu gewinnen sich freuen durfte. „Die Einzelforschung und die Übermittelung von Kenntnissen des Details bleiben dem Unterricht und Spezialwerken überlassen; aber den Blick vor allem der studierenden Jugend auf das Große und Ganze unserer Wissenschaft zu lenken, ihr die möglichst gesichert erscheinenden Resultate der einzelnen Disziplinen sowie gelegentlich die Wege, auf denen dazu gelangt wurde, in knappen Übersichten zu zeigen, die besten Ausgaben wichtiger Autoren und hervorragende moderne Werke der Lektüre zu empfehlen, auf Probleme, die der Lösung noch harren, aufmerksam zu machen und somit ein Gesamtbild unserer Wissenschaft, ihrer Hilfsmittel und Aufgaben zu liefern,“ sind die Ziele der von A. Gercke und E. Norden unter Mitwirkung von G. Beloch, E. Bethe, E. Bickel, J. L. Heiberg, R. Keil, E. Kornemann, P. Kretschmer, C. F. Lehmann-Haupt, K. J. Neumann, E. Pernice, P. Wendland, S. Wide, F. Winter herausgegebenen Einleitung in die Altertumswissenschaft (1910/1911). Wenn das Werk den Philologen „nicht bloß während ihrer Studienzeit, sondern auch in ihrem praktischen Lehrberuf ein Führer und Berater sein und dazu beitragen soll, die sich leider immer vergrößernde Kluft zwischen Wissenschaft und Schule zu verringern“, so dienen dieser Aufgabe insbesondere die „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“, wie sie sich nach ihrer Umgestaltung im Jahre 1898 nannten, und die sich damit, wenn auch auf anderem Wege, der ersten Aufgabe, der sie gedient hatten, wieder zuwandten. „Bei der zunehmenden Ausdehnung aller Forschungszweige schien das dringende Bedürfnis zu bestehen, dem einzelnen, der überhaupt nicht oder nur auf kleinem Gebiete selbstforschend tätig sein kann, die Möglichkeit zu erleichtern,

den hauptsächlichen Fortschritten der Wissenschaft auf den ihm durch den Beruf und eigne Studien naheliegenden Gebieten zu folgen.“ Dieses Programm haben sie unter der verständnisvollen und umsichtigen Leitung J. Ilbergs dank der tatkräftigen Unterstützung aus allen Kreisen der Forschung mit gutem Erfolg verwirklichen können, zum Nutzen gleicherweise der Wissenschaft wie der Schule.

Wenn der Lübker allmählich den Händen der Schüler entglitten war, so bestand doch auch weiter und entwickelte sich gerade aus einem Unterrichtsbetrieb, der nicht allein sprachliche Ziele im Auge hatte, das Bedürfnis nach einer ihm zugänglichen Orientierung über das Ganze der antiken Kultur, und auch sonst gibt es doch auch heute noch manchen, der noch nicht ganz in den „Forderungen des Tages“ aufgehend, gern einmal wieder nach Jean Pauls schönem Wort „in den stillen Tempel der großen alten Zeit und Menschen aus dem Jahrmarkt des Lebens“ zurücktritt. So entstand der Plan der „Hellenischen Kultur“ (1905; 2. A. 1908), die durch eine „hellenistisch-römische“ noch ihre Ergänzung finden soll. Und wenn von den ihn Ausführenden: Baumgarten, Poland, Wagner der Anspruch abgelehnt wird, „eine wirkliche Geschichte der Kultur im strengsten Sinne des Wortes zu geben, da, wie jeder Kundige weiß, brauchbare Vorarbeiten dazu erst in so geringem Maße vorliegen, daß nur ein Meister der Wissenschaft ein solches Wagnis unternehmen könnte“, so darf das, was sie geleistet, doch „als eine sehr solide Abschlagszahlung der Philologie an das verehrliche Publikum gelten, die ihrem Kredit hoffentlich dauernd aufhelfen wird“ (Zielinski). Und es wird begrüßt als ein „musterhaftes Beispiel von dem, was in schulpolitischen Kämpfen immer das Beste und Fruchtbarste ist: ein Stück ernster positiver Arbeit, das mehr wert und wirkungskräftiger ist als alle möglichen polemischen Darlegungen“, als „eine Art praktischer Antwort auf die Frage ‚Was uns die Griechen sind‘, eine Antwort, so klar und deutlich wie nur möglich“ (J. Ziehen).

So ist unsere Stellung dem Griechentum gegenüber eine ganz andere geworden als die früherer Zeiten, die teils, wie „bei den späteren Griechen und oft auch in der Neuzeit, z. B. im Deutschland des 18. Jahrhunderts, die Verherrlichung des ‚klassischen' Griechentums über die trübe Gegenwart hinwegtäuschen sollte", während anderen wieder, wie „der kühn aufstrebenden modernen Welt seit der Renaissance das Griechentum vielfach nur der Spiegel war, in den man die Strahlen der eigenen Ideale, der Schönheit und Freiheit, der Natürlichkeit und Menschlichkeit hineinwarf, glücklich in dem Gedanken, sie bereits einmal verwirklicht und erreichbar zu schauen". Damit ist es nun aber auch möglich, dem Wandel „der Anschauungen von dem Wesen des Griechentums" und seinen Ursachen nachzugehen, wie es J. Billeter (1911) tut. Aber wenn heute die historische Fortwirkung des Griechentums demgegenüber stärker als je betont wird, namentlich sein Anteil an der Bildung der modernen Welt und diese „Betrachtungsweise bis zu einem gewissen Grade das unmittelbare Werturteil über das Griechentum verdrängt", so enthält doch „auch sie ein Werturteil, ja sie ist nur eine neue, mittelbare Art der Bewertung. Ist doch diese Feststellung, daß das Griechentum eine sehr bedeutsame Wirkung auf die Folgezeit, vor allem auf die Entstehung der modernen Kultur ausgeübt habe, von der Überzeugung begleitet, diese neue Kultur sei selbst etwas Wertvolles. Auf diesem Wege erscheint auch das Griechentum als wertvoll, weil Werte zeugend. So gelangt diese Betrachtungsweise zu einem ähnlich umfassenden und positiven Werturteil wie der Klassizismus. ... Nur sieht jene neuere Auffassung im Griechentum nicht diese Ideale selbst schon voll verwirklicht, sondern nur die Kräfte, die dazu helfen, ihnen in neuerer Zeit nahe zu kommen". Gerade die immer tiefere geschichtlich orientierte Erforschung des Altertums zeigt uns nur um so enger mit ihm verflochten; auch das Verständnis unserer Religion, unseres Rechtes erweist sich immer abhängiger von der der antiken Entwicklung. Und an-

derseits scheint es nicht zufällig, daß, je mehr wir uns bewußt werden, daß das Beste dessen, was wir „Kultur“ nennen, nicht in den Dingen liegt, die unsere äußere Existenz erleichtern, sondern in dem, was unseren inneren Wert vermehrt, daß in dem Maße auch die allgemeine Wertschätzung des Griechentums wieder wächst.

Der Betrieb des altsprachlichen Unterrichts hat in den letzten dreißig Jahren erhebliche Wandlungen durchgemacht, nicht nur in äußerer Beziehung, in der ihm zugewiesenen Stundenzahl, in der Herabsetzung der Ziele, sondern auch innerliche. Sie alle finden auch in der Verlagstätigkeit auf diesem Gebiete ihren Ausdruck. Alte bewährte Unterrichtsmittel gilt es den veränderten Verhältnissen und Anforderungen anzupassen, zunächst die beiden Wörterbücher der klassischen Sprachen. So erfolgte denn in dem zuletzt von Ad. Kaegi bearbeiteten Benselerschen griechischen Wörterbuche (13. A. 1911) eine mehrfache Erweiterung des berücksichtigten Schriftstellerkreises, wie sie die noch zu erwähnenden Tendenzen in der Gestaltung der Lektüre mit sich bringen. Klarere Herausarbeitung der Bedeutungsentwicklung ermöglichten die gesicherten Resultate der etymologischen und semasiologischen Forschung, die, soweit sie für die Schule in Betracht kommen, nutzbar zu machen waren, ohne dabei doch die durch die Fassungskraft der Schüler gebotenen Grenzen zu überschreiten. Diesem Zweck soll besonders noch ein der von H. Blase und W. Reeb bearbeiteten 8. Auflage (1909) von Heinichens lateinischem Wörterbuche beigefügter Abriß der lateinischen Laut-, Wortbildungs- und Formenlehre dienen, sowie Bedeutungsentwicklung und Eigenart der lateinischen Sprache behandelnde Abschnitte. In der im Druck befindlichen verkürzten Bearbeitung des Buches ist dann weiter der Versuch gemacht, den Text durch regelmäßige Verweisungen mit dem vorangeschickten Abriß der Bedeutungs-,

Laut- und Wortbildungslehre in Beziehung zu setzen, um so den Schüler mehr als bisher zum Nachdenken über die Frage des Ursprungs und Bildungsart der einzelnen Wörter anzuregen und damit überhaupt lebendigeres Interesse am Leben der Sprache zu wecken. Dazu kommt ferner noch die ständige Verwertung der Ergebnisse der textkritischen und der lexikalischen Forschung – es ist eine von dem Benutzer kaum geahnte Fülle mühevollster Kleinarbeit, die solch ein Wörterbuch umschließt. Mit dem inneren Ausbau ging Hand in Hand eine stetige Verbesserung und namentlich übersichtlichere Gestaltung der Druckeinrichtung.

Galt es so hier auf dem Vorhandenen weiterzubauen, so war auf dem Gebiete der Ausgaben im wesentlichen Neues zu schaffen. Das in der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Philologie immer deutlicher zutage tretende Streben nach einem Erfassen des antiken Lebens in all seinen Äußerungen mußte seine Wirkung auch auf die Gestaltung und die Auswahl der altklassischen Lektüre ausüben. Die bisher ohne einheitliches Prinzip und gleichartige Durchführung ziemlich systemlos den antiken Text durch eine Fülle von einzelnen Notizen kommentierenden Ausgaben genügten nicht mehr. Vielmehr machte sich das Bedürfnis nach einer neuen Ausgabensammlung geltend, die, systematisch angelegt, die Erklärung jedes Schriftstellers nach Sprache und Inhalt an die des zuletzt gelesenen anschloß und so dem organischen Aufbau des Unterrichts mehr als bisher Aufmerksamkeit schenkte, und die anderseits die sachliche Erklärung im Sinne der modernen kulturgeschichtlichen Forschung gebührend berücksichtigte. Aus diesen Bedürfnissen entstand 1893 die Sammlung der „Schülerausgaben“. Neu war hier vor allem die Trennung von Text und Erklärungen. Während das Textheft alles enthält, was in der Klasse gebraucht wird, den übersichtlich gegliederten, den Gedankengang hervorhebenden Text mit Namenverzeichnis, Karten und Situationsplänen, zerfallen die Erklärungen in den Kommentar im engeren Sinne,

der durch fortlaufende, im inneren Zusammenhang stehende Erläuterungen ein allgemeines Verständnis des Textes und eine einigermaßen erträgliche Übersetzung erzielen will, sowie in ein Hilfsheft, das die Lektüre erst recht fruchtbar machen soll, indem es den Schüler mit der Zeit und den Personen des Schriftstellers wie mit der Eigenart und dem Inhalt des betreffenden Werkes bekannt macht und alles darbietet, was zu eindringendem Verständnis des Textes, insbesondere auf dem Gebiete der Synonymik, Phraseologie, Grammatik, Stilistik und den Realien zu wissen not tut und zu einer zusammenfassenden und wiederholenden Betrachtung des Werkes förderlich sein kann. Dazu kommen planmäßig ausgewählte Abbildungen, die in ihrer Gesamtheit dem Schüler die wichtigsten Lebensäußerungen der klassischen Völker im Bilde vorführen. Durch das alles soll, wie der Herausgeber Fügner in seiner Einführung (Jahrb. f. Phil. u. Päd. Bd. 148, S. 342) schreibt, „dem Unterricht keineswegs die Freude des Erntefestes entzogen, wohl aber sie vorbereitet, erleichtert, vielleicht sogar erst ermöglicht werden". Dem Bestreben nach einer größeren Berücksichtigung der Realien im Unterricht kamen schon die altklassischen Realien im Gymnasium von M. Wohlrab (1889; 8. A. 1911, für die Bedürfnisse der Realgymnasien bearbeitet durch C. Schnobel 1907) entgegen, die zum ersten Male in zusammenhängender Darstellung alles für den Schüler Wissenswerte enthielten, um so „die heilsame Kontinuität, deren sich der grammatische Unterricht erfreut, auch auf dem Gebiete der Realien zu ermöglichen". Da manchem durch die Schülerausgaben die Freiheit des Lehrers allzusehr beschränkt zu sein schien, boten die seit 1896 erscheinenden Schultexte unverkürzte, in keiner Weise dem Unterricht vorgreifende, aber doch schulmäßig eingerichtete, von allen kritischen Absichten sich fernhaltende Texte. Sie finden ihre Ergänzung in den Schülerpräparationen (1897 ff.), die ein rascheres Fortschreiten der Klassenlektüre ermöglichen wollen, indem sie die häusliche Vorbereitung erleichtern und durch Anleitung

zum Nachdenken über schwierigere Konstruktionen fruchtbar machen, ohne doch dem Unterricht irgendwie vorzugreifen. Einen früheren Versuch in dieser Richtung stellten die Schülerkommentare (1889) zu griechischen und lateinischen Klassikern im Anschluß an die Teubnerschen Textausgaben dar.

Den Bestrebungen einer Erweiterung des Schulkanons im Sinne der Forderungen der Zeit nach einer umfassenderen Anschauung von der antiken Kultur wurde in verschiedener Weise Rechnung getragen. Ein wertvoller Beitrag zur Diskussion dieser Fragen lieferte O. Weißenfels (1892) mit seinem Buche „Cicero als Schriftsteller", in dem er gegenüber der schwankenden Beurteilung Ciceros in seinem Wert als Schulautor die pädagogische Ergiebigkeit der verschiedenen Seiten seiner Schriftstellerei im einzelnen beleuchtet, Gedanken, die dann später in seiner Ausgabe der philosophischen Schriften Ciceros praktische Verwirklichung fanden. Einen zusammenhängenden Überblick über die Kanonfrage, die besonders in Österreich lebhaft erörtert wurde, bedeutet die Schrift von Kukula, Martinak und Schenkl, Der Kanon der altsprachlichen Lektüre an österreichischen Gymnasien (1906), in der einer maßvollen, aber zielbewußten Umgestaltung des altsprachlichen Lehr- und Lesestoffs das Wort geredet wird. Praktischen Ausdruck gewannen diese Bestrebungen in der Sammlung „Meisterwerke der Griechen und Römer" (1902ff.), die die neusten Fortschritte der philologischen Forschung verwertende Texte (mit Kommentaren) von der Gymnasiallektüre bisher selten oder gar nicht berücksichtigter Werke nicht nur für die private Lektüre der Gymnasiasten, sondern auch für angehende Philologen und Freunde des klassischen Altertums darbietet. Eine Erweiterung und Vertiefung der Lektüre durch Hereinbeziehung speziell der silbernen Latinität bezweckte in gleicher Richtung die Chrestomathie von Th. Opitz und A. Weinhold (1893), die insbesondere eine Sammlung alles dessen bietet, was allgemein kulturhistorisch sowie für die Frühgeschichte unseres Volkes interessant ist und

von den sittlich religiösen Ideen der Zeit, in der das Christentum die ersten Wurzeln schlug, Zeugnis ablegt. Vorangegangen war in dieser Richtung bereits das Florilegium graecum (1889/90), das allerdings zunächst rein praktischen Bedürfnissen, der Notwendigkeit einer Vorlage für Übersetzungsübungen in Oberprima und bei der Reifeprüfung sein Entstehen verdankte, aber doch auch, als Ganzes betrachtet, die Klassenlektüre erweitern und dem Schüler Gelegenheit geben wollte, auch in die außerhalb des Klassikerkanons stehenden Schriftsteller einen Einblick zu tun. Für die lateinische Literatur stellt sich die gleiche Aufgabe das im Erscheinen begriffene Florilegium latinum (Heft I: Komödie, Mimus, Tragödie 1911), das den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet darbietet, um so zugleich eine Übersicht über die Entwicklung der einzelnen literarischen Gattungen zu geben.

Wie die Schulinterpretation vor allem in Hinsicht auf sprachliche Korrektheit im einzelnen zu gestalten ist, zeigt im Anschluß an seinen Kommentar zu den ausgewählten Briefen aus Ciceronianischer Zeit C. Bardt in seiner Technik des Übersetzens lateinischer Prosa (1904), während K. Bone in seinen πείρατα τέχνης (1909) gegenüber der Forderung: „Der Dichter muß als Dichter gelesen werden" auf die Notwendigkeit biographischer, grammatischer, historischer und anderer Erörterungen zum Verständnis des Dichters hinweist und das Maß dieser Erläuterungen bestimmende Gesichtspunkte zu gewinnen sucht. Wie durch eine allseitige, literarhistorische wie ästhetische Behandlung antike Dichtungen dem Verständnis weiterer Kreise sich erschließen lassen, zeigen die schon oben (S. 387) erwähnten Behandlungen Homers und der griechischen Tragödie durch G. Finsler (1908) und J. Geffcken (2. A. 1911).

All den angeführten Bestrebungen liegt der Gedanke zugrunde, den Schüler nicht nur in die Sprache einzuführen und ihm die Kenntnis einiger Literaturwerke zu ermitteln, sondern ihn ein umfassendes Bild der antiken Kultur gewinnen zu lassen.

Dann mußte zur Belebung und Ergänzung des in der Lektüre Erarbeiteten eine auf den Ergebnissen der modernen Forschung aufgebaute Darstellung der griechischen Kultur in ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte auf Grund der literarischen Überlieferung wie insbesondere unter Ausnützung der erhaltenen Denkmäler erwünscht sein, wie sie in der bereits oben (S. 425) erwähnten „Hellenischen Kultur“ Baumgarten, Poland und Wagner zu bieten suchten (1905; 2. A. 1908), der sich ein die hellenistisch-römische Zeit behandelnder Band binnen kurzem anschließen soll. Im gleichen Sinne fanden Stolls Sagen und Götter des klassischen Altertums eine die neueren Forschungen, soweit dies mit Rücksicht auf den Zweck der Darstellung möglich, berücksichtigende Neubearbeitung durch H. Lamer (1907), die vor allem ebenfalls den neugewonnenen Denkmälerschatz für die Belebung der Erzählung fruchtbar zu machen suchte.

Auch die Bücher für den altklassischen Sprachunterricht mußten den auf die Beschränkung des einseitigen grammatischen Unterrichtsbetriebes und auf die besondere Pflege der Lektüre gerichteten Bestrebungen in Auswahl, Anordnung und Darstellung des Stoffes Rechnung tragen. Als erstes „modernes“ lateinisches Schulbuch des Verlags darf in diesem Sinne wohl die 1885 erschienene lateinische Schulgrammatik von C. Stegmann (10. A. 1908) gelten, die den Lehrstoff durch Beschränkung auf den klassischen Sprachgebrauch Cäsars und Ciceros und durch Ausscheidung aller philologischen Subtilitäten, möglichst vereinfachen und einschränken will, um dadurch ein desto schärferes Erfassen der Haupttatsachen zu ermöglichen. Auch wurde hier bereits der Versuch einer Belebung des Unterrichts durch vorsichtiges Heranziehen der Resultate der Sprachvergleichung gemacht. Als lateinische Lese- und Übungsbücher traten der Stegmannschen Grammatik die von Kautzmann, Pfaff und Schmidt (1891ff.) zur Seite, die an Stelle der bisher üblichen trivialen Einzelsätze von Anfang an tunlichst zusammenhängende Stücke bieten und den Schwerpunkt des Unter-

richts auf die lateinischen Lesestücke verlegen, ohne doch dabei eine gründliche Einübung der Formen und syntaktischen Regeln zu vernachlässigen.

In ähnlicher Richtung werden dann die einer großen Verbreitung sich erfreuenden, seit 1860 fast alljährlich in neuen Auflagen erscheinenden Ostermannschen lateinischen Übungsbücher – durch H. J. Müller – sowie die griechischen Elementarbücher von P. Wesener insbesondere auf Grund der Bestimmungen der preußischen Lehrpläne von 1891 und 1901 ausgebaut. Vor allem wurde dabei überall der Grundsatz befolgt, alles Unwichtige beiseite zu lassen, hingegen das, was geistiger Besitz des Schülers werden soll, in klarer und bestimmter Form zum Ausdruck zu bringen. Die Ergänzung der Ostermannschen Übungsbücher durch eine Grammatik sollte ebenfalls den geschlossenen Aufbau des Unterrichts unterstützen. Dieser Gesichtspunkt fand auch besonders Berücksichtigung bei der unter Mitwirkung von G. Michaelis und H. Fritzsche vorgenommenen letzten Neubearbeitung (C, 1906). Die durchgängige planvolle Berücksichtigung der in der Phraseologie, Synonymik und Stilistik erworbenen Kenntnisse ermöglichen zugleich eine wesentliche Einschränkung der Verweisungen und sonstigen Übersetzungshilfen. Anderseits wird dadurch, daß im Anfangsunterricht sogleich vom Verb, als der Seele des Satzkörpers ausgegangen wird, erreicht, daß von vornherein nichtssagende Einzelsätze möglichst vermieden werden und durch überwiegende Verwendung zusammenhängender Stücke der Übersetzungsstoff inhaltsreicher und interessanter sich gestalten läßt. Daneben ging eine eingehende Durchsicht des sprachlichen Ausdrucks der lateinischen wie deutschen Stücke, um namentlich in diesen soweit möglich ein einwandfreies Deutsch zu bieten.

Auch den Bedürfnissen der neuen Reformanstalten, Reformgymnasien und Reformrealgymnasien wurden die Ostermannschen Bücher angepaßt in einer von G. Michaelis besorgten Be-

arbeitung (1905), der sich (1910) eine solche für die neuen Mädchenstudienanstalten anschloß. Maßgebende Gesichtspunkte für sie waren, geboten durch die Notwendigkeit, das Pensum in soviel kürzerer Zeit zu bewältigen, und anderseits ermöglicht durch die größere Reife der Schüler, eine durchgängige Beschränkung auf das Wichtige und Unerläßliche, eine scharfe Gliederung des ganzen, ein überlegtes Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren und ein sorgfältiges Vermeiden alles dessen, was irgend verwirrend wirken könnte. Das Übungsbuch soll dabei nur den Lehr- und Repetitionsstoff bieten; der Schwerpunkt des Unterrichts soll von Anfang an in den unmittelbaren Gedankenverkehr zwischen Schüler und Lehrer verlegt werden und unter Umständen, analog dem Betrieb des neusprachlichen Unterrichts, bis zu Sprechübungen führen, etwa unter Zugrundelegung des dem Buch beigegebenen bildnerischen Schmuckes. Das Verständnis der syntaktischen Erscheinungen soll der Vergleich nicht nur mit dem Deutschen, sondern auch mit dem Englischen und Französischen erleichtern und vertiefen. Das gleiche strebt die Syntax von R. Agahd (1909) an, indem sie die innere Verwandtschaft und den organischen, gewordenen Zusammenhang der einzelnen Tatsachen aufweist. Aus den Bedürfnissen der Reformanstalten sind auch die lateinischen Hilfsbücher von Vogel und Schwarzenberg (1898 ff.) erwachsen, die bei der systematischen Anlage der Grammatik wie bei der Auswahl des dazugehörigen Übungsstoffes die durch anderweitigen Sprachunterricht bereits erworbene logisch-grammatische Schulung wie überhaupt die größere Reife des Schülers berücksichtigen. Eine ähnliche Aufgabe auf noch knapperem Raume sucht die lateinische Schulgrammatik von G. Rosenthal (2. A. 1910) zu lösen, indem sie durch tunlichste Erklärung der Gesetze in der Formenbildung die Aneignung der Deklination und Konjugation zu erleichtern und durch einheitliche Behandlung des Zusammengehörigen in Formenlehre wie in Syntax zu baldiger Cäsarlektüre zu befähigen sucht. Auch das

Bedürfnis nach rascher Einführung in das Griechische für Erwachsene, besonders Studierende mit nicht gymnasialer Vorbildung galt es zu erfüllen, wie es der griechische Anfangskursus (2. A. 1908) von R. Helm tut. Die Oberrealschulen verlangten ein ihren Zwecken besonders entsprechendes „Lateinbuch" (von Helm und Michaelis, 1910). Und schließlich will auch weiteren Kreisen die notwendigsten Kenntnisse zur Erlernung des Lateinischen in möglichst anschaulicher Form das aus volkstümlichen Vortragskursen hervorgegangene „Volkslatein" von R. Helm (3. A. 1905) bieten, das, wie H. Diels in der anziehenden Vorrede dazu ausführt, dazu beitragen möchte, „daß das Latein, das bisher als Scheidewand der oberen und unteren Schicht zu den bestgehaßten Gegenständen des höheren Unterrichts gehörte, nunmehr in zeitgemäßer Anpassung auch weitere Kreise unseres Volkes erobert und an ihnen seine alte Bildungskraft und seine welthistorische Mission, die Muttersprache der europäischen Zivilisation zu sein, betätigt".

Grundsätzlich und von Anfang an den Unterricht im Lateinischen unter Benutzung der Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft und vor allem unter Anwendung ihrer Betrachtungsweise und Methode zu gestalten sucht das in Vorbereitung befindliche Lateinische Unterrichtswerk von Niepmann, Hartke Hölk und Meurer. War dem Sprachunterricht bisher im wesentlichen die Aufgabe zugewiesen, dem Schüler die Kenntnis des Sprachgebrauchs einer ziemlich begrenzten Zahl von Schriftstellern zu übermitteln, so lag die Gefahr nahe, daß dies auf eine im wesentlichen mechanische Aneignung von Wissensstoff hinauskam und dann das Ergebnis außer Verhältnis zu dem Aufwand von Zeit und Mühe zu stehen schien. Dagegen wird ihm hier die Aufgabe zugewiesen, in eine denkende Betrachtung der Spracherscheinungen wie der Sprache überhaupt einzuführen. Damit weckt er nicht nur in ganz anderem Maße das für historische und damit ursächliche Auffassung der Spracherscheinungen stets empfängliche Interesse des Schülers, son-

dern gibt dem grammatischen Unterricht einen hohen Eigenwert und läßt ihn zu einem wichtigen Bildungsmittel an sich werden.

Je mehr der Verlag in Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen Zeitrichtung die Philologie als Altertumswissenschaft im weitesten Sinne faßte, um so mehr mußte er auch allgemeingeschichtliche Werke in sein Bereich ziehen und wurde zum Teil von selbst über die Grenzen des Altertums hinausgeführt. So sammelte Gelzer, der von der Byzantinistik ausging, auf seinen Reisen in den Balkanländern – ein guter Beobachter und politisch interessiert, wie er war – auch wertvolles Material über Entwicklung und Zustände der heutigen Balkanländer, das er in seinen Büchern: „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient" (1900) und „Der Heilige Berg" (1904) niederlegte. Im Verkehr mit bedeutenden Fachgenossen, mit Burckhardt und Curtius, über die sehr viel Kennenswertes berichtet wird, zeigen ihn die „Ausgewählten Kleinen Schriften" (1907). Das Verhältnis von Vergangenheits- und Gegenwartsinteresse, das bei Gelzer sich nach der Seite der Vergangenheit neigte, ist überhaupt ein untersuchenswertes Problem der Gelehrtengeschichte. Anders als bei Gelzer liegt es z. B. bei Droysen, dessen von seinem Sohne verfaßte und von einem Neffen fortgeführte Biographie 1910 im Verlag zu erscheinen beginnt; er kommt von groß angelegter griechischer Geschichtsschreibung, wie sie sein Werk über den Hellenismus bedeutet, unter dem Einfluß der Zeitereignisse zu Gegenwartsaufgaben und stellt seine wissenschaftliche Forschung mehr und mehr in den Dienst der preußisch-deutschen Einheitsbewegung.

Die Entwicklung nach der Geschichtswissenschaft legten dem Verlag besonders die Renaissanceprobleme nahe. Zunächst gab es dafür eine äußere Anknüpfung, die erwähnte Danteübersetzung des Königs Johann (1. A. 1862/63; 5. Abdr. 1904),

der sich jetzt eine neue Übersetzung von Paul Pochhammer (1903; 2. A. 1907) an die Seite stellt. Während König Johann einst eine terzinenähnliche Form zur Wiedergabe gewählt hatte, entschied sich Pochhammer für die Stanze und wußte damit, mochte es schon eine Freiheit gegen das Original sein, starke und im Danteschen Sinne liegende Wirkungen auszulösen und viel von der Fremdheit zu nehmen, die für die meisten deutschen Leser auf diesen frühitalienischen Dichtungen liegt. Dann war es ja aber gerade auch die Renaissance, die Jakob Burckhardt als allgemein-kulturelle Bewegung aufzufassen gelehrt, deren allseitige Erforschung er angeregt hatte. Ihre Ergebnisse sucht Brandi in seinem Buch: „Die Renaissance in Florenz und Rom" (1899; 3. A. 1909) in gewisser Umgrenzung zusammenzufassen und zu abgeklärter Schilderung zu kommen – von Dante bis Michelangelo will es die in sich abgeschlossene Entwicklung in diesen beiden Städten verfolgen. Orsis „Modernes Italien", das die Geschichte der italienischen Einheitsbewegung darstellt (1902), führt dann hier bis zur Gegenwart weiter. Umfassende Bilder der geistigen Gesamthaltung der darin behandelten Zeiten geben die Darstellungen von „Staat und Gesellschaft der Neuzeit" in der „Kultur der Gegenwart" (Teil II 5, 1; 1908), von denen die Bezolds wie in die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände so in die ganze Ideenwelt des Reformationszeitalters einführt, den Reichtum der Phänomene, die nach allen Richtungen hin das Mittelalter ablösen, betonend, die Gotheins eine tiefgehende, von Eindringen namentlich auch in Mystik und Askese der Zeit wie dem Erfassen des Einflusses dieser auf Kunst und Literatur zeugenden psychologischen Analyse der Kultur der Gegenreformation bietet, die Kosers in scharfer Zeichnung die großen Züge der Entwicklung bis zur französischen Revolution heraushebt, mit einem glänzenden Gesamtbild des Zeitalters Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen schließend.

Kulturgeschichtlicher Forschung im allgemeinen soll so auch das seit 1910 übernommene und in seinem Programm ausgebaute

„Archiv für Kulturgeschichte" dienen. Danach strebt es an „im Zusammenhang mit neueren Richtungen der geschichtlichen Forschung die Geschichte des höheren Geisteslebens stärker in den Vordergrund zu rücken und der verheißungsvollen Arbeit auf diesem Gebiet ein geeignetes Organ zu sichern". Und die Kulturgeschichte wird angesehen nicht als „bloße Addierung von Ergebnissen der Religions-, Literatur-, Kunst-, Sitten-, Wirtschaftsgeschichte usw.; vielmehr besteht ihre Aufgabe besonders darin, aus dem ganzen für die geschichtliche Erkenntnis einer bestimmten Zeit vorhandenen Material das für deren Gesamtkultur und Gesamtgeist Bezeichnende festzustellen, unter Berücksichtigung der Haltung des Durchschnittsmenschen".

Gleicher Auffassung der Aufgaben kulturgeschichtlicher Forschung entspringen die von W. Goetz herausgegebenen „Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance" (1908 ff.), die in erster Linie der Erforschung des geistigen Lebens dienen, auf der Grundlage historisch-kritischer Methode die auf vielfach irrigen Schlüssen beruhenden Anschauungen vor allem über das geistige Leben des Mittelalters korrigieren und Zusammenhang wie Gegensatz der beiden Zeitalter deutlicher als bisher noch erschließen wollen.

Eine solche kulturgeschichtliche Betrachtungsweise ist es auch, auf deren Grundlagen umgekehrt, den Absichten des Gesamtwerkes entsprechend, die Darstellungen der Religionen und Literaturen in der „Kultur der Gegenwart" stehen. So die der „Orientalischen Religionen" (Teil I, 3, 1; 1906), die erste große Darstellung dieses Gebietes, wie sie nur durch Vereinigung der besten Sachkenner möglich ist. Sie umfaßt sowohl die untergegangenen, in dem Quellenmaterial ungemein schwer zu erreichenden, wie die großen noch heute lebendigen Religionen des Orients. Von dieser fremden Welt zu der unseren schlägt das Judentum die Brücke, das darum auch dem die christliche Religion umfassenden Bande des großen Werkes (Teil I, 4; 1906) vorangestellt ist. Wie es sich gewissermaßen vom religiösen

Partikularismus löst und „zum universalistischen Monotheismus“ sich emporentwickelt, zeigt – es ist Resultat seiner Lebensarbeit – Wellhausen. Die Kirche schildert dann Karl Müller als Erbin des römischen Reiches und seiner Organisationen auch in den germanischen Ländern und so als „das hauptsächliche Band, das unsere Gegenwart mit der Antike verbindet“. Und Troeltsch blickt aus der Zerklüftung des Protestantismus, die er schildert, rückwärts und vorwärts: „Das Ideal, das die Alten und das Mittelalter vor sich hatten, der Gedanke einer einheitlichen, von religiösem Geist erfüllten Kultur, ist vorläufig in weiter blauer Ferne der Vergangenheit, und seine Erneuerung auf dem Boden der freien geistigen Übereinstimmung ist etwas, wonach sich der ermüdende Individualismus immer stärker sehnen wird, aber vorläufig in mindestens ebenso blauer Ferne der Zukunft.“

Als eng verschlungen hatte schon der dänische Kulturhistoriker Troels-Lund in einer in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Himmelsbild und Weltanschauung“ (3. A. 1907) erschienenen großzügigen Skizze die Entwicklung der Antworten, die die Menschheit auf die Fragen „Was sind Licht und Dunkel, Tag und Nacht, und wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel“ gefunden, und die der religiösen Anschauungen gezeichnet und in ähnlicher Weise die über „Gesundheit und Krankheit“ durch die Zeiten verfolgt (1901). Pfannmüllers „Jesus im Urteil der Jahrhunderte“ (1908) geht ebenfalls über die Theologie im Fachsinne hinaus, indem es das Christusbild der Laienkreise berücksichtigt, wie es sich im Christuslied des Mittelalters und vor allem in der sozialen Literatur und Dichtung des 19. Jahrhunderts spiegelt. Auch Buchwalds Lutherbiographie (1902), von der Kritik als wissenschaftlich fundiertes Werk von „edelster Popularität“ anerkannt, ist hier zu nennen.

Eine wesentlich ältere Tradition als die Religionsgeschichte hatte der Gedanke einer zusammenfassenden Behandlung der Literatur, der, ebenfalls mit der der orientalischen beginnend,

in der „Kultur der Gegenwart" eine neue Durchführung erfuhr. Die romanischen Literaturen, unter deren literarischer Führung während fast sieben Jahrhunderten das Abendland gestanden, behandelt Morf (Teil I 11, 1; 1909). „Diese Führung war erst beim mittelalterlichen Frankreich, hierauf beim Italien der Renaissance und kehrte dann, nachdem für kurze Zeit auch Spanien im Gefolge seiner Weltmachtstellung hervorgetreten war, zu Frankreich zurück, dem Frankreich des Klassizismus und der Aufklärung." Relativ jung und von steigendem Anteil an der Weltliteratur sind die osteuropäischen, zumal die slawischen Literaturen (I 9; 1908). Erst in jüngster Zeit begann das Russisch sich zur slawischen Gemeinsprache zu entwickeln (Jagič), und Wesselovsky kann seinen Überblick über die russische Literatur mit den zuversichtlichen Worten schließen: „Anfangs bedurfte sie der Unterstützung abendländischer kultureller Werte, aber dann erlangte sie einen so hohen Grad von Selbständigkeit, daß sich ein rückläufiger Einfluß auf Westeuropa geltend machte, der ihr einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Weltliteratur sicherte."

Auf breiter kulturgeschichtlicher Basis aufgebaut ist auch Meisters „Grundriß der Geschichtswissenschaft" (1906ff.), der dem angehenden Historiker ein einführendes Werk sein will, wie es der Germanist in Pauls, der Romanist in Gröbers Grundriß benutzen kann. Es umfaßt in zwei Bänden nicht nur die geschichtlichen Hilfswissenschaften im engeren Sinne, sondern auch Wirtschafts-, Verfassungs-, Kirchen- und Rechtsgeschichte. Endlich sind noch zwei, je einer kulturgeschichtlich wichtigen Erscheinung der deutschen Entwicklung gewidmete Werke zu nennen. Ein Handbuch des deutschen Städtewesens, mit dem Endzweck, vor allem dem Verständnis der Gegenwart durch die Einführung in die historische Entwicklung zu dienen, gab Hugo Preuß. Der erste Band, der das Fundament legt (1906), enthält zunächst den geschichtlichen Verlauf von dem dunklen Ursprung der deutschen Städte und Zünfte an bis zur Gegen-

wart, während der zweite einen Querschnitt der heutigen Verhältnisse zeigen soll. Seiner Absicht entsprechend sind es die neuen, weit über die Steinsche Reformzeit hinausliegenden Probleme, die Preuß besonders interessieren. Eine wichtige Vorbereitung und Förderung einer anderen großen kulturwissenschaftlichen Aufgabe war Erman und Horns Bibliographie der deutschen Universitäten (1905), die ein fast unübersehbares Material – gegen 40000 Schriften und Einzelartikel – für die bequeme Benutzung ordnete. Das Werk war 1888 vom preußischen Kultusministerium veranlaßt worden und speziell der Initiative Friedrich Althoffs zu danken. Es bietet sowohl die Literatur über die allgemeinen Fragen wie über die einzelnen Universitäten und sucht dabei nach Möglichkeit selbst keinen akademischen Verein zu übergehen. – Die historisch-methodische Literatur trat im Verlag weniger hervor und beschränkt sich im wesentlichen auf die Schrift Grotenfelts über „Geschichtliche Wertmaßstäbe in der Geschichtswissenschaft" (1905) und die Festers über die „Säkularisation der Historie" (1907).

Gefördert wird die geschichtswissenschaftliche Richtung durch lokale Beziehungen des Verlags. Leipzig war ja, seit 1877 Karl von Noorden das Historische Seminar eingerichtet hatte, das sich gut entwickelte und immer mehr den verschiedensten Bedürfnissen entsprechend differenzierte, im besonderen Maße die Stätte geschichtswissenschaftlicher Studien geworden und hatte insbesondere einen ausgezeichneten Unterrichtsbetrieb ausgebildet. – Zunächst ging mit dem Jahre 1898 die „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", die von Quidde begründet, dann aber ein von den Leipziger Vertretern der Geschichtswissenschaft geleitetes Organ geworden war, an den Verlag über und wurde als „Historische Vierteljahrsschrift" reorganisiert und von Seeliger fortgeführt. Im Programm wurde vor allem auf genaue und zuverlässige Orientierung über das geschichtliche Leben Wert gelegt und auf die vollständige historische Bibliographie, die der Zeitschrift schon vorher beigegeben wurde,

hingewiesen. Mit dem Jahre 1899 kamen dann die „Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte“ hinzu, die vorher bei Duncker & Humblot erschienen waren. Sie enthielten die besten Dissertationen des Leipziger Historischen Seminars, meist Arbeiten zur Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, einige auch methodischen Inhalts. Seeliger und Brandenburg zusammen gaben ferner im Verlag eine „Quellensammlung zur Deutschen Geschichte“ (1907 ff.) heraus, die als wichtiges Hilfsmittel vor allem für den Universitätsunterricht bezeichnet werden darf, aber auch in Bändchen wie Salomons Parteiprogrammen (1907) und Brandenburgs Aktenstücken der Deutschen Reichsgründung (1911) allgemeines Interesse zu erwecken vermag.

Zwei größere von Leipziger Historikern verfaßte Biographien: „Moritz von Sachsen“ von Erich Brandenburg (1898) und „Pitt“ von Felix Salomon (1901), die beide noch nicht abgeschlossen sind, reihen sich an. Beide suchen unter Verwertung neuen Materials in Vorbedingungen und Werden ihrer Helden neue Einblicke zu gewinnen. Brandenburg, der das Leben des Herzogs Moritz bis 1547 führt, will in seinem ersten Band „zeigen, wie er damals wirklich beschaffen war, während man bisher den Fehler begangen, zu glauben, er sei schon, als er zwanzigjährig zur Regierung kam, ein fertiger Staatsmann, ein diplomatischer Rechenmeister ersten Ranges gewesen“. Salomon will die Grundlagen von Pitts Entwicklung aufspüren, die Einflüsse Chathams und Smiths, die für die staatsmännische Anschauungen Pitts von entscheidender Wichtigkeit sind. Mit Kösters Gutenbergrede, die am 24. Juni 1900 zur 500jährigen Geburtstagsfeier Gutenbergs in dessen Heimatstadt Mainz gehalten wurde, knüpft der Verlag an jene ältere Gutenbergehrung durch Herausgabe von Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst (1840) wieder an.

Inzwischen war für spezifisch heimatgeschichtliche Forschungen die Kgl. Sächs. Kommission für Geschichte gegründet, deren historische Arbeiten meist der Verlag brachte, während die

kunstgeschichtlichen anderweit erschienen. Die geschichtlichen Bände waren besonders Aktenpublikationen, darunter die noch größtenteils unveröffentlichte Korrespondenz Moritz von Sachsens (Brandenburg; 1900–04), das Lehnbuch Friedrich des Strengen (Lippert und Beschorner; 1903), der Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia und der Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen (Lippert; 1909), eine Neuausgabe von Luthers Tischreden (Kroker; 1901) u. a. m. Zum Universitätsjubiläum legte die Kommission ferner eine große auf sechs Bände berechnete Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig vor, von denen bisher die Schulgeschichte (von Kaemmel; 1910), die Literaturgeschichte (von Witkowski; 1909) und die ältere Musikgeschichte (von Wustmann; 1909) erschienen sind. Neben diese großen, nicht unerhebliche Opfer fordernden Publikationen traten kleinere, ebenfalls bestimmt, den Sinn für Heimatkunde zu fördern, vor allem der Bilderatlas zur sächsischen Geschichte von O. E. Schmidt und J. L. Sponsel (1909) und ein Bändchen „Heimatschutz in Sachsen" (1909), das in Vorträgen sächsischer Fachleute Anregungen zu praktischer Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten dieser Bestrebungen gab.

In der Philosophie war zunächst die empiriokritizistische Richtung besonders vertreten. Cornelius in seiner „Psychologie als Erfahrungswissenschaft" (1897) stellt es als seine Aufgabe hin (in Analogie mit Kirchhoffs Definition der Mechanik) „die vollständige und einfachste zusammenfassende Beschreibung der psychischen Tatsachen" zu unternehmen. Und in der „Einleitung in die Philosophie" (1903) möchte er nicht historisch orientieren, sondern „in die Entstehung aller philosophischen Systeme einen Einblick verschaffen durch den Nachweis des Ursprungs der philosophischen Fragestellungen in der Entwicklung des menschlichen Denkens und durch die allgemeine Untersuchung der Bedingungen, von welchen die Antwort auf diese Fragestel-

lungen abhängt". Petzoldts „Einführung in die Philosophie" (1900/04) wollte vor allem „eine leicht verständliche Darlegung des hauptsächlichsten Inhalts von Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung" sein. Eine eigene Erkenntnistheorie gab 1907 G. F. Lipps in dem Buch „Mythenbildung und Erkenntnis". Das Unterscheidende von Mythenbildung und philosophischer Erkenntnis sieht er in „der kritischen Weltbetrachtung", die durch ein vollständigeres und geordneteres „Aufleben und Nachwirken der Vergangenheit in der Gegenwart" entsteht, als es dem naiven Bewußtsein eigen ist.

Neben diese erkenntnistheoretische Untersuchungen stellen sich ethische, die vor allem die Kantischen Gedanken, den modernen philosophischen Strömungen entsprechend, wieder zur Geltung bringen. So Hensel, der in seinen „Hauptproblemen der Ethik" (1903) gegenüber utilitaristischer und evolutionistischer Ethik auf den Wert der Gesinnungsethik hinweist. Auch Felix Krueger in seiner Schrift: „Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie" (1898) erkennt die dauernde Bedeutung von Kants antieudämonistischer Ethik an und tadelt nur dessen Verwerfung der empirischen Psychologie. In dauernd verbindlichen Wertgefühlen, nicht bloß in dem begleitenden Bewußtsein, sieht auch Else Wentscher (1910) den Unterschied von Trieb und Willen. Ihr ist der Wille zwar „Komplikation unseres Fühlens und Vorstellens", aber doch etwas Neues, und die Tatsache der freien Entscheidung bedeutet keineswegs seine völlige Lösung von der Kausalität.

Die Beschäftigung mit Erkenntnistheorie und Ethik war vor allem Ausdruck dafür, daß die Philosophie als dauernde „Angelegenheit der Menschheit" wieder erkannt war und sowohl ihre geforderte Wiedereinführung in die Schule, die Bastian Schmids auf guter Kenntnis der modernen Philosophie beruhendes Lesebuch (1906) erstrebte, wie anderseits die Behandlung der philosophischen Voraussetzungen der Einzelwissenschaften war der Beweis. „Zurück zu Kant!" – schrieb Alois Riehl in

seiner „Philosophie der Gegenwart“ (1. A. 1902; 3. A. 1908) – „bedeutet die Wiederanknüpfung der Verbindung zwischen Wissenschaft und Philosophie, die, zum Nachteil beider, längere Zeit hindurch abgebrochen war. Nicht aber darf darunter die Forderung verstanden werden, bei Kant stehen zu bleiben.“

In den Dienst solcher Bestrebungen stellte sich seit 1902 die bereits erwähnte Sammlung „Wissenschaft und Hypothese“, die mit zwei Werken Poincarés eröffnet wurde. In unserem Zusammenhange sind etwa Natorps „Logische Grundlagen der exakten Wissenschaften“ (1910), Hilberts „Grundlagen der Geometrie“ (2. A. 1909) und Volkmanns „Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaft“ (2. A. 1910) als bezeichnend hervorzuheben. In ähnlicher Richtung liegt auch das Werk von Weinstein „Die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften“ (1906).

Den Versuch, die originalsten lebenden philosophischen Denker: Dilthey, Riehl, Wundt, Ostwald, Ebbinghaus, Eucken, Paulsen, Münch und Th. Lipps zum Wort kommen zu lassen und auf diese Weise ein Bild von der philosophischen Arbeit zu geben, macht der Band „Systematische Philosophie“ in der Kultur der Gegenwart (I 6; 1908). Dabei ist dann wieder charakteristisch, welch hoher Wert der Philosophie für die Einzelwissenschaften zugeschrieben wird. Man hat die Metaphysik – so etwa führt Wundt in seinem Beitrag aus – als Wissenschaft vernichtet, aber die vernichtete Metaphysik lebte in den Einzelwissenschaften wieder auf. Freilich – „der Philosoph sollte sich entschließen, nicht noch einmal das Weltproblem in allen seinen Teilen von Anfang an lösen zu wollen, sondern die Anläufe zu solchen Lösungen, die ihm die positiven Wissenschaften bieten, sollte er aufnehmen, vergleichen, ihre verschiedenen Ansprüche gegeneinander auszugleichen und sie soweit wie möglich zu Ende zu führen suchen“. Und Paulsen schreibt über die „Zukunft der Philosophie“: „Eine Philosophie, die bloß zu Männern vom Fach, zu ‚Fachphilosophen‘ redet, ist ein Unding; ‚Fachphilosophie‘,

es klingt schon ungefähr wie ‚Fachdichtung' oder ‚Fachfrömmigkeit'. Alle echte Philosophie strebte immer danach, die Welt- und Lebensanschauung zuletzt der Gesamtheit zu durchdringen." In den großen Plan eingefügt wurde auch die Geschichte der Philosophie (KdG. I 5; 1909), deren Grenze natürlich nicht so eng wie gewöhnlich gezogen werden durfte. Die alte, mittlere und neuere Philosophie (Arnim, Baeumker, Windelband) mußte durch indische (Oldenberg), islamische (Goldziher), chinesische und japanische (Grube und Tetsujiro Inouye) ergänzt werden, und die philosophischen Vorstellungen der primitiven Völker waren zu untersuchen. Dabei stellt Wundt als Urheimat philosophischer Spekulation die Naturphilosophie fest, „der große Umschwung aber, durch den sich die mythische in die philosophische Kosmologie umwandelt, besteht zunächst nicht sowohl darin, daß nun an die Stelle sinnlicher Bilder allgemeine Begriffe treten – von diesen ist bei den ältesten Philosophen noch wenig zu spüren – sondern darin, daß Zauber und Wunder aus der Welt verschwinden, weil nicht das Irreguläre und Unerwartete, sondern das Regelmäßige, das Beharrende und das Gesetz im Wandel der Erscheinungen zur großen Frage der Philosophie wird".

Auch die Ästhetik ist mit einigen, besondere Auffassungen zur Geltung bringenden Werken vertreten. Schmarsow will in den „Grundbegriffen der Kunstwissenschaft" (1905) die Kunstwissenschaft auf sich selbst stellen. Durch bloße historische Einordnung gehe ihr Spezifisches verloren. In Hinblick vor allem auf die Kunsterziehungsbewegung erörtert er 1903 „Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten", wobei er betont: „Wo eine gesunde harmonisch ausgebildete Generation gedeiht, da blühen auch am ehesten die Künste, zu denen wirkliche Begabung vorhanden ist. Alles andere bleibt doch nur Treibhauskultur, die niemand dauernd beglücken kann." Für die bildende Kunst ganz im allgemeinen sucht Cornelius (in den „Elementargesetzen der bildenden Kunst", 1908) unter dem Einflusse Hildebrands

den Begriff des Künstlerischen zu erfassen und vom Gegenständlichen wie vom Nurzweckmäßigen abzugrenzen. Bildende Kunst ist vor allem „Gestaltung für die Bedürfnisse des Auges". An der Hand vieler Beispiele und Gegenbeispiele wird das weiter veranschaulicht und ausgeführt. Daß aber auch eine rein gegenständliche Betrachtungsweise – konsequent durchgeführt – methodisch lohnen kann, zeigen Rosens „Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei", die unter dem Titel „Die Natur in der Kunst" 1903 erschienen sind. Da rangiert sich vieles um: Botticelli tritt zurück, hinter Pinturicchio, den Meister der Natur-, den Entdecker der Städteschilderung, Tizian hinter Giorgione, „den großen Naturalisten Venedigs", die großen Profiteurs hinter die Grübler und oft ungelenken Entdecker.

Eine überaus wertvolle Anerkennung ihrer umfassenderen Bestrebungen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Verlagstätigkeit bedeutete für die Firma die ehrenvolle Übertragung des Druckes und des Vertriebes der Schriften der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1897) und der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig (1898).

Die Jablonowskische Gesellschaft – 1768 vom Fürsten Josef Alexander Jablonowski begründet – war gewissermaßen die erste sächsische Akademie, da bekanntlich Leibniz' Vorschläge in Kursachsen keinen Erfolg gehabt hatten. Aus der Jablonowskischen Gesellschaft ging dann wieder kurz vor Leibniz' 200jährigem Geburtstag die Anregung zu einer staatlichen Sozietät hervor und führte dazu, daß am 1. Juli 1846 in Anwesenheit des damaligen Kultusministers von Wietersheim die Gesellschaft der Wissenschaften eröffnet werden konnte. Diese neue Stiftung wirkte auf die Jablonowskische Gesellschaft zurück. Sie hatte sich bisher damit begnügt, Preisfragen zu stellen, und war 1844 sogar nahe daran gewesen, sich zugunsten der staatlichen Sozietät aufzulösen. Jetzt bekam sie wieder neues

Leben, begrüßte am Tage der 200jährigen Geburtstagsfeier Leibnizens die Gesellschaft der Wissenschaften mit dem ersten Band ihrer Publikationen und gab 1847 als erste ihrer gedruckten Preisschriften Graßmanns „Geometrische Analyse“ heraus. Die Jablonowskische Gesellschaft war in der Zeit der Aufklärung entstanden und zunächst, den damaligen Geistesströmungen entsprechend, vorwiegend für Disziplinen, von denen man sich praktischen Nutzen versprach, begründet: für Geschichte, Mathematik, Physik und Ökonomie. Noch in den frühesten Publikationen drückt sich das aus: mit Vorliebe wird die Wirtschaftsgeschichte verschiedenster Zeiten und Völker behandelt. Zu den ursprünglichen Gebieten hat dann das 19. Jahrhundert vor allem das sprachlich-philologische gefügt, und konsequenterweise sind seit 1910 drei Sektionen: eine sprachwissenschaftlich-philologische, eine naturwissenschaftlich-mathematische und eine ökonomisch-geschichtliche eingerichtet worden.

Was die Jablonowskische Gesellschaft mit privaten Mitteln zu leisten versuchte, nahm die Gesellschaft der Wissenschaften mit staatlicher Hilfe und allseitiger auf. Sie führte dem gelehrten Leben Sachsens verdiente Forscher über den Kreis der Leipziger Universität hinaus zu und erhielt die Beziehungen zu solchen, die einem Ruf nach auswärts folgten. So bereicherte sie das Geistesleben des Heimatlandes, und Ribbeck konnte in seiner Festrede zum 50jährigen Jubiläum unter anderem darauf hinweisen, daß die Gesellschaft der Wissenschaften die Arbeiten Otto Jahns veröffentlichte, zu einer Zeit, wo die Pflege philologischer Forschung an der Universität zurücktrat.

Die Ausdehnung wissenschaftlicher Forschung wird auch durch die seit 1897 erschienenen Bände der Abhandlungen der beiden Klassen der Gesellschaft, neben denen Berichte stehen, die kürzere Aufsätze enthalten, auf kultur- wie naturwissenschaftlichem Gebiete in anschaulichster Weise illustriert. Die seitens der philologisch-historischen Klasse veröffentlichten Untersuchungen beschäftigen sich mit babylonischer und ägyp-

tischer, indischer und arabischer Kultur und Literatur, mit Kunst, Literatur und Religion wie anderen Erscheinungen des klassischen Altertums, mit Problemen der hebräischen Metrik und der indogermanischen Sprachwissenschaft, mit Themen aus der wirtschaftspolitischen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, wie mit solchen aus der italienischen und deutschen Kunstgeschichte. Kapitel aus der Geschichte der Wissenschaften und des Universitätsunterrichts in Altertum, Mittelalter und Neuzeit finden Behandlung, und auch die verschiedene Betrachtungsweisen vereinigenden Untersuchungen tiefgreifender Probleme, wie des der Anfänge der Poesie fehlen nicht. Ein zusammenfassendes Bild gibt in dieser Richtung besonders der zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig veröffentlichte Band, der Beiträge aller Mitglieder der philologisch-historischen Klasse enthält.

In den „Abhandlungen“ der mathematisch-physischen Klasse sind die mathematischen Untersuchungen nicht in dem Maße in den Vordergrund getreten, wie dies vielfach in den „Berichten“ der Fall ist. Die naturwissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich dagegen auf das Gesamtgebiet, und es dürfte kaum eine Disziplin zu nennen sein, die nicht durch gediegene Leistungen gefördert worden wäre. Dabei ergibt es sich, daß die neueren Bestrebungen, welche auf den breiten Zusammenhang des ganzen naturwissenschaftlichen Forschens gerichtet sind, auch in den vorliegenden Untersuchungen ihren Ausdruck finden. Dies gilt nicht nur für die Publikationen aus dem Gebiete der Physiologie der Tiere und Pflanzen, sondern auch für die chemischen und physikalischen Studien, welche einerseits die allmählich zu einer selbständigen Disziplin ausgewachsene physikalische Chemie betreffen, anderseits ein Übergreifen der Physik auf Mineralogie, auf die Dynamik der Bewegungen des Menschen und auf Psychophysik erkennen lassen. Ähnliches gilt für die anatomischen Arbeiten, welche Berührungspunkte zu der Physiologie und der pathologischen Anatomie aufweisen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einer großen Anzahl von Arbeiten den modernen Strebungen Rechnung getragen wird: von gar manchen darf ohne Rühmen gesagt werden, daß sie klassische Leistungen repräsentieren, welche geradezu den Ausgangspunkt für den jetzigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis abgegeben haben.

Die Beziehungen zu der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften haben sich ja dann insbesondere durch die Unternehmungen des Thesaurus und der Enzyklopädie zu solchen zu dem Kartell der deutschen Akademien und durch das Corpus medicorum auch zu der alle Akademien der Erde umfassenden internationalen Assoziation erweitert.

Die Pflege deutscher Sprache und Literatur hatte ihre besten Anregungen von der Romantik erhalten, doch war in mancher Hinsicht eine Loslösung von romantischen Anschauungen nicht nur eingetreten, sondern auch wohl notwendig gewesen. Rudolf Hildebrand ist die charakteristische Übergangserscheinung. Er verdankt der Romantik die weite Auffassung von Sprache und Sprachgeschichte. Wie alle großen Theoretiker der Sprache, wie vor allem Wilhelm von Humboldt, der seinem Wesen nach nur strenger intellektualistisch war, sah er in ihr nichts Losgelöstes, Isoliertes, sondern nur den Weg zum Denken und zum Gemüt des Volkes. Aber gerade diese Anschauung befähigt ihn, die exakteste Kleinarbeit zu leisten, die am Grimmschen Wörterbuch geleistet worden ist, und so sehr er auch, als Historiker und Psycholog, abgesagter Feind alles papieren-normativen und alles halbgebildeten Korrektheitsfanatismus in der sprachlichen Arbeit ist, so steht er noch viel weniger auf dem Boden eines ruhigen Geschehenlassens. Als am 28. Februar 1889 in den Preußischen Jahrbüchern eine Erklärung von Berliner Professoren gegen die puristischen Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins erfolgt, des Inhalts, daß

sich die deutsche Sprache noch stets durch eine Fremdwortsüberflutung gerettet habe, erwidert er, das sei Manchesterstandpunkt. Man müsse ab und zu einmal Inventur halten im öffentlichen Leben, und auch im Sprachleben sei eine solche Inventur an allen Orten nötig. So weicht er auch von der Stellung Jakob Grimms ab, der als echter Romantiker keinen deutschen Sprachunterricht in der Schule haben wollte, weil die Muttersprache den Menschen natürlich und selbstverständlich wie Luft und Licht sei; eine Anschauung, die weit in das vergangene Jahrhundert hinein für viele Theoretiker des deutschen Unterrichts, die „pädagogischen Romantiker", maßgebend geblieben ist. Es war ein Glück, daß dieser Mann, als einer seiner Schüler, Otto Lyon, 1887 die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" herausgab, sie mit einem Programm begleitete, einem Programm freilich, das so bald nicht erfüllbar war, und das jenes Passowsche zu den Jahrbüchern an Zukunftsintentionen weit übertraf. Der deutsche Unterricht war ihm berufen, in dem damals besonders heftigen Kampf von Humanismus und Realismus auszugleichen, und sein letztes Ziel war eine hinter der Schule liegende Menschheitsbildung, wie sie Goethe und Schiller vereint erstrebten. Auf die Worte Schillers, die er einst in einem unausgeführten großen auch die Mission der deutschen Sprache feiernden Gedichtentwurf über den Deutschen schrieb: „Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten," greift Hildebrand jetzt zurück und fügt hinzu: „Das ist offenbar das Programm, das er als höchstes für sich selbst in Vereinigung mit Goethe für ihr gemeinsames Streben im Sinne trug – und uns als höchstes Ziel hinterlassen hat, das denn auch das Ziel unseres höheren Unterrichts sein muß, dem doch auch der allererste Unterricht schon vorbereitend dienen soll und kann." Dies weitschauende Programm ist freilich, wie schon angedeutet, nur zu einem Teil verwirklicht worden, aber die Zeitschrift hat jedenfalls für den Ausbau des immer mehr in den Mittelpunkt der gesamten Schul-

arbeit gestellten deutschen Unterrichts, für die Verknüpfung wissenschaftlicher Arbeit und praktischer Wirkung innerhalb des Volkslebens die wertvollsten Dienste geleistet. Die Grundsätze von Hildebrands schönem Buch vom deutschen Sprachunterricht sollten in der Hauptsache für sie maßgebend sein. Die Schüler Hildebrands waren auch unter den Mitarbeitern stark vertreten, und zu seinem siebzigsten Geburtstag erschien als Ergänzungsheft unter ihrer Mitwirkung eine Festschrift. Die Zeitschrift sollte von Anfang an – und darin hat nicht zum wenigsten ihre allgemeine Bedeutung gelegen – für alle Schulgattungen gelten, anderseits Universitätslehrer und auch Schriftsteller heranziehen.

Sprachlichen Anregungen in der Art, wie sie Hildebrand gab, ist dann vor allem Oskar Weise in seinen verschiedenen Werken nachgegangen. Von sprachgeschichtlicher und volkspsychologischer Seite sucht er die deutsche Sprache in dem Buch „Unsere Muttersprache“ (1. A. 1895, 7. A. 1909), von der ästhetischen in der „Ästhetik der deutschen Sprache“ (1902, 3. A. 1909) zu fassen, und nach diesen beiden Seiten charakterisiert er die deutschen Dialekte in den „Deutschen Mundarten“ (1910). Mehr praktisch gehalten ist die „Sprach- und Stillehre“ (1901, 3. A. 1907–10), die nur sprachgeschichtliches Verständnis der grammatischen Erscheinungen der heutigen Sprache anstrebt; nach der stilistischen Seite werden sie durch die „Musterstücke deutscher Prosa“ (1903; 3. A. 1908) ergänzt, die „Stilistik“ an den Meistern deutscher Prosa lehren wollen. Dem Sinn einzelner sprachlicher Bezeichnungen, vor allem der Eigennamen ging Polle 1889 nach (Wie denkt das Volk über die Sprache? 3. A. 1904), und in den Pflanzennamen suchte Söhns (1897; 4. A. 1907) im Volksaberglauben weiterlebende mythologische Vorstellungen.

Mit solchen durch den Deutschen Sprachverein in weiteren Kreisen wieder neubelebten sprachlichen Interessen verband sich das Bemühen um einen einfachen natürlichen Schreibstil, der sich möglichst dem gesprochenen Wort anpaßt. Schriften

in dieser Richtung erschienen in großer Zahl – Wustmanns Sprachdummheiten waren die erfolgreichste – und zu ihnen gehört auch Schröders „Papierener Stil“ (1889 in erster Auflage bei Hermann Walther, seit 1902 bei B. G. Teubner; 7. A. 1908). Er knüpft an Moritz Haupt und Hildebrand an, vor allem an Hildebrands Worte: „Das Hauptgewicht (im deutschen Sprachunterricht) sollte künftig auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und gesehne“ und beruft sich auf „ die unliterarischen Leute“, die Volksliederdichter und die Frauen, kurz „auf die mündliche Sprache des warmen, tätigen Lebens“.

Seit der Entstehung einer germanistischen Wissenschaft war die Erforschung von Sprachgeschichte und Volksgeist verbunden, und das Festhalten ältester noch fortlebender Tradition blieb eine Aufgabe, die nun in den volkskundlichen Vereinen ihre besondere Pflege fand. Die Schriften, die aus ihnen hervorgingen, verfolgten teilweise noch den Zweck, auf die Erhaltung volkstümlicher Art hinzuwirken, wie Vogts „Schlesische Weihnachtsspiele“ (1901), mit denen die Sammlung „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ eröffnet wurde, die dann noch „Sitte und Brauch“ von Drechsler (1902–06) und „Schlesische Sagen“ von Kühnau (1910) brachte. Für Haus und Schule in erster Linie gedacht waren die den verschiedensten Ausstrahlungen des deutschen Volkstums gewidmeten Arbeiten Oskar Dähnhardts, so die „Naturgeschichtlichen Volksmärchen“ (1898; 3. A. 1909), die „Heimatklänge aus den deutschen Gauen“, eine Sammlung deutscher Dialektdichtungen (1901/02; Bd. 1 in 2. A. 1910), die „Deutschen Märchen“, die Nachträge zu „Grimms Kinder- und Hausmärchen“ bilden sollten (1902/03; Bd. 1 in 2. A. 1910), und die „Schwänke“ (1908). Aber die Beschäftigung mit diesem Stoff führte Dähnhardt weiter. Schon in der ersten Auflage der „Naturgeschichtlichen Volksmärchen“ hatte er Fragen prinzipieller Natur aufgeworfen, die aus der zweiten Auflage herausgenommen wurden und einem besonderen Werk, den „Natursagen“

(1907ff.) vorbehalten blieben. Er schied aus der Märchenliteratur die Natursagen aus, weil sie verhältnismäßig zu übersehen waren, und weil er so ein möglichst geschlossenes und zur Vergleichung geeignetes Material zusammenzubringen hoffte, von dem er sich für Märchenforschung und für die Geschichte des Naturgefühls in gleicher Weise Gewinn versprach. Dähnhardt sammelte zunächst die Natursagen zum Alten Testament, die zum Neuen Testament und die Tierfabeln. Mit Resultaten hielt er zurück; er glaubte zwar an „die Einheit des mythischen Denkens", wollte aber im einzelnen Fall die Probleme lieber unentschieden lassen, ehe er zu schnell konstruierte. Zu den „Natursagen" hatte Johannes Hertel indisches Material beigesteuert, der 1909 eines der wichtigsten volkskundlichen Quellenwerke: das indische Tantrākhyāyika (Pañcatantra) in Übersetzung und mit Prolegomena herausgab, dem er eine unermüdliche textkritische Arbeit gewidmet hatte. Er war in der Erkenntnis der wirklich alten Bestandteile bei weitem über Benfey hinausgekommen, dessen Ansicht vom buddhistischen Ursprung des Werkes er mit Erfolg als unhaltbar nachweisen konnte. Für die Jugend brachte Bruno Busse (1903) die Keckschen Wiedergaben deutscher Götter- und Heldensagen in Übereinstimmung mit der modernen Sagenforschung; zugleich erschienen Langes „Deutsche Heldensagen" in neuer Auflage (1903).

Von volkskundlichen Untersuchungen zur Literaturgeschichte hinüber führt Büchers „Arbeit und Rhythmus" (1896; 4. A. 1909). Bücher kam im Zusammenhange wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungen auf das Grundproblem des Buches. Bei der Arbeitsgemeinschaft ergeben sich ihm gemeinsame Betätigungen nicht ökonomischer Art: die Arbeitsrufe und Arbeitslieder. Die gemeinsame Arbeit wird rhythmisch, um der Kraftersparnis wie um der Steigerung der Einzelleistungen willen, und der Arbeitsrhythmus nimmt im Arbeitslied Gestalt an. Das war an Beispielen aus der Weltliteratur, vor allem der primitiven Völker, nachgewiesen, die sich von Auflage zu Auflage mehrten.

Wollte Bücher in letzter Linie das Problem der Entstehung der Poesie gewissermaßen phylogenetisch lösen, so kann Diltheys Werk „Das Erlebnis und die Dichtung“ als ontogenetische Ergänzung dazu gelten (1906; 3. A. 1910). Dilthey ging vom modernen Dichter oder vielmehr von der Dichterindividualität aus, die er nie aus dem Auge läßt, wenn ihm auch der allgemeinere seelische Vorgang der Produktion vorschwebt. Sehr gut charakterisiert ein Hörer Diltheyscher Vorlesungen dessen Art: „Dilthey“, sagt er, „gab in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie nicht etwa die Gedanken und Systeme der einzelnen Philosophen losgelöst von der ihnen zugrunde liegenden Konstitution des Individuums, sondern auf Grund eines wunderbaren psychologischen Tiefblicks, der sofort Kern und Schale in den Werken unterschied und noch in den abstraktesten Gedanken das Gefühlsmäßige erfaßte, malte er die ganze persönliche Atmosphäre eines Philosophen und ließ seine Schüler auf diese Weise selbst solche Systeme begreifen und schätzen, die ihrer eigenen Natur fremd waren.“ Dieser Vorzug eignet auch den vier Abhandlungen über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin, die im Diltheyschen Buch zusammengefaßt wurden. Aber das Ziel war doch ein allgemeineres: „eine descriptive Methode ohne jede Einmischung erklärender Hypothesen“ für den Schaffensvorgang aufzufinden. Das Wesen der Phantasie wird nun als gesteigerte Erinnerung definiert. „Wie es keine Einbildungskraft gibt, die nicht auf dem Gedächtnis beruhte, so gibt es kein Gedächtnis, das nicht schon eine Seite der Einbildungskraft in sich enthielte.“ Aber im realen Leben liegt nur der Ursprung, und der dichterische Vorgang hebt das Geschehnis über die Erfahrung hinaus in das Bereich der Bedeutsamkeit. Mit der fortschreitenden Lebenserkenntnis ihres Schöpfers wachsen die Werke des großen Dichters, wie Dilthey dann in seinem Beitrag über das „Wesen der Philosophie“ zur „Kultur der Gegenwart“ (I 6; 1907; 2. A. 1908) ausführt, immer mehr in den „ganzen Zusammenhang

des Lebens". „Jeder große Dichter muß diesen Fortgang in sich durchmachen, wie er aus der einseitigen Kraft von Kabale und Liebe oder von den ersten Fragmenten des Faust zu Wallenstein und zu Goethes späterem Lebenswerk fortführt." Und der Dichter in seiner Sensibilität hat vor dem religiösen Menschen und Philosophen den inneren Reichtum voraus, wenn er ihnen auch an geradliniger Systematik nachsteht. „Das religiöse Verhältnis, das Gemeinden bildet und Tradition schafft, der Charakter des philosophischen Denkens, der in der Kontinuität fester Begriffsbildung sich äußert, wirken auf die Umgrenzung der Weltanschauung zu festen Typen: der Dichter ist auch darin der wahre Mensch, daß er sich der Wirkung des Lebens auf ihn frei überläßt."

Auch Witkop will in seiner Geschichte der deutschen Lyrik (1909) die Lyrik aus dem Erleben entstehen lassen und faßt als Erleben nicht den zufälligen Anlaß, sondern wie Dilthey das Reagieren der gesamten Dichterpersönlichkeit auf irgendwelche Reize. Er möchte weiterhin Kunst und Leben des Lyrikers aus einem Letzten, dem Lebensgefühl, ableiten und bei dieser nachschaffenden Arbeit zu einem festumgrenzten Kreis menschlicher Grundtypen kommen, die „zugleich ewige Menschheitstypen" sind. So soll die Literatur- und Kunstgeschichte psychologisch begründet und das Kunstwerk als „zeitlose Notwendigkeit" begriffen werden. Dagegen arbeitet Böckels „Psychologie der Volksdichtung" (1906), die Witkops Buch in gewissem Sinne ergänzt, mehr vergleichend in Büchers Art. Als ein erster Versuch zusammenfassender Darstellung konnte sie naturgemäß nicht alle Momente gleichmäßig beachten; Stil und Rhythmik, überhaupt alle Formprobleme treten zurück, und die Stärke des Buchs liegt im Stofflich-Kulturellen.

Von diesen prinzipiell fördernden Werken abgesehen, blieb die deutsche Literatur im Verlag wenig vertreten. Außer Kösters feiner Kellercharakteristik (1900; 2. A. 1907), von der ein sachverständiger Beurteiler sagt: „Gottfried Keller würde sich in

diesem Buche, glaube ich, wiedergefunden haben, wenn nicht explizite, so implizite, wie's im ‚Götz' heißt," und Walzels prinzipiell wichtigem Versuch, auf Grund eines überreichen Materials die Linien einer Gesamtgeschichte der deutschen Romantik zu ziehen, sind es im wesentlichen Anthologien: Vogel sammelte „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen" (1888; 4. A. 1910) und Uhle Goethes Ansichten über Schiller (1910), beide ohne allen begleitenden Text. Auch Rausch in seiner Schrift „Goethe und die deutsche Sprache" (1909) stellt die Worte Goethes voran und zieht erst dann das Resultat: Goethe habe die Vorzüge aller ihm bekannten Sprachen gewürdigt; aber „er hielt das Deutsche für fähig, alles Fremde in sich aufzunehmen, die Trägerin einer die Produkte aller Kultursprachen umfassenden Weltliteratur zu werden und für weite Kreise dadurch fremde Sprachen überflüssig zu machen".

Die Anschauungen Hildebrands gewinnen nun auch auf den praktischen Schulbetrieb mehr und mehr Einfluß und regen insbesondere Lyons „Handbuch der Deutschen Sprache für höhere Schulen" mit an (1. A. 1885; 10. A. 1907). Es stützte sich auf Sprachgeschichte und den Sprachgebrauch der deutschen Dichter, und im Gegensatz zu den pädagogischen Romantikern betrachtete es den deutschen Grammatikunterricht als Vorläufer des fremdsprachlichen, wobei der deutsche Unterricht naturgemäß den Vorzug zu haben schien, daß er tiefer in die Sprachentwicklung einführen und auf angespanntes Memorieren verzichten konnte. Für die Auswahl und Behandlung des Lesestoffes sucht Lyon in dem Buche „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen Unterrichts in der deutschen Sprache" (1889; Bd. I in 3., Bd. II in 2. A.) aus den gleichen Anschauungen heraus Richtlinien zu ziehen. Lyon möchte den deutschen Unterricht in den Mittelpunkt gestellt wissen, und aus ihm „eine gesunde, lebendige, allumfassende Wissenschaft von deutscher Art und

Sitte, von deutschem Geist und Gemüt" gestaltet sehen, etwa in dem Sinne, wie es in Gustav Freytags Werken dichterisch verkörpert ist. Dieses Programm war in der Hauptsache für das „Döbelner Lesebuch" (1882 ff.), zu dessen Herausgebern auch Lyon gehörte, bestimmend gewesen. Es betont das Vaterländische in dem eben geschilderten Sinne, wollte gerade darum aber auch einen heimatlich-mitteldeutschen Charakter wahren, und durch Berücksichtigung von Geographie und Naturwissenschaften vermochte es, seiner besonderen Bestimmung für Realanstalten gemäß, die Fäden vom deutschen Unterricht aus zu den anderen Fächern zu spinnen. Da diese Anschauungen dann auch in den neueren preußischen Lehrplänen zum Ausdruck kamen, erfolgte eine Bearbeitung des Buches für preußische höhere Lehranstalten durch Evers und Walz (1899 ff.), die, wie eine Besprechung ausführt, nicht nur der Belebung des Geschichtsunterrichts und der Einführung in die nationale Welt, sondern auch der ästhetischen und ethischen Bildung zu dienen geeignet erschien. Auch ein den sächsischen Realschullehrplänen von 1904 entsprechendes Lesebuch ging aus dem Döbelner hervor (1906 ff.). Ein Gegenstück zu Lyons Werk, an das er sich methodisch anschließt, bot Bernhard Ritter über die Behandlung der Lektüre in der höheren Mädchenschule (1900). Von der Herbartschen Richtung hatten es früher die Brüder Dietlein zusammen mit Polack unternommen, zu dem Stoff der Lesebücher ein Erläuterungswerk zu verfassen: „Aus deutschen Lesebüchern", das 1901 an den Verlag überging. Es hatte sehr bald die Grenze des Lesebuchstoffes überschritten und die deutsche dramatische Literatur ganz in sein Bereich gezogen und gab anderseits die Herbartsche Psychologie des Kunstgenusses zugunsten einer undogmatischen Auffassung mit der Zeit auf, wie z. B. namentlich in Gaudigs Kleistbehandlung. Auch auf die in deutschen Schulen gebrauchte griechische Dichtung, auf Homer und das Drama (von Finsler und Geffcken), wurde es nun ausgedehnt. Weiterhin suchte die Sammlung „Deutsche

Dichter des 19. Jahrhunderts“ (1902 ff.) den Bestrebungen entgegenzukommen, den Lesestoff der Schule auch durch die Hauptwerke der neueren Literatur zu erweitern, indem sie in die moderne erzählende und dramatische Dichtung einführte.

Einer solchen umfassenden Gestaltung des deutschen Unterrichts paßt sich auch der Aufsatzbetrieb an. Er blieb zunächst insbesondere für die höhere Schule intellektualistisch, lehnte aber mehr und mehr ältere Schemata ab, wie das etwa der Einblick zeigt, den Apelts von feiner Kritik begleitete Übersichten in die Aufsatzpraxis der Gymnasien gewähren (Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums, 1883; 2. A. 1907. – Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen der Gymnasien, 1910). Ein Programm für den Aufsatzunterricht an höheren Lehranstalten gab Wilhelm Schnupp in seiner „Deutschen Aufsatzlehre“ (1910). „Nicht in die Engen der Fachwissenschaft“ – meint er – „darf er (der Aufsatz) hinabsteigen, noch weniger in den Krimskrams des Alltags, sondern er hat ein weiteres und umfassenderes Bereich: den Menschen selbst und seine Beziehungen.“ So müsse er selbstverständlich in der Erfahrung wurzeln, aber zu dieser Erfahrung gehören doch unbestreitbar auch die ästhetischen Eindrücke. „Der Schüler verfügt durch Lektüre über eine Erfahrung, die leicht vielseitiger ist als seine späteren Erlebnisse; denn die Gesichtsweite und die Tiefe des großen Gestalters überwiegt die von einem Schock anderer Menschen.“ In solchen Gedanken kommt die ja auch schon von Hildebrand betonte Bedeutung des deutschen Unterrichts für die Persönlichkeitserziehung zum Ausdruck, die durch die Kunsterziehungsbewegung noch mehr zur Geltung gebracht wurde.

1887 erschien zum erstenmal der „Kunstwart“, und um dieselbe Zeit begann Lichtwark seine Übungen im Betrachten von Kunstwerken. Betrafen diese Anregungen zunächst die bildende Kunst, so beschäftigte sich schon der zweite der am Anfang des Jahrhunderts ins Leben gerufenen Kunsterziehungstage (9.–11. Oktober 1902) mit deutscher Sprache und Dichtung.

Daß man auf den Eindruck des Ganzen hinarbeiten müsse und sich nicht an die Einzelheit verlieren, daß es beim Aufnehmen wie beim Hervorbringen auf das Erleben und nicht auf ein äußerliches Aneignen ankomme, und daß man mit dem künstlerischen Eindruck nicht irgendwelche Nebenabsichten z. B. moralischer Art erstreben dürfe – das waren die Hauptpunkte des Kunsterziehungsprogramms. Das andere überließ man der Praxis, und nur mit dem Anspruch trat der einzelne auf: man kann es so machen, nicht mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit. So etwa ist die Behandlung der lyrischen und der epischen Dichtung gemeint, die Wilhelm Peper und Ernst Weber 1909 als die ersten Bände eines neuen Werkes mit dem Titel „Kunstschatz des Lesebuchs" herausgaben. Sie wollen zeigen, wie man die notwendige Stimmung schaffen, wie man die Einheit des Künstlers aufzeigen und wie auch am einzelnen Werke alles im Zusammenhange begriffen werden muß.

Auch für die Gestaltung der Lesebücher werden diese Anschauungen maßgebend. Bereits vor dem Sieg der Kunsterziehungsbewegung hatte das von Schmid und Speyer herausgegebene „Deutsche Lesebuch für höhere Mädchenschulen" sich auf ähnlichen Grundsätzen aufgebaut (1896 ff.). „Es bricht" – so sagte Stephan Waetzoldt in einer Anzeige – „frisch und mutig mit dem Herkömmlichen, schielt weder nach dem Gymnasium, noch nach der Mittelschule und sucht mit schöner Selbständigkeit neue Wege. Es ist zunächst ganz deutsch und will nur dem Deutschen dienen." Es schied konventionellen Stoff aus und wählte ganz nach persönlichem Geschmack. So kann es als eines der ersten „modernen" Lesebücher gelten, und es bedurfte nur einer im wesentlichen äußerlichen Neugestaltung, um es auch den Forderungen der neuen Mädchenschullehrpläne genau entsprechen zu lassen. Kurz vor dem zweiten Kunsterziehungstag am 8. Februar 1902 hatte ein preußischer Ministerialerlaß auf „Beseitigung der auf dem Gebiet der Lesebuchliteratur vorhandenen Übelstände" hingezielt und neue

Richtlinien für die Volksschule aufgestellt. Das Lesebuch sollte danach schöngeistigen wie realistischen Stoff umfassen, das Kind befähigen, Bücher u.dgl. lesen zu lernen, wie sie das Leben ihm später bietet, wobei auch die realistischen Stücke literarisch-ästhetischen Ansprüchen genügen und die neueste literarische Entwicklung, selbst die der Zeitschriften- und Zeitungsliteratur, nicht unbeachtet bleiben soll. In diesem Sinne wurde nun das Dietleinsche Lesebuch, das mit dem Hofmannschen Verlag erworben war, umgestaltet (Neubearbeitung 1909 ff.). Wie schon für die Unterstufe solche Forderungen zu erfüllen waren, zeigt auch Kühne und Vorwerks „Lesebuch für Vorschulen" (1909): statt altkluger moralisierender Erzählungen werden dem kindlichen Wissenstriebe lebendige Schilderungen aus der Welt, die das Großstadtkind umgibt, geboten, findet das Fühlen der Kleinen in kindertümlichen Gedichten Trojans, Falkes, Dehmels verwandte Klänge angeschlagen. So werden Schule und Leben nicht mehr getrennt, sondern eng verbunden, wie es Gaudig in dem Geleitwort zu seinem Lesebuch (1910) ausspricht: „Die Schulzeit gilt uns als eine Phase der Gesamtentwicklung unserer Schülerinnen, die ihr Recht und ihren Wert zunächst in sich selbst hat, anderseits aber auch für das ‚Leben' vorbereiten soll. Das Lesebuch berücksichtigt das Leben der Schülerinnen außerhalb der Schule als besonders bedeutsam für ihre Gesamtentwicklung." Denn: „Das allgemeine Ziel der Schule ist Mitwirkung am Werden der Persönlichkeit. Diesem Ziel hat das Lesebuch in ganz besonderem Maße zu dienen; es gewinnt durch dieses Ziel seine innere Einheit ... Das Lesebuch wählt daher aus den Gebieten des übrigen Unterrichts eben die Stoffe aus, die dem Aufbau eines persönlichen Lebens mehr unmittelbar dienlich sind. So gewährt das Lesebuch die Möglichkeit der Konzentration des gesamten Unterrichts. . . . Um die Schülerinnen in die Denk- und Gefühlsweise ihrer Zeit so tief als möglich einzuführen und ihre Denk-, Gefühls- und Willenskraft auf die Aufgaben unserer Kulturperiode hinzulenken, ist das neuere

Schrifttum unter Zurückweisung veralteter minderwertiger Stoffe ausgiebig berücksichtigt."

Für die Oberstufe ergab sich anderseits bei solcher Auffassung des deutschen Unterrichts (wie wir hier schon sahen) die Einführung nicht nur in die moderne belletristische, sondern auch wissenschaftliche Literatur, die Erziehung zur Fähigkeit selbständig weiter zu arbeiten und aus den Quellen zu schöpfen. Der Literaturunterricht selbst wird schon auf den Quellen aufgebaut, insbesondere in Lehrerinnenseminar und Frauenschule. „Die Charakteristik der literarischen Epochen erfolgt – heißt es in den neuen Bestimmungen – an wenigen, sorgfältig gewählten Proben in der Weise, daß die bezeichnenden Züge von den Schülerinnen unter Leitung des Lehrenden möglichst selbst gefunden und klar aufgefaßt werden", und „neben den Dichtungen selbst sind andre geschichtliche Dokumente (Briefe, Tagebücher, Memoiren usw.) zur Charakteristik von Zeiten und Persönlichkeiten zu verwenden." Für solchen Unterrichtsbetrieb sucht das Lesebuch von Heydtmann und Keller (1909–11) das notwendige Material zu bieten. Der Versuch aber der Einführung auch in die wissenschaftliche Prosa, wie ihn zunächst Margarete Henschkes Buch „Deutsche Prosa" gemacht hatte (3. A. 1905), wie ihn Heydtmann und Clausnitzers Lesebuch für preußische Seminare und Präparandenanstalten (1902/03) darstellt, der durch die neuen Bestimmungen vom Juli 1901 angeregt wurde, findet die Zustimmung gerade auch des Literarhistorikers. „Die besten Stilisten unserer Zeit haben ein Anrecht darauf, in der Schule gehört zu werden. . . . Ein alter Bann ist gebrochen. Die Fenster der Schule hat man weit geöffnet; das Leben der Gegenwart kann einströmen" heißt es in A. Köster Besprechung des letztgenannten Buches. Dem Bedürfnis nach solcher Prosalektüre dienten weiterhin die Sammlung „Aus deutscher Wissenschaft" (1905 ff.), die aus Geschichte, Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Erdkunde und Religionswissenschaft bemerkenswerte Stücke zusammenstellte, sowie die „Deutschen Charakterköpfe" (1907 ff.),

die Geschichts- und Literaturbilder in Quellenstücken geben und so Gestalten wie Liselotte, Dürer, Pestalozzi, Wilhelm v. Humboldt, Nettelbeck, Gneisenau, die bedeutendsten von Goethes Freundinnen lebendig werden lassen.

Auf dem Gebiet des neusprachlichen Unterrichts entspringt aus der immer engeren gegenseitigen Berührung der modernen Völker, aus der wachsenden Bedeutung der fremden Kulturen für die Entwicklung der eigenen, dem tieferen Eindringen in die moderne Kultur überhaupt im Gegensatz zu der bis dahin herrschenden äußerlichen Methode des Sprachunterrichts eine Reformbewegung, die einmal das Sprechenlernen auf einer wissenschaftlichen Phonetik als Grundlage in den Mittelpunkt des Sprachunterrichts stellt und damit das Übersetzen aus der einen in die andere Sprache als Unterrichtsmittel verwirft und anderseits als letztes Ziel das Aufnehmen der Kultur der fremden Völker aufstellt, wie der altsprachliche Unterricht kulturvermittelnd in historischer Hinsicht wirken soll.

Das erste Buch, in dem der Verlag an dieser Bewegung teilnahm, war das englische Lesebuch von Viëtor und Dörr (1887, jetzt 8. A.). Für die Unterstufe gedacht, führt es jenem Programm entsprechend in das englische Leben, zunächst und vor allem in das englische Kinderleben ein, an der Hand englischer Lesestoffe und (seit der sechsten Auflage, 1900) auch englischer Bilder. Für den Abschluß des fremdsprachlichen Unterrichts suchen die Ausgaben der „Collection Teubner" und „Teubner's School Texts", von Dörr in Verbindung mit Walter, Junker und Petry herausgegeben, das Reformprogramm zu verwirklichen. Da die Unterrichtssprache die fremde sein soll, muß naturgemäß auch die Erklärung in den Ausgaben in dieser geboten werden. Das bedingt in jeder von ihnen die Zusammenarbeit eines deutschen Bearbeiters für die pädagogische und eines fremdsprachlichen für die sprachliche Seite der Aufgabe. In-

haltlich aber sollen nur Stoffe geboten werden, die in das höhere Kulturleben des fremden Volkes einzuführen vermögen, in seine geschichtliche Entwicklung wie seine heutige Ausgestaltung. Der so aufgefaßte Unterricht erfordert natürlich vor allem eine, wenn auch nur beschränkte, Kenntnis der fremden Literaturentwicklung, die ebenfalls in dieser Sprache zu bieten ist – Krebs' Abrège de l'histoire de la littérature française (1906; 2. A. 1909), eine ausführliche Darstellung von Boerner und Cury (1908), eine englische Literaturgeschichte von Andrews (1910) sind hier zu nennen –, ferner aber, insbesondere für die Realanstalten und Handelsschulen, eine gewisse Kenntnis der allgemeinen historischen Entwicklung und der heutigen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Gestaltung, wie sie Crétin für Frankreich (La France 1910) bietet.

Anderseits macht die Reformbewegung eine eingehende Beschäftigung mit der Phonetik erforderlich: es entsteht eine umfangreiche phonetische Literatur, es erweist sich als notwendig, eine besondere Lautschrift zu erfinden, die alle Nuancen korrekt wiedergibt und möglichst internationale Geltung beanspruchen darf. Die „Association phonétique internationale", deren Organ „Le maître phonétique" seit 1900 von der Firma gedruckt und vertrieben wird, nahm sich dieser Aufgabe an und propagierte ein von Sweet erfundenes und von Passy weiter ausgebildetes System, das auch „zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache" in Viëtors „Deutschem Lesebuch" (1899 ff.) und in Edwards' Transskription von Viëtor und Dörrs Lesebuch (1900), in der Chrestomathie von Passy und Rambeau, in den beiden illustrierten Sammlungen „Poésies enfantines" von Jones (1907) und „Poems for children" von Noël-Armfield (1909) seine Anwendung fand. Dazu kommen wissenschaftliche Hilfsmittel: eine kurze vergleichende Phonetik der modernen Sprachen von Paul Passy (1906), „Skizzen lebender Sprachen", in denen nach Sweets Lehrbuch des gesprochenen Englisch Nordenglisch, Portugiesisch und Holländisch auf phonetischer Grundlage cha-

rakterisiert werden (1899 und 1903), ein „Lehrbuch der Phonetik" und „Phonetische Grundfragen", sowie eine englische Sprachgeschichte von Jespersen (1904 und 1906), die „Intonation Curves" von Jones (1909), die wie den Laut, auch die Tonhöhe zu fixieren suchen.

Den Bedürfnissen der meisten Schulen entsprechender als der Reformstandpunkt erwies sich die vermittelnde Methode, die Boerners Unterrichtswerk zugrunde lag (1892) und gleichzeitig mit dessen Erscheinen auch im wesentlichen in den meisten neueren Lehrplänen anerkannt wurde. Sie legt auf den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache Wert, ohne auf grammatische Fundierung und damit namentlich auch Übersetzungsübungen zu verzichten. Diese Methode war für die verschiedensten Schulgattungen brauchbar, so daß von dem Lehrbuch, außer einer allgemeinen Ausgabe und denen für höhere Knabenschulen, solche für höhere Mädchenschulen, Seminare, Mittel- und Bürgerschulen wie für Fortbildungs- und Handelsschulen geschaffen wurden. Im Verein mit Thiergen, dessen „Methodik des neuphilologischen Unterrichts" (1902; 2. A. 1910) sich gleichfalls auf vermittelnden Standpunkt stellte, dehnte Boerner sein Unterrichtswerk auch auf die englische und mit Lovera auf die italienische Sprache aus. In „Teubners Kleinen Sprachbüchern" entstand 1892, auf denselben Anschauungen beruhend, ein Unternehmen, das besonders für den Sprachunterricht Erwachsener geeignet war und demgemäß über das Französische (Boerner) und Englische (Thiergen) hinaus Italienisch (Scanferlato) und Spanisch (Runge) einbezog und auch ein Bändchen „Deutsch für Ausländer" von Becker brachte. Daneben traten fremdsprachliche Werke für besondere praktische Zwecke: ein „Lehrbuch der französischen Sprache für den Post- und Telegraphenbeamten" von Sieblist (1900; 3. A. 1910), ein spanisches Lehrbuch für Kaufleute von Dernehl (1905), Hilfsbücher für den Unterricht in der Handelskorrespondenz auf verschiedenen Stufen von Krüger und Trettin (1903; 2. A. 1909), ferner

von Spude und Crétin (Correspondance commerciale, 1908) und von Mueller (Analysis of commercial correspondence, 1902). Die allgemeine Bedeutung des neusprachlichen Verlags bestand, wie sich hieraus ergibt, vor allem für die Firma darin, daß er sie über das bis dahin fast ausschließlich gepflegte Gebiet der Literatur für höhere Schulen hinaus führte, womit sich andere ebenfalls dahin zielende Tendenzen begegneten, auf die später zurückzukommen sein wird.

Wenden wir uns nun zum höheren Schulwesen, so stand zunächst die Frage der Reform der höheren Knabenschulen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Die bekannten Vorwürfe gegen das Gymnasium, die aus einer äußerlicher Auffassung der Bildungsaufgabe der höheren Schule heraus das Gymnasium der Einseitigkeit, der Weltfremdheit, ja mangelnden nationalen Bewußtseins ziehen und meinten, es sei außerstande, unter den neuen Zeitverhältnissen die Schüler zu einer tätigen und verständnisvollen Anteilnahme am Kulturleben ihrer Zeit zu befähigen, brauchen hier nicht wiederholt zu werden, ebensowenig die Forderungen einer stärkeren Betonung des nationalen Elementes, sowie vor allem einer größeren, ihrer Bedeutung im wirtschaftlichen und geistigen Leben der Zeit entsprechenden Berücksichtigung der Naturwissenschaften näher erörtert. Die Entwicklung spiegeln die preußischen Lehrpläne wieder; eine zusammenfassende Darstellung derselben bietet A. Messer, „Die Reformbewegung des preußischen Gymnasialwesens“ (1901), der neben einem historischen Überblick und einer Charakterisierung der pädagogischen Richtungen und ihrer Stellungnahme zu den Hauptstreitfragen vor allem eine objektive Darlegung der vorgebrachten Gründe und Gegengründe gibt.

Der „Schulfriede“ von 1901, der jeder Schulgattung die Entwicklung ihrer berechtigten Eigenart gewährleistet, wird für die

Zukunft die Grundlage für eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres höheren Unterrichtswesens bieten. Denn, wie G. Kerschensteiner in seinen für die Behandlung dieser Probleme höchst bedeutsamen „Grundfragen der Schulorganisation" (1907; 2. A. 1910) des näheren ausgeführt hat, nicht von dem humanistischen Gymnasium allein, aber auch nicht von einer Einheitsschule, die den ganzen Wissensstoff der Zeit in sich aufnehmen und darreichen will, ist das Heil zu erwarten, vielmehr ist als erste Grundforderung für die Ausgestaltung des höheren Schulwesens eine wohlumgrenzte, natürliche Einheit des Bildungsstoffes zu stellen, sei sie mit Rücksicht auf die besondere Begabung der Schüler humanistischer, naturwissenschaftlicher, neusprachlicher oder technischer Art. Denn „nicht, daß der Schüler über tausend Dinge Bescheid weiß bei seiner Reifeprüfung, kann die Aufgabe der neunklassigen höheren Schule sein, sondern daß er ernstlich, selbständig und mit der nötigen Kritik, ehrlich, charaktervoll, hingebend, erfüllt von der Sache hat arbeiten lernen. Männer brauchen wir, nicht Lexika!"

Die wachsende Bedeutung der Realanstalten kam in der Gründung eines eigenen Organes für die gesamten Interessen dieser Schulgattung, der „Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen" (1890) zum Ausdruck, die durch die energische Förderung und Unterstützung aller auf den inneren und äußeren Ausbau des lateinlosen Schulwesens gerichteten Bestrebungen sich das Verdienst zuschreiben darf, nicht unwesentlich zu einer friedlichen Lösung der Reformfragen beigetragen zu haben.

Eine zusammenfassende Darstellung der inneren Gestaltung des Unterrichts unter den nun gegebenen Verhältnissen bietet das von erfahrenen Fachmännern der einzelnen Gebiete bearbeitete „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" (1906), das umfassend über die modernen schulpolitischen und didaktischen Probleme und Strömungen auf den einzelnen Gebieten des höheren Schulwesens orientiert, indem es die historische Entwicklung der Methoden jedes einzelnen Unterrichtsfaches dar-

legt und unter ständiger Betonung der Einheit aller in der Schule zu leistenden Arbeit das gegenwärtige Unterrichtsverfahren auf Grund praktischer Erfahrung anschaulich vorführt. Es will damit auch dem Schulfrieden dienen, durch „Vermehrung der wirklich Sachverständigen; denn in der Mehrzahl der Fälle ist es der Mangel ausreichender Sachkenntnis, der die Gegensätze der Schularten und der Richtungen der Unterrichtsmethodik über Gebühr sich steigern und der die Polemik bitter und unfruchtbar werden läßt". Vor allem wendet es sich auch an die Teilnahme der „Hochschuldozenten als derjenigen, die an das Werk der höheren Schule mit ihrer Arbeit anknüpfen", und von deren Tätigkeit anderseits „die Vorbereitung der Oberlehrer für ihren Beruf als wissenschaftliche Lehrer der höheren Schule einen Hauptteil" bildet. Dieser Fühlung zwischen Universität und Schule sollten besonders die auf den Philologenversammlungen in Hamburg und Graz veranstalteten Vorträge über diese Beziehungen auf den wichtigsten Unterrichtsgebieten dienen, von denen die Hamburger Vorträge von A. Brandl, A. Harnack, F. Klein und P. Wendland als besonderer Band erschienen sind (1905). Ihre Absicht faßt Harnack in zwei Bitten zusammen „an seine Kollegen an den Universitäten: sie mögen in ihren Vorlesungen mehr der Schule und ihrer Bedürfnisse gedenken; es ist nicht so, daß die Wissenschaft verliert, was die Schule gewinnt, sondern es kann sehr wohl gelten: ‚Die Wissenschaft gewinnt, was die Schule gewinnt,' – an die Lehrer: sie mögen laut und kräftig aussprechen, was die Schule von der Universität in bezug auf Vorlesungen und Übungen erwartet, und sie mögen, namentlich in den oberen Klassen mit dem nicht geizen, was sie auf der Universität gelernt haben, vielmehr die Kunst üben, die ‚pueri' durch große Gedanken erweckende Arbeit zu ‚iuvenes' zu machen, damit der Mann ihnen danke".

Hand in Hand mit dieser inneren Wandlung des Unterrichtswesens gingen die auf die Regelung der äußeren Verhältnisse der

höheren Schulen und des Oberlehrerstandes zielenden Bestrebungen. Eine gerechte Würdigung und Beurteilung des hier Erreichbaren kann der umfassende Überblick über die gerade auf dem Gebiete der äußeren Organisation des höheren Schulwesens herrschende Mannigfaltigkeit der bestehenden Verhältnisse ermöglichen, den auf Grund einer sorgfältigen Sammlung des weitschichtigen Materials H. Morsch, „Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich" (1. A. 1905; 2. A. 1910) gibt. Er begnügt sich dabei aber nicht mit einer bloßen äußeren Aneinanderreihung von Verfügungen, Lehrplänen, statistischen Tabellen usw., vielmehr bietet er stets zugleich eine in maßvollen Grenzen gehaltene kritische Würdigung der gegenwärtigen Zustände mit zahlreichen positiven Vorschlägen zur Abänderung der Übelstände, so daß dem Buch neben seinem Wert als sorgfältige Materialsammlung auch prinzipielle Bedeutung für die Weiterentwicklung der Organisation des Schulwesens zukommt. Neben diesen zusammenfassenden Werken sind einzelne Fragen und Gebiete behandelnde zu nennen. Wertvolle Beiträge zur Oberlehrerfrage lieferten K. Fricke, „Die geschichtliche Entwicklung des Lehramtes in den höheren Schulen" und F. Eulenburg, „Die soziale Lage der Oberlehrer" (1903), die von verschiedenem Standpunkte aus, doch sich gegenseitig ergänzend und in den wesentlichen Ergebnissen übereinstimmend, sich bemühten, die Oberlehrerfrage unter den Gesichtspunkt wissenschaftlicher Behandlung und Betrachtungsweise zu stellen. Von dem erhöhten Interesse an der Wahl und der Ausgestaltung der Unterrichtsmittel legen die Verzeichnisse der amtlich genehmigten Schulbücher, wie sie E. Horn (1906) im amtlichen Auftrage für die höheren Lehranstalten Preußens ausgearbeitet hat, Zeugnis ab. Die durch verschiedene aktuelle Vorgänge brennend gewordene, den Bestand der Schule als sittliche Institution aufs tiefste berührende Frage der Bekämpfung der Schülerverbindungen behandelte M. Nath, „Schülerverbindungen und Schülervereine" (1906), indem er zeigt, wie der Kampf der Erziehungsschule „mit

der Pest der Schülerverbindungen“ ein Kampf auf Leben und Tod ist und sein muß, zugleich aber auch, daß die Schule an ihrem Teile seit geraumer Zeit je länger, je mehr bestrebt ist, die Entstehung des Übels prophylaktisch zu verhüten, insbesondere durch die Erlaubnis zur Bildung von Schülervereinen. – Dabei wendet sich auch der Blick rückwärts in die Zustände früherer Zeiten, wie die vom Sächsischen Gymnasiallehrerverein veranstalteten Veröffentlichungen aus der Geschichte des sächsischen gelehrten Schulwesens bekunden, von denen seit 1900 vier Teile erschienen sind.

Schließlich aber machen nicht Lehrpläne und Lehrordnung die Schule, sondern der in ihr herrschende Geist, der bedingt ist vor allem durch die Persönlichkeit des Lehrers. Als schönes Dokument einer solchen Persönlichkeit der älteren Generation dürfen des Leipziger Gymnasialrektors Richard Richters „Reden und Aufsätze“ (1902) gelten, der einmal seinen Schülern sagt: „Möget ihr alle so zufrieden sein mit dem gewählten Beruf und so glücklich in ihm werden, wie ich es bis heute geblieben bin, was ich als eine der größten Wohltaten meines Lebens dankbar rühme“ und ein andermal seinen Abiturienten: „Den Herzenswunsch will ich euch zum Abschiede verraten, daß ihr als meine Pappenheimer im stillen Herzen aufrichtig zu mir sagen könntet: denn du bist immer wahr mit uns gewesen.“ Und für die jüngere Gegenwart mag R. Jahnkes Büchlein „Aus der Mappe eines Glücklichen“ (1908) bezeugen, daß in unseren höheren Schulen ein Geist herrscht, der bei kräftigem Wirklichkeitssinn, der die Dinge sieht, wie sie sind, doch eine herzliche Lebensfreude in sich trägt, und damit der Sonnenschein, den, wie Adolf Matthias im Hinblick auf dieses Buch sagt, „unsere Schule braucht, unter dem bekanntlich Pedanterie und kleinlicher Sinn weniger gedeihen als alle die frohen Regungen und Lebensäußerungen, die zur Arbeit stärken und das Pflichtgefühl mit gesundem Optimismus kräftigen“.

Auch mit der Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens von den Anfängen seiner Neugestaltung an ist der Verlag eng verbunden. 1872 hatte die erste deutsche Hauptversammlung von Lehrern und Lehrerinnen der höheren Mädchenschulen in Weimar stattgefunden. 1873 erfolgte, nachdem die Vorgängerin, die „Stoa", 1870 eingegangen war, die Begründung der „Zeitschrift für weibliche Bildung", die am Schluß ihres ersten Jahrganges noch die Statuten des neu begründeten „Deutschen Vereins von Dirigenten und Lehrenden höherer Mädchenschulen" veröffentlichen konnte. In der die Zeitschrift eröffnenden „Widmung" wird als Aufgabe bezeichnet „dem Mädchenschulwesen nach Seiten seines äußeren und inneren Ausbaues eine volle Klarheit der Grundlagen und eine wohlgegliederte Durchbildung zu geben". Die hierbei leitenden Gesichtspunkte und Motive sollen sich ergeben „aus einem richtigen Verständnis der weiblichen Natur und Bestimmung, aus der Anerkennung ihrer Anrechte und aus der Überzeugung, durch die Pflege weiblicher Bildung werde zugleich eine wichtigste Pflicht für die nationale Bildung überhaupt erfüllt". Auf diesem Boden will die Zeitschrift alle sammeln, die an dem Ausbau der höheren Mädchenschule Anteil nehmen, auch strebsame Vertreter von Privatanstalten, auch Lehrerinnen und Erzieherinnen als willkommene Mitarbeiterinnen. Bei der zu erwartenden Verschiedenheit der Standpunkte bittet die Redaktion von vornherein ihr nicht „für das einzelne eine Solidarität zuzuschreiben". Die ersten Herausgeber waren R. Schornstein und A. Viëtor, ihnen folgte dann von 1887 bis 1899 Buchner, endlich von 1900 Wunder. Mit dem Jahr 1902 löste dann die „Frauenbildung", deren Herausgabe J. Wychgram übernahm, die „Zeitschrift für weibliche Bildung" ab, auf breiterer Grundlage die Ziele der Hebung der geistigen Bildung der Frau anstrebend, um ihr so „eine höhere und edlere Selbständigkeit im wirtschaftlichen Sinne" zu schaffen. Auch jetzt, nachdem das höhere Mädchenschulwesen sich eine feste Stellung im natio-

nalen Bildungswesen errungen, fehlt es nicht an Problemen. Das Geleitwort nennt als einige der wichtigsten: „Wie ist, wenn das jetzige höhere Mädchenschulwesen schon nach seiner zeitlichen Ausdehnung nicht mehr genügt, die Fortbildung zu organisieren? Hat sie zu erfolgen unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung zu einem erwerbenden Berufe oder unter dem der späteren hauswirtschaftlichen und mütterlichen Tätigkeit? Welchen Inhalt sollen die Bildungsgänge haben, die zu beiden Zielen führen? Soll die Hinführung zum Universitätsstudium die Wege wandeln, die die Knabenschulen bisher gewandelt sind, oder sollte es wünschenswert und möglich sein, bei gleichem Ziele die Mädchen andere, ihrer Natur angepaßte Wege zu führen? Wie ist den zweifellosen Mängeln abzuhelfen, die der augenblicklichen höheren Mädchenschule über das allen menschlichen Dingen zukommende Maß hinaus anhaften? Was müssen wir tun, um dem Mädchen aus dem Volke eine Bildung mitzugeben, die ihm innerlich und äußerlich nützt, die ihm brauchbare Mittel des Schutzes und der Verteidigung in die Hand gibt?“ Auch die „Frauenbildung“ hat den Grundsatz befolgt, „jeder ernsthaften und gediegenen Erörterung dieser Probleme“ Raum zu geben. Wenn sie es dabei auch nicht immer allen, zum Teil sich ziemlich schroff gegenüberstehenden Seiten hat recht machen können, so dürfte sie gerade, indem sie eine freie Aussprache auf gemeinsamem Boden ermöglichte, zur Verständigung nicht wenig beigetragen haben. Welche Probleme und in welchem Sinne sie in der Zeit des Werdens der höheren Mädchenschule erörtert worden sind, können neben den Jahrgängen der beiden Zeitschriften aus dem Verlage zwei Sammlungen von Aufsätzen zeigen, die eine von dem Herausgeber der „Frauenbildung“ selbst (Wychgram, Vorträge und Aufsätze, 1907), die andere von dem Frankfurter Schulrat W. Lüngen (Fragen der Frauenbildung, 1904). Jene können als Dokument der Entwicklung dienen, wenn sie von „der Leitung der Schule“ sprechen oder über „neue Lehrplanentwürfe“ berichten, „Hy-

giene der Mädchenschule“ oder „praktische Ausbildung der Seminaristinnen“ erörtern oder endlich Charakterbilder aus der Geschichte der Mädchenschule und der Frauenbewegung zeichnen, so vor allem des eine hervorragende Stellung in ihr einnehmenden Stephan Waetzoldt. Diese erörtern „Hindernisse für das Wirken der höheren Mädchenschule“, die Frage ihres Ausbaues, das viel verhandelte Thema des Verhältnisses von Knabenerziehung und Mädchenerziehung und stellten diese Fragen auch in den großen Zusammenhang der Frauenfrage mit dem Thema „Frauennot, Frauenpflicht und Frauenrecht“.

Der „Frauenbildung“ zur Seite trat mit dem Erwerb des Hofmannschen Verlages die „Lehrerin“, das Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, der mit dem 26. Jahrgang (1910) auch die Redaktion selbst übernahm. Bis dahin hatte sie Marie Loeper-Housselle geführt, die das Blatt begründet, wie es in dem ihr gewidmeten Dankesworte heißt, mit „mutiger Zuversicht gegenüber den kleinen und schwachen Zeugnissen vorhandener Kraft“. „Wir empfinden“, heißt es hier weiter, „durch alle Jahrgänge hindurch das Leben der besten Kulturkräfte, die unser deutsches Volk besitzt: der Kulturkräfte des deutschen Idealismus, der in der Schule des Maschinenzeitalters mehr und mehr die Welt der sozialen Verhältnisse als das Arbeitsfeld erkennt und ergreift, das ihm die Forderung des Tages zuweist. Vor dieser großen Aufgabe wird hier das Streben der Frauen, werden die Zwecke des Lehrerinnenstandes gerechtfertigt. Auch alle äußeren Ziele erscheinen nur als die notwendigen Mittel, um der Frau ihren vollen Anteil an der großen Kulturarbeit des 19. Jahrhunderts zu sichern.“ Wie diesem Idealismus haben den von ihnen – mag man glauben mit Recht oder Unrecht – ausgeübten starken Einfluß auf die Gestaltung des Mädchenschulwesens die Frauen der, trotz der Verschiedenheit der Interessen und Strömungen auch in ihren Kreisen, doch vorhandenen Einheitlichkeit der Ziele zu danken, wie sie etwa in den Beratungen über „Die höhere Mädchen-

bildung“ auf dem Kasseler Kongreß 1907 zum Ausdruck kommt. „Die Kongreßversammlung und die gesamte deutsche Frauenwelt, soweit sie sich bewußt um Bildungsideale für ihr Geschlecht schart, sind trotz aller Verschiedenheit der Weltanschauung, trotz starker religiöser, sozialer und politischer Gegensätze, einig in den Forderungen: 1. Gründlichkeit und Wahlfreiheit der Mädchenbildung; 2. Gesicherter Einfluß der Frau auf die Mädchenbildung,“ heißt es in dem Vorwort. Sind von den erörterten Fragen die Vorbereitung zur Hochschulbildung, gemeinsamer Unterricht der Geschlechter, Stellung der Frau im Lehrkörper der höheren Mädchenschule wenig umstritten, so ist Gegenstand besonderer Diskussion die Frage der Frauenschule, der Fortbildung der nichtstudierenden Frauen auf Grund der höheren Mädchenschulbildung – aber nicht nur der Diskussion, sondern, was ja noch förderlicher ist, auch praktischer Versuche, wie sie etwa die von der Berliner Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes gesammelten „Referate über von Frauen gegründete, in der Praxis bewährte Fortbildungsanstalten für Frauen“ veranschaulichen, oder die, speziell den Typus der „Allgemeinen Frauenschule als Fortsetzung der höheren Mädchenschule“ behandelnde Schrift von Auguste Sprengel (1909). Die Forderung der „sozialen Frauenbildung“ vertritt im besonderen Alice Salomon (1908). „Je verwickelter die Verhältnisse des sozialen Lebens werden, um so unmöglicher wird es, Notstände irgendwelcher Art allein ‚mit dem guten Herzen‘ und ‚dem gefüllten Beutel‘ zu beseitigen. Wer helfen will, muß die Ursachen der Not, die Mittel und die Methoden zur Hilfeleistung kennen lernen.“ Den nach den verschiedenen Richtungen gehenden Vorschlägen und Versuchen sucht H. Gaudig ein einheitliches Ziel zu setzen, wenn er „ein Fortbildungsschuljahr für die Schülerinnen der höheren Mädchenschule“ fordert, das die Frau lehrt, ihre Aufgabe in „der deutschen Familie, die, auf solider wirtschaftlicher Unterlage sich aufbauend, eine Stätte der Gesundheit des Leibes und der religiös, sittlich,

geistig vertieften Lebensgemeinschaft ist, als Berufsaufgabe zu erfassen, mit der sie dem außerhalb der Familie im Beruf arbeitenden Manne als gleichwertige Lebensgenossin zur Seite steht". Die preußischen Lehrpläne haben bei der Neuheit der Frauenschule vor allem ihr die erforderliche Bewegungsfreiheit geben zu sollen geglaubt. Die Hilfsmittel, die der Verlag für deren Fächer gebracht, für Volkswirtschaftslehre (von A. Salomon, 1909), Bürgerkunde (von Treuge, 1909), Gesundheitslehre (von F. A. Schmidt, 1910) und Haushaltungskunde (von A. Eppler, 1910), suchen auf Grund praktischer Erfahrungen den Besonderheiten der neuen Aufgaben gerecht zu werden.

Auch den neuen Lehrplänen für die höheren Mädchenschulen, Studienanstalten und Lyzeen galt es durch Umarbeitung vorhandener oder Schaffung neuer Lehrbücher Rechnung zu tragen, eine ebenso wichtige als interessante Aufgabe, weil diese Lehrpläne im ganzen wie im einzelnen deutlich einen pädagogisch fortschrittlichen Charakter tragen, vor allem indem sie die Erziehung zur Selbständigkeit durch Anleitung zur Selbsttätigkeit betonen. Das kommt, wie im literaturgeschichtlichen Unterricht des Lyzeums (s. o. S. 462), und wie M. Siber (1909–11) versucht, die Einsicht in die sprachlichen Erscheinungen aus größeren Abschnitten mustergültiger Prosa gewinnen zu lassen und zur Fortsetzung dieser Beobachtungen „an der täglichen Umgangssprache bzw. am Heimatdialekt und an inhaltsverwandten Prosastücken im Lesebuch" anzuleiten, in der Heranziehung von Quellen für den kirchengeschichtlichen Unterricht zum Ausdruck, wo das Werk von Paust (1909) diesen Zweck erfüllt. Der Forderung für den Pädagogikunterricht, daß „die psychologischen Unterweisungen stets von der Beobachtung und Erfahrung ausgehen müssen und dabei an die vorhandenen und zu erweiternden Kenntnisse des Kindeslebens anknüpfen", sucht ein neues von Peper u. a. verfaßtes Unterrichtswerk (1911 ff.) zu entsprechen, das außerdem die Darstellung durch Quellenhefte ergänzt, die Material zur Einführung in die wissenschaftliche

Forschung der Gegenwart bieten. Auch sonst, für Religion, Geschichte, Geographie wird die Einführung in „wertvolle Darstellungen“ gefordert, wie sie die nun mehrfach erweiterte Sammlung „Aus deutscher Wissenschaft und Kunst“ des Verlags (s. o. S. 462) schon bot. Zusammenfassenden Ausdruck finden diese Bestrebungen vor allem in den Lesebüchern, von denen ebenfalls schon (S. 460) gesprochen ist. Das 1895 an die Stelle des alten Wirtschen Lesebuches von 1873 getretene Schmid und Speyersche erfuhr eine im wesentlichen nur äußerliche Umgestaltung, da es, damals führend, auch den neuen Anforderungen im Geiste durchaus entsprach. Ihm zur Seite stellt sich das von H. Gaudig herausgegebene (1909/10), das dessen Ideen auf diesem Gebiete zu verwirklichen sucht, die er in seinen pädagogischen Schriften, vor allem den „Didaktischen Ketzereien“ (1904; 2. A. 1909) und „Didaktischen Präludien“ (1909) vertritt, von denen unten (S. 489) die Rede ist. „Eine Darlegung der gesamten Unterrichtsarbeit an höheren Mädchenschulen, wie sie den gesunden didaktischen Grundsätzen der Gegenwart entsprechend aussehen soll,“ will der von O. Kästner herausgegebene „Lehrplan der höheren Mädchenschulen“ (1909) geben, auf der Grundlage der Lehrpläne „die Arbeitsweise der einzelnen Fächer und Stufen, teils im Umriß, teils eingehender, selbst vorführen und dadurch zeigen, wie sich die Grundsätze der Reform verwirklichen lassen“, und zwar unter dem Gesichtspunkt, „daß alle Unterrichtsarbeit produktiven Charakter tragen soll, denn nicht das Maß des positiven Wissens, sondern der Grad der freien Beweglichkeit des geistigen Kräftespiels bildet das entscheidende Merkmal der Bildung“.

Die Entwicklung des Schulwesens und der Pädagogik im allgemeinen bestimmt, wie in weitem Umfange die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt, der Gegensatz zwischen sozialen und individuellen Tendenzen. Die Durch-

führung der allgemeinen Schulpflicht verlangt die Bewältigung immer größerer Massen, zumal in den rasch anwachsenden Großstädten, und man glaubt, diese Aufgaben zunächst mit möglichst eingehender Reglementierung des Schulwesens und mit streng methodischer Schulung der Lehrer lösen zu sollen und zu können. Auf der anderen Seite fordern Lehrerpersönlichkeit und Kindesseele immer mehr ihr Recht – und hier wie sonst ist es die Wissenschaft, die ihnen dazu verhilft. An Stelle des methodischen Drills, der pädagogischen Rezepte, soll die Ausbildung des zukünftigen Lehrers auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen, wie sie in den höheren Schulen durchgeführt ist. Von hier aus dringt die wissenschaftliche Fundierung des Unterrichts auch in die Volksschule, so wenig diese freilich im wissenschaftlich gearteten Betrieb der Lehrfächer ihr letztes Ziel erkennen konnte. Wohl aber – und das ist das andere – mußte die Eigenart des Kindes mehr und mehr bestimmend für ihren Betrieb werden: die eigenartigen Lebensbedingungen des leiblichen und geistigen Seins des Kindes werden eingehender durchforscht, zugleich wird alles, was auf den verschiedensten Gebieten allgemein menschlicher und nationaler Existenz an Erkenntnissen gewonnen, an Forderungen aufgestellt wird, jeweils besonders angewandt auf die Fragen der Erziehung, der Heranbildung der künftigen Generation. Denn mit dem durch die tieferen Einblicke in jene Zusammenhänge, aber auch durch die eigenen Erfahrungen auf politischem und sozialem Gebiete geschärften Blick erkennt man immer mehr die Wichtigkeit der Bildung vor allem auch der breiteren Massen für die Zukunft unseres Staates, unseres Volkes und unserer Kultur und erstrebt darum die Bildung des einzelnen wie um seiner selbst willen so zum Besten des Ganzen. Alle diese Tendenzen mußten den Verlag auf verschiedenen Wegen zu den allgemeinen Fragen der Erziehung und zu deren Gestaltung auch in Volks- und Fortbildungsschulen führen. Dabei war von entscheidender Bedeutung die Erwerbung des Ver-

lags von Theodor Hofmann in Gera (1901). Auf verschiedenen Gebieten konnte auf dem hier gelegten Grunde weiter gebaut werden, wenn es für den Ausbau des pädagogischen Verlags zum Grundsatz wurde, nicht einseitig einzelnen jener Tendenzen zu dienen, und vor allem nicht den oft nur in negativer unfruchtbarer Kritik sich äußernden Übertreibungen moderner Reformpädagogik. Und erfreulicherweise wird ja mehr und mehr schon die Spreu von dem Weizen geschieden, das praktisch Verwertbare in die Praxis übergeführt, wie es etwa E. Dickhoff für die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des ersten Jugendunterrichts auf Grund der pädagogischen Literatur und der Jahresberichte deutscher Städte feststellt (1911). Als bezeichnend für die Behandlung allgemeiner Erziehungsfragen darf etwa auch das traurige Kapitel der Schülerselbstmorde gelten: eine objektive Untersuchung, wie sie A. Eulenburg liefert (1909), zeigt, im Gegensatz zu oberflächlicher Behandlung in Presse und Literatur, wie im großen und ganzen Haus und Familie in höherem Grade „durch Erziehungssünden aktiver und passiver Natur" die Verantwortung tragen als die Schule. In umfassendster Weise will die so immer notwendiger werdende Aufgabe eines zusammenfassenden, der Produktion jeweils rasch folgenden Überblickes über die stetig anschwellende pädagogische Literatur, die seit 1907 (für 1906) erscheinende, von E. Clausnitzer herausgegebene „Pädagogische Jahresschau über das Volksschulwesen" erfüllen. Sie wertet die einzelnen pädagogischen Schriftwerke in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der pädagogischen Ideen, sucht anderseits aber durch Einbeziehung der bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen auf den einzelnen Gebieten alte Anschauungen überholende neue Erkenntnisse für den Unterrichtsbetrieb möglichst rasch nutzbar zu machen. So bildet die „Jahresschau" gewissermaßen eine ständig sich erweiternde und erneuernde Methodik, wie sie in handbuchartiger Anlage etwa die von H. Gehrig (1904–09) herausgegebene „Methodik des

Volks- und Mittelschulunterrichts" bietet, die zusammenfassend dessen Stand darstellen will, und zwar, im Gegensatz zu ähnlichen älteren Werken, die historisch genetische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellten, vorwiegend unter psychologisch-ethischen. Damit setzte der Verlag die aus dem Hofmannschen übernommenen methodischen Werke von Schwochow und Regener fort. Des ersteren Methodik bringt in der letzten Bearbeitung (7. A. 1907) eine auch die neueren Bestrebungen berücksichtigende, knappe Orientierung über die methodischen Grundlagen und die praktische Gestaltung des Volksschulunterrichts, wie die „Schulpraxis" (2. A. 1905) eine solche der äußeren Hilfsmittel der Erziehung, die ja eine immer steigende Wichtigkeit gewinnen. Durch breitere theoretische Fundierung der didaktischen und erzieherischen Grundsätze sind Regeners „Allgemeine" und „besondere Unterrichtslehre" (3. A. 1905/06) charakterisiert, die er in den „Grundzügen einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichts" (2. A. 1909) in noch erweiterter Form leistet. Meßmer übt Kritik an der Lehre von der Unterrichtsmethode und zeichnet neue Grundlinien für sie (1905). Auf breiter Grundlage sucht P. Bergemann in der „Ethik als Kulturphilosophie" (1904) die Aufgabe der Erziehung als Heranbildung zur Kulturarbeit nachzuweisen, in der „Sozialen Pädagogik" (1900) einen Überblick über das Gesamtgebiet der Pädagogik unter diesem Gesichtspunkte zu geben und in einer „Pädagogischen Psychologie" (1901) die psychologischen Grundlagen zusammenzustellen. C. Andreae (1911) zeichnet „die Entwicklung der theoretischen Pädagogik", als der allein gesunden und dauerhaften Grundlage aller praktischen pädagogischen Unternehmungen, in einem Überblick über die von den Vertretern der verschiedenen Weltanschauungen seit Platon unternommenen Versuche, die Erziehungstätigkeit theoretisch zu fassen, und G. F. Lipps (1910) sucht in den geschichtlichen Zusammenhang von „Weltanschauung und Bildungsideal" einzudringen, um so die Grundlage zur Bestimmung des Verhältnisses in der Gegenwart zu gewinnen.

Zeigt sich so hier das Streben, die Pädagogik immer mehr in die großen Zusammenhänge einzuordnen, so in der praktischen Unterrichtsgestaltung das Bestreben, sie auf fachwissenschaftliche Grundlage zu stellen. Zunächst geschieht das in erhöhtem Maße für die Lehrerbildungsanstalten durch die preußischen Seminarlehrpläne von 1901. Sie geben Veranlassung zur Bearbeitung deutscher, neusprachlicher, geschichtlicher und mathematischer Lehrbücher für ihre Zwecke. In ähnlicher Weise gilt dies für die durch die Lehrpläne von 1910 neugeordneten Mittelschulen. Ihr Unterricht soll zwar selbst wissenschaftliche Absichten ausdrücklich nicht verfolgen, aber vor allem bestimmt, eine bessere Vorbildung für die Betätigung in Industrie und Handel zu gewähren, verlangt er, um zur Bewältigung der ja immer komplizierteren Verhältnisse zu befähigen, doch eine Fundierung, wie sie zuletzt nur wissenschaftliche Erkenntnis zu bieten vermag. So kann auch hier der Verlag aus der Betätigung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens die neuen Ziele Förderndes schaffen. Unter Zurückdrängung des Lernstoffes wird das Hauptgewicht gelegt auf Weckung des Verständnisses, auf die Klarstellung des kausalen Zusammenhanges zwischen den natürlichen und kulturellen Verhältnissen in der Geographie (von R. Lehmann; 1910), auf die Anbahnung eines historisch begründeten Verständnisses der Gegenwart in der Geschichte (von H. Schoenborn; 1911). Vorher war bereits den aus dem Hofmannschen Verlag übernommenen altbewährten Realien- und Geschichtsbüchern von Fr. Polack (123. A. 1911), die seinerzeit epochemachend gewirkt haben und heute noch überall da, wo eine schlichte und gemütswarme Darstellung der realistischen Unterrichtsfächer auch zum Zwecke des „Erlebens" ratsam erscheint, gern Verwendung finden, das für den Volksschulunterricht bestimmte Realienbuch von Franke und Schmeil an die Seite getreten (3. A. 1909), das auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat, indem es in der Geschichte z. B. mit „veralteten oder irrtüm-

lichen Anschauungen" auch da aufräumt, wo „dadurch dem Lehrer liebgewordene Stoffe verändert oder gestrichen werden mußten", oder das in der Naturlehre von den Anschauungen und Erfahrungen des Kindes aus der Natur, dem täglichen und Erwerbsleben ausgehend in das Verständnis des gesetzmäßigen Zusammenhangs der Naturerscheinungen einzuführen sucht. Der ebenfalls im Hofmannschen Verlag erschienene Schulatlas von Keil und Riecke (53. A. 1909) erfuhr eine „in ihrer wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und methodischen Stoffbearbeitung", z. B. auch von A. Kirchhoff anerkannte Neubearbeitung, zunächst in einer Sonderausgabe für die Schulen Berlins durch Pohle und Brust (2. A. 1909). Wie auf dem Gebiete des Religionsunterrichts wissenschaftliche und pädagogische Momente ineinandergreifen, kann etwa E. Schmidts „Handbuch für den Perikopenunterricht" (1911) zeigen, in dem sich die historisch orientierte Betrachtungsweise auch als die praktisch wirksame erweist.

Die zuletzt auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Fortschritte in Industrie, Handel und Landwirtschaft lassen eine bessere fachliche Ausbildung auch des an untergeordneter Stelle in ihnen Tätigen notwendig erscheinen und führen so zunächst ihrerseits zu der Begründung der Fortbildungsschulen, denen freilich mehr und mehr eine sehr viel bedeutungsvollere Aufgabe zugewiesen wird: der Vorbereitung der heranwachsenden Jugend nicht nur für die Erfüllung der Aufgaben des künftigen Berufes, sondern auch für die der Pflichten der künftigen Anteilnahme am bürgerlichen und staatlichen Leben. In diesem Sinne finden die mit dem Hofmannschen Verlag übernommenen Lesebücher und sonstigen Unterrichtswerke für gewerbliche und ländliche Fortbildungsschulen von Gehrig, Helmkampf, Krausbauer, Stillcke einen stetigen Ausbau, eine Erweiterung durch ein bergmännisches Lesebuch (2. A. 1908). In engem Zusammenhange sucht jene beiden Aufgaben die Neubearbeitung „Herd und Scholle" (1910 ff.) des ländlichen

Lesebuches zu erfüllen, indem sie in der „Schollentreue, den am eigenen Erdreich haftenden Heimatsinn“ zugleich auch den „triebkräftigsten Keimboden sozialer Pflichterfüllung“ erblickt. Unterrichtswerke für kaufmännische Fortbildungs- und Handelsschulen reihen sich an, so die von L. Voigt begründete (jetzt von A. Dörr herausgegebene) Sammlung kaufmännischer Unterrichtsbücher (1905 ff.), denen auch eine entsprechende Bearbeitung des Keil und Rieckeschen Atlasses für Handelsschulen eingegliedert wurde, die von R. Ebeling herausgegebene, das „Konzentrationsprinzip“ durchführende Handelsbetriebslehre (3. A. 1909), ferner Rechenbücher (von Heinemann und Schreyer; 1903 ff.) und eine Wirtschaftsgeographie (von Gruber und Reinlein; 1. A. 1905, 2. A. 1908). Ihnen soll sich ein Lesebuch anschließen (von Buschmann und Dörr), das es sich vor allem zur Aufgabe stellt, durch Einführung in die dem heranwachsenden Kaufmann zugängliche wertvolle Literatur ihn zur verständnisvollen und selbständigen Pflege beruflicher, staatsbürgerlicher und allgemeiner Bildung anzuleiten. Das infolge der tatsächlichen Entwicklung der Schulgattung vielfach noch mangelnde methodische Zusammenarbeiten der einzelnen Unterrichtsfächer will die von A. Dörr herausgegebene „Methodik des kaufmännischen Unterrichtswesens“ fördern, die dauernde Berührung mit der gesamten Fachliteratur die „Zeitschrift für das kaufmännische Unterrichtswesen“ (14. Jahrg. 1910/11) vermitteln, der Fortbildung der Handeltreibenden der „Deutsche Kaufmann“ (1905), der das nationale, und der „Großkaufmann“ (1905), der das internationale Handelswesen nach seinen Bedingungen und derzeitigen Gestaltungsformen darstellt, beide von dem Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen herausgegeben, dienen. Aber auch die Vorbildung der Mädchen für den hauswirtschaftlichen Beruf wird zu einer Aufgabe des systematischen Unterrichts, da die wirtschaftlichen Verhältnisse auch hier wie im Gewerbe und Handel, die traditionelle Weitergabe der erfahrungsmäßig gesammelten Kennt-

nisse unterbrechen. Auch hier tritt an die Stelle eine wissenschaftliche Grundlegung, namentlich der „Nahrungsmittellehre“ und „Gesundheitslehre“, wie sie etwa zum Zwecke der Vorbildung der Hauswirtschaftslehrerin die Luneburgschen Lehr- und Handbücher (1908) bieten, nachdem schon darin der Hofmannsche Verlag durch die Herausgabe des Springerschen „Haushaltungsunterrichts“ (2. A. 1905) und ihn ergänzender Hilfsmittel vorangegangen war, während die „Haushaltungsschule“ von A. v. Nostitz-Wallwitz (3. A. 1910) eine auch für einfache Kreise zugängliche Anleitung zu verständnisvoller Haushaltsführung gibt, G. Schneider einen Leitfaden der Gesundheitslehre und Haushaltungskunde, deren engen Zusammenhang betonend (2. A. 1908), bietet. Aber auch hier gilt es, den Blick über den engen Kreis der eigenen Betätigung hinauszuführen, diese in größeren Zusammenhang zu setzen: das strebt das „Deutsche Lesebuch für die weibliche Jugend“ von U. und M. Henschke an (4. A. 1902). Die letztere trägt auch ihre Ideen und Erfahrungen „Zur Einführung in die Theorie und die Praxis der Mädchenfortbildungsschule“ (1902) vor; ihr folgt, sich vor allem mit dem Problem des Verhältnisses von hauswirtschaftlicher und beruflicher (kaufmännischer) Fortbildung der Mädchen beschäftigend, E. Osenberg (1908).

Wie auch sonst, führt die ja nicht nur auf das pädagogische Gebiet beschränkte, sondern mehr oder weniger die ganze kulturelle Entwicklung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mit einer gewissen Einseitigkeit beherrschende „Verwissenschaftlichung“ allmählich die Betonung anderer, vor allem ästhetischer Momente, wie sonst, so auch in der Erziehung herbei. Wir haben oben (S. 459) gesehen, wie sich dies im deutschen Unterricht, der ja der Entfaltung beider Prinzipien Raum gab, äußert. In ähnlicher Weise, nur von der Gegenseite her, vollzieht sich ein solcher Wandel auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung. Sie wird zunächst in ihrer

unmittelbaren Bedeutung für die gesundheitliche Entwicklung des einzelnen und des Volkes gewertet, und nach dieser Seite entsteht nun – wie wir sahen, nicht ohne Vorbereitung schon im Anfang des Jahrhunderts – eine immer energischere, die Notwendigkeit der „Schulgesundheitspflege" betonende Bewegung, die sich in einem Verein konzentriert und im Verlag in der von diesem herausgegebenen Zeitschrift „Gesunde Jugend" (10. Jahrg. 1910/11) ihre Vertretung findet, der sich die Erörterung einzelner Fragen durch G. Leubuscher und M. Hartmann sowie kleine praktische Büchlein von L. Burgerstein und E. Jessen – letzteres für die von ihm begründete Schulzahnpflege – anschließen.

Aber bald beginnt die Wertung und Entwicklung der in den Leibesübungen auch beschlossenen ästhetischen und ethischen Momente. Bahnbrechend wirkt hier der (1892) begründete Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele, dessen Schriften seit dem Jahre 1905 im Verlag erscheinen. Denn gerade das geordnete planmäßige Spiel ist vor allen Leibesübungen ein „Erziehungsmittel ersten Ranges auch für Geist, Charakter und Gemüt", wie H. Raydt in seiner Schrift „Spielnachmittage" (3. A. 1910) ausführt, „zur Schnelligkeit des Entschlusses, wie zur zielbewußten Unterordnung" – den Eigenschaften, die unser heutiges Leben vor allem fordert. Nichts dürfte wohl bezeichnender sein für die wachsende Anerkennung der erzieherischen Bedeutung des Spiels, als daß es mehr und mehr im Heere heimisch wird und so der Zentralausschuß in seine „Kleinen Schriften", die auf den verschiedenen Gebieten und in verschiedenen Kreisen die Pflege des Spiels praktisch fördern wollen, ein „Militärspielbuch" einreihen kann, dem zuletzt ein „Ratgeber zur Pflege des Spiels an den deutschen Hochschulen" (4. A. 1910) vorausging. Über die Fortschritte der Spielbewegung berichtet der Zentralausschuß regelmäßig in dem Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele (20. Jahrg. 1911), seine Ideen vertritt die Zeitschrift „Körper und Geist" (19. Jahrg. 1910/11). Vom Spiel aus

durchdringen ähnliche Auffassungen den Turnunterricht und bahnen eine gewisse Neugestaltung an, wie dies auch in den neueren amtlichen Vorschriften seinen Ausdruck findet, für deren Ausführung E. Strohmeyer („Turnen und Spiel in der preußischen Volksschule" 1910) Anleitung geben will. In gleichem Geiste sind Möllers „Vorturner" (3. A. 1909) und „Keulenschwingen" (3. A. 1910) und Neuendorffs „Handbuch für das Frauenturnen" (2. A. 1910) geschrieben, während die körperliche Erziehung der nachschulpflichtigen Jugend Schröer und Ziegler (1909) in gesunde Bahnen lenken helfen wollen. Sinn und Zweck der Freiübungen wollen die „Haltungsvorbilder" von F. A. Schmidt und K. Möller (1910) erkennen lehren, den Schwimmunterricht betrachtet Marx in seiner erzieherischen Bedeutung (1911). Wie der Zentralausschuß in seinen „Kleinen Schriften" ein Bändchen über das „Wandern" (2. A. 1909) brachte, so soll ein 1911 erstmalig erscheinendes „Jahrbuch", von F. Eckardt herausgegeben, zum Sammelpunkt für diese im erfreulichen Wachsen befindliche Bewegung werden. Denn an innerem Wert steht es unmittelbar neben dem Spiel, „das Wandern ist bunt wie das Leben selbst, wie das Leben ist es verlockend schön und von geheimnisvollem Reiz und unbegreiflich. Darum aber ist es auch eine Erziehungsschule des Lebens sondergleichen. Da erhält die Willenskraft tausendfach Anlaß zu Betätigung, da erwacht mächtig die Liebe zu deutschem Volk und Land", wie E. Neuendorff in seiner frischen und zugleich gemütvollen Schilderung zweier Wanderungen mit seinen Schülern quer durch Deutschland sagt („Hinaus in die Ferne"; 1911). Auf der anderen Seite führen aber auch Wege zur „Kunsterziehung"; sie wollen die unter dem Titel „Schönheit und Gymnastik" vereinigten Aufsätze von F. A. Schmidt, K. Möller und M. Radczwill aufzeigen (1907) von denen die letztere zu den Kleinen Schriften „Singspiele" (1908) beigesteuert, um so bei den Kleinsten schon die körperliche Erziehung beginnen zu können, und die in ihrer „Reigensammlung" (1908) helfen will, an die Stelle der üblichen

„Aneinanderreihung von Ordnungsübungen“ den wirklichen Reigen treten zu lassen als „ein Ausleben von Gedanken und Gefühlen durch die Sprache des Körpers“. In gleichem Sinne wollen die Sammlungen von „Tanzspielen und Singtänzen“ (2. A. 1908) und „Volkstänzen“ von G. Meyer (1909) wirken, die vor allem auf den reichen Schatz volkstümlicher Schöpfungen zurückgreifen.

Wie hier, so vollzieht sich für die anderen bisher gering geschätzten „technischen Fächer“ eine Umwertung der Werte. Dem Gesangunterricht weisen die neuen preußischen Mädchenschullehrpläne die Aufgaben der „Bildung des musikalischen Geschmacks“ und der „Vermittlung der für jeden Gebildeten wünschenswerten Kenntnisse aus dem Gebiete der Musik überhaupt“ und damit eine bedeutsame Stellung in der Gesamterziehung zu, deren Lösung die Liederhefte von R. Schumacher (1911) ermöglichen wollen, während schon im gleichen Sinne A. Münchs Buch „Die Musik in Schule und Haus“ (1907) nicht nur durch faßliche Mitteilung der Theorie, sondern durch Anleitung zur Analyse musikalischer Hauptwerke Verständnis und Würdigung der Schöpfungen der Tonkunst anbahnen wollte.

Die Bewegung der „Kunsterziehung“ begann aber und führte am ehesten zu Erfolgen auf dem Gebiete der bildenden Kunst und des Zeichenunterrichts, wie sie zusammenfassend die im Auftrage des Deutschen Landesausschusses für den dritten Internationalen Kongreß zur Förderung des Zeichen- und Kunstunterrichts in London (1908) veröffentlichte Schrift „Deutsche Kunsterziehung“ darstellt. Wie der Verlag hier bei der Schaffung der von dieser Bewegung geforderten „künstlerischen Wandbilder“ mitwirkte, wird besonders zu schildern sein – denn hier greift sie bald über die Schulerziehung hinaus, in das Gebiet der Volkserziehung mit schönstem Erfolge über. Wie an solchen Bildern aber die Jugend zum „Sehen“ anzuleiten sei, versuchten Bildbetrachtungen von K. Kautzsch (1902), wie vom Leipziger Lehrerverein (1906) zu zeigen. Auf dem Gebiete des

Zeichenunterrichts ist Kerschensteiners bahnbrechendes Vorgehen bekannt; im Zusammenhang damit entwickelt H. Cornelius „Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht“ (1901), denen dann später seine „Elementargesetze der bildenden Kunst“ (1908; vgl. S. 446) folgten. Wie sich der Betrieb des Zeichenunterrichts nach neuen Grundsätzen gestalten läßt, zeigen O. Haßlinger und E. Bender (1907), vor allem die technischen Voraussetzungen erörternd. Das Zeichnen dann für den übrigen Unterricht nutzbar zu machen sucht E. Weber, indem er in seiner „Technik des Tafelzeichnens“ (2. A. 1910) an 250 Beispielen aus allen Gebieten des Lehrstoffs anleitend und anregend zeigen möchte, wann und wie der Lehrer mit der Kreide in der Hand unterrichten, wissenschaftlich erläutern oder künstlerisch gestalten soll, in seinem „angewandten Zeichnen“ (1911) aber, wie der Schüler die erworbene Fertigkeit praktisch verwerten kann.

An den Zeichenunterricht schließt sich der Handarbeitsunterricht an, dessen Stellung L. Pallat in dem Vorwort zu den von ihm seit 1910 herausgegebenen Vierteljahrsheften „Aus der Praxis der Knaben- und Mädchenhandarbeit“ schildert als der zweier Schwestern, die beide der Schule dienten. „Die eine hatte es darin zu einer gesicherten Stellung gebracht, aber sie war mit dem, was sie leistete, nicht zufrieden. Das ewige Einerlei der Nähtücher und der Normalstrümpfe widerte sie an ... Oft hatte sie seufzend gedacht, wieviel besser es doch ihre jüngere Schwester hätte. Die war freilich nicht fest angestellt und hatte auch einstweilen wenig Aussicht, es dahin zu bringen, aber wo man ihr Gelegenheit gab, sich zu betätigen, da ließ man ihr völlig freie Hand ... Sie sehnte sich (wieder) nach einem festen Ziele und war des Herumprobierens ebenso müde wie jene des Einerleis.“ Auch ihnen beiden wird nun die Kunst zur Helferin und Befreierin, freilich die auf gesunder technischer Grundlage ruhende, wofür z. B. H. Pralle praktische Winke aus eigener Erfahrung gibt (1910).

Von solcher veränderter Wertung der „technischen“ Fertigkeiten, der manuellen Betätigung, des praktischen Könnens konnte aber die Rückwirkung auf die Gestaltung des ganzen Unterrichts nicht ausbleiben. Völlig neu waren solche Gedanken, die sich unter dem Losungswort von der „Arbeitsschule“, die an die Stelle der Lernschule treten müsse, immer entschiedener geltend machten, nicht, vielmehr war es im letzten Grunde ein Zurückgehen auf Fröbelsche Gedanken, die nur in ihrem Heimatlande Deutschland zugunsten der Herbartschen Pädagogik jahrzehntelang zurückgestellt worden waren, während sie anderwärts, so besonders jenseits des Atlantischen Ozeans zu erzieherisch bedeutsamen Verwirklichungen geführt worden waren. Für das vorschulpflichtige Alter war eine derartige Bildung auch immer in Übung geblieben und weiter entwickelt worden, wie es z. B. die von L. Droescher herausgegebenen kleinen „Beschäftigungsbücher“ (1910) zeigen können, die „Anregung und Ratschläge zu solcher manuellen und praktischen Arbeit der Kinder bieten wollen, die ihre Schaffenslust befriedigt, sie fördert und die Augen der Kinder für die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Dinge des täglichen Lebens schärft“. Nun drang die Beschäftigung der Hand, ihre Zuhilfenahme für die Erfassung der Umwelt auch in die Schule, zunächst in den Elementarunterricht ein. Eines der frühesten in dieser Richtung liegenden Werke hatte schon der Hofmannsche Verlag mit Hertels den „Unterricht im Formen als intensivsten Anschauungsunterricht“ darstellender Schrift gebracht (1900), die die Wichtigkeit der manuellen Betätigung für Fundierung der Anschauung wie für Unterstützung von Lernen und Denken, ja für die innere Ausreifung überhaupt betonte. Einen, statt auf die rein rezeptive Tätigkeit, auf die Selbstbetätigung, das eigene Schaffen, besonders auch die Pflege der Hand, die Ausbildung des Muskel- und Tastsinnes, als den Grundlagen wahrer Anschauung, aufgebauten Elementarunterricht auf Grund praktischer Versuche stellt dann W. Wetekamp (2. A. 1910) dar.

W. Nohl zeigt die Möglichkeit der Durchführung der Werktätigkeit zunächst in der höheren Mädchenschule (1910). Wie sich die Arbeitsidee auf sämtlichen Stufen der Volksschule und in allen Lehrfächern verwirklichen läßt, selbst unter durchaus nicht günstigen Bedingungen in der Schülerzahl zeigt die von einer Arbeitsgemeinschaft des Lehrerkollegiums verfaßten Darstellung, die Lehrbeispiele und Lehrplan bietet des nach den neuen Grundsätzen gestalteten Unterrichts an der Augustaschule in Dortmund (1911). Hier setzt dann auch das Unternehmen der Künstlermodellierbogen ein, das sachlich und künstlerisch einwandfreie Motive, die zugleich den Anschauungskreis des Kindes erweitern, aus der deutschen Heimat und fremden Landen wie aus der Vergangenheit bieten will.

Schon Wetekamp hatte gezeigt, wie das Prinzip der Selbsttätigkeit auf den weiteren Stufen in verschiedenen Fächern Anwendung finden könne; der Förderung dieser Frage soll das von dem Verlag veranstaltete Preisausschreiben über die Ausgestaltung der Arbeitsschule dienen, das eine Darlegung fordert, wie das „Prinzip des schöpferischen Lernens unter weitgehender Heranziehung manueller Betätigung" auf allen Stufen der Volksschule sich gestalten lasse, und inwieweit es geeignet sei, als Fundament für die Erziehung zu einer geschlossenen Lebensauffassung zu dienen. An Versuchen und Anregungen für einzelne Unterrichtszweige fehlt es auch jetzt schon nicht, wie sie etwa Itschner in seinen „Lehrproben zur Länderkunde in Europa" (2. A. 1905) für die Geographie bietet. Auch A. H. Braaschs Behandlung von „Stoffen und Problemen des Religionsunterrichts" (1908) liegt in der gleichen Richtung, wenn er, in Übereinstimmung zugleich mit religiösen Forderungen und Erkenntnissen, die Bibel als Quelle „einer unübersehbaren Fülle von Erlebnissen der Menschen und Völker, in denen Gott selbst wirklich von ihnen erfahren wurde", betrachtet und behandelt wissen will. Vor allem aber ist es H. Gaudig, der in seinen „Didaktischen Ketzereien" (2. A. 1909) und „Didaktischen Prä-

ludien“ (1909) „Selbsttätigkeit“ als ein Prinzip fordert, „das die gesamte Schularbeit beherrschen muß, entscheidend einwirken bei dem Entwurf des Bildungsideals, bei der Auswahl der Stoffe, bei dem Aufbau der Bildungsgänge und des Lehrplans, bei der Gestaltung des unterrichtlichen Verfahrens“. Allen Schulgattungen wird damit die Aufgabe zugewiesen, „an die Stelle des Denkzwanges, den sie zunächst ausüben und ausüben müssen, allmählich immer mehr ein Denkenwollen und freies Denkenkönnen treten zu lassen“. Ihm zur Seite tritt G. Kerschensteiner, wenn er die Aufgabe der Charakterbildung vor die der Ausbildung der intellektuellen Kräfte oder die technische Schulung stellt und eine der beiden „Grundfragen der Schulorganisation“ (2. A. 1910) dahin formuliert, daß „nur durch praktische, auf ein wohlumgrenztes Gebiet beschränkte Arbeit, die den Fähigkeiten des einzelnen entspricht, der Mensch zu wertvoller Bildung gelangt“. Dementsprechend sieht er auch die Lösung der andern Grundfrage, die der „staatsbürgerlichen Erziehung“ nur in der Umwandlung unserer Schulen in Arbeitsgemeinschaften, auf deren Boden allein „die Keime der echten staatsbürgerlichen Tugenden, nämlich der Hingabe an Zwecke außer uns und der Rücksichtnahme gegen andere erwachsen“ (Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung 1910).

Solche lebendige Anteilnahme des Kindes am Unterricht setzt freilich voraus, daß er seine Stoffe auch der Welt des Kindes entnimmt, diese Welt zur Grundlage aller Belehrungen macht. „Wie werden die Kinder lebendig, wenn man ihnen nur Leben vorführt, wenn man sie im Geiste auf die Straße und an den Fluß führt, in die Läden und Werkstätten, aufs Dorf und in die Ferne, zu Abenteuern und Entdeckungen!“ Bahnbrechend für solchen Unterricht haben F. Gansbergs Schriften gewirkt. Seine „Schaffensfreude“ (3. A. 1909) und seine „Plauderstunden“ (2. A. 1907), seine „Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder“ (3. A. 1909) wollen insbesondere zeigen, wie auch sie einen Reichtum an Poesie und großen Gedanken birgt, wo-

für K. Schirmachers „Danziger Bilder“ (1908) ein prächtiges Beispiel bieten. Die belebende Wirkung solchen Unterrichts aber spiegelt sich dann auch in den kleinen literarischen Produktionen der Kinder wieder, wie die von Reiff gesammelten Schüleraufsätze (3. A. 1910) zeigen, die eine kleine „Heimatkunde, von Kindern geschrieben, darstellen, so lebenswahr und naturgetreu, daß der Leser wie durch ein Fensterchen in die kleine Welt eines gemütlichen, schwäbischen Landstädtchens hineinsieht“. Den Pädagogen reizt es dann natürlich, die Bedingungen solcher produktiven Tätigkeit zu untersuchen, wie es etwa Steger und Christoph tun („Aufsatzunterricht und Kindersprache“; 1911), indem sie auf Grund eines durch glückliche Umstände in fast überreicher Fülle zusammengebrachten Stoffes die natürliche Ausdrucksfähigkeit des Kindes auf den verschiedenen Altersstufen und interessante Typen der Begabung für sie feststellen. S. Rüttgers (1910) will solches Darstellen eigener Erlebnisse, solchen „schriftstellerischen Dilletantismus“ zum Maßstab und zur Grundlage der Möglichkeit literarischer Erziehung machen, die Erziehung durch Lesestoff und Bücherlesen nicht bieten könne – jedenfalls damit zu dem vielbehandelten Problem der Jugendlektüre einen beachtenswerten Beitrag liefernd, vor allem auch, indem er es eben in engste Verbindung mit der Schule bringt. Des alten Vorkämpfers in dieser Frage, H. Wolgasts, Buch „Das Elend unserer Jugendliteratur“ erschien in dritter Auflage 1905 im Verlag; ihm folgten gesammelte Aufsätze über damit zusammenhängende Fragen unter dem Titel „Vom Kinderbuch“ (1906).

All diese pädagogischen Strömungen und Bestrebungen stehen unter dem Zeichen, daß jeder Versuch der Bildung des Kindes auf der Kenntnis und der Berücksichtigung der besonderen Lebensbedingungen, wie seines leiblichen und seines geistigen Wesens gegründet sein müsse. „Wie's wohl in so einem kleinen Kinderkopf“ aussieht, sucht so B. Hertels Buch „Klein Elsbeth und die Welt“ zu zeigen (1906), „den Rückweg zu finden in das

Paradies kindlicher Gedankengänge“, und Laura Frost gründet ihre auf Selbsterlebtem „Aus unseren vier Wänden“ (2. A. 1910) beruhenden Ratschläge auf das liebevolle Eindringen in die Kindesseele. Wie mächtig dieser Gedanke, zeigt wohl weniges so deutlich, wie die raschen praktischen Fortschritte, die die „Schulbibelfrage“ in den letzten Jahren gemacht. Er hat die gewiß nicht unberechtigten Gegengründe fast überall überwinden lassen, und das aus dem Hofmannschen Verlage übernommene „Biblische Lesebuch“ von Voelker und Strack ist jetzt auch in Volksschulen, so z. B. alle Sachsen-Altenburgs, viele des Königreichs Sachsens, aber auch Preußens und anderer Staaten eingedrungen, nachdem es schon längst in den höheren Schulen weite Verbreitung gefunden. Freilich hat es erst großer Opfer, geduldiger Arbeit des Verlags wie der Herausgeber bedurft, um die Widerstände zu besiegen – Hofmann, Voelker und Strack dürfen das Verdienst in Anspruch nehmen, hier wirklich bahnbrechend gewirkt zu haben, lange ehe auch hier wissenschaftlich begründete Forderungen, denen insbesondere die letzte Neubearbeitung (C, 1910) des Werkes Rechnung trägt, die pädagogische Bewegung unterstützten.

Das Streben, in der Schule an die Stelle der rezeptiven Geduld den produktiven Eifer des Kindes zu setzen und damit eine Brücke zu schlagen vom Lernen zum Leben, hatte seitens der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung zur Gründung der Zeitschrift „Der Säemann“ geführt, die seit 1905 im Verlag erschien und dahin wirken wollte, daß „ein einheitliches Bildungsideal die Persönlichkeiten und Kräfte, die für unser Volk am inneren Ausbau seines geistigen Lebens und dessen künstlerischer Gesaltung schaffen, in fruchtbringende Beziehung zu den Persönlichkeiten und der organisatorischen Kraft bringt, welche die Lehrerschaft für diese Aufgabe bereit hält“. Auf der anderen Seite suchte die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in der „Zeitschrift für Jugendwohlfahrt“ (1909) eine Zentralstelle für all die verschiedenen Zweige der

Jugendfürsorge zu schaffen, die sich mit Erziehungs- und Fortbildungsfragen beschäftigen. Wie diese „aus dem engen Rahmen der Kinder- und Schulstube hinaus mitten auf den Kampfplatz der Lebensinteressen getreten“, so mußte umgekehrt von jener Seite mehr und mehr das Bedürfnis enger Fühlung mit den pädagogischen Bewegungen sich fühlbar machen. So vereinigten sich mit dem Jahre 1910 beide Zeitschriften, und in der „Zeitschrift für Jugendwohlfahrt–Jugendbildung–Jugendkunde –Der Säemann“ wird nun zum erstenmal eine Zeitschrift geschaffen, die „das ganze Gebiet der ‚Jugendarbeit‘ und ‚Jugendbewegung‘ im weitesten Umfange umfaßt, das immer mehr als Einheit von allen den in verschiedenster Richtung auf ihm Tätigen empfunden wird“ und die „dazu helfen und dahin wirken will, daß alle, die zur Pflege und Bildung der Jugend berufen sind und von Herzen dazu getrieben werden, es empfinden und erleben: es sind die stärksten und tiefsten, die sittlichen Kräfte am Grunde unseres sozialen Lebens, die auch hier am Werke sind – der Jugend zum Heil“. Wie in das Programm der Zeitschrift die „Jugendkunde“ als die notwendige Grundlage aller Arbeit an der Jugend einbezogen wurde, so beteiligte sich an der Herausgabe der neubegründete Bund für Schulreform (Allgemeiner Deutscher Verband für Erziehungs- und Unterrichtswesen), der alle vereinigen will, „die überzeugt sind, daß unsere Kultur eine Umgestaltung der Bildungsarbeit in Schule, Haus und Leben fordert, und daß für diese Arbeit die Entwicklung der jugendlichen Persönlichkeit und der Bildungsgehalt der Kultur der Gegenwart maßgebend sein müssen“. Die von ihm geplanten Veröffentlichungen – wissenschaftlicher, populärwissenschaftlicher und aktueller Art werden in dem Verlag erscheinen; bisher liegt die erste „Flugschrift“, „Aufgaben und Ziele des Bundes“ (1910) darstellend, vor.

Das ganze Leben des Kindes, von der Geburt bis zur Berufsausbildung, erstmalig nach allen Seiten zur Darstellung brachte das von A. Schreiber herausgegebene „Buch vom

Kinde“ (1907) – und das sich, wie eine Besprechung der „Christlichen Welt“ sagt, so wendet „an alle Eltern, die nicht Zufallserzieher sein wollen, sondern die bewußt ihre Kinder als köstliches, ihnen anvertrautes Gut betrachten, für dessen Entwicklung sie sich verantwortlich fühlen, an alle Lehrer und Erzieher, die nicht als Handwerker an ihre Aufgabe herantreten, sondern als denkende, ihre Pflichten ideal auffassende Hüter des Volkswohls, an die Träger öffentlicher Gewalt, denen der Kinderschutz anvertraut ist, die nicht nach bureaukratischer Schablone ihre Obliegenheiten erfüllen wollen, sondern sich der hohen sozialpolitischen Bedeutung ihres Amtes bewußt sind, an alle, die es ehrlich mit der Zukunft ihres Volkes meinen, die im Kinde den Träger der Zukunft erblicken“. Ist uns, wie in diesem Werke, so schon mehrfach, entgegengetreten, wie das Interesse der Gesamtheit an der Erziehung des einzelnen immer mehr erkannt und für die Gestaltung des Erziehungswerkes maßgebend wird, so drängt sich mehr und mehr auch die Überzeugung von der Notwendigkeit der Erziehung des einzelnen für die Gemeinschaft auf, von der Notwendigkeit „staatsbürgerlicher Erziehung“. Sie ist heute kaum mehr bestritten, und nur das „Wie“ steht noch in Frage, wobei vor allem Wichtigkeit und gegenseitiges Verhältnis von „Bildung“ und „Erziehung“ erörtert werden. In letzterer Hinsicht wird es, wie Kerschensteiner will, vor allem auf ein Miterleben von Organisationen ankommen, wie sie gegeben sind in der Arbeitsgemeinschaft und in sonstigen Unternehmungen, vor allem auch einer selbsteigenen Ordnung der Lebensgemeinschaft der Schülerschar. Im wesentlichen mit ihm übereinstimmend betont das letztere F. W. Foerster (1910), allein die rechte Charakterbildung könne auch die rechte staatsbürgerliche Gesinnung gewährleisten. Aber daneben wird auch die Belehrung, die Erfassung der für das staatliche Zusammenleben grundlegenden allgemeinen und besonderen historischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen, nicht entbehrt werden kön-

nen. Einen früheren Versuch nach dieser Richtung stellen Schenks „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen“ dar (1896), die ihre Gewinnung aus Geschichtsquellen primärer und sekundärer Art nach Stoff und Methode theoretisch und praktisch zeigten. Eine Bürgerkunde für Fortbildungsschulen bot dann M. Griep (2. A. 1908), Einführungen in die Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde zunächst für die Frauenschule A. Salomon und M. Treuge (1909), letztere vor allem anstrebend „auf selbständiges Erfassen der politischen Fragen der Gegenwart vorzubereiten und durch Betonung des historischen Momentes die gegenwärtigen Verhältnisse in die Gesamtentwicklung einzureihen“. Wie dieser Gesichtspunkt für die weitere Ausgestaltung insbesondere der Fortbildungsschulliteratur maßgebend sein muß, wurde schon oben (S. 481) erwähnt. Die Überzeugung, daß mit der naturgemäß zunächst ihm zufallenden Aufgabe der staatsbürgerlichen Bildung vor allem dem Geschichtsunterricht neue Ziele gesteckt würden, führte zur Begründung der unter der Redaktion von F. Friedrich und P. Rühlmann vom Jahre 1911 an erscheinenden Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung an allen Schulgattungen „Vergangenheit und Gegenwart“. Sie will „der Auffassung des Geschichtsunterrichts dienen, die nicht in der Zuführung von Wissensstoff, auch nicht von staatsbürgerlichem Wissensstoff, den höchsten Zweck dieses Unterrichts sucht, sondern in der Erweckung historischen Sinnes, in der Herbeiführung eines historisch begründeten Verständnisses der Gegenwart und der Befähigung, an ihren Kulturaufgaben in wahrhaft vaterländischem Sinne mitzuarbeiten“. Sie will zugleich der eng damit verbundenen Aufgabe dienen der Förderung des Zusammenhanges zwischen Schule und Wissenschaft, in der Überzeugung, daß es nur eine geschichtliche Wahrheit gibt. Die Anschauung, daß verstandesmäßige Belehrung allein nicht wirksam sein könne, ließ auch die von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarkenvereins veranstalteten „Nationa-

len Jugendvorträge“ (1. Jahrg. 1910) so gestalten, daß sie eine „Geist und Gemüt zugleich erfassende Einführung in wichtige Lebensfragen unseres Volkes und unseres Reiches boten“. Der gleiche Gedanke liegt auch dem vom Verlag angeregten Preisausschreiben der neubegründeten Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung zugrunde, das einerseits bestimmte Vorschläge für die einzelnen Schulgattungen fordert, anderseits praktische Beispiele der Erörterung einzelner wichtiger Fragen, nicht durch trockene Darstellung, sondern durch eine zum Nachdenken anregende Behandlung.

Die Aufgabe, nicht Kenntnis der Formen zu vermitteln, sondern Einblick in Wesen und Einsicht in innere Zusammenhänge und Bedingungen unseres nationalen Lebens zu geben und zu zeigen, wie mit ihm das Leben des einzelnen aufs engste verflochten ist, stellt sich auch das von dem Verlag herausgegebene Werk „Schaffen und Schauen“ (2. A. 1910) in dem ersten „Von deutscher Art und Arbeit“ handelnden Band, in der Überzeugung, daß nur solche Betrachtungsweise zum Ziele führen kann. Wenn es auf der einen Seite den einzelnen mit dem unmittelbaren Interesse an der Gestaltung des eigenen Lebens zu packen sucht,[1] indem es, freilich nicht in enger banausischer Begrenzung, sondern von idealer Auffassung getragen, den Blick auf die Betätigung im Beruf und auf die Berufswahl lenkt, so führt es anderseits im zweiten Bande „Des Menschen Sein und Werden“ über die realen Kräfte, die das Leben des einzelnen und des Volkes bestimmen, hinaus, in das Reich der Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion und sucht auch den Sinn zu wecken für die größeren Zusammenhänge und tieferen Grundlage unserer Kultur. So hofft es als Ganzes in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren. Die Aufnahme, die das Werk gefunden, legt aber nicht nur Zeugnis ab für das – vielfach und in einer für das Werk in ehrenvollster Weise bezeugte – tiefgehende Interesse an solchen Erziehungsfragen

auch bei den Ersten und Besten unseres Volkes, bei dem an führenden Stellen in ihm Stehenden, sondern auch dafür, daß hier ein Gebiet sich zu bilden beginnt, das über Verschiedenheiten der Partei und der Weltanschauung hinweg alle wirklich national Gesinnten eint. Es ist wohl bedeutungsvoll, daß ein Werk, das doch politische und Weltanschauungsfragen behandelt – freilich dank der Hingebung der Mitarbeiter so behandelt, daß eine Besprechung rühmen kann: „Wie fein und behutsam gehen diese Führer vor," es sei „als schriebe jeder gleichsam unter Eidespflicht, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen" – daß ein solches Werk die übereinstimmende Billigung – unter Wahrung natürlich des abweichenden Standpunktes im einzelnen – von Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen findet. Und an solcher im höchsten Sinne nationalen Aufgabe mitarbeiten zu können, wird auch im zweiten Jahrhundert die Freude und der Stolz des Verlags sein.

In Übereinstimmung mit den Tendenzen, die die pädagogische Entwicklung beherrschen, steht die von dem Verlag 1898 geschaffene populärwissenschaftliche Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Auch sie legt nicht auf das Wissen den Nachdruck, sondern auf das Verstehen. Sie will keine Kompendien bieten, keine „Wissenschaft in der Westentasche". Sie sucht, wie es in dem Überblick nach zehnjährigem Bestehen der Sammlung ausgesprochen ist, „nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten". Im Gegensatz zu der zunächst gewiß unbeabsichtigten, aber eben doch tatsächlich oft erzielten Wirkung unserer großen Nachschlagewerke, die leicht eine gewisse Oberflächlichkeit fördern, indem sie verleiten, sich an

den hier gebotenen Auskünften auch in solchen Fällen genügen lassen, wo man sich über eine Sache gründlich informieren sollte, und die naturgemäß das „Was" und nicht das „Warum" in den Vordergrund stellen müssen, will die Sammlung die Freude an der wirklichen Durcharbeitung eines Buches wecken, und sie kann es, weil sie räumlich Übersehbares bietet und, da nur ein kleines Gebiet behandelnd, für den Leser, der es sich zur Lektüre gewählt, wirklich Interessantes. So werden die Bändchen zur Bewältigung größerer Werke erziehen können. Die Bedeutung solcher selbsterarbeiteter Bildung aber in neuerer Zeit liegt darin, daß sie der Wahrung geistiger Selbständigkeit dient, während die Existenz weiter Schichten mehr und mehr auf sozialer Sicherung ruht, die bei allem Segen die Gefahr mit sich bringt, das Streben nach eigener Festigung auch der geistigen Existenz zu schwächen. Damit hängt eng zusammen, daß durch die immer größere Arbeitsteilung die Arbeit großer Schichten mehr und mehr an geistigem Gehalt verliert und deshalb immer weniger innere Befriedigung zu gewähren vermag; ihnen müssen deshalb aus anderen Quellen höhere Interessen zugeführt werden.

Damit stellt sich die Sammlung an die Seite der volkstümlichen Hochschulkurse, wie sie seit Ende der neunziger Jahre in einer immer wachsenden Zahl von Städten eingerichtet worden sind, und von deren Vortragsreihen sie eine ganze Anzahl in sich aufgenommen hat. Wie diesen, ist es auch ihr beschieden gewesen, daß sie sich der tatkräftigen Förderung wissenschaftlich auf der Höhe stehender und nicht weniger führender Männer auf den verschiedensten Gebieten hat erfreuen dürfen. Endlich hat die Sammlung aber auch die Teilnahme der wissenschaftlich Gebildeten selbst gefunden, die die Bändchen als ein bequemes Mittel der Orientierung oder der Einführung in ihnen ferner liegende oder neu zu betretende Gebiete verwenden.

So steht die Sammlung im Zeichen der Paulsenschen Auffassung, die er in dem als 100. Bändchen der Sammlung er-

schienenen meisterhaften Skizze des „Deutschen Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung“ (2. A. 1909) zum Ausdruck bringt: „Es gibt keine Seite des geschichtlichen Lebens, die mehr geeignet ist, die Seele zu hoffnungsreicher Aussicht in die Zukunft zu stimmen, als die Geschichte des Bildungswesens. In allem Wandel der äußeren Völkerschicksale scheint sich hier eine Idee zu erhalten und durchzusetzen, die mit der Bestimmung unseres Geschlechts innigst verwachsen ist, die Idee der Humanität, die sich durch die Fülle der Zeiten und in der Mannigfaltigkeit der Nationen immer reicher entfaltet. ... Auf diesem Boden wird auch zwischen den gesellschaftlichen Klassen, die sich im politischen und sozialen Leben befehden, Eintracht, Verständnis und Vertrauen keimen: keine schönere Hoffnung als die, daß sich hier durch gegenseitiges Geben und Nehmen die Entfremdeten wieder finden.“

Es kann hier nicht auf die Ausführung des Programms näher eingegangen werden. Vertreten sind in ihr heute wohl fast alle wichtigeren Gebiete: Philosophie und Religion wie Technik und Handel; ist es dort mehr das Bestreben, die wissenschaftlichen Probleme in ihrer Bedeutung auch für das Leben des einzelnen weiteren Kreisen nahe zu bringen, so hier das ihnen Vertraute im Lichte wissenschaftlicher Betrachtungsweise sehen zu lehren. So sucht die Sammlung an ihrem Teile dem Bildungsideal zur Verwirklichung zu helfen, das ebenfalls Paulsen zeichnet: „Auf dem Grunde einer einheitlichen Volksbildung, die selbst wieder als ein Glied der Menschheitsbildung eingeordnet wäre, ein Höchstes von individueller Ausbildung, nach der unendlichen Vielheit der Aufgaben, der Kräfte und Begabungen, welche die schöpferische Natur hervorbringt. Und das Ideal eines nationalen Bildungswesens wäre dies: daß einem jeden Gelegenheit geboten würde, zu einem Maximum persönlicher Kultur und sozialer Leistungsfähigkeit nach dem Maß seiner Anlagen und seiner Willensenergie sich auszubilden.“

Bis Anfang 1911 sind 348 Bändchen erschienen, von diesen

80 in zweiter Auflage und 24 in drei und mehr Auflagen. So hat der außerordentliche Erfolg den der Sammlung zugrunde liegenden kaufmännischen Gedanken als berechtigt erscheinen lassen, ob es möglich sei, bei entsprechend billigem Preise für die wissenschaftliche Einzeldarstellung einen entsprechend großen Käuferkreis zu finden. Freilich erfordert die Bekanntmachung der Sammlung dauernd hohe Aufwendungen, die Konkurrenz mit geschickt inszenierten Massenunternehmungen, namentlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, zwingt zu – bis zu einem gewissen Grade durchaus in der auch für den Wiederverkäufer notwendigen besonderen Anstrengung berechtigter – hoher Rabattierung. So bleibt zu hoffen, daß die Sammlung das von ihr angestrebte Erziehungswerk nach und nach auch zur Sicherung des eigenen Fortbestehens erfolgreich zu fördern vermag.

Was auf dem Gebiete intellektueller Bildung noch ein immerhin entferntes Ziel, scheint fast erreicht auf dem der ästhetischen Bildung. Man braucht nur an die Veranstaltungen zu denken, die auch den breiteren Massen eine Anteilnahme an der Kunst ermöglichen wollen, an Theatervorstellungen, Konzerte, Museumsführungen und manches andere. Den Zugang zur Literatur gewähren billige Ausgaben und zu den Werken der Kunst, zumeist vergangener Zeiten, billige Reproduktionen, wie sie die technischen Fortschritte ermöglichten. Aber gerade hier blieb eine Lücke – weitere ungeschulte Kreise verführen die Reproduktionen von „Meisterwerken" leicht zu Oberflächlichkeit und konventioneller Hinnahme und damit zu einer falscher Stellung zur Kunst, zu ihrer Auffassung als etwas außerhalb des Lebens Stehenden. Je mehr man aber Kunst wieder als Lebensbedürfnis empfand, desto lebhafter wurde der Wunsch nach Originalkunstwerken der Gegenwart, freilich Originalkunstwerken, die so billig waren, daß sie die Konkurrenz mit den Reproduktionen

bestehen konnten. Wie auf anderen Gebieten in der Architektur und im Kunstgewerbe knüpfte man auch da an den Anfang des Jahrhunderts an und erinnerte sich der zum Teil entzückenden Schöpfungen, die die damals neu entdeckte Lithographie, solange sie in Künstlerhänden war, hervorgebracht hatte, und über die, wie über viele andere verheißungsvolle Blüten, der Frost mangelnden Interesses für alle ästhetische Ausgestaltung des Lebens gekommen war, oder die in dem üppig emporschießenden Unkraut allen künstlerischen Empfindens barer technischer Virtuosität erstickt waren – hier der fabrikmäßigen Chromolithographie unerfreulichen Angedenkens, die in dem Öldruck ihre schlimmsten Orgien feierte. Vor allem Karlsruher Künstler hatten die Lithographie wieder kunstmäßig ausgeübt; ihnen werden auch die ersten als wohlfeiler Wandschmuck für Schule und Haus bestimmten Künstlersteinzeichnungen verdankt, wobei ihre Absichten sich mit von anderer Seite ausgegangener Anregung begegneten. Der Verlag mußte nach der von ihm eingeschlagenen Richtung diesen Bestrebungen besonderes Interesse entgegenbringen, und so übernahm er die Ausführung der Karlsruher Pläne zunächst im wesentlichen mit Arbeiten des Karlsruher Künstlerbundes, denen sich dann immer mehr auch solche anderer Künstler anschlossen. So umfaßt die Sammlung denn heute 212 Blätter, und zu vielen Tausenden schmücken sie heute Bürgerhaus und Arbeiterwohnung, Schulen und Krankenhäuser, Gasthäuser und Wirtsstuben, ziehen auch schon in Kasernen und Lazarette, in Arbeitsräume und Eisenbahnwagen ein, überallhin den Sonnenschein echter farbenfroher Kunst tragend, in den Steinwüsten der Großstadt vor allem von der Welt von Farben und Formen da draußen erzählend und inmitten der Schönheit der Natur sich ihrer erst recht bewußt zu werden lehrend.

Sie sind heute so verbreitet, allen so vertraut geworden, daß man – das beste Zeichen für eine jede Sache – wohl meint, so etwas habe es immer gegeben, und es fast gar nicht als etwas

Besonderes mehr empfindet. So dürfen wohl ein paar Stimmen festgehalten werden, die bei ihrem Erscheinen das Neue begrüßten: „Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Ölbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenübertreten kann! ... In wieviel Häusern sieht man die großen Richterschen Holzschnitte! In ebensoviel oder viel mehr Häusern wird man in zehn und zwanzig Jahren diese Bilder haben," heißt es da, und an anderer Stelle: „Was da in der Kinderstube bisher hing – daß Gott erbarm'! ... Freilich dient eins zur Entschuldigung: bisher waren nur die Reproduktionen billig, die Originale waren zu teuer. Jetzt aber gibt es billige Originale; wer nun nicht zugreift, ist wirklich töricht," oder „die Sache ist so einleuchtend, das Gebotene so eigenartig und vorzüglich, daß man gar nicht darüber zu reden braucht". Freilich von selbst ist diese Verbreitung nicht erreicht, auch nicht allein durch die Güte der Sache. Es hat anstrengender Arbeit bedurft und erheblicher Opfer, um die Bilder im ganzen deutschen Volke heimisch zu machen – und nur damit war ja auch die geschäftliche Basis für das Unternehmen gewonnen. Anfangs war es wohl oft so, wie es in einem Rückblick geschildert wird, „daß die Herzhaftigkeit dieser neuen Gaben zuerst für die an flache Süßlichkeit gewöhnten Augen des breiten Publikums etwas Verblüffendes und Erschreckendes hatte". Wenn dann später gesagt werden konnte, daß „die wirklich künstlerischen Steinzeichnungen nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes allen Beifall gefunden und – was ausschlaggebend ist – von den anspruchsvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken: was sehr selten vorkommt, hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt" – so ist das

vor allem auch der einmütigen und wirkungsvollen Unterstützung zu danken, die das Unternehmen seitens aller Einsichtigen gefunden. Und daß heute Liliencrons traurig-wahre Schilderung: „An der Wand die Bilder: Ein Wasserfall; / Von der Säule das goldene Kalb schlägt Lassalle / In tausend Trümmer mit wuchtigen Hieben, / Ein Vorderhuf nur noch war stehen geblieben. / Ein gütiges, greises Kaisergesicht, / Daneben im Rahmen ein Glückwunschgedicht“ immer weniger zutrifft, so wirken erfreulicherweise auch die Arbeiterorganisationen selbst dazu mit durch Veranstaltung von Ausstellungen und Herausgabe von Verzeichnissen. Diese empfehlen „als den eigentlichen Wandschmuck für das Heim des Arbeiters, dem mit dem gewaltigen Wachstum des klassenbewußten Proletariats eher und leichter als früher die Möglichkeit geboten ist, sich hin und wieder in einer stillen Stunde künstlerischen Genießens von der Unrast des Kampfes zu erholen“, die Künstlersteinzeichnungen, die so wohl neben ihrer ästhetischen Aufgabe auch keine geringe soziale zu erfüllen berufen erscheinen.

Der Originallithographie schließt sich neuerdings die farbige Radierung an. Sie ermöglicht einen noch feineren Ausdruck der künstlerischen Intention besonders nach der Richtung der Stimmung und gibt noch mehr die Eigenart des Künstlers wieder, dem vor allem eine intimere Einwirkung auf den Druck möglich ist. Noch mehr als die Originallithographie, zeigt die Radierung, infolge auch des Druckprozesses, eine eigenartige, wie von der Öltechnik so von der des Aquarells, verschiedene Wirkung, die vor allem eben wie keine andere geeignet ist, das in Erscheinung treten zu lassen, was wir als Stimmung eines Stückes Natur bezeichnen.

Neben dem Streben nach einer Erweiterung der Allgemeinbildung steht das nach einer Vertiefung der fachlichen Ausbildung für die Betätigung im wirtschaftlichen Leben. Ruhte die

Technik schon längst auf wissenschaftlicher Grundlage, so streben vor allem Handel und Gewerbe nun auch nach einer wissenschaftlichen Fundierung zumal nach der volkswirtschaftlichen Seite. Diese Bestrebungen begegnen der Tendenz auf seiten der Nationalökonomie nach einer wissenschaftlichen Durchdringung gerade der für unsere nationale Wirtschaft bedeutsamsten Zweige und Formen des Handels und Gewerbes. Es ist bekannt, wie diese Strömungen zur Gründung von Handelshochschulen führten. Ähnliche Ziele streben die von R. van der Borght, H. Schumacher und R. Stegemann herausgegebenen „Handbücher für Handel und Gewerbe" (seit 1905) an, die „in erster Linie dem Kaufmann und Industriellen ein geeignetes Hilfsmittel bieten wollen, sich rasch ein wohlbegründetes Wissen auf den Gebieten der Handels- und der Industrielehre, der Volkswirtschaft und des Rechtes, der Wirtschaftsgeographie und der Wirtschaftsgeschichte zu erwerben, wie es die erhöhten Anforderungen des modernen Wirtschaftslebens erfordern. Darum geben die einzelnen Bände eine gemeinverständliche objektive Darstellung von dem Stande der wissenschaftlichen Forschung und den tatsächlichen Verhältnissen und nehmen bei aller Wahrung des wissenschaftlichen Charakters stets auf den besonderen Leserkreis Bedacht". Die bisher erschienenen Bände bieten so teils Einführungen in wichtige wirtschaftliche Fragen, wie die Sozialpolitik oder das Versicherungswesen, oder in die technischen Grundlagen wichtiger Industrien, wie die Elektrotechnik oder die chemische Technologie, teils zusammenfassende Darstellungen größerer Industriezweige, wie der chemischen Industrie, der Zucker- und der Eisenindustrie, teils mehr praktischen Zwecken dienende Zusammenfassungen der für Anlage und Betrieb von Fabriken wichtigen Fragen.

Einen zusammenfassenden Überblick über die tatsächlichen Verhältnisse des Wirtschaftslebens des deutschen Volkes brachte das von dem Deutschen Verband für das kaufmännische Un-

terrichtswesen herausgegebene „Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands“ (1901–04), das nach einer Erörterung der natürlichen Grundlagen eine Darstellung der ländlichen und forstwirtschaftlichen Gewerbe, der Hauptindustrien, etwa 50 an der Zahl, und des Handels und Verkehrs gibt. In gemeinverständlicher Weise bedeutsame Fragen des sozialen und politischen Lebens durch angesehene Vertreter der deutschen Wissenschaft schildern zu lassen, stellt sich die Gehestiftung zu Dresden schon seit langem zur Aufgabe. Diese Vorträge erscheinen seit dem Jahre 1909 in dem Verlage der Firma und bringen in diesen beiden Jahrgängen Beiträge zu Problemen des Rechtes wie der Verwaltung, zu politischen und sozialen Fragen. In ähnlichem Sinne erörterte die damals besonders aktuelle Frage der Gestaltung unserer Handelspolitik L. Pohles Buch „Deutschland am Scheidewege“ (1902). Die Benutzung der zu außerordentlichem Umfang gediehenen statistischen Literatur durch den Beamten, den Parlamentarier, den Geschäftsmann will durch eine Vermittlung des wesentlichsten Inhaltes der statistischen Veröffentlichungen das „Deutsche Statistische Zentralblatt“ (seit 1909 erscheinend) ermöglichen.

Dieses enge Verhältnis zwischen Wissenschaft und Leben kommt auch in den Darstellungen aus dem Gebiete des Rechtes und der Wirtschaft zum Ausdruck, die die „Kultur der Gegenwart“ bietet. So sagt Lexis in der „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ (KdG II 10, 1; 1910): „Die möglichst vollständige theoretische Einsicht in den volkswirtschaftlichen Prozeß in seiner gegenwärtigen, auf kapitalistischer Produktionsweise und hochentwickelter Geldwirtschaft beruhenden Gestaltung bleibt stets die notwendige Voraussetzung für die richtige Beurteilung der wahrscheinlichen Folgen wirtschafts- und sozialpolitischer Einwirkungen.“ Anderseits kann dieser Prozeß nur aus dem erfahrungsmäßigen Studium der gegenwärtigen wirtschaftlichen Bewegungen auf wissenschaftliche Formeln gebracht werden, wobei freilich um „die wirtschaftlichen Erscheinungen von ei-

nem höheren Standpunkt zu beurteilen als dem der unmittelbar beteiligten Interessen", das Wirtschaftsleben der Kulturwelt „als eine ständige Lebensbetätigung der menschlichen Gesellschaft, die auch ihrem allgemeinen Wesen nach zu erforschen und zu begreifen ist", aufgefaßt werden muß. Und in ähnlicher Weise bestimmt Sohm (KdG II 8; 1906) das Verhältnis der Rechtswissenschaft zu Gesetzgebung und Leben, wenn er, zunächst für das Bürgerliche Gesetzbuch, sagt: „Der geschriebene Buchstabe des Gesetzes als solcher ist tot. Er ist unveränderlich, er ist von gestern, er ist außerstande, das mit uns geborene Recht zum Ausdruck zu bringen ... Das Leben verlangt das lebendige Recht, das Recht von heute, das ununterbrochen im Flusse ist, stetig den Überzeugungen und Forderungen der Gegenwart sich anpaßt ... Das Gesetz bedeutet die Richtschnur für Wissenschaft und Praxis, und doch muß aus dem Brunnen des Gesetzes immer neues, nämlich das der Gegenwart entsprechende Recht geschöpft werden. Die Wissenschaft ist es, die solches Zauberwerk vollbringt. Sie lehrt, aus dem Gesetze, dem äußerlich unveränderlichen, das Recht hervorbringen, das ewig veränderliche."

Auch die Pflege der Wissenschaft selbst erscheint mehr und mehr abhängig von den äußeren Grundlagen ihrer Existenz, je mehr, von den Naturwissenschaften ganz abgesehen, ihre Betätigung ohne einen gewissen Apparat nicht möglich ist und die wachsende Zahl ihrer Schüler immer größere Anforderungen stellt. So untersucht unter dem Titel „Der akademische Nachwuchs" (1908) F. Eulenburg Lage und Aufgabe der Extraordinarien und Privatdozenten, „die Beschreibung der Tatsachen durch den Nachweis der sie hervorrufenden Bedingungen und der aus ihnen hervorgehenden Entwicklungstendenzen ergänzend". So wird man es, wie sie ihre eigenen Grundlagen einer Untersuchung unterzieht, der Wissenschaft nicht verwehren dürfen, wenn sie sich mit den Verhältnissen des für sie zweifellos bedeutungsvollsten und für sie größere Wichtigkeit

als für andere Kulturfaktoren besitzenden Gewerbes, des Buchhandels, beschäftigt, wie es in Büchers bekanntem Buche (3. A. 1904) geschehen ist. Der Verlag aber glaubte sich hier ebensowenig versagen zu dürfen im allgemeinen Interesse wie in dem des Buchhandels selbst. Auch eine scharfe Kritik schien unter allen Umständen mehr Nutzen stiften als Schaden bringen zu können – vielleicht wird man diesen Standpunkt einmal, wenn die Verhältnisse, später noch mehr als jetzt, in den historischen Gesichtswinkel treten, nicht mehr ganz so unverständlich finden.

Auch zu einer Betätigung auf dem Gebiete der Frauenbewegung hat den Verlag ihre Würdigung als Kulturbewegung, und zwar als einer der wichtigsten Kulturbewegungen der Gegenwart geführt. Auch wer die Ziele im einzelnen nicht überall billigt, wird anerkennen müssen, welche Bereicherung unserer Kultur eine Vermehrung des lebendigen Anteils der Frauen an ihr bedeutet, der doch in letzter Linie alle diese Bestrebungen gelten. Einen Überblick über sie gibt der aus einem Preisausschreiben des Vereins „Frauenbildung – Frauenstudium" hervorgegangene „Katechismus der Frauenbewegung" von K. Wollf (1905), der „die wichtigsten Gedanken und Tatsachen aus der Frauenbewegung in knappen, übersichtlich geordneten Fragen und Antworten" erörtert. Die Bestrebungen der Frau nach einer Betätigung auch an dem öffentlichen Leben haben ja zum Teil schon länger Anerkennung gefunden, zuerst ihre Mitwirkung auf dem Gebiete der kommunalen Wohlfahrtspflege. Sie sind jetzt bei der Armen- und Waisenpflege, wie bei der Schulverwaltung beteiligt, als Polizeiassistentinnen und Schulärztinnen, bei der Wohnungsinspektion und bei der Trinkerfürsorge tätig, wie die von J. Apolant gegebene Übersicht über „Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde" im einzelnen zeigt (1910). Mit dem Reichsvereinsgesetz sind auch „die gesetz-

lichen Schranken für die politische Betätigung der Frauen gefallen". So gab der Allgemeine Deutsche Frauenverein ein „Politisches Handbuch für Frauen" (1909) heraus, das neben einem geschichtlich begründeten Überblick über die Verfassung von Gemeinde, Staat und Reich die politischen Parteien, die Rechtsstellung der Frau in den politischen Körperschaften und der gesetzlichen Interessenvertretung und die Stellung der Parteien zur Frauenfrage behandelt. Eine Orientierung über die sich in dem Bund Deutscher Frauenvereine zusammenschließenden Vereinigungen ermöglicht das „Merkbuch der Frauenbewegung" von M. Wegner (1908), das einen Überblick über den Internationalen Frauenbund und über die in dem Bund Deutscher Frauenvereine zusammengeschlossenen Verbände und Vereine gibt, die teils allgemein die Fraueninteressen vertreten, teils weibliche Berufe, teils bestimmte soziale und politische Ziele verfolgen. Seit dem Jahre 1909 erscheint auch das von dem Bund herausgegebene „Zentralblatt" im Verlage der Firma.

Die Auffassung des Berufes, die einst der Begründer der Firma ausgesprochen, daß er ein Geschäft recht geistiger Natur sei, der Wissenschaft und Bildung fördern, dem Staate und der geistigen Welt nützen könne, war – möchte die vorausgegangene Darstellung es bestätigen – bis heute für ihr Wirken maßgebend. Sie zunächst ließ auch bei dem sie heute mitleitenden Alfred Giesecke die Idee zu dem sie in gewissem Sinne abschließenden Werke der „Kultur der Gegenwart" entstehen, das dem Bedürfnis entsprechen sollte, das eigene Tun, sei es auf welchem Gebiete auch immer, in den größeren Zusammenhang menschlicher Kulturarbeit gestellt zu sehen, das mit deren gesteigerter Differenzierung und Komplizierung nur immer größer werden mußte. Die vorwiegende Betätigung auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft einerseits, als der methodisch führenden Kulturwissenschaft, die, alle Kul-

turgebiete als Einheit in zeitlich-räumlicher Begrenzung umspannend, überall die Grundlagen der folgenden und auch unserer heutigen Kultur aufzeigt, anderseits auf dem Gebiete der die Natur- und technischen Wissenschaften als gemeinsame Grundlage verknüpfenden mathematischen Wissenschaften mochte wohl den Wunsch aufkommen lassen nach einer zusammenfassenden Darstellung der zuletzt ja doch eine große Einheit bildenden Wissenschaft in ihren unendlich verzweigten Ergebnissen. Freilich mußten bei näherer Erwägung die Schwierigkeiten der Ausführung des Gedankens als kaum zu überwindende erscheinen. Die hauptsächlichsten hebt Paul Hinneberg, dessen Organisationstalent ihre glänzende Lösung und damit die Verwirklichung der Idee gelang, hervor, wenn er in der Einführung sagt: „Um die Menge von Einzeldarstellungen zur Harmonie eines Systems der modernen Kultur zu erheben, mußte die Gliederung des Stoffes in ständigem Zusammenwirken des Herausgebers mit den führenden Geistern der einzelnen Kulturgebiete geschehen; um eine inhaltlich auf der Höhe der Zeit stehende Gesamtleistung zu bieten, mußte die Verteilung der Aufgaben möglichst an die anerkannt hervorragendsten Vertreter jedes Faches stattfinden; endlich um die für den praktischen Erfolg des Werkes wesentlichste Voraussetzung, Übersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung, zu erreichen, mußte die Behandlung des Gegenstandes durchgehends peinlichste Raumökonomie mit volkstümlicher, aber künstlerisch gewählter Sprache verbinden.“ „Langjähriger Vorbereitungen auf Grund zahlloser Konferenzen und Korrespondenzen mit den ersten Gelehrten und Praktikern unserer Zeit“ hat es bedurft, um zu einem Ergebnis zu gelangen, „mit dem die ‚Kultur der Gegenwart‘ einer bedeutsamen Aufgabe im geistigen Leben unserer Zeit zu dienen und sich einen bleibenden Platz in der Kulturentwicklung zu sichern“ hoffen darf. Die Zuversicht, das hohe Ziel zu erreichen, und die wirksamste Förderung gab neben der, im einzelnen nicht zu nennenden, über-

all in bereitwilligster Weise gewährten Unterstützung das große Interesse, das Friedrich Althoff dem Werke von den ersten Anfängen zuwandte. Ihm ist der Verlag darum wie für auch sonst stets ihm bewiesenes Wohlwollen im Verein mit dem Herausgeber zu tiefem Danke verpflichtet, wie das auch hier zu bekunden ihm aufrichtigstes Bedürfnis ist – sein Bild wollte er darum auch in seiner Geschichte neben dem des einst dem Gründer der Firma in Freundschaft verbundenen Johannes Schulze nicht missen, und es ist ihm eine besondere Freude, daß dieser Gedanke freundliche Billigung gefunden.

Die höchste Anerkennung aber der Bedeutung des mit dem Werke Erstrebten brachte die huldvolle Annahme seiner Widmung durch „den erhabenen Schirmherrn deutscher Kulturarbeit“ Kaiser Wilhelm II.

Dem in den bisher erschienenen Bänden des Werkes Geleisteten gegenüber aber ist das Gefühl der Dankbarkeit das erste, des Dankes für die Bereitwilligkeit, mit dem die hervorragendsten Vertreter ihres Faches der Bitte um Mitarbeit entsprachen, die Hingabe, mit der sie die übernommene Aufgabe gelöst, die sie auch die Mühe immer weiterer Ausgestaltung bei neuen Auflagen, wie sie erfreulicherweise von verschiedenen Bänden bereits sich als notwendig erwiesen haben, nicht hat scheuen lassen. Und daneben darf das Gefühl der Freude Ausdruck finden, mit dem Werke auch im einzelnen den Anstoß zu einer Reihe von Darstellungen gegeben zu haben, zu denen wenigstens sobald nicht, wenn überhaupt, gerade die dazu Berufensten unter der Last der sie von allen Seiten umdrängenden Ansprüche sich entschlossen hätten, und auf der anderen Seite das Bewußtsein, so allen denen, die – nach Hermann Diels Worten in dem ersten Bande des Werkes – „aus der unendlichen Mühsal des irdischen Lebens auch nur für Augenblicke den Geist emporrichten und die brennenden Lippen netzen möchten aus dem Trunke der Wissenschaft und sich durch sie durchringen zur geistigen Freiheit“ ihn in der reinsten und



Nach photographischer Aufnahme v. Rudolf Dührkoop in Berlin



klarsten Form zu bieten. Das Verständnis für das eben damit Gewonnene spricht aber auch erfreulicherweise aus der Aufnahme, die das Werk gefunden, und so wenig gerade hier die Mitteilung von Urteilen angebracht wäre, einige Stimmen dürfen als Zeugnis dessen wohl angeführt werden. So wenn Troeltschs Darstellung des Protestantismus in dem Bande „Christliche Religion" begrüßt wird als die „erste konfessionell unbefangene, universalgeschichtliche, das Charakteristische der mannigfachen Erscheinungsformen in gerechter Abwägung heraushebende", wenn an der Behandlung der systematischen Philosophie hervorgehoben wird, „die Art der Durchführung, die Behandlung des Gegenstandes, die Hervorhebung des Wichtigen und Wesentlichen, die Nüchternheit und Reife des Urteils, das Fernhalten alles Gelehrten, Schulmäßigen und Pedantischen, die Klarheit und Sorgfalt des sprachlichen Ausdrucks", oder an Gunkels Geschichte der israelitischen Literatur „die psychologische Durchdringung des Ganzen, die bisweilen geradezu hinreißend wirkt", gerühmt wird, wie der Verfasser „das Menschliche in den alten sagenhaft gewordenen Gestalten erkannt und nun mit künstlerischer Sicherheit Menschen vor den Leser hinstellt", wenn der Gesamteindruck von v. Wilamowitz' Darstellung der griechischen Literatur so zusammengefaßt wird: „Wenn die Schlußbetrachtung verklungen ist, in der das Ganze noch einmal von hoher Warte überschaut wird, so ist uns zumute, als sei der Vorhang über dem großartigsten Schauspiel gefallen, das die Geschichte der Menschheit kennt," oder Morfs zusammenfassende Geschichte der romanischen Literaturen so charakterisiert: „Die meisten Geistesheroen erstehen vor uns in plastischer Deutlichkeit, mit liebevollem Eingehen in ihre Schaffensart und Gesinnung gezeichnet: überall verbinden sich die einzelnen Gestalten zu einem lebendigen Ganzen, überall findet man nicht nur die Fäden, die von einem zum andern führen, bloßgelegt, sondern auch die größeren Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Zweigen der romanischen Welt," wenn als Vor-

zug der Behandlung der systematischen Rechtswissenschaft betont wird, daß „nirgends die Behandlung rein technisch-juristischer Probleme zum Selbstzweck wird, nirgends sich hierin die Darstellung verliert, stets der Sinn auf das Ganze, nämlich auf den Zusammenhang des Rechts mit der gesamten Kultur der Gegenwart gerichtet bleibt“, wenn Lexis' Darstellung der allgemeinen Volkswirtschaftslehre „als die gereifte Frucht eines langen Gelehrtenlebens begrüßt wird, als Einführungsbuch vor allem für die, die mitten im wirtschaftlichen Getriebe stehend, das Bedürfnis empfinden, über die um sie herflutenden wirtschaftlichen Erscheinungen Klarheit zu erhalten“, oder die Behandlung von „Staat und Gesellschaft der neueren Zeit“ die Frage aufwerfen läßt, „welchem der drei Gelehrten man den Kranz reichen möchte, der feinabgewogenen, klaren Bestimmtheit v. Bezolds, der glänzenden im universalen Wissen übersprudelnden Gestaltungskraft Gotheins oder der gedrungenen Gründlichkeit Kosers“.

In einer im Herbst 1909 stattfindenden Besprechung, der bereits Beratungen in Berlin vorausgegangen waren, wurde unter Mitwirkung von Felix Klein als Vertreter für die mathematischen und Naturwissenschaften, W. v. Dyck für die Technik, Friedrich v. Müller für die medizinischen Wissenschaften und Alfred Ackermann für den Verlag die Inangriffnahme der mathematisch-naturwissenschaftlichen (III) und technischen (IV) Teile des Werkes beschlossen. Da der Herausgeber als Historiker diesen Gebieten ferner stand, ergab sich für diese Teile die Notwendigkeit der Schaffung einer besonderen Organisation, deren Führung Felix Klein übernahm. Die Teile wurden in einzelne Unterabteilungen gegliedert und jede einem besonderen Abteilungsleiter unterstellt. Ihm zur Seite treten ein oder mehrere Bandredakteure, deren Aufgabe es vor allem ist, geeignete Mitarbeiter zu gewinnen und die Dispositionen der ihnen unterstellten Bände vorzubereiten. Diesen Zwecken dienten auch mehrfache unter der Beteiligung der auf diesem Gebiete führen-

den Gelehrten stattgehabte Konferenzen, die sich auch der Teilnahme Sr. Exzellenz des Herrn Kultusministers von Trott zu Solz und der besonderen fördernden Mitwirkung des Herrn Ministerialdirektor Wirkl. Geheimen Rat Dr. Naumann, des Herrn Ministerialdirigenten Wirkl. Geheimen Rat Dr. Schmidt, sowie zahlreicher Vertreter verschiedener anderer Behörden zu erfreuen hatten. Die Vorbereitungen zu diesen Konferenzen sowie die Aufstellung einer ersten als Unterlage für die weiteren Verhandlungen dienende Stoffgliederung übernahm in enger Fühlung mit den Abteilungsleitern C. Thesing. Nach eingehender Beratung wurde folgende Gliederung des Werkes beschlossen: Mathematik (Abteilungsleiter Fel. Klein); Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften und der Medizin (W. His); Naturwissenschaften des Anorganischen (E. Lecher); Biologie (R. v. Wettstein); Medizinische Wissenschaften (Fr. v. Müller). Teil IV, für den W. v. Dyck und O. Kammerer die Führung übernommen, soll folgende Hauptgebiete behandeln: Vorgeschichte der Technik (C. Matschoß), Verwertung der Naturkräfte zur Gewinnung mechanischer Energie und Umwandlung und Verteilung der Energie (M. Schröter); Bergbau und Hüttenwesen (W. Bornhardt); Land- und Forstwirtschaft; Mechanische Technologie; Chemische Technologie; Siedelungen (W. Franz und C. Hocheder); Verkehrswesen (O. Kammerer); Kriegswesen (Oberst Schwarte); die technischen Mittel des geistigen Verkehrs und die technischen Mittel der Beobachtung und Messung (A. Miethe); Technische Bildung, die Technik in ihren Beziehungen zu den übrigen Kulturgebieten und die Technik im Gesamtbild der Kultur (W. v. Dyck). Auch hier ist es gelungen, die Ausführung überall in die berufensten Hände legen zu können, so daß eine die Bedeutung dieser Gebiete in unserer Kultur voll zur Geltung bringende Darstellung erwartet werden darf.

Der Ausbau des Werkes ist die Aufgabe, welche die Firma B. G. Teubner als eine der vornehmsten ins zweite Jahrhundert

ihres Bestehens hinübernimmt; sie wird sich dabei – und, so Gott will, bei all ihrem weiteren Tun – leiten lassen von Gedanken, wie sie die Schlußbetrachtungen Hermann Diels' aussprechen: „Unveräußerlich bleibt des Menschen Recht und Pflicht, sich klar zu werden über sich selbst und über das, was ihn auf der Welt umgibt.... Die Wissenschaft bietet ihm die Mittel, so viel vom Wesen der Dinge zu erkennen, als ihr zu wissen und ihm zu verstehen zurzeit beschieden ist. Mag es viel oder wenig sein: wer an seiner wissenschaftlichen Bildung ehrlich arbeitet, der arbeitet an seinem Teile mit an der Höherzüchtung der ganzen Gattung einem höheren und höchsten Ziele entgegen. Wir sehen es nicht und erkennen es nicht, aber wir ahnen es, und die wundersame Erleuchtung, die uns befällt, wenn wir uns auch nur am kleinsten Punkte die Wahrheit erarbeiten, zeigt uns deutlich, daß dieser Drang nach geistiger Befreiung und Höherbildung kein leerer Wahn, sondern eine Vorahnung höherer Bestimmung ist."





CARL FREVERT

BERNHARD GEYLER

CHRISTIAN MÜLLER

EDUARD STARKE

BRUNO LIPS

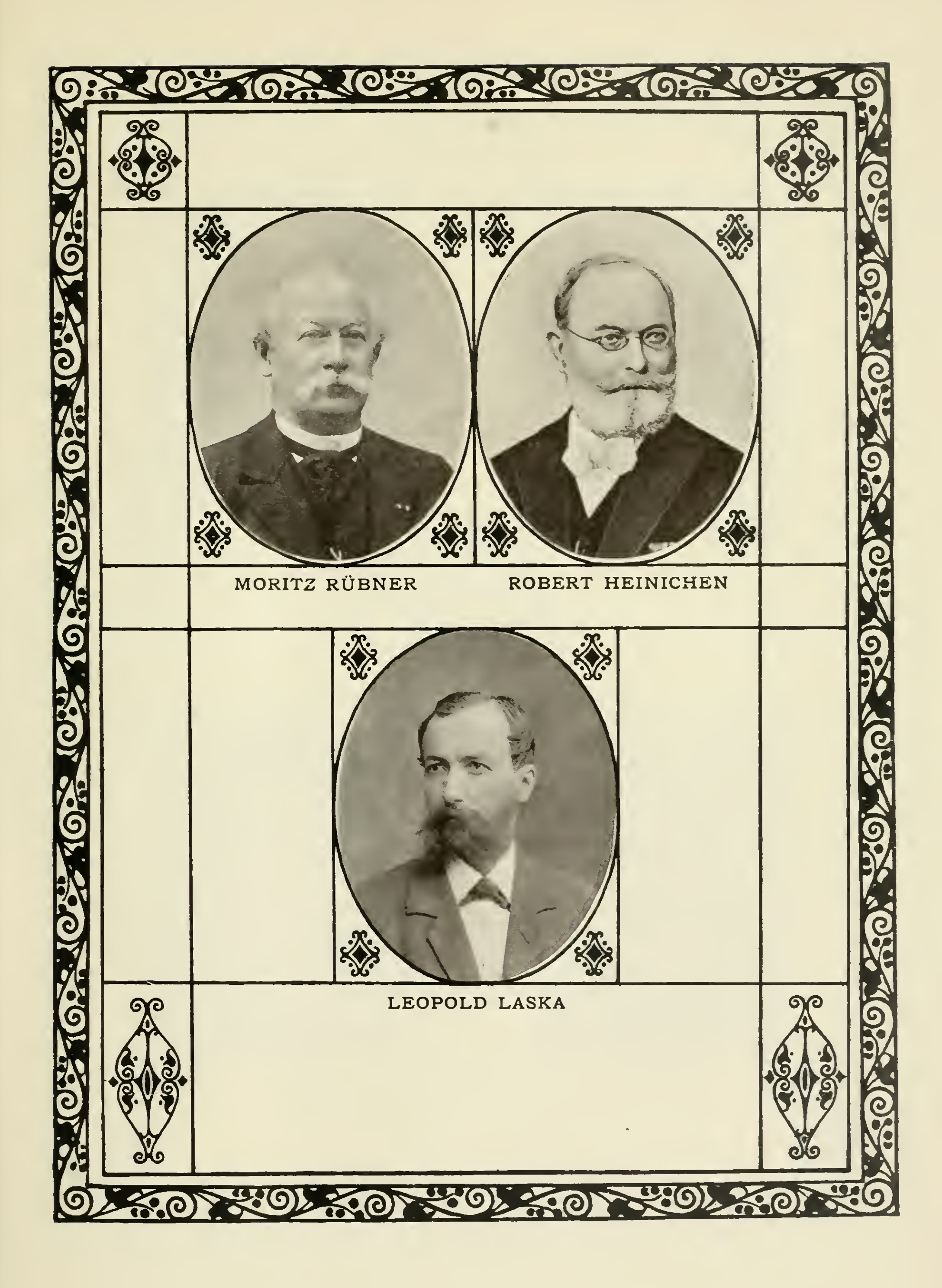
JUBILARE DER FIRMA



ie Schilderung hat in ihrem Verlaufe mehr und mehr den persönlichen Charakter verloren: an die Stelle des Einzelschicksals tritt die Geschichte der Organisation. Deshalb – und das dürfte auch die vorangegangene Darstellung haben erkennen lassen – ist die Bedeutung dessen, was der einzelne in ihr, an welcher Stelle auch immer, leistet, keine geringere geworden. So gebietet es die geschichtliche Treue – im doppelten Wortsinne –, wenn es auch nicht möglich ist, alle Namen zu nennen, die in den hundert Jahren in der Firma mitgearbeitet und so an ihrem Teil zu ihrer Entwicklung beigetragen haben, doch wenigstens in einzelnen Vertretern zur Geltung zu bringen, was an unermüdlicher Arbeit und treuer Pflichterfüllung im Betriebe von allen, die ihm angehört, geleistet wurde. So sollen, soweit sie sich noch haben feststellen lassen, die Namen derer hier einen Ehrenplatz finden, die einen großen Teil ihres Lebens, oft nahezu ein ganzes Leben, dem Dienst der Firma gewidmet haben.

FAKTORE: Friedrich Lienicke † 1827–1895 · Robert Heinichen † 1848 bis 1895 (Geschäftsführer Dresden) · Karl Köhler † 1850–1880 · Konstantin Skerl † 1853–1901 (Dresden) · Moritz Rübner † 1856–1909 · Hermann Zwicker † 1861–1904 · Louis Reinhardt 1863–1911 · Leopold Laska † 1865 bis 1886 · Ludwig Zinsmeyer † 1866–1898 · Ernst Remmler 1872–1911 · Eduard Starke 1874–1911 · Rudolf Kupfer 1875–1911 (Dresden) · Ferdinand Rother 1880–1911 · Martin Strecker 1882–1911 · Max Zeh 1883–1911 (Dresden) · BUCHHÄNDLER: Karl Frevert 1843–1911 · Bruno Lips 1854–1911 · Louis Wiegand † 1859–1910 · Bernhard Geyler 1867–1911 · Bernhard Kleppel † 1868–1910 · Karl Böttner 1876–1911 · Hugo Frey 1881–1911 · KORREKTOREN: August Riemann 1864–1911 · Gustav Noack † 1872–1908 · Hermann Fasold 1873–1908 · Felix Bernuth † 1874–1900 · Waldemar Melz 1884–1911 · METTEURE: Hermann Diettrich † 1852–1905 (Bazar) · Johann Lessing † 1866–1896 (Leipz. Ztg.) · Friedrich Helmig † 1873–1907 (Dresdner Journal) · Felix Claus 1879–1911 (Leipz. Ztg.) · SETZER: Robert Mühlberg † 1842–1869 · Heinrich Becker † 1846–1883 · Karl Munde † 1851–1889 ·

Karl Hamann † 1853–1901 (Magazinverwalter) · Karl Gebhardt † 1854–1890 · August Große † 1858–1895 · Hermann Burger † 1860–1898 · Theodor Ermscher 1864–1910 · Wilhelm Gail † 1865–1891 · August Dietze 1866–1906 · Alfred Krause † 1868–1902 · Wilhelm Metzel 1869–1911 · Emil Scheumann † 1870–1897 · Karl Marczinowski 1871–1907 · Hermann Oschatz 1871–1907 · August Hartmann 1872–1906 · Louis Heyner † 1873–1906 · Franz Klunker 1873–1905 · Ferdinand Lehmann † 1873–1905 · Emil Preißler † 1873–1899 · Hermann Rosche 1873–1910 · Robert Sandig 1873–1911 · Reinhold Bahndorf 1874–1911 · Paul Bürner 1874–1911 · Gustav Hessel 1874–1911 · Richard Hieronymus 1874–1911 · Wilhelm Nagel 1874–1902 · Otto Lincke 1875 bis 1911 · Ferdinand Tuma 1876–1911 · Bruno Hamann 1877–1907 · Ferdinand Walther 1877–1911 · Alfred Schlick 1878–1908 · Hermann Bäuchler † 1879 bis 1906 · Bernhard Rößner 1879–1911 · Gustav Liebecke † 1880–1906 · Karl Netsch 1880–1911 · Louis Große 1882–1911 · Hermann Dammann 1885 bis 1911 · DRUCKER: Karl Helfer † 1839–1886 · Andreas Götz † 1843–1872 · Friedrich Mühlner † 1844–1869 · Christian Müller 1854–1911 · Adolf Tuma 1865–1911 · Ernst Hempel † 1868–1892 · Eduard Hoyer 1868–1911 · Gustav Zwicker 1869–1911 · Oskar Lange † 1872–1900 · Rudolf Schmidt 1872 bis 1906 · August Wilhelm † 1873–1904 · Gotthold Rosche 1874–1911 · Gustav Sandrock 1874–1911 · Gustav Arlandt 1877–1911 · Hermann Kirsten 1881 bis 1911 · Adolf Schmidt 1881–1911 · Paul Thiemig 1882–1911 · Franz Hellmer 1884–1911 · Alfred Grundmann 1885–1911 · GIESSER: Hermann Erdmann 1869–1904 · Johann Zambony 1869–1904 · STEREOTYPEURE: Gottlob Hanitzsch † 1836–1885 · Eduard Seidel 1872–1910 · Hermann Jentzsch 1873–1911 · Robert Reichardt 1873–1911 (Galvanoplastiker) · Hermann Krahl 1882–1911 · August Langenberger 1883–1911 · Hermann Beyer † 1884–1910 · SCHLOSSER: August Böttcher 1886–1911 · MARKTHELFER: Robert Scharf † 1866–1906 · Karl Hecht † 1867–1906 · Karl Birkner 1884–1911 · Moritz Heßler 1885–1911 (Obermarkthelfer) · HILFSPERSONAL: Andreas Schmidt † 1835–1889 · August Schaarschmidt † 1847–1884 · Hermann Schneider † 1854–1885 · Wilhelmine Ehser † 1859–1891 · Emilie Heller † 1863–1896 · Ludwig Lauer † 1864 bis 1890 · Josephine Hruschka † 1865–1904 · Julius Schwarzburger † 1865 bis 1901 · Dora Lepus 1868–1895 · Marie Zothe 1868–1897 · Louise Schneider † 1869–1904 · August Kohlbach 1870–1911 · Hermann Funke 1871–1911 · Johanna Müller † 1871–1898 · Moritz Gröbel † 1872–1906 · Wilhelm Poster † 1872 bis 1898 · Robert Becker 1877–1911 · Ernst Hammer 1877–1908 (Dresden) · Gustav Flügel 1879–1911 · Marie Rosenbaum, geb. Benedix 1882–1911 · Anna Barthol 1883–1911 · Benno Jentzsch 1883–1911 (Dresden).

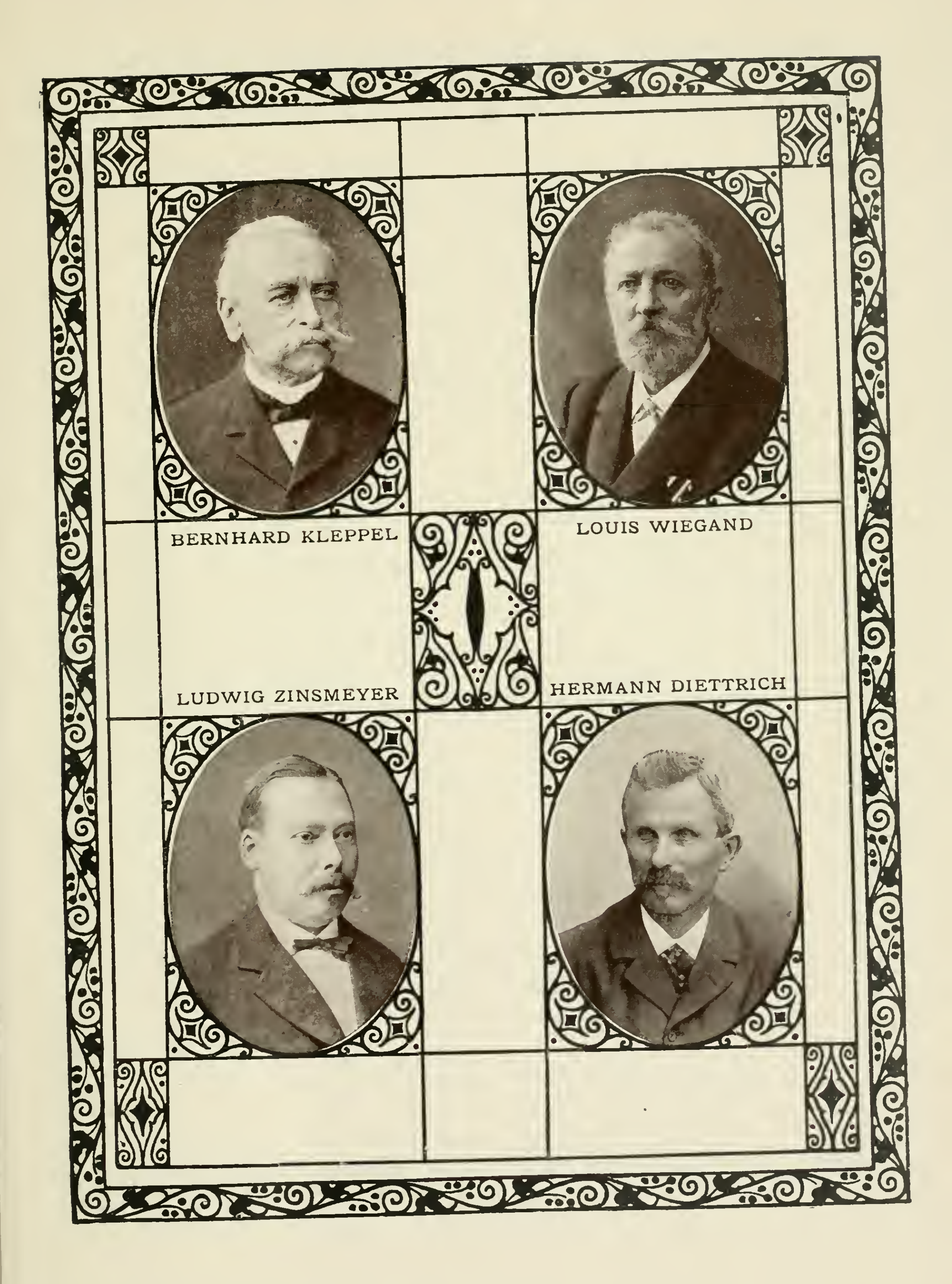


MORITZ RÜBNER

ROBERT HEINICHEN

LEOPOLD LASKA




BERNHARD KLEPPEL
LOUIS WIEGAND
LUDWIG ZINSMEYER
HERMANN DIETTRICH

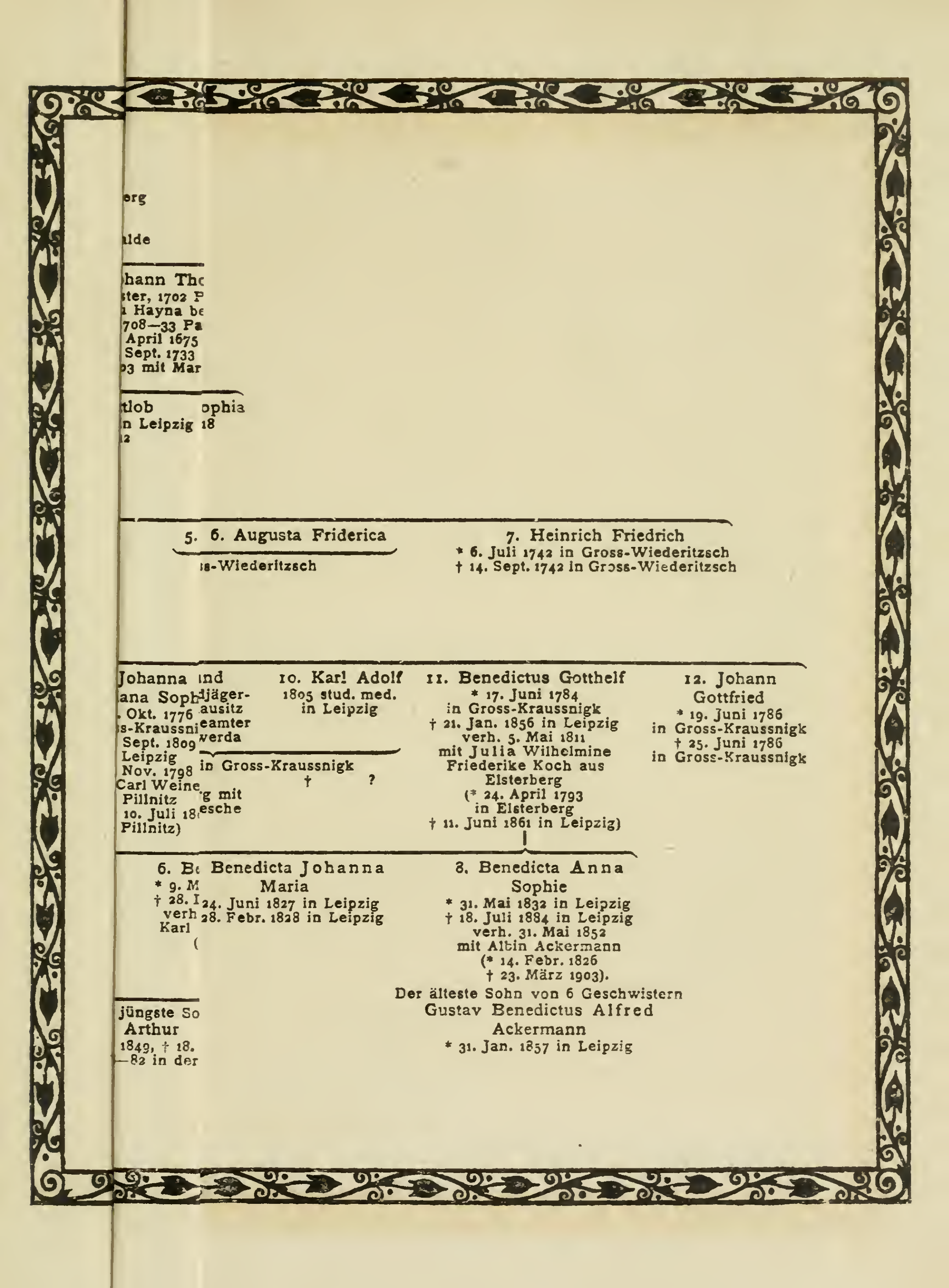


ÜBERSICHT DES INHALTES

VERZEICHNIS DER BEILAGEN

Das Zustandekommen der vorliegenden Darstellung war, wie schon in der Vorrede bemerkt ist, nur durch Mitarbeit vieler möglich, abgesehen von der seitens der verschiedenen Stellen des gesamten Betriebes geleisteten Hilfe. Es haben verfaßt: Herr Dr. Friedrich Schulze Kapitel I—V, Herr Konrad Giesecke Kapitel VI und VII, den Abschnitt über Organisation des Verlags darin Herr Prokurist Meyer, Kapitel VIII Herr Professor Dr. Conrad Müller in Hannover unter Mitarbeit von Herrn Dr. Alfred Ackermann, Herrn Dr. Schubert (für Geographie) und Herrn Dr. Thesing, der insbesondere für die naturwissenschaftlichen Partien Material zur Verfügung stellte. In Kapitel IX sind die Schilderung des neueren philologischen Verlags sowie einige weitere Abschnitte von Herrn Dr. Alfred Giesecke verfaßt, andere haben Herr Dr. Stahl (über den altsprachlichen Unterricht und die höheren Knabenschulen), Herr Dr. Schubert (über Erziehungs- und Schulwesen) sowie Herr Dr. Friedrich Schulze beigesteuert. Durch sachverständige Beratung und insbesondere sachverständige Prüfung verschiedener Stellen in der Korrektur haben folgende Herren das Buch gefördert: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig, Dr. H. H. Houben in Leipzig, Professor Dr. Rudolf Klußmann in München, Professor Dr. G. F. Lipps in Leipzig, Dr. B. A. Müller in Hamburg. — Wichtiges handschriftliches Material stellten zur Verfügung: F. A. Brockhaus in Leipzig; König & Bauer, Maschinenfabrik in Kloster Oberzell, Würzburg; Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München; Herr Kommerzienrat Nauhardt in Leipzig und Frau Anna verw. Schilbach, geb. Koch in Chemnitz sowie die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin. Mlle Eugénie Muylle in Paris hatte die Liebenswürdigkeit, von Teubnerschen Briefen in der Pariser Nationalbibliothek Abschriften anzufertigen. — Familiengeschichtliche Nachweise haben Herr Pastor Naegler in Teubners Geburtsort Grosskraussnigk, Herr Pastor Lüpke in Gossmar bei Sonnewalde sowie Herr Pfarrer Voigt in Grosswiederitzsch bei Leipzig in erheblichem Umfang geliefert. — Fast sämtliche Bilder stammen aus Privatbesitz. Das Porträt August Diezmanns zum vierten Kapitel ist nach einem im Verlag von Baumgärtners Buchhandlung (Leipzig) erschienenen Stahlstich hergestellt. — Die Ausstattung besorgte Herr Professor Walter Tiemann unter Beihilfe von Herrn Hanns Alexander Müller in Leipzig.

DER HERAUSGEBER.



erg
ılde
hann Thc
ter, 1702 P
Hayna be
708—33 Pa
April 1675
Sept. 1733
93 mit Mar
tlob
n Leipzig
12
ophia
18
5. 6. Augusta Friderica
ıs-Wiederitzsch
7. Heinrich Friedrich
* 6. Juli 1742 in Gross-Wiederitzsch
† 14. Sept. 1742 in Gross-Wiederitzsch
Johanna
ana Soph
. Okt. 1776
s-Kraussni
Sept. 1809
Leipzig
Nov. 1798
Carl Weine
Pillnitz
10. Juli 18
Pillnitz)
ınd
djäger-
ausitz
eamter
verda
in Gross-Kraussnigk
† ?
g mit
esche
10. Karl Adolf
1805 stud. med.
in Leipzig
11. Benedictus Gotthelf
* 17. Juni 1784
in Gross-Kraussnigk
† 21. Jan. 1856 in Leipzig
verh. 5. Mai 1811
mit Julia Wilhelmine
Friederike Koch aus
Elsterberg
(* 24. April 1793
in Elsterberg
† 11. Juni 1861 in Leipzig)
12. Johann
Gottfried
* 19. Juni 1786
in Gross-Kraussnigk
† 25. Juni 1786
in Gross-Kraussnigk
6. B
* 9. M
† 28. I
verh
Karl
(
Benedicta Johanna
Maria
24. Juni 1827 in Leipzig
28. Febr. 1828 in Leipzig
8. Benedicta Anna
Sophie
* 31. Mai 1832 in Leipzig
† 18. Juli 1884 in Leipzig
verh. 31. Mai 1852
mit Albin Ackermann
(* 14. Febr. 1826
† 23. März 1903).
Der älteste Sohn von 6 Geschwistern
Gustav Benedictus Alfred
Ackermann
* 31. Jan. 1857 in Leipzig
jüngste So
Arthur
1849, † 18.
—82 in der



Christian Teubner in Annaberg

Christoph Teubner
nachgeborener Sohn, seit 1689 Pfarrer in Königswalde bei Annaberg
getauft 3. Nov. 1623 in Annaberg
† 6. März 1684 in Königswalde
verh. 17. Okt. 1670 mit Anna Katharina Hunnenberger aus Königswalde

---

1. Katharina Elisabetha
* 20. Juli 1671
† ?
verh. 1701 mit Johann Christoph Bratschneider, Schneider und Bürger in Johstadt

2. Johannes Christianus
* 14. Juli 1673
† 17. Juni 1677

3. Johann Thomas Teubner,
Magister, 1702 Pastor substitutus zu Hayna bei Merseburg, 1708—33 Pastor ebenda
* 30. April 1675 in Königswalde
† 28. Sept. 1733 in Hayna
verh. 1703 mit Maria Catharina Gerlé

---

1. Johann Carl
1728 Magister, 1733 Nachfolger seines Vater in Hayna
* 17. Febr. 1704 in Hayna
† 1751 in Hayna

2. David Friedrich
von 1732 bis zu seinem Tode Pastor in Wiederitzsch bei Leipzig
* 17. April 1707 in Hayna
† 2. Sept. 1761 in Wiederitzsch
verh. mit Johanna Christiane Niehr aus Merseburg

3. Johann Gottlob
vermutlich Advokat in Leipzig
* 16. April 1712
† ?

4. Christiana Sophia
* 21. März 1718
†

---

1. Johann Carl Friedrich
Kandidat
* 22. Sept. 1733 in Gross-Wiederitzsch
† 23. Juni 1794 in Gossmar (Niederlausitz)

2. August Friedrich
1761—87 Pfarrer in Gross-Kraussnigk (Niederlausitz), 1787—1800 Pfarrer in Gossmar bei Sonnewalde, * 8. Nov. 1734 in Gross-Wiederitzsch, † 1. Aug. 1800 in Gossmar, verh. 3. Nov. 1761 mit Christiane Sophia Hentzschel, (* 1. Jan. 1741 in Sonnewalde, † 29. Aug. 1803 in Pillnitz)

3. Wilhelm Friedrich
1780 in Leipzig immatrikuliert
* 20. Dez. 1735 in Gross-Wiederitzsch
† ?

4. Carolina Friderica
* 11. Aug. 1737 in Gross-Wiederitzsch
† 30. Juli 1739 in Gross-Wiederitzsch

5. Carolina Friderica — **6. Augusta Friderica**
* 31. Aug. 1739 in Gross-Wiederitzsch
† ?

7. Heinrich Friedrich
* 6. Juli 1742 in Gross-Wiederitzsch
† 14. Sept. 1742 in Gross-Wiederitzsch

---

1. Friedrich Gottlob August
1800—1833 Pfarrer in Rosenthal bei Dahme
* 29. Sept. 1762 in Gross-Kraussnigk
† 28. Jan. 1838 in Dahme
verh. mit Johanne Friederike Caroline Böhlau

2. Friedrich Gotthelf August
Dr. med., Arzt in Luckau (Niederlausitz)
* 29. Aug. 1764 in Gross-Kraussnigk
† 15. Nov. 1830
verh. 10. Nov. 1807 mit Sophie Christiana Schultz

3. Friedrich Gottlieb August
* 3. April 1767 in Gross-Kraussnigk
† ?
verh. 13. Sept. 1792 mit Ferdinande Christiane Henriette Becker aus Schleiz

4. Friedrich Gottvertrau August
* 23. Dez. 1769 in Gross-Kraussnigk
† 24. Dez. 1769 in Gross-Kraussnigk

5. Johanna Christiana Sophia
* 8. Nov. 1770 in Gross-Kraussnigk
† 20. Nov. 1775 in Gross-Kraussnigk

6. Sophie Elisabeth
* 20. Nov. 1772 in Gross-Kraussnigk
† ?
verh. 8. März 1791 mit Johann Carl Gottlieb Löscher, Rektor Scholae zu Sonnewalde, 1801 Pfarrer zu Gossmar (* 1759, † 9. Aug. 1823 in Gossmar)

7. Christian Samuel Gotthold
1802 in Leipzig immatrikuliert
* 11. Nov. 1774 in Gross-Kraussnigk
† 8. Dez. 1804 als stud. med. in Pillnitz

8. Johanne Christiana Sophia
* 30. Okt. 1776 in Gross-Kraussnigk
† 23. Sept. 1809 in Leipzig
verh. 11. Nov. 1798 mit Johann Carl Weinedel in Pillnitz (* ?, † 10. Juli 1808 in Pillnitz)

9. David Sigismund — **10. Karl Adolf**
9\. David Sigismund: 1812 im Kgl. Sächs. Feldjägerkorps aus der Niederlausitz, 1820 Kgl. Preuß. Forstbeamter zu Neida bei Hoyerswerda
10\. Karl Adolf: 1803 stud. med. in Leipzig
* 14. April 1780 in Gross-Kraussnigk
† ? † ?
verh. 1822 zu Herzberg mit Henriette Caroline Giesche

11. Benedictus Gotthelf
* 17. Juni 1784 in Gross-Kraussnigk
† 21. Jan. 1836 in Leipzig
verh. 3. Mai 1811 mit Julia Wilhelmine Friederike Koch aus Elsterberg (* 24. April 1793 in Elsterberg † 11. Juni 1881 in Leipzig)

12. Johann Gottfried
* 19. Juni 1786 in Gross-Kraussnigk
† 25. Juni 1786 in Gross-Kraussnigk

---

1. Karl Hermann
* 7. Nov. 1812 in Leipzig
† 22. Nov. 1829 in Leipzig

2. Johanne Sophie Caroline Bianca
* 11. Nov. 1814 in Leipzig
† 13. Juli 1886 in Leipzig
verh. 23. Mai 1839 mit Heinrich Rudolf Dietsch (* 16. März 1814 † 29. Dez. 1875)

3. Benedictine Friederike Mathilde
* 9. Juli 1816 in Leipzig
† 24. April 1852 in Leipzig
verh. 16. Juli 1838 mit Eduard Koch (* 20. April 1809 † 2. Juli 1883)

4. Benedictus Richard Friedrich
* 4. Okt. 1817 in Leipzig
† 7. Okt. 1841 in Leipzig

5. Julia Emilie Franziska
* 11. Jan. 1823 in Leipzig
† 28. April 1896 in Leipzig
verh. 11. Mai 1846 mit Christian Adolf Roßbach (* 28. Dez. 1822 † 8. Jan. 1898).

6. Benedictine Agnes
* 9. Mai 182[illegible] in Leipzig
† 28. Dez. 189[illegible] in Dresden
verh. 18. Febr. 1847 mit Karl Gustav Ackermann (* 10. April 1820 † 1. März 1901)

7. Benedicta Johanna Maria
* 24. Juni 1817 in Leipzig
† 28. Febr. 1828 in Leipzig

8. Benedicta Anna Sophie
* 31. Mai 1832 in Leipzig
† 18. Juli 1864 in Leipzig
verh. 31. Mai 1852 mit Albin Ackermann (* 14. Febr. 1828 † 23. März 1903).
Der älteste Sohn von 6 Geschwistern
Gustav Benedictus Alfred Ackermann
* 31. Jan. 1857 in Leipzig

Adolf Roßbachs älteste Tochter
Leonune
* 26. April 1847
verh. mit Dr. Bruno Giesecke
* 14. Sept. 1838, † 1. Dez. 1905.
Söhne von 6 Geschwistern.
Christian Alfred Giesecke * 16. April 1868
Bruno Konrad Giesecke * 27. Sept. 1878

Der jüngste Sohn
Arthur
* 23. März 1849, † 18. Okt. 1882
von 1878—82 in der Firma













